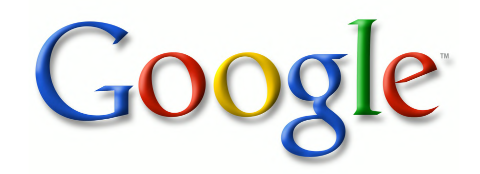


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

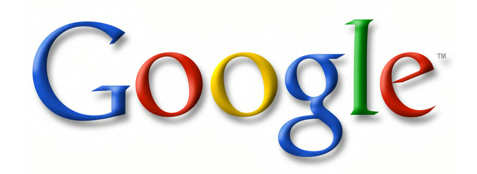
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

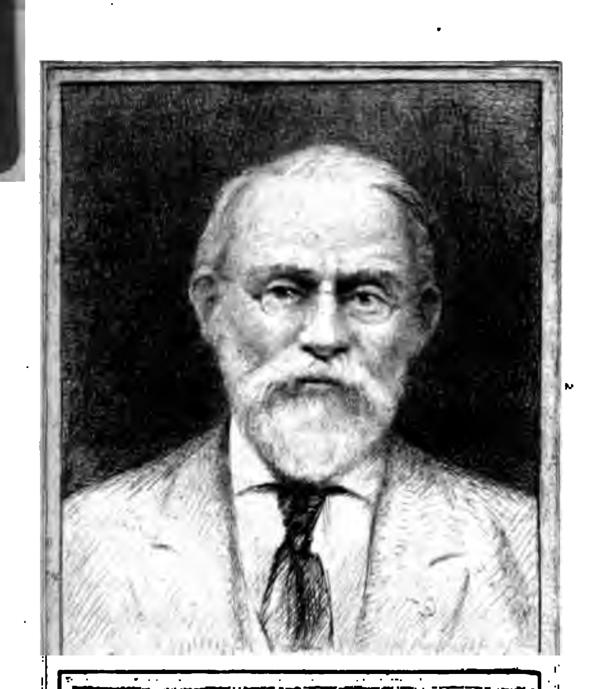
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.







SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1844

Erster Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Dreizehnter Band.

München, 1844.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Dreizehnter Band.

München, 1844.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

D
1
.H6695
V.13

T24 '0642

Inhaltsverzeichniß.



I.

Ein Ausflug nach Pompeji.

Gibt es einen Fleck auf der Erde, wo die Licht- und Schattenseiten des Lebens in grellem Contraste einander gegenübertreten, wo über einem ewiggrünen, sonnigen Frühlingsgarten, voll der reizendsten Blüthen und Früchte, der finsterste Geist der Zerstörung zu schweben scheint, und plötzlich in der schwärzesten Nacht seine gluthrothe Schreckensgestalt zeigt: so ist es der Golf von Neapel.

Hier lag die heiterlächelnde Parthenope der Griechen, Campania felix, das glückliche Campanien, so nannten die Römer jenes gottgesegnete Land, wo die Rebe an fünfzig bis sechszig Fuß die Ulmen und Pappeln hinansteigt, und überreich mit Früchten beladen, in prachtvollen Triumphbogen, von Baum zu Baum ihre grünen Gewinde schlingend und dem ganzen Lande einen festlichen Anblick verleihend, sich längst den Landstraßen stundenlang hinzieht. In solcher Ueberfülle bietet hier die Natur ihre Früchte und Genüsse dem Menschen dar, so milde wehen ihn die südlichen Lüfte und Orangendüfte an, so warm scheint die Sonne aus dem blauen Himmel an diesem lachenden Meerufer auf ihn hernieder, daß mehr denn ein kriegerisches, durch Entbehrung und Kampf abgehärtetes Volk hier von der überall lockenden Genußsucht und dem süßen Müssiggange sich verführen ließ, und in Schwelgerei und Verweichlichung seine sittliche Kraft und seine leibliche Stärke einbüßte.

Allein dieser Boden, der die Arbeit des Menschen so hundertfach lohnt, der an manchen Stellen drei Erndten zu gleicher Zeit trägt, welche er mehrmal im Jahreslaufe reift, dieser Boden, dem Roms Imperatoren und Großen den Vorzug gaben, um hier jene Villen und Gärten auszuschmücken, in denen sie allen Wollüsten gepflogen, er ist ein Feuerboden, die Hölle brennt unter dünner Rinde, und droht ihn jeden Augenblick mit ihren Feuerströmen zu überschwemmen.

Hier in diesem irdischen Paradiese ließen daher die Sagen hellenischer Dichtung, nahe an den genußreichen, verlockenden Zaubergarten der Circe, die Hölle ihren schreckendrohenden Mund öffnen; hierhin verlegten sie die Pforte der Unterwelt, aus der ihre dunkelen Flammen aufschlugen; hier lagen die düsteren, stummen Seen der Todtenwelt, im Qualm ihrer giftigen Dünste, über die kein Vogel hinwegflog; hier rannen trägen Flußes die erstickenden Ströme, welche das Reich der Unterirdischen umschließen; hier brannten die phlegräischen Feuerfelder; hier hielt nach Strabo Odysseus sein Grabopfer und befragte die geheimnißvollen Mächte des Schattenreiches; hier war der große Kampfplatz, wo die wilden, ungefügen Feuerriesen des Abgrundes gegen das weltordnende, himmlische Gesetz des Zeus, gegen Harmonie und Ebenmaaß, in ihrem ungebändigten Grimme sich empört; und hier endlich ist es noch, wo der wuthschnaubende Höllenriese der Urzeit, unter dem Berge begraben und von den Blitzen des Zeus getroffen, in seinem Zorn und Schmerz sich windet und stöhnt, und Flammen ausspeiend die Erde erbeben macht.

Auch der Geist des Mittelalters glaubte, daß aus diesem so üppig übergrünten Boden die Flammen ewiger Verdammniß aufschlügen; er bebte hier vor den finsteren, zerstörenden Gewalten zurück, und seinem erschreckten Gewissen schien es nicht selten, als empfange hier die Seele des Verworfenen, der sich, gleich den Titanen, wider die göttlichen Gesetze empört, in jenem verzehrenden Flammenpfuhle, den die bösen

Geister der Hölle anschürten, seine Strafe. Ein Schreiben des eilften Jahrhunderts, welches Damianus an Papst Nikolaus II. gerichtet, erzählt in diesem Geiste Folgendes: „Unweit Neapel, hart an der Landstraße, wohnte ein Diener Gottes auf einem hohen Felsen. Als derselbe bei nächtlicher Weile seine Hymnen sang, öffnete er das Fenster seiner Zelle, um zu sehen, wie viel es an der Zeit seyn möchte. Siehe! da ward er eines langen Zuges von Saumrossen gewahr mit Heu beladen, die von einem Haufen von Männern geführt wurden, schwarz wie die Aethiopen. Er war neugierig, zu wissen, wer sie seyen, und wo sie das Thierfutter hinbrächten. Da gaben sie ihm zur Antwort: Wir sind böse Geister, und das Futter, was wir hier bringen, ist kein Futter für Schaafe oder Pferde, sondern um das Feuer zu nähren, das den Seelen der Menschen bestimmt ist: denn wir warten nun zuerst auf Pandulphus, Fürsten von Capua, der krank darniederliegt, und dann auf den Johannes, den Hauptmann der Besatzung von Neapel, der noch lebt und wohlauf ist. Hierauf begab sich dieser Mann Gottes zu Johannes, und berichtete ihm getreulich, was er gesehen und gehört. Um diese Zeit aber stand Kaiser Otto II. im Begriff, Krieg gegen die Sarazenen zu erheben, und rückte nach Calabrien. Johannes antwortete daher: Ich muß erst dem Kaiser zur Begrüßung entgegen gehen, und mich mit ihm über den Zustand des Landes besprechen. Ist er aber von hinnen, dann verspreche ich, die Welt zu verlassen und ins Kloster zu gehen. Um sich jedoch Gewißheit über die Wahrheit der Geschichte des Priesters zu verschaffen, sandte er einen Boten nach Capua, der den Pandulphus todt fand. Johannes selbst lebte kaum noch vierzehn Tage, er starb, ehe der Kaiser in dieß Gebiet kam. Nach seinem Tode brach der Vesuv, aus dem die Hölle oft auflodert, in Flammen aus, was sich leichtlich begreift; da das Heu, welches die bösen Geister zurecht machten, nichts war, als eben das schlimme Feuer, das solcher verworfenen und schlechten Menschen harrt: denn so oft

1*

ein gottloser Reicher in diesen Gegenden stirbt, sieht man das Feuer aus dem genannten Berge auflodern, und eine solche Masse von Schwefelguß fließt herunter, daß sie zum Bache aufschwillt, der hinabschießend sogar bis zur See dringt. Und wahrhaftig, ein früherer Fürst von Palermo sah einmal von ferne Schwefel- und Pechflammen aus dem Vesuv hervorbrechen, und sagte, daß gewiß eben ein reicher Mann im Begriff seyn müsse, zu sterben und zur Hölle hinabzufahren. O wehe des verblendeten Sinnes böser Menschen! Noch in derselben Nacht, als er unbekümmert in seinem Bette lag, gab er seinen Geist auf. So war auch ein neapolitanischer Priester, der mehr Dinge zu wissen begehrte, als heilsam ist. Als der Höllenpfuhl nun einmal größere Flammen ausspie, als gewöhnlich, beschloß er, verwegenen Uebermuths, ihn zu besuchen. Nach gelesener Messe machte er sich auf, ausgerüstet, wie er war, mit den heiligen Gewändern; allein dieser voreilige Auskundschafter, der näher ging, als Menschen zu thun pflegen, kam, unfähig der Rückkehr, nimmer zum Vorschein". Dieß waren die Empfindungen, welche das furchtbare Schauspiel des alten Flammenspeiers in der Seele des Mittelalters weckte.

Wenn nun auch die riesigen Feuersäulen, die sich aus dieser unterirdischen Esse, nach dem Zeugnisse von Augenzeugen bis zu einer Höhe von sechstausend Fuß himmelan erheben, nicht die Flammen der Hölle sind, und wenn jene Feuerbäche und Gluthströme, die in überstürzender Eile dem heißen Herzen des alten Riesen entquillen, und meilenbreit Stadt und Land, unter thurmhoher Lava begraben, nicht dem Abgrund ewiger Verdammniß entströmen: so sind sie doch jedenfalls ein Symbol des Fluches, der alles Irdische getroffen, sie sind Ausflüsse des Todes und der Vernichtung, und predigen mit ihren Feuerzungen die Unbeständigkeit und Flüchtigkeit des blühendsten Lebens.

So erhebt sich der rauchende Berg mitten in diesem lachenden Garten, den zertrümmerten Lustschlößern Capris ge-

genüber, wie ein drohender Bußprediger; weithin sichtbar ruft er jedem das memento mori entgegen; viele Stunden rundum hat er die Gegend, mehr denn einmal, mit haushoher Asche eingeäschert; blühende Städte ruhen zu seinen Füßen, deren üppige Herrlichkeit, als ihre Bewohner im Theater scherzten, in Rauch aufgegangen, und deren stolze Palläste und prunkende Tempel tief unter Lava und Asche begraben liegen.

Allein der Mensch gewöhnt sich an Alles; mit Allem macht ihn Sorglosigkeit und Gewohnheit zuletzt vertraut; kaum ist die glühende Asche erkaltet, so pflügt er sie und besäet sie schon wieder; über der begrabenen Hütte des Vaters baut der Sohn eine neue, und trinkt, der Vergangenheit uneingedenk und einer unsicheren Zukunft vertrauend, leichten Sinnes den Wein, den die unterirdischen Flammen, die ihn jede Stunde zu verschlingen drohen, gekocht haben. Rückert hat den Ansiedlern des Vesuvs, die den Lacrimä Christi Wein auf dem Grabe von Herculanum und Pompeji trinken, die Worte seiner Dichtung verliehen. Er singt mit ihnen:

Der Vesuv, an dem wir hausen,
Der mit einem Ausbruch droht;
Bis die Lavaströme brausen,
Schreckt uns weiter keine Noth.

Wer in hohen Häusern wohnet,
Hat vom Einsturz mehr Gefahr;
Meines bleibt vielleicht verschonet,
Weil es immer niedrig war.

Räumen sollten wir die Hütten,
Wo die Väter wohnten? !
Bis der Sturm sie wird zerrütten,
Reißen wir nicht selbst sie ein.

Süße Vaterlandeserde,
Zwar von Lava schwarz gestreift,
Wo noch weidet meine Herde,
Wo noch meine Traube reift.



Meine Herde will ich weiden,
Meinen Most in Scherben thun;
Was da kommt, ich will es leiden,
Und solang in Frieden ruhn.

Als die Asche kam zu regnen,
Wurden Städte dort bedeckt;
Dieses kann auch uns begegnen,
Doch es hat uns nicht geschreckt.

Fruchtbar wird der Boden werden,
Wann der Sturm vorbeigeflohn;
Enkel weiden meine Herden,
Trauben keltern wird mein Sohn.

Knabe sieh, die Nacht will dunkeln,
Treib die Herde langsam ein!
Nächtlich soll im Becher funkeln
Unser Christithränenwein.

So nennt der Mensch die dünne Aschenrinde, unter der die Hölle brennt, seine geliebte Heimath! wenn das überwuchernde Grün ihm nur einen Augenblick die in der Tiefe lauernde Gefahr verbirgt, mag der Berg über seinem Haupte immerhin rauchen! Und was ist auch daran zu verwundern? sind etwa die, deren Reben nicht auf der Asche des Vesuv oder des Aetna reifen, um vieles besser daran? steht ihre Hütte nicht etwa auch über dem Abgrunde, und liegt nicht dicht unter ihren Füßen der alte Drache der Vernichtung, mit jedem Tage unter der immer dünner und dünner werdenden Rinde, das Grab weiter öffnend, das sie zuletzt verschlingen wird. Gewiß war es das Gefühl dieser Flüchtigkeit des Zeitlichen, welches, zum Ewigen gewendet, manches Kloster strenger Entsagung und Abtödtung in den blühenden Gefilden rund um den Vesuv und Neapel her erbaut hat. Eines, dem Orden der Karthäuser oder Kamaldulenser angehörig, steht auf einem Vorsprunge des Feuerspeiers selbst; ein anderes desselben Ordens erhebt sich dem Vesuv gegenüber, hinter Neapel, auf einer wildbewachsenen, das ganze

Land beherrschenden Berghöhe. Die Lage dieses Klosters, das dem Wachen, dem Fasten, dem Gebete und der Betrachtung geweiht, und für Männer bestimmt ist, die sich von der Welt losgesagt haben, ist eine unvergleichliche; nicht leicht zeigt sich an einem andern Orte die Welt in so reizender Pracht und Herrlichkeit, wie zu den Füßen dieser Mönche. Welch eine Aussicht über dieß weite gesegnete Land, die Küsten Italiens auf und ab! allüberall Gärten mit reicher, südlicher Vegetation, mit Villen und Pallästen! Dicht unten zu den Füßen das unermeßliche Neapel selbst, und Stadt an Stadt längst dem Saume des lichtdurchquollenen Meeres; in der Ferne die hohe Bergwand des Appenins mit ihren scharf hinansteigenden Spitzen, den weiten Garten umschließend; hier der finstere Ernst jener phlegräischen Felder mit ihren dunkelen, trostlosen Seen und schwarzen Kratern; dort mächtige Ruinen einer untergegangenen Welt: Theater, Tempel und Aquädukte; gegenüber, in Mitte eines Bergamphitheaters, unmittelbar von dem Saume der Wellen sich erhebend und einsam in der Ebene emporsteigend, der rauchende Vesuv. Und dann erst die Aussicht nach dem Meere, auf die Landzungen, die Buchten, die Vorgebirge und die reizenden Inseln mit ihren seltsamen Formen, ihren reich begrünten, himmelhohen Berghäuptern, Edelsteinen gleich, in dieß Lichtmeer ausgestreut; und hinter ihnen endlich die unübersehbare Einsamkeit des uferlosen Meeres. Dieß ist das Bild, das in seiner unbeschreiblichen Schönheit und Fülle sich dort täglich darbietet; und sicher vor den Ausbrüchen des feuerspeienden Cyclopen blicken die Mönche dieses und der anderen benachbarten Klöster darauf hinab. Mancher Fremde, den sie in ihrer Gaststube bewirthet, rief daher in Entzücken aus, daß er nie und nirgend etwas Aehnliches gesehen, und daß es wohl der herrlichste Fleck der Erde sey. Wem lag da wohl der Gedanke nicht nahe, daß ihm doch auch eine so reizende Zelle vergönnt seyn möge, um der Welt zu entsagen.

Allein, stumpft die alltägliche Gewohnheit den Menschen

gegen die ihn umgebenden Schrecken ab, so verliert auch die blühendste Schönheit in der Uebersättigung ihren Reiz. Es war einer der Fürsten dieses herrlichen Landes, der zu den Mönchen hinaufstieg. Wie jedem, so wurde auch ihm, als der größte Schatz des Klosters, die wundervolle Aussicht gezeigt; von ihr hingerissen, sprach er: daß er am liebsten als Mönch da bleiben möge, um täglich dieß entzückende Schauspiel zu genießen. Der Bruder, der ihn führte, schwieg zu dieser augenblicklichen Begeisterung; er führte den König aber auf verschiedenen Umwegen auf dieselbe Stelle zurück, und hieß ihn, als sey es das erstemal, die Aussicht bewundern. Der König war noch immer ergriffen, allein, da der Reiz der Neuheit vorüber, so war auch seine Bewunderung eine gemäßigtere. Sie gingen also weiter; der Bruder wußte es wieder so einzurichten, daß sie nach einigem Hin- und Hergehen wieder zu demselben Balkon kamen mit der schönen Aussicht. Allein dießmal würdigte der König sie nur eines flüchtigen Blickes, sprechend, das habe ich ja schon zweimal gesehen. Der Bruder führte ihn also weiter, auf und ab, aber zuletzt wieder zu dem alten Balkon; jetzt jedoch fuhr ihn der König zornig an: daß er ihm immer und immer wieder das ewige Einerlei zeige, was zum sterben langweilig sey. Der Bruder bezeugte ihm nun seine Verwunderung darüber, daß er schon in einer Stunde so übersatt sey, da er doch noch eben gewünscht, sein ganzes Leben diesen täglichen Genuß zu haben, die Mönche um ihr Glück beneidend. Wir hinter den Alpen dürfen uns daher wohl doppelt trösten: lächelt uns nicht die Sonne Neapels und sein blauer Himmel in unserem nebelkalten Nordlande, so sind wir auch nicht von den Feuerausbrüchen des Vesuvius bedroht; in Neapel aber mag die unendliche Fruchtbarkeit der Natur theilweise gerade hieran geknüpft seyn; die Flammen des Abgrunds und die Strahlen der Gestirne des Himmels scheinen sich hier zu vereinigen, den Keim des irdischen Lebens zu seiner üppigsten Blüthe zu entfalten.

Allein die Schätze, welche diese Erde zum Sonnenlichte

hinantreibt, sind nicht ihre einzigen; ihr Schooß birgt auch eine unermeßliche Gräberwelt. In der Gegend von Nola z. B., wie in andern Strichen des alten etrurischen Gebietes ist die Erde stellenweise ganz roth von den zahllos in ihre Grabkammern versenkten Sarkophagen, Aschen- und Thränenkrügen und Grabgeräthschaften aller Art, etrurischer, griechischer und römischer Arbeit. Grabgewölb baut sich hier über Grabgewölb und Gruft reiht sich an Gruft. Dort liegen jene sogenannten etrurischen Vasen zu Tausenden und Tausenden, unendlich wechselnd in Gestalt und Größe und Kunstgeschmack; bald von einer so ungeheueren Höhe und Weite, als hätten sie dazu gedient, die Asche der alten Cyclopen aufzubewahren, und dann wieder von winziger Kleinheit eines Fingerhutes, als seyen sie für ein Geschlecht von Däumlingen bestimmt gewesen, und ebenso in ihrer Ausschmückung, bald von der vollendetsten Zeichnung des feinsten Kunstgeschmackes, bald nur rohe Töpferarbeit. Vor Jahrtausenden wurden diese Gräber von unbekannten Händen gegraben und ihre Todten zur Ruhe geleitet; der nicht seltene Reichthum ihrer Todtenausstattung, die regelmäßige Ordnung, die in dieser Gräberwelt Jahrhunderte hindurch unangetastet geblieben, bis die entweihende Hand der Wissenschaft und der Gewinnsucht, ihre Beute suchend, Alles wild durcheinander gescharrt, läßt uns auf den Pomp friedlicher Grabfeierlichkeiten schließen, womit die antike Welt die Leichenzüge ihrer geliebten Todten beging.

Allein in diesem Gebiete vulkanischer Kämpfe und Zerstörungen gibt es noch andere Gräber, worin nicht die leblose Hülle der Todten mit ihrem Grabgeräthe von den Lebenden zur Gruft getragen wurde; es gibt Gräber, wo der Tod plötzlich wie ein Blitzschlag die Lebenden überraschte, und das Leichenmal über dem Haupte der Verzweiflenden hochaufthürmend, sich nicht mit dem Opfer eines Roßes oder eines Stieres und einiger Goldmünzen und Thränenflaschen begnügte, sondern aus ihrem Hause und ihrer Stadt, mit Allem, wie es stand und

lag, eine einzige große Grabkammer machte, über die er die Asche der Vernichtung thurmhoch aufschüttete, also daß ihre Stätte nicht mehr gesehen ward, und der Pflug seine Furchen Jahrhunderte hindurch darüber hinzog, ohne daß der Pflüger geahndet hätte, daß sein Fuß auf begrabenen Städten der Vorzeit stehe.

So wurden drei Städte: Herkulanum, Pompeji und Stabiä in dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung unter dem Ausbruche des Vesuvs verschüttet, und es erregt eine ernste Empfindung, auch hier in grellem Contraste die Gräuel der Verwüstung und Zerstörung über die antike Schönheit triumphiren zu sehen.

Es gibt Mährchen, in denen erzählt wird, wie durch den Schlag einer Zaubergerte der König eines Landes und sein ganzer Hofstaat, plötzlich erstarrt, in Schlummer versunken sey. Die, welche später das verzauberte Schloß besuchten, fanden noch Alles an Ort und Stelle; die Tafeln waren gedeckt; die Diener trugen die Speisen herein; der König saß, von seinen Räthen umgeben, auf seinem Thron: allein es waren leblose Bilder, das Ohr vernahm in diesen reichgeschmückten, vollgedrängten Räumen keinen Laut, das Auge sah keine Bewegung; der stumme Tod beherrschte diese vom Zauber getroffene Welt. Einen ähnlichen Eindruck ruft auch der Besuch jener Stätten auf uns hervor; auch hier fand man beim Eingange des Thores noch die Leiche der Schildwache mit ihrer Waffe in der Hand, wie sie, vor achtzehnhundert Jahren in der Mauernische Wache haltend, von dem einbrechenden Elemente überrascht worden; Gefangene lagen zu Asche verwandelt in ihren eisernen Fesseln, die sie an der Flucht verhindert hatten; manche Arbeit, welche pompejanische Handwerksleute, Maurer und Steinhauer, z. B. eben begonnen hatten, finden wir noch unvollendet; es scheint keine halbe Stunde, daß der Meister mit seinen Gesellen zum Imbiß gegangen, in wenigen Minuten muß er wiederkehren, so frisch sieht Alles noch aus; in den Garküchen und Wirthshäusern

stehen noch die Töpfe und Flaschen mit eingemachten Früchten, gerade wie der Koch und die Kellnerin in dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung sie auf den Kredenztisch gestellt; auswärts an den Wänden der Häuser sind noch die Carricaturen mit ihren spöttischen Unterschriften erkenntlich und leserlich, welche der satyrische Geist antiker Gassenjungen und Pflastertreter mit Röthel oder schwarzer Farbe an die Mauern geschmiert. So versetzt uns das Betreten dieser Brandstätte in eine andere Welt, es ist uns plötzlich, als hätten wir durch die entschwundenen Zeiträume rückwärts eine ferne Reise in die Vergangenheit gemacht; tausend und tausend Dinge des alltäglichen Lebens, an die wir beim Lesen antiker Schriftsteller nicht denken, zeigen sich hier unseren Blicken, und nirgend findet sich ein Commentar, der das Leben des heidnischen Alterthums so veranschaulicht, als die Ansicht dieser lebendig begrabenen Städte: darum hat es uns nicht unpassend geschienen, unseren Lesern einige Blätter aus unserem Tagebuche mitzutheilen, die wir bei einem Besuche von Pompeji großentheils auf den Trümmern der versunkenen Stadt, im Anblicke ihrer Tempel, ihrer Basiliken, ihrer Wohnhäuser und Straßen aufgezeichnet haben. Wir beginnen daher mit dem Spaziergange, der uns zu ihren Thoren führte.

Es war der Sonntag des Mariahimmelfahrtstages, als ich von der grünen Höhe von Castellamare aus, wo ich den Herbst zubrachte, den Golf von Neapel, seine Inseln und Vorgebirge, seine Ebene mit dem rauchenden Berge, und seine Städte und Bergzüge überblickte. Der Morgen war in der That ein wahrhaft sonntäglicher des Südens, Himmel und Erde strahlten in dem heitersten Festgewande; es war einer jener Tage, die es uns begreiflich, wenn auch nicht verzeihlich finden lassen, wenn der Südländer so gern auch aus dem Werktag einen Feiertag macht, und lieber herumspaziert und conversirt und sieht und hört, als daheim still bei seiner Arbeit sitzt. Nannte ja schon Horaz mit seinem halb wahren, halb affectirten strengeren Römersinne die üppige Parthenope

der Griechen: die müßige Neustadt, otiosa Neapolis. Das Meer spiegelte den wolkenlosen Himmel; er strahlte auf das lachende Land hernieder in seinem tiefen, unergründlichen Blau, in jenem Blau, das unaustilgbare Sehnsucht in der Brust dessen hinterläßt, der es einmal gesehen. Von dem Saume des lichtdurchquollenen, in feierlicher Ruhe auf- und abwogenden Meeres, erhob sich der Vesuv mit seinen beiden Hörnern in den reinen Aether. An solchen Tagen scheint der verhängnißvolle Berg im Wiederscheine der Morgensonne von Purpur und Gold umflossen; in schweigender Feier erhebt er sich dann wie ein eherner Altar zum Morgenhimmel hinan; die unauslöschliche Flamme eines ewigen Opferfeuers scheint zum Preise des Höchsten, der diese Wunder geschaffen, in seinem Schooße zu glühen. Silberweiß stieg der Rauch aus dem Krater seines Gipfels; er glänzte so friedlich, so mild, Niemand hätte wohl errathen können, daß er einem Schlunde entsteige, der so oft die Hölle über die lachenden Gefilde weit in die Runde ausgespieen. Auch die Meerstädte zu seinen Füßen, die wie Landhäuser der Hauptstadt das Ufer des Golfes umsäumen, lagen weißglänzend im hellsten Lichte da; jedes Haus, jedes Fenster konnte man unterscheiden, und hinter ihnen zog sich die grüne Bergkrone des Apenninens her, ihre Vorgebirge weit in das Meer hinaussendend.

Der Feier des festtäglichen Gottesdienstes wohnte ich oben in der Kirche der Franziskaner bei, die sich in der Einfachheit ihrer gottgelobten Armuth mitten zwischen den Landhäusern der Reichen und Großen von Neapel und der Fremden aller Nationen erhebt. Die Brüder gingen zur heiligen Communion; ein weißes Tuch wurde vor dem Altar statt eines Tisches gehalten, zwei und zwei traten sie aus der Sakristei hervor, knieten auf der obersten Stufe des Altars nieder, küßten den Boden und empfingen das Sacrament, worauf sie wieder nach der anderen Seite hinter dem Altare verschwanden.

So weit der äußerliche Anblick ein Urtheil erlaubt, schien mir die Disciplin des Klosters, wenigstens was den

äußeren Anstand betrifft, keine übele, was leider der neapolitanischen Geistlichkeit im Allgemeinen nicht nachgerühmt werden kann. Einem Orden angehörig, dessen eigentliche Bestimmung es ist, das Volk zu durchdringen und selbst arm mit dem Aermsten zu verkehren und gegen Spendung eines geistigen Almosens ein leibliches zu empfangen, schienen die Franziskaner von Castellamare sich auch in der That der Zuneigung des Volkes zu erfreuen zu haben. Wenigstens läßt sich dieß aus einem in der That ächt italienischen Brauche schließen, von dem man mir hier erzählte. Alljährlich hängen nämlich die guten Brüder einem Paar Spanferkeln kleine Glöckchen um den Hals, öffnen ihnen die Pforten des Klosters und lassen sie laufen. Die Thiere mit ihren Glöckchen erscheinen überall unter dem Name: die Schweine des heil. Franziskus, und wo sie angeklingelt kommen, wird ihnen zu Ehren des Heiligen einiges Futter als Almosen gereicht. Niemand vergreift sich an ihnen in einem Lande, von dem die Fremden in der Regel glauben, nichts, was nicht unter Schloß und Riegel liege, sey sicher. Die Schweinchen St. Franziski führen dieß Freiherrnleben so lange, bis sie gemästet sind, wo sie alsdann von den Brüdern zum Besten des Ordens abgestochen werden.

Nach beendigtem Gottesdienste machte ich mich auf den Weg nach Pompeji, das in einer Entfernung von etwas mehr als einer Stunde gegen den Vesuv zu liegt. Allein es bedarf keiner geringen Ausdauer, um in einem italienischen Vergnügungsorte, wie Castellamare, glücklich das Freie zu gewinnen. Da stehen zuerst die Maulthiertreiber in ganzen Reihen mit ihren Eseln; kaum werden sie einen aus der Ferne gewahr, so stürzen sie im Wettlauf herbei, ihr und ihrer Thiere Dienste anbietend. Hat man sich glücklich durch sie hindurchgeschlagen, und gelangt man unten auf den Platz, so beginnt derselbe Angriff von Seiten der zahllosen Inhaber der Cabriolets; den Beschluß machen endlich am Meere die Barkenführer und Matrosen. Eines ist mir jedoch bei diesem

Wetteifer überraschend in Italien aufgefallen; so viele ihrer auch sind dieser dienstbaren Geister, und so groß ihr Wetteifer ist, des Fremden habhaft zu werden, und wie sehr ihnen die Begier des Gewinnes aus den Augen herausschaut: so selten gerathen sie doch mit einander in Streit. Es gilt unter ihnen das unverbrüchlich als heilig gehaltene Gesetz, daß der Fremde dem angehört, mit dem er zuerst gesprochen, ihn um den Preis fragend; die Uebrigen ziehen sich zurück und nur erst, wenn er diesen entschieden zurückgewiesen hat, treten sie wieder hervor, wetteifernd, damit jeder der nächste sey. Auf diese Weise gehört eine mehr als gewöhnliche Kunst dazu, so groß auch ihre Anzahl seyn mag, von ihrer Concurrenz Vortheil zu ziehen; keiner wird seinen Wagen oder sein Thier wohlfeiler anbieten, weil er sonst die Rache des in seinem Vorrechte Verletzten zu fürchten hätte. Da ich inzwischen entschlossen war, allein die einsame Trümmerstätte zu besuchen, so wieß ich mit verbindlichem Danke ihre Dienste ruhig ab und zog meine Straße dahin.

In Deutschland macht man sich kaum einen Begriff von dem Leben und den bunten Gruppen einer italienischen, und namentlich einer neapolitanischen Landstraße. Die Italiener haben einen wahren Abscheu vor dem Fußgehen, auch das unbequemste Reiten und Fahren ziehen sie ihm vor. So begegnet man hier ununterbrochen Männern und Frauen, die auf Eseln reiten; manchmal hat sich dem armen Thiere die ganze Familie auf den Rücken geladen; und was endlich die Pferde betrifft, so ist es unglaublich, was ihnen zugemuthet wird; im Wagen und vorn und hinten und oben auf dem Wagen und zu beiden Seiten desselben und noch vor dem Bock zwischen der Deichsel stehen, sitzen, hängen und hocken sie und klammern sich an, so daß ein einziger Einspänner manchmal zwölf, fünfzehn bis achtzehn Personen zu schleppen hat, und dabei muß das Thier Berg auf und Berg ab laufen, als sey der Wagen leer. Das Fallen der Pferde und das Umstürzen der Wagen sind daher auch tägliche Vorkommenheiten, aus

denen man sich nichts macht; dafür schmücken sie ihre Pferde mit Federn und rothen Lappen aus, und hängen ihnen Schellen um, als gälte es einen Triumphzug zu halten. Zwischen diesem Fuhrwerk der unteren Klassen mit den malerischen Gruppen und den verschiedenen Volkstrachten rollen dann die eleganten Carosse der Hauptstadt hindurch.

Das war das Leben womit die Gegenwart mich umgab, als ich nach jenem großen Grabmahl wanderte.

Ein Müller, der mir begegnete, zeigte mir von Ferne die riva alta, den hohen Wall, hinter dem sich die Stadt unseren Blicken barg; er ist aus der ausgegrabenen Asche aufgeschüttet, und gibt, weithin sichtbar, von dieser Seite der Stadt das Ansehen eines verschanzten Lagers.

Pompeji ehemals, wie es scheint, nahe am Meeresufer gelegen, liegt nun, durch die Erhöhung des Erdreichs, in ziemlicher Entfernung von demselben, seitwärts von der gegenwärtigen Landstraße. Man hat die alte Straße, die nach der Stadt führte, mit ihren Grabdenkmalen, wie sie gewöhnlich außerhalb der antiken Städte standen, wieder aufgegraben. Auf ihr geht man durch das alte Stadtthor nach dem Forum hin; allein unweit dieses Thores haben die von der Regierung aufgestellten Aufseher ihre Wohnung aufgeschlagen, die den Fremden sogleich in Beschlag nehmen und bei jedem Tritt und Schritt begleiten. Ich wollte aber mit den Geistern der Abgeschiedenen allein seyn und aller Begleitung dieser habgierigen Raben überhoben. Das Glück war mir über Erwarten günstig, von Niemand bemerkt, stieg ich, hinter einem Vogelfänger her, auf einem Seitenpfade den Wall hinan nnd jenseits wieder hinab, und so befand ich mich, ungesehen und allein, mitten in den Trümmern des alten Pompejis.

Die Wächter waren meist abwesend, des Festtages und des Morgengottesdienstes wegen. So lagen, von dem hellsten Sonnenlichte beschienen, alle diese Trümmer aufgeräumter Tempel, Theater und Häuser vor mir, ohne daß ich, nach-

dem der Vogelfänger sich hinter den Bäumen verloren hatte, eine lebendige Seele gesehen hätte. Nur ferne, undeutliche Stimmen vernahm ich, und hie und da das Bellen eines Hundes, und dann und wann den Schuß eines der vielen leidenschaftlichen Vögeljäger. Sonst herrschte allum das Schweigen des Grabes.

Allein während die hunderte von abgebrochenen Säulenstämmen und die Reihen dachloser Häuser ein düsteres Bild der Zerstörung gewährten, zeigte sich rund um, dort, wo die Erde noch nicht ausgegraben ist, die Natur in ihrer reichsten Fülle; von Pappel zu Pappel schlingt sich die Rebe und umringt die wüste Stätte mit einem Kranze von Triumphbogen.

Ich kann nicht sagen, daß frisch ausgegrabene Ruinen einen angenehmen oder erhebenden Eindruck auf mich machen; ich sehe sie am liebsten mit Moos und Epheu überwachsen und halb versteckt hinter übergrünendem Waldgesträuch, so treten sie in die Vergangenheit zurück, der sie angehören. Das lebendige Grün verhüllt sie auf eine versöhnende Weise dem Auge und umgibt sie mit dem Zauber der Poesie. Die Einbildungskraft hat freien Spielraum, die versunkene Welt neu im Geiste erstehen zu lassen. Hat aber die Hand des Menschen die Erde frisch aufgewühlt und Alles nackt gelegt, so zeigt sich die Verwüstung in der kalten Prosa des Tageslichts, man nimmt aus dem frischen Schutt die Scherben in die Hand, man sucht sie zusammenzusetzen, man bemüht sich, ihre Bedeutung zu errathen, man sieht sich nach Inschriften um; der Wissenschaft und dem Studium ist eine freie Bahn geöffnet; allein der Zauber der Poesie ist dahin; die Träume der Einbildungskraft, das sinnende Ahnen fliehen das blendende Tageslicht. Darum war auch der Eindruck, den das Forum von Rom durch die Nachgrabungen der neuern Zeit auf mich machte, keineswegs ein großartiger, ja fast ein widerwärtiger, und ganz dasselbe empfand ich auch bei den aufgedeckten Trümmern von Pompeji; diese Ruinen sind ihres ursprünglichen Schmuckes zu sehr entkleidet, als daß das Auge

sich eine wirkliche Vorstellung ihrer alten Herrlichkeit machen könnte, und doch treten sie ihm wieder zu grell in ihrer Verwüstung entgegen, als daß das bilderschaffende Vermögen des Geistes frei walten könnte.

Wie unendlich Vieles von dem Größten bis zu den kleinsten Kleinigkeiten des täglichen Lebens uns übrigens auch in Pompeji erhalten ist, und wie sehr auch Manches an das plötzliche lebendig Begrabenwerden der Stadt erinnert: so ist die Zerstörung doch noch größer und des Vernichteten unendlich mehr. Denn wer sich von Pompeji eine Vorstellung macht, als sey es eine Stadt, die im Bergsturz überschüttet worden und die man nun nach so vielen Jahrhunderten, wie sie damal verschwunden, gleich den Mumien Aegyptens, wieder ausgegraben habe, der irrt sich ganz und gar, und wird sich bei dem Anblicke der wüsten Trümmer unangenehm enttäuscht finden. Er vergißt nämlich, daß das Grab, welches die unglückselige Stadt verschlang, ein Feuergrab war, und daß das furchtbare Element durch seinen Gluthregen Alles vernichtete oder in Asche und Kohlen verwandelte, was ihm durch seine Natur nicht Trotz bieten kann. Alles in Pompeji Erhaltene beschränkt sich daher nur auf Gegenstände, die von Stein, von Erde, von Glas oder Metall sind, also Mauern, Säulen, Altäre, Tische, Wandgemälde, Mosaikböden, metallene Geräthschaften aller Art, und Töpferarbeiten in unendlicher Mannigfaltigkeit. Selbst hievon hat Manches in der Hitze gelitten, während Anderes in dem jahrhundertlangen Beschluß noch ganz neu aussieht, als sey es eben aus der Handwerksstätte gekommen.

Die drei Städte, die das Opfer dieses furchtbaren Ausbruches wurden, hatten, ihrer Lage nach, in dieser Beziehung ein ganz verschiedenes Schicksal. Herculanum, unmittelbar an dem steilen Fuße des Feuerspeiers gelegen, war zunächst und am schrecklichsten seiner Wuth ausgesetzt. In furchtbaren Strömen stürzten sich die Feuerbäche geschmolzener Lava über die unselige Stadt, Schichte über Schichte bei ihrer Verkal-

tung häufend; sie wurde daher, im buchstäblichen Sinne des Wortes, wie mit geschmolzenem Metall gänzlich ein- und übergossen. Hier war es auch, wo das Element in der ganzen Schnelligkeit seiner ersten Wuth hervorbrach; gewiß konnten sich daher wohl nur Wenige retten und an ein Wegschaffen der Habseligkeiten, auch der kostbarsten, war kaum zu denken. Daher wurde Alles, mit wenigen Ausnahmen, in dem glühenden Lavagrab begraben. Zugleich war Herculanum die bedeutendste der drei Städte; hier hatten viele reiche Römer und Italiener, nach dem Beispiele des benachbarten Tiberius, ihre fürstlichen Villen und Palläste. Hier werden daher auch die kostbarsten Kunstschätze gefunden; allein hier sind auch die Ausgrabungen am mühsamsten und am kostspieligsten; denn die Lava ist steinhart und darum schwer zu bearbeiten; dabei liegt sie in hohen Schichten, und oben über der verschütteten Stadt steht eine neue, Resina, so daß man ihre Häuser einreißen muß, oder unten in die Lava zur Stützung Gewölbe mit Tragsäulen, gleich einem Bergwerk, aushauen, was beides große Kosten verursacht. In Herculanum ist darum, trotz der reichen Ausbeute, noch am wenigsten geschehen; bei der Höhe und Härte der Lava hat man sich mit engen Bergwerksgängen begnügen müssen, so daß man die wenigen bisher geöffneten Gebäude nur stückweise, mit Fackeln und Lampen daran herumkriechend, sehen kann.

Anders war das Schicksal von Stabiä, muthmaaßlich dort gelegen, wo nun Castellamare steht, und daher von dem Feuer am entferntesten. Ans Meerufer gebaut, lehnte es sich gerade dort an den Fuß des Gebirges an, wo die Kette des Appenins das Meer berührt, um weit hinaus in die Wellen vorspringend, als Vorgebirg der Minerva, dem Vorgebirg Misenum gegenüber, die südliche Spitze des Halbmondes des neapolitanischen Golfs zu bilden. Eine mehr denn zwei Stunden breite Ebene lag daher zwischen dem Vesuv und Stabiä in der Mitte; allein auch hierhin drang ein glühender Aschenregen, der, wie es scheint, stark genug

war, um die Stadt einige Fuß hoch zu bedecken, ohne sie jedoch, im eigentlichen Sinne des Wortes, zu begraben. Dagegen wurde sie gewiß eine Beute der Flammen. Nach dem Unglück räumte man ohne Zweifel die Asche weg und stellte den Brandschaden wieder her. Darum ist hier an ein Auffinden und Ausgraben der wohl zerstörten, aber nicht begrabenen Stadt, gewiß nicht zu denken; außer einigem altem Mauerwerk und in Fels gehauenen Gewölben lassen sich hier keine Ruinen entdecken.

Pompeji endlich liegt in der Mitte zwischen Herculanum und Stabiä, weit genug entfernt von dem Vesuv, und allzuhoch gelegen, um nicht mehr von seinen Lavaströmen berührt zu werden, allein doch immer so nahe, daß die glühende Asche des Vulkans die Stadt in einer Höhe von zwölf bis vierzehn Schuhen verschüttete. Auf diese Weise wurde Alles, was von Holzwerk an und in den Häusern war, von dem Feuer verzehrt; die Dächer und die Geschosse der Tempel und Häuser stürzten zusammen, die Hitze verkalkte theilweise den Marmor; die Säulen borsten und brachen zusammen; das Ganze verwandelt sich in ein Trümmerfeld. Oben auf liegt die reine vulkanische Asche und Steine ohne Lava, tiefer unten vermischt sie sich mit den Kohlen und der Asche der verbrannten Stadt und dem theilweise erhaltenen, theilweise zertrümmerten Mauerwerk, und den metallenen und steinernen Hausgeräthschaften. Dieß ist ihr Zustand, wo man noch nicht ausgegraben; dort aber, wo man ausgegraben, sieht es vollkommen so aus, wie auf einer heutigen Brandstätte, nachdem man allen Schutt weggeräumt; es stehen eben nur noch die nackten Mauern. Zwei Umstände nur machen einen Unterschied. Da es nämlich weniger Flammen waren, die Pompeji verzehrten, sondern es in einem Bette glühender Asche, im strengsten Sinne des Wortes, verkohlte und verglühte: so läßt sich auch kaum irgend Rauch wahrnehmen; alles Holzwerk, scheint es, wurde gleichmäßig verzehrt. Dann machten die Alten bei ihrer inneren Einrichtung einen viel häufigeren Gebrauch von Stein,

gebrannter Erde und Metall, als wir. Diesem Umstand verdanken wir die Erhaltung manches Hausgeräthes, was bei uns zu Grunde gegangen wäre.

Was übrigens die dortigen Nachgrabungen, auch abgesehen von der minderen Bedeutendheit der Stadt selbst, weniger ergiebig macht, als die von Herculanum, ist der andere Umstand, daß die Stadt von dem Verderben nicht mit so plötzlicher Uebermacht, wie von einem Blitzschlag, überrascht ward; es traf sie allmählig und in Zwischenräumen. Es zeigen sich nämlich Spuren, daß die Bewohner Vieles von ihrem Kostbarsten mit sich flüchteten, ja daß sie wieder zurückkehrten und darnach in der untersten Aschenschichte selbst suchten. Erst als neue Feuerregengüße darauf herabströmten, erst da gaben sie Alles auf, und in diesen höhern Schichten finden sich keine Spuren von ältern Nachgrabungen mehr. Dieß ist auch der Grund, warum hier, im Verhältniß zur Bevölkerung der Stadt, im Ganzen so wenige Leichen gefunden werden; die Meisten retteten sich. Die, welche umkamen, waren solche, die nicht fliehen konnten: Gefangene, Kranke, Greise, Kinder; solche, die sich beim Nachsuchen und Fortschleppen verspäteten; solche die, wie die Schildwache, durch ihre Pflicht zurückgehalten wurden; oder solche, die da glaubten, der Tag des Weltunterganges sey angebrochen, und daher in fühlloser Erstarrung des Schreckens den Tod des Feuers oder der Erstickung ruhig erwarteten, oder ihm noch gar durch Selbstentleibung zuvorkamen.

Dieß Alles muß man wohl bedenken, wenn man einen richtigen Begriff von dem in Pompeji Erhaltenen haben will; und nur so erklären sich manche Widersprüche. Es ist der Augenschein selbst, der uns dieß lehrt; damit aber unsere Leser sich davon überzeugen, wie diese Erscheinungen sich vollkommen mit der Geschichte jener furchtbaren Katastrophe vertragen, so wird es ihnen nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen dieselbe in dem Munde eines Augenzeugen wieder ins Gedächtniß zurückrufen.

Plinius der Jüngere befand sich damals bei seinem Onkel, der die dortige Flotte befehligte, in Misenum. Der Onkel, jener unermüdlich sammelnde Geist, der unter dem Namen einer Historia naturalis, als Frucht seines gelehrten Studiums, eine Encyclopädie des Wissens seiner Zeit geschrieben, ward selbst ein Opfer seiner Menschenliebe und seines Forschergeistes bei jenem Ausbruch. Der Neffe wünschte das Andenken des ausgezeichneten Mannes durch den Griffel des Geschichtschreibers Tacitus verewigt; um ihm daher Materialien zur Geschichte seines Todes zu liefern, richtete er, von Tacitus dazu aufgefordert, an ihn einen jener mit fast moderner Eleganz geschriebenen Brief, ihm darin den ganzen schrecklichen Hergang erzählend. Aus diesem Berichte möge daher hier das Wesentliche folgen:

„Am 21. August gegen ein Uhr Nachmittags wünschte meine Mutter, daß mein Onkel eine Wolke von sehr ungewöhnlicher Gestalt und Größe beobachten möchte. Er hatte sich eben in der Sonne gütlich gethan, sich dann in kaltem Wasser gebadet, und nachdem er eine Erfrischung zu sich genommen, hatte er sich zum Studieren zurückgezogen. Er stand sogleich auf und begab sich auf eine Anhöhe, von wo er die wirklich sehr ungewöhnliche Erscheinung deutlicher ins Auge fassen konnte. In dieser Entfernung ließ sich nicht erkennen, welchem Berge diese Wolke entstiege; später jedoch zeigte es sich, daß sie aus dem Vesuv kam. Man kann keine deutlichere Beschreibung von ihr geben, als wenn man sie mit einem Pinienbaume vergleicht. Sie stieg in Gestalt eines Stammes zu einer beträchtlichen Höhe hinan, und breitete sich dann auf dem Wipfel in eine Art von Zweigen aus; die Ursache davon war, wie mir scheint, entweder ein plötzlicher Luftzug, der sie hinantrieb und dessen Gewalt abnahm, je mehr sie stieg, oder die Wolke wurde durch ihr eigenes Gewicht zurückgedrückt und breitete sich so aus; manchmal erschien sie glänzend und manchmal dunkel und schmutzig, je nachdem sie mehr oder weniger von Erde und Asche ge-

schwängert war. Diese außerordentliche Erscheinung erweckte meines Onkels philosophischen Forschergeist, sie näher in Augenschein zu nehmen. Er gab Befehl, ein leichtes Schiffchen bereit zu halten, und erlaubte mir, wenn ich wollte, ihn zu begleiten. Ich zog es vor, meine Studien fortzusetzen; er hatte mir nämlich gerade eine Beschäftigung der Art gegeben. Als er aus dem Hause trat, erhielt er eine Note von der Seetruppenabtheilung in Resina, die in der größten Angst schwebte, der nahen Gefahr wegen, die sie bedrohte. Da nämlich der Ort am Fuße des Vesuvs stand, so war für sie keine Rettung, als zur See. Sie ersuchten ihn daher inständig, ihnen zu Hülfe zu kommen. Somit änderte er seinen ursprünglichen Plan, und was er in wissentschaftlicher Absicht begonnen, setzte er in heroischer fort. Er hieß die Galeeren in See stechen und stieg selbst an Bord, in der Absicht, nicht nur Resina Beistand zu leisten, sondern auch mehreren Andern; denn die Villen waren auf dieser schönen Küste äußerst dicht gesäet. Indem er zu dem Orte hineilte, von wo Andere im größten Schrecken flohen, steuerte er gerade auf die Gefahr los, und das mit solcher Ruhe und Geistesgegenwart, daß er im Stande war, Beobachtungen über die Bewegung und Gestalt dieses schrecklichen Schauspieles zu machen und zu dictiren. Er war nun dem Berg so nahe, daß die Asche, die dicker und heißer wurde, je näher er kam, mit Bimstein und schwarzen Stücken angebrannten Felsgesteins in die Schiffe fiel; sie waren doppelt in Gefahr, nicht nur durch den plötzlichen Zurücktritt der See hinabgerissen zu werden, sondern auch durch die ungeheuern Massen, die den Berg hinabrollten und das ganze Ufer überschütteten. Er hielt daher hier an, um zu überlegen, ob er zurückkehren solle. Als der Pilote ihm hiezu rieth, sprach er: das Glück ist mit dem Tapferen, führe mich zum Pomponianus. Dieser befand sich in Stabiä, durch einen Golf getrennt, den die See nach mehreren unmerklichen Windungen an der Küste bildet. Er hatte sein Gepäck bereits an Bord geschickt; denn obschon er damal nicht in

wirklicher Gefahr war, so zeigte sie sich ihm doch so äußerst nahe, daß er beschlossen hatte, bei ihrem geringsten Wachsen in See zu stechen, sobald der Wind sich änderen würde. Er war inzwischen günstig, um meinen Onkel zu Pomponianus zu bringen; den er in der größten Bestürzung fand; er umarmte ihn zärtlich, sprach ihm Muth zu, und um seine Besorgnisse um so mehr zu zerstreuen, hieß er das Bad bereit halten. Nachdem er das Bad genommen, setzte er sich nieder, das Abendmahl mit großer Heiterkeit einzunehmen, oder zum wenigsten, was eben so heroisch ist, hatte es so den äußeren Anschein".

„Unterdessen leuchteten am Vesuv an vielen Stellen breithin die Flammen und hochauf die Feuergluthen, deren blendender Glanz noch durch das Dunkel der Nacht erhöht ward. Mein Onkel suchte den Schrecken mit dem Vorgeben zu beruhigen, daß es die von den Landleuten in der Angst verlassenen Feuerstellen und Dörfer seyen, die in Flammen stünden; hierauf begab er sich zu Ruhe, und er sank in der That in den ruhigsten, festesten Schlaf; die, welche an der Thüre den Dienst besorgten, hörten seinen Athemzug, der wegen seiner Wohlbeleibtheit bei ihm schwerer und hörbarer war. Allein der Hof, wodurch man zu dem Gemache kam, war schon so sehr von Asche und damit vermischten Bimsteinen überschüttet, daß er bei längerem Verweilen in dem Schlafgemache nicht mehr hätte herauskommen können. Aufgeweckt, trat er hinaus zum Pomponianus und den übrigen, die gewacht hatten. Sie hielten nun gemeinsam Berathung, ob sie im Hause bleiben oder das Freie gewinnen sollten: denn von den häufigen und schrecklichen Erdstößen wankten die Häuser, und in ihrem Fundament erschüttert, schien es, als ob sie bald vorwärts rückten, bald zurückführen. Unter freiem Himmel hingegen hatte man das Herabrollen der, wenn auch leichten und ausgebrannten, Bimsteine zu befahren. Hiezu, als dem minder Gefährlichen, entschloß man sich also. Bei ihm war es die Ueberlegung, die über die Ueberlegung, bei Andern der

Schreck, der über den Schrecken den Sieg davon trug. Sie banden demnach Kissen mit Leintüchern über ihre Köpfe, als Schutzwehr gegen die Steine. Während es anderwärts schon tagte, herrschte dort die schwärzeste und dichteste aller Nächte, die inzwischen durch viele Fackeln und mancherlei Lichter erhellt ward. Man beschloß, an das Meerufer zu gehen, und dort aus der nächsten Nähe zu sehen, ob das Auslaufen möglich sey. Das Meer aber war immer noch wüthend und feindlich. Mein Onkel legte sich dort auf ein ausgebreitetes Leintuch nieder, forderte einmal und das anderemal kaltes Wasser, und trank es. Flammen und ein, die Flammen ankündigender Schwefelgeruch trieben jetzt die Anderen in die Flucht, ihn weckten sie auf. Gestützt auf zwei junge Sclaven, erhebt er sich und stürzt sogleich nieder, indem ihm, wie ich vermuthe, von dem dicken Qualme der Athem gehemmt und der Magen verschlossen ward; denn von Natur litt er an Beengung und Schwäche und Beschwerlichkeit der Lunge. Den dritten Tag nach seinem Tode wurde die Leiche unversehrt, ohne Verletzung, und so angekleidet gefunden, wie er gestorben; der Ausdruck war einem Ruhenden ähnlicher, als einem Entseelten. Unterdessen befanden ich und die Mutter uns zu Misenum" — — — —

Wie es ihnen dort ergangen, davon gibt er in einem folgenden Briefe, an den Augenblick anknüpfend, wo der Onkel in Misenum zur See gegangen, Bericht. Er sagt: „Als der Onkel uns verlassen, brachte ich die übrige Zeit mit Studiren zu, weßwegen ich zurückgeblieben war; dann das Bad, das Abendmahl, kurzer und unruhiger Schlaf. Während vielen früheren Tagen hatten Erdbeben getobt, die aber weniger erschreckten, weil sie in Campanien gewöhnlich sind; allein in dieser Nacht wurde die Erschütterung so stark, daß es nicht schien, als ob sich Alles bewege, sondern als ob Alles umgeworfen würde. Meine Mutter stürzte in mein Schlafgemach; auch ich war im Begriff aufzustehen, sie zu wecken, wenn sie schlief. Wir setzen uns in den Hof, der das Meer von den

Gebäuden durch einen kleinen Zwischenraum trennt. Ich weiß nicht, soll ich es Herzhaftigkeit oder Unbesonnenheit nennen, ich war damals im achtzehnten Jahre. Ich fordere das Werk von Livius und lese es, wie zu meiner Unterhaltung, und fahre in meinen Auszügen, wie ich begonnen hatte, fort. Siehe da! ein Freund meines Onkels, der eben aus Spanien gekommen war, wie er uns so sitzen, und mich sogar lesen sieht, verweist er ihr diese Geduld und mir meine Sicherheit; ich lasse mich aber im Eifer für das Buch nicht stören. Es war schon die erste Stunde des Tages, das Licht aber noch zweifelhaft und wie matt, und da alle Häuser rings krachten, so war hier, an einem zwar offenen aber engen Orte, die Gefahr des Einsturzes für uns groß und gewiß. Da endlich beschlossen wir, die Stadt zu verlassen. Die betäubte Menge folgt; was in der Bestürzung den Schein der Klugheit gewinnt, sie zieht fremde Ueberlegung der eigenen vor, und so drängt und drückt sie durch ihre ungeheure Masse die Abziehenden. Außerhalb der Häuser machen wir Halt, denn die Wagen, die wir vorziehen lassen, wurden, selbst auf dem ebensten Boden, hin und her geworfen, sogar wenn man sie mit Steinen stemmte, blieben sie nicht ruhig auf dem Fleck. Dazu sehen wir, wie das Meer gleichsam von sich selbst verschlungen und durch das Erdbeben zurückgeworfen wird. Sicher hatte sich das Ufer erweitert und viele Meerthiere blieben auf dem trockenen Sande zurück. Auf der andern Seite eine schwarze, schreckliche Wolke, die durch die gewundenen und zitternden Läufe des Feuergeistes sich zu großen Flammenbildern spaltete, Blitzen vergleichlich, aber noch größer. Jetzt wurde der Freund aus Spanien dringender und noch heftiger: „„Ist““, sprach er, „„dein Bruder, ist dein Onkel am Leben, so wünscht er auch euch gerettet, kam er um, so wünscht er, daß ihr ihn überlebt. Was zögert ihr daher zu fliehen““? Unsere Antwort war: wir könnten es nicht geschehen lassen, daß wir im Ungewissen über seine Rettung an die unsrige dächten. Ohne sich weiter zu verweilen,

stürzte er davon und entzog sich so in raschem Laufe der Gefahr. Es währte nicht lange, die Wolke ließ sich auf die Erde nieder und bedeckte das Meer. Capri hatte sie umringt und eingehüllt; auch den Vorsprung von Misenum den Blicken entzogen. Nun flehte, nun mahnte und befahl die Mutter: durchaus zu fliehen; für einen Jüngling sey es möglich; sie aber von der Last der Jahre und des Leibes gedrückt sterbe gern, wenn sie nicht die Ursache meines Tods gewesen. Meine Antwort: ich würde mich nicht ohne sie retten. Darauf umfasse ich ihren Arm und nöthige sie ihre Schritte zu beschleunigen; sie gehorcht ungern, und macht sich Vorwürfe, daß sie mich aufhalte. Schon fiel Asche, wenn gleich selten; ich blicke zurück; dichte Finsterniß hinter uns, die über das Land, wie ein Bach hingegossen, uns folgte. „„Treten wir auf die Seite““, sage ich, „„so lange wir noch sehen, damit wir nicht auf der Straße umgerissen, von der Masse der Folgenden zertreten werden““. Kaum hatten wir uns niedergesetzt, da tritt eine Nacht ein, keine mondlose und bewölkte, sondern wie an verschlossenen Orten, wenn das Licht erloschen. Da konnte man das Jammergeschrei der Weiber hören, das Heulen der Kinder, den Lärmen der Männer; die einen riefen nach ihren Eltern, die andern nach ihren Frauen, nach ihren Kindern, und erkannten sie an ihren Stimmen; diese beweinten den eigenen Untergang, Jene den der Ihrigen; Einige wünschten sich aus Furcht vor dem Tod, den Tod. Viele erhoben die Hände zu den Göttern: mehrere dagegen schrieen, nirgend seyen mehr Götter, und glaubten die ewige und letzte Nacht der Welt sey angebrochen. Auch solche fehlten nicht, die durch ersonnenen und erlogenen Schrecken die Gefahr noch vermehrten. Da waren welche, die den Gläubigen vorlogen, sie seyen zu Misenum gewesen, das zusammengestürzt in Flammen stehe. Jetzt wurde es ein wenig heller, was uns aber nicht der Tag, sondern das Vorzeichen des nahenden Feuers schien; das Feuer hielt in der Ferne an: darauf wieder Finsterniß; dann viele und schwere Asche; wir

standen öfter auf, sie abzuschütteln, sonst wären wir verschüttet und von ihrem Gewicht erdrückt worden“.

„Ich könnte mich rühmen: kein Seufzer, kein halbfurchtsamer Laut sey mir in diesen Schreckenstunden entfahren, hätte ich nicht zum armseligen, wenn gleich großen Troste meiner Sterblichkeit geglaubt, daß ich mit Allem und Alles mit mir zu Grunde gehe“.

„Endlich löste sich die dünner gewordene Finsterniß, wie in Rauch und Nebel auf; bald wirklicher Tag; auch die Sonne schien durch, doch falben Lichtes, wie bei einer Sonnenfinsterniß. Unseren noch zitternden Augen schien Alles verändert, und mit hoher Asche, wie mit Schnee, überdeckt. Nach Misenum zurückgekehrt erfrischten wir, so gut wie möglich, den Körper, und brachten eine zweifelhafte, ungewiße Nacht zwischen Furcht und Hoffnung zu; die Furcht war jedoch überwiegend; denn die Erdstöße dauerten fort und Mehrere trieben noch durch schreckliche Vorhersagungen, wie toll, ihr Spiel mit dem eigenen und fremden Unglück. Wir jedoch beschlossen auch jetzt, da wir die Gefahr schon ausgestanden und neue erwarteten, nicht eher zu gehen, bis wir Nachricht von dem Onkel hätten“.

Das war die schreckliche Katastrophe des Jahres 79 unserer Zeitrechnung, wie Plinius, in einer Entfernung von einigen Stunden, jenseits des Golfes, gerade dem Vesuv gegenüber, ihr Zeuge war. Wir wandeln nun zwischen den von jenen Flammen halb verbrannten und mit ihrer Asche bedeckten Trümmern. Das Unglück, welches die Städte getroffen und im Feuer begraben, gereicht unserer Wissenschaft zum Vortheil; den Krug, welcher der zitternden Hand der damals Lebenden entfallen, der bronzene oder Marmorstuhl, auf dem sie händeringend niedergesunken, die Lampe, die das schreckliche Dunkel jener Nacht erhellt, wird nun von dem Alterthumsforscher mit kaltem Blicke untersucht und in Abbildungen erläutert. Wir treten in die Tempel von Göttern, deren Dienst längst verschwunden ist; wir durchschreiten wüste Ge=

mächer, die nicht für uns erbaut und ausgeschmückt wurden, die Gebeine ihrer Besitzer liegen vielleicht neben an in Asche verwandelt; wir nehmen Geräthschaften von seltsamer Form in die Hand, deren Gebrauch wir kaum zu errathen vermögen: so steht uns Alles hier fremd und unheimlich an, traurig und düster. Eines aber ruft uns jeder Stein dieser dachlosen Häuser untergegangener Geschlechter der Vorzeit zu: daß der Mensch auf Erden ein obdachloser Fremdling, ein flüchtiger Wanderer ist, der selber hinfällig und rings von Trümmern umgeben und auf der Graberde der Vorfahren wandelnd, nur jenseits das Ruheziel seiner Reise und eine bleibende Stätte findet.

Derselbe deutsche Dichter, mit dem wir den Lacrimä Christi Wein auf der glühenden Alpe des Vesuvs getrunken, er hat auch dieser Empfindung, die wohl Mancher mit ihm auf den Ruinen der Vorzeit getheilt, den Wohllaut seines Liedes geliehen. Er besuchte eben jene Stätte, auf welcher der jüngere Plinius von der Asche des Vesuvius begoßen ward, wo seine Begleiter die Hände zu den Göttern erhoben, oder in dunkler Verzweiflung die letzte ewige Nacht genaht glaubten; hierhin ging er, wie hundert andere, den Schutt vergangener Jahrhunderte zu durchstöbern und ihre Größe und Herrlichkeit in den Trümmern der Vergänglichkeit anzustaunen. Da erzählt er:

Von Neapel ging ich nach Puteoli.
Mich schleppen ließ ich hergebrachter Maßen
Durch alle Steine, die einst Römer hie
Der Pracht gehäuft, und nun dem Schutt gelassen.

Die Tempeltrümmer ließ ich hinter mir:
Ich stütz' euch nicht, ihr mögt nur ferner sinken!
Da sah ich rechts am Weg in stiller Zier
Mir eine kleine Gotteskirche winken.

Und eine Inschrift, die daran sich fand,
Hielt meinen Blick, es ging mein Fuß nicht weiter;

Hier als der Kirche Schutzherr war genannt,
Sankt Rafael, der Reisenden Geleiter.

O wie du einstmal des Tobiä Sohn
Hast heimgeleitet zu der Eltern Hause,
So wirst du mich auch heimgeleiten schon,
Den müden Wandrer, aus der Fremde Brause.

Ich trat hinein. Ein heil'ges Dunkel barg
Den innern Raum. Und als mein Blick nun forschte,
Da sah ich ausgestellet einen Sarg,
Drin eines Pilgers müder Leib vermorschte.

Sankt Rafael! dies ist der Reise Ziel;
Und diesen hast du heim in Gott geleitet.
Nun führe den auch, der durchs bunte Spiel
Des Lebens noch und seine Trümmer schreitet.

Indem auch wir für jetzt in diesen Gedanken unserer Wanderung ein Ruheziel setzen, behalten wir uns die Fortsetzung und das Nähere über die ausgegrabene Stadt für das nächstemal vor.

II.

Kirchliche Zustände Schlesiens.

(Erster Artikel.)

(Schluß.)

Bureaukratie. Proselytenmacherei.

Um dieselbe Zeit, in welcher auf die Barmherzigkeit eine bureaukratische Treibjagd angestellt wurde, hatte sich in jener Stadt ein Mensch eingefunden, der in der Nähe der katholischen Kirche eine nackte Venus aufgestellt hatte, die er für Geld sehen ließ. Hieran stieß sich die Polizei nicht. Sie wurde auf das Unanständige, das in einer solchen Schaustellung liegt, so wie das Sittengefährliche derselben aufmerksam gemacht; sie fand sich nicht bewogen, dagegen einzuschreiten. Man wollte den Scandal in einem Blatte rügen, die Censur strich den Artikel, aus Rücksichten auf den Frieden unter den Confessionen· Sehr natürlich! das beste Mittel, die Katholiken ihrer Kirche zu entfremden, ist die Unsittlichkeit, ihr folgt Indifferentismus und Unglaube auf dem Fuße nach. Selbst ihre eigenen Verfügungen erklärt die Bureaukratie für nichtssagend, so hoch sie auch dieselben sonst stellt, wenn damit ihren Tendenzen irgendwie Vorschub geleistet werden kann. Wir haben hiefür, um nur Eins anzuführen, an einem Processe einiger Robotgärtner einen sehr deutlichen Beweis. Die katholischen Robotgärtner eines protestantischen Dominicalherrn in Oberschlesien hatten an einem katholischen Feiertage, ihrer Pflicht gemäß, statt des Dreschflegels das Gebetbuch zur Hand genommen, und waren statt in die herrschaftliche Scheune, in die Kirche gegan-

gen. Der Protestant belangte sie gerichtlich. Obwohl der Feiertag ein von der Regierung anerkannter war, so war doch die Gelegenheit zu lockend, als daß sich ihrer die Bureaukratie nicht zu ihren Zwecken hätte bedienen sollen. Die Robotgärtner wurden natürlich zum Schadenersatz und in die Proceßkosten verurtheilt, von dem Obergerichte zu Ratibor, an das sie appellirt hatten, abgewiesen, und in die Proceßkosten der zweiten Instanz verurtheilt.

Ein Denkmal bureaukratischer Consequenz hat sich die Beamtenhierarchie in Ottmachau, einem Städtchen in Oberschlesien gesetzt, das zwei Tausend Einwohner zählt, unter denen sich etwa sechszig Protestanten befinden. Der dortige Major der Invaliden hatte bei einem Appell eine fünfviertelstündige Controverspredigt, die aus pöbelhaften Schimpfreden auf die katholische Kirche, unter denen die Anbetung der Heiligen natürlich nicht fehlte, zusammengesetzt war, gehalten. Die sonst so rührige Bureaukratie, die mit eiliger Hast ex officio einschreitet und Kriminaluntersuchungen verhängt, wenn etwa ein katholischer Geistlicher die Lehren seiner Kirche vorträgt, drückte großmüthig zu diesem Scandale die Augen zu, obgleich der bekannt gewordene Inhalt dieser Predigt eine bedeutende Aufregung erzeugt hatte. Erst dadurch, daß von der katholischen Geistlichkeit eine Anzeige des Vorfalls, und eine von fast sämmtlichen Bürgern unterzeichnete Beschwerde über denselben eingereicht wurde, konnte bewirkt werden, daß der freche Lästerer zur Untersuchung gezogen wurde, und seinen Wohnort in der Garnisonsstadt des Gerichtes aufschlagen mußte. Er kehrte nach kurzer Zeit auf seinen Posten zurück, höhnend seines Triumphes über die Gekränkten sich rühmend. In seinen Verhören hat er, um seine Handlungsweise als einen Act der Wiedervergeltung und Nothwehr zu stempeln, allerhand Uebles von der Amtswirksamkeit der Geistlichen ausgesagt. Die Bureaukratie schien es für gerathen gehalten zu haben, diese Aussagen auf sich beruhen zu lassen. Indessen ist im Laufe dieses Jahres der Major gestorben,

und somit die Unmöglichkeit eingetreten, durch Appellation an sein Gewissen eine Rectificirung seiner Aussagen von ihm zu erlangen. Kaum war er einige Wochen todt, so wurde gegen die sehr wackeren Capläne Gebauer und Jüttner eine Kriminaluntersuchung wegen Erregung von Haß und Erbitterung unter den verschiedenen Confessionen von dem Obergerichte zu Ratibor eingeleitet und eröffnet. Als verbrecherische Handlungen waren Verweigerung der Einsegnung gemischter Ehen, Verleihung katholischer Bücher an katholische Einwohner, und Aeußerungen bezeichnet, die in religiösen Vorträgen und im Privatumgange vorgekommen seyn sollten. Den ersten Punkt betreffend, so hatten Inculpaten nie Gelegenheit gehabt, ihre Gesinnung hinsichtlich der gemischten Ehen zu zeigen. Da nun in facto nichts vorlag; so mußten die Gedanken in den Bereich der Inquisition gezogen werden, und es wurden daher die Inculpaten gefragt, was sie von dem Ritter'schen Erlasse d ä c h t e n, und was sie thun w ü r d e n, wenn ihnen eine gemischte Ehe vorkäme. Unter den Büchern waren die „Abendunterhaltungen“, die in Innsbruck bereits in dritter Auflage mit geistlicher und weltlicher Censur erschienen, und für Laien berechnet sind, genannt. Die Aeußerungen betreffend, so wurde es den Inculpaten als Verbrechen angerechnet, ihre Pflegebefohlenen vor dem Ankaufe einer unter dem einladenden Namen des Thomas a Kempis erscheinenden, protestantischen Schrift gewarnt zu haben. So weit sind wir! Es ist gewiß kein Geistlicher in Schlesien, der sich nicht ähnliche Handlungen vorwerfen müßte. Das Mittel also, diejenigen Geistlichen, von deren Eifer die katholische Sache etwas zu hoffen hat, bei Seite zu schaffen, ist gefunden: denn es kann nicht schwer werden, die Grundlage zu einer Kriminaluntersuchung zu finden. Es fällt natürlich der Bureaukratie nicht ein, diesen Maaßstab auf die protestantischen Prediger zu übertragen: denn es leuchtet ein, daß man sie dann sämmtlich zur Kriminaluntersuchung ziehen müßte.

Nächst der amtlichen Thätigkeit der Beamtenhierarchie

muß auch das Beispiel erwähnt werden, das sie gibt, und der Einfluß, den sie durch dasselbe ausübt. Dieser ist ein sehr nachtheiliger. Vor Kurzem wurde von Berlin aus über die Irreligiösität der Beamten geklagt, und hinzugefügt, daß sie nicht blos an einzelnen Individuen sich zeige, sondern eine Eigenthümlichkeit des ganzen Standes sey. Die Wahrnehmungen, die wir zu machen Gelegenheit hatten, sind nicht geeignet, diese Angabe als eine grundlose darzustellen. Das Beispiel, das die Beamten geben, entspricht ganz den Grundsätzen, denen sie huldigen. Bei religiösen öffentlichen Feierlichkeiten kann man die Beamten, auch wenn man sie nicht persönlich kennt, sehr bald herausfinden, da sie sich durch ihr Betragen kenntlich machen. Der gebildete Christ wird sich über die Verletzung des religiösen Anstandes ärgern, und einen Staat nur bedauern, dessen Interessen in die Hände von Männern gelegt sind, denen es selbst an Sinn für religiösen Anstand fehlt, ohne Aergerniß zu nehmen. Welchen Eindruck aber muß es auf den gemeinen Mann machen, wenn er sieht, wie seine Vorgesetzten öffentlich und ungescheut thun, was er als Schulknabe bei Vermeidung einer derben Züchtigung mit der Ruthe nicht thun durfte? Die Ehrfurcht vor den Geheimnissen der Religion muß nothwendig schwinden, und Unglaube Platz greifen. Ein Mittel hiergegen gibt es nicht. Zieht doch schon, wie Beispiele aus der neuesten Zeit beweisen, die privatim an Bureaukraten gestellte demüthige Bitte um ein anständiges Betragen dem Bittsteller die fiscalische Untersuchung zu. Was würde erst geschehen, wenn ein Geistlicher Beamten, die durch lautes Geschwätz die im Gotteshause Versammelten in ihrer Aufmerksamkeit und Andacht stören, öffentlich zur Ruhe ermahnen wollte! Der Getroffene würde sich erbittert fühlen und gegen den Geistlichen die Criminaluntersuchung wegen Erregung von Erbitterung einleiten lassen.

Oben ist die Betriebsamkeit der Bureaukratie im Allgemeinen geschildert worden, und es ist nun noch übrig,

ein Bild ihrer Thätigkeit in den einzelnen, ihr unterworfenen Branchen zu entwerfen. Dazu aber ist in diesen Blättern nicht Raum genug, da eine Schilderung dieser Art ein eigenes Buch erfordern würde. Wir müssen uns also damit begnügen, daß wir die Art und Weise angeben, mit der sie die Bevölkerung zu protestantisiren sucht, um sie dann desto leichter bureaukratisiren zu können. Während sie, wie es in Ottmachau der Obercaplan Gebauer hat erfahren müssen, Geistliche wegen Proselytenmacherei zur Kriminaluntersuchung zieht, wenn sie sich es etwa haben beikommen lassen, den Convertiten nach vollendetem Acte der Aufnahme in die Kirchengemeinschaft beim Nachhausegehen zum Frühstück einzuladen, und ihm eine Tasse Kaffee zu offeriren, „als weil dadurch Andere zum Abfalle vom protestantischen Glauben verleitet werden könnten“, wird unter der Aegide hoher und niedriger Staatsbeamten in Schlesien die Proselytenmacherei zu Gunsten des Protestantismus in einer Weise getrieben, die, um es mit deutscher Offenheit zu sagen, an die Seelenkäuferei erinnert, indem weder Verheißungen noch Drohungen gespart werden, um die Zahl der Protestanten zu vergrößern, und die katholische Kirche zu einer Secte herabzudrücken. Wir wollen nicht daran erinnern, daß sie bei Besetzung amtlicher Stellen den Protestanten den Vorzug vor den Katholiken einräumt, und dadurch die Gehälter als Lockspeise aushängt; wir wollen nicht daran erinnern, daß sie den Uebertritt zur katholischen Kirche sehr zu erschweren, den Beamten ihn fast unmöglich zu machen sucht, indem sie hier geltend macht, daß ein ehrlicher Mann in dem Glauben bleiben müsse, in dem er geboren sey; wir wollen nicht daran erinnern, daß sie der Erörterung der Unterscheidungslehren im protestantischen Sinne durch Wort und Schrift eine schrankenlose Willkühr gestattet, während sie unter dem Vorwande, es könnte der Friede der Confessionen gestört werden, den Katholiken nicht einmal eine ruhige Abwehr der zahlreichen und boshaften Angriffe erlaubt, den ruhigen Vortrag

einer von den Protestanten verworfenen Lehre unter die verpönten Controverspredigten rechnet; wir wollen nicht daran erinnern, daß sie sich der Schule bedient, um der katholischen Jugend protestantischen Geist einzuhauchen, indem sie Männer von katholischer Gesinnung vom Lehrfache fern zu halten sucht, oder, wo sie Katholiken anstellen muß, ihnen, wo möglich, protestantische Lehrbücher vorschreibt; — an diese und ähnliche Maaßregeln, deren Einflüsse Schlesien bereits ein volles Jahrhundert ausgesetzt gewesen ist, wollen wir hier nicht erinnern, da sie theilweise in den folgenden Artikeln ausführlich besprochen werden müssen. Hier soll nur der bureaukratische Apparat beschrieben werden, mit dem man die Unmündigen einzufangen, und successive die Bevölkerung zu protestantisiren sucht.

Es ist bekannt, daß nach dem allgemeinen Landrechte kein Dritter etwas einzureden hat, wenn Eheleute über die religiöse Erziehung ihrer Kinder einig sind. Gegen diese Bestimmung würde im Ganzen wenig zu erinnern seyn, da sie der natürlichen Freiheit keinen Zwang anlegt, und, wenn sie recht verstanden wird, der Einwirkung durch Ermahnungen nicht hindernd in den Weg tritt. Indessen sie steht nur wie zur Parade da: denn das allgemeine Landrecht drängt sich selbst als ein lästiger Dritter zwischen die Eheleute hinein, indem es bestimmt, in welcher Confession die Kinder gemischter Ehe getauft werden sollen. Wenn zwei Eheleute über die katholische Erziehung einig sind, so versteht es sich von selbst, daß sie nicht gesonnen seyn werden, ihr Kind vom Prediger taufen zu lassen. Diese Einigkeit läßt das Landrecht nicht gelten, indem es vorschreibt, daß die Kinder protestantischer Väter protestantisch, die katholischer katholisch getauft werden sollen. Kann es eine größere Inconsequenz geben? Wenn die Eltern das Recht haben, die Confession ihrer Kinder zu bestimmen, müssen sie nicht auch darin, was ein Ausfluß dieses Rechtes ist, Freiheit haben? Wozu dieser Eingriff in die elterlichen Rechte? Wozu ein Zwang in religiösen Dingen, der

um so lästiger und um so mehr geeignet ist, die vom allgemeinen Landrechte so streng verpönten Gewissensbeunruhigungen zu erzeugen, je weiter unter den Predigern eine Richtung um sich greift, welche die Gültigkeit der protestantischen Taufe zweifelhaft macht? Man könnte vielleicht sagen, daß diese, die Taufe betreffende Vorschrift in der Absicht, Streitigkeiten wegen der Stolgebühren, die dann nicht ausbleiben dürften, zu ersticken, ihren Grund habe. Dieser Annahme steht die Verordnung entgegen, daß zu Abweichungen von der im Landrechte festgesetzten Taufregel Dispensation erfordert werde. Genügt es dann nicht, wenn der Vater, um die Taufe des Kindes in der Confession der Mutter zu erlangen, sich ausweist, daß er an sein Pfarrsystem die Gebühren bezahlt habe? Wozu bedarf es noch einer besondern Erlaubniß? Die königliche Regierung zu Oppeln hatte zwar einem Protestanten, der um die Erlaubniß, sein Kind in der katholischen Kirche seines Wohnorts taufen zu lassen, geantwortet, daß es einer besondern Erlaubniß dazu nicht bedürfe, indem so lange die Eltern einig seyen, ein Dritter nichts einzureden habe; allein sie erklärte diese Antwort für nichtig, als der Pfarrer in einem zweiten Falle dieser Art ohne weiters getauft, der Prediger aber darüber Beschwerde geführt hatte, und ertheilte dem Pfarrer einen Verweis darum, weil er sich an eine Resolution gehalten, die nur eine „individuelle Ansicht" enthalte. Daß also der landrechtlichen Taufregel noch andere Absichten, als die Vermeidung von Streitigkeiten über die Gebühren, zu Grunde liegen, geht ganz deutlich aus der Art und Weise hervor, in welcher die Bestimmung, daß zu Abweichungen von dieser Regel die Genehmigung des Staates erfordert werde, interpretirt worden ist. Will nämlich der katholische Vater sein Kind protestantisch taufen lassen, so hat er sich an den protestantischen Superintendenten zu wenden. Will dagegen ein protestantischer Vater sein Kind in der katholischen Kirche taufen lassen, so hat er sich nicht an den Erzpriester, sondern an den Landrath zu wenden. Die

Absicht liegt am Tage: denn der Superintendent ist jederzeit, der Landrath meistens Protestant. Wir sehen daher auch, daß katholische Väter die Erlaubniß, ihre Kinder protestantisch taufen zu lassen, sehr leicht und bereitwillig, auf ein bloßes Gesuch erhalten. Die Landräthe dagegen haben noch gemessene Instruction erhalten, den Gesuchen protestantischer Väter um katholische Taufe, Hindernisse entgegen zu stellen, und es muß daher der protestantische Vater sehr standhaft seyn, wenn er nicht von seinem Gesuche abstehen soll, da er vielfachen Bearbeitungen und Verhören unterworfen wird, bei denen er natürlich persönlich erscheinen muß, was mit Zeitverluste verknüpft ist, besonders wenn er einige Meilen von der Kreisstadt entfernt wohnt. Man sieht hieraus, daß der Fall, in welchem die Kinder katholischer Väter protestantisch getauft werden, weit häufiger vorkommen muß, als der umgekehrte Fall, in welchem Kinder protestantischer Väter die katholische Taufe empfangen. Dieser Umstand ist in so fern wichtig, als die Bureaukratie zu dieser Inconsequenz eine neue hinzufügt, indem sie dieser erzwungenen Taufe das Gewicht einer freiwilligen Erklärung darüber beilegt, in welcher Confession das Kind unterrichtet werden soll. So glaubt man sich berechtigt, Kinder katholischer Väter für den protestantischen Schulunterricht zu verlangen, auf die protestantische Taufe sich berufend, während der katholische Geistliche nur selten in den Fall kommen kann, als Repressalie, Kinder protestantischer Väter für den katholischen Schulunterricht requiriren zu können, und sollte ein solcher Fall eintreten und zum Spruche der Behörde kommen, so wird dahin entschieden, daß man nicht befugt sey, aus der Taufe ein Recht auf den Schulunterricht herzuleiten. Uebrigens hat das Landrecht dem Protestantismus nicht nur in dem Noninterventions-Principe durch den Taufzwang die Consequenz zum Opfer gebracht, sondern es steht auch seine Taufregel mit der Bestimmung im Widerspruche, nach welcher das amtliche Verfahren des katholischen Geistlichen nach dem canonischen Rechte sich richten soll. Die-

ses aber sagt ihm, daß er in keinem Falle ein tauffähiges Subject vom Taufsteine abweisen dürfe. Will sich der Geistliche nach dieser Stelle des Landrechts richten, so muß er jedem Kinde, das ihm zur Taufe gebracht wird, dieses erste und nothwendigste Sacrament ertheilen. An einer andern Stelle aber sagt ihm dasselbe Landrecht: Kinder, deren Väter Protestanten sind, darfst du bei schwerer Strafe, und im Wiederholungsfalle bei Vermeidung der Cassation nicht taufen, es wäre denn, daß der Vater einen Dispensationsschein in der Tasche hat. Wo ist hier jene Consequenz, die man von einem Gesetzbuche zu erwarten hat? Wo ist hier jene Gewissensfreiheit, die uns verheißen worden? Eine in ein System gebrachte Proselytenmacherei wird man wohl wahrnehmen; schwerlich aber wird man hier Consequenz und Gewissensfreiheit finden können.

Obwohl nun die amtliche Dienstbeflissenheit die bureaukratischen Ideen nach Möglichkeit zu realisiren bemüht gewesen ist, so hat doch der Katholicismus in Schlesien nicht ausgerottet werden können. In jüngster Zeit hat sich nicht nur unter den Katholiken der kirchliche Sinn bedeutend gehoben, sondern auch unter den Protestanten eine Hinneigung zur Mutterkirche sich eingefunden, die sich durch vielfache Conversionen kund gibt, die schon im vorigen Jahre die Abfälle vom katholischen Glauben um das Zwanzigfache überstiegen haben. Hiergegen gibt es nun kein Mittel, es wäre denn, daß man den Uebertritt zur katholischen Religion in russischer Weise als ein Verbrechen bezeichnete und bestrafte, ein Mittel, das doch zu heroisch ist, als daß sich von der Anwendung desselben ein gesegneter Erfolg für den Protestantismus versprechen ließe. Indessen hat die Bureaukratie ein anderes Mittel gefunden, durch welches der Protestantismus für den Verlust, den er durch die Conversionen erleidet, reichlichen Ersatz empfängt, es ist das Verfahren gegen die vaterlosen Waisen gemischter Ehen. Was diese betrifft, so setzt das Landrecht fest, daß sie in der Religion des Vaters erzo-

gen werden sollen, wenn nicht bei Lebzeiten desselben eine andere Festsetzung getroffen worden ist. Gegen die Zweckmäßigkeit dieser Festsetzung lassen sich bedeutende Einwendungen machen. Zuerst dringt sich uns die Frage auf, wie es eine katholische Mutter anzufangen habe, um ihre Kinder in der protestantischen Religion zu erziehen? In der Regel kann man froh seyn, wenn sie in ihrer eigenen Religion gut unterrichtet ist; wie soll sie nun die Kinder in den Grundsätzen einer Religion erziehen, die ihr unbekannt sind? Auf den Schulunterricht wird man sich nicht berufen wollen. Es ist zwar wahr, daß der Besuch der protestantischen Schulen genügt, um tüchtige Protestanten zu bilden; es ist aber auch von der andern Seite nicht zu läugnen, daß der Besuch der katholischen Schule nicht genügt, um gute katholische Christen zu bilden, indem dazu nothwendig die häusliche Erziehung helfen, ja so gar auch dann, wenn die Schule allen Forderungen entspricht, das Meiste dabei leisten muß. Wollte also das Landrecht consequent seyn, so müßte es die protestantischen Wittwen katholischer Ehemänner anhalten, sich nach dem Tode ihres Mannes im katholischen Glauben unterrichten, und, da nur das zum Herzen geht, was vom Herzen kommt, in die katholische Kirche aufnehmen zu lassen, damit sie durch Ausübung der katholischen Religion die nöthige Fertigkeit erlangen. Sodann entsteht die Frage, warum denn der Mutter, der nach dem Tode des Mannes die gesammte Erziehung allein zufällt, gerade in religiöser Beziehung eine Beschränkung aufgelegt werden soll, die, wenn sie mit ihren Grundsätzen nicht übereinstimmt, für sie ein lästiger Zwang seyn muß? Diese Uebelstände scheinen Ursache gewesen zu seyn, daß diese landrechtliche Bestimmung gegen protestantische Wittwen nicht besonders streng geltend gemacht, ihnen keine Schwierigkeit gelegt wurde, wenn sie ihre Kinder statt in die katholische, in die protestantische Schule schickten, eine Nachsicht, die auch bisweilen katholische Wittwen genossen haben. Seit einem Jahre ist aber in dieser Praxis Manches

geändert worden. Während es nämlich protestantischen Wittwen katholischer Ehemänner nicht verwehrt wird, ihre Kinder in protestantische Schulen zu schicken, wird von derselben Bureaukratie, die nur „bescheidene Erkundigungen“ erlaubt hatte, wo ernste Ermahnungen nöthig sind, die es dem Geistlichen als ein Verbrechen anrechnet, die Gewissen zu beunruhigen, mit einer beispiellosen Strenge darauf gehalten, daß die Kinder katholischer Wittwen in die protestantische Schule geschickt werden, wenn der Vater Protestant war. In Gemäßheit der erhaltenen Instructionen tragen die Pupillen-Collegien den Vormündern auf, in den jährlichen Erziehungsberichten genau anzugeben, welche Schule die Mündel besuchen. Ist es eine katholische, so wird den Vormündern aufgegeben, dafür zu sorgen, daß sie in eine protestantische Schule gebracht werden. Ist der Vormund ein seiner Kirche treuer Katholik, so weigert er sich, die Wittwe zu einer Handlungsweise anzuhalten, die er selbst für eine sündhafte und das wahre Wohl des Mündels gefährdende hält. Kaum hat er seine Weigerung dem Gerichte kund gegeben, so wird ihm die Vormundschaft abgenommen, und einem heftigen Protestanten übertragen. Ist nun der Vormund Protestant, so wird er alles Mögliche aufbieten, um dem Befehle des Pupillen-Collegii Geltung zu verschaffen. Gewöhnlich weigern sich die Wittwen, ihre Kinder an die protestantische Schule abzuliefern, wo sie dem katholischen Glauben entfremdet werden. Die Pupillen-Collegien requiriren dann die Polizei, und es beginnt nun gegen diese ohnehin oft tiefgebeugten Personen, wenn sie auf ihrem natürlichen Rechte bestehen, ein Verfolgungssystem, bei welchem jedem gefühlvollen Menschen sich die Haare sträuben. Man decretirt Strafgelder gegen sie; werden sie nicht bezahlt, so erscheint der Executor im Hause, und rafft von den Habseligkeiten auf, was er fortbringen kann. Es erscheinen Polizeiagenten, Gensdarme im Hause und schleppen die Waisen, die sich oft mit aller Gewalt dagegen sträuben und schreiend ihnen folgen, in die protestantische Schule. Doch es ermüdet auch

der handfeste Gensdarm; um die Mutter fügsam zu machen, wird sie eingesperrt. Nichts hilft es ihr, daß sie versichert, sie wolle ja gern ihre Kinder in die Schule schicken; nur das könne sie nicht über das Herz bringen, sie in die protestantische gehen zu lassen. Ja, es ist sogar — o Triumph der Toleranz! — vorgekommen, daß die Polizei den Müttern ihre Kinder weggenommen und ins protestantische Spital gesteckt hat. Durch diese „milde Praxis" sind in Breslau allein an siebenzig Kinder dem katholischen Unterrichte entzogen worden. Man kann daraus ersehen, wie ergiebig sie für den Protestantismus ist. Die Clausel, daß eine bei Lebzeiten des Vaters getroffene, dahin lautende Festsetzung, daß die Kinder in der Religion der Mutter erzogen werden sollen, kann natürlich nur protestantischen, nie, oder höchst selten katholischen Wittwen zu gute kommen: denn Verträge, auch wenn sie schriftlich vorhanden sind, gelten nicht vor Gericht. Es bleibt also nur die Taufe übrig, die als Zeichen einer Festsetzung dieser Art angenommen wird, aber äußerst selten in der Kirche der katholischen, häufiger in der Kirche der protestantischen Mutter verrichtet wird, da, wie gesagt, dem Begehren des protestantischen Vaters alle möglichen Schwierigkeiten gelegt werden, um ihn von dem Gedanken, sein Kind in der katholischen Kirche taufen zu lassen, abzubringen. Wie ein Dämon zieht diese Strenge, die für ihre Zwecke in wohlberechneter Klugheit sich an das schwache Geschlecht wendet, und von seiner natürlichen Furchtsamkeit für den Protestantismus jenen Zuwachs zu erlangen sucht, den Gründe nicht zu wege bringen können, durch die ganze Provinz, Haß und Erbitterung erregend. Gleichwohl wird sie von denen geschützt, die aus Liebe zum Frieden unter den Confessionen nicht einmal eine bescheidene Vertheidigung der katholischen Kirche gestatten wollen, und wegen Erregung von Haß und Erbitterung Criminaluntersuchungen gegen katholische Geistliche eröffnen. Indessen hat diese Strenge auch vielen Wittwen Gelegenheit gegeben, die Unbesonnenheit zu büßen, mit der sie gemischte

Ehen geschlossen haben; sie hat Beweise von Heldenmuth und Standhaftigkeit gezeigt, die man in unserer glaubensarmen Zeit nicht erwartet hätte. Leider haben manche von ihnen an ihren eigenen Seelsorgern nicht nur keine Stütze, sondern sogar heftigen Widerstand gefunden, indem sie schonungslos den armen Waisen die Theilnahme am katholischen Unterricht verweigerten, und die Lämmer ihrer Heerde zur katholischen Schule hinauswarfen. Wie mögen sich diese wohl noch Diener dessen nennen können, der da sagte: Lasset die Kleinen zu mir kommen? wie mögen sie wohl ihre Handlungsweise mit ihrem Eide vereinigen zu können glauben, in dem es heißt: Hanc veram catholicam fidem, extra quam nemo salvus esse potest. . . a meis subditis vel illis, *quorum cura ad me in munere meo spectabit*, teneri, doceri et praedicari, quantum in me erit (spondeo ac juro) curaturum? Nach diesen Worten dürfen sie den Kleinen die Thüre nicht weisen. Sie sagen, daß sie Unannehmlichkeiten hätten, wenn sie es nicht thäten. Sehr brav! der gute Hirt gibt das Leben für seine Schaafe. Uebrigens hat man, so viel uns bekannt ist, dergleichen den Geistlichen noch nicht zugemuthet; und sollte es geschehen, so werden sie es zwar nicht hindern können, wenn der Büttel eins ihrer Lämmer nach dem andern holt; aber fortjagen — ? ! Doch soll nicht geläugnet werden, daß dergleichen dienstbeflissene Subjecte besonders angenehm sind, und bei Gelegenheit mit dreißig Silberlingen bedacht werden.

Bei den mannigfaltigen Reclamationen, die von den betheiligten Wittwen eingelegt wurden, kam man natürlich häufig in den Fall, Gründe angeben zu müssen. Eine Einstimmigkeit war Anfangs nicht vorhanden; jetzt aber wird gewöhnlich als Grund angegeben, daß die vormundschaftliche Behörde in die Rechte des Vaters eintrete. Unter allen den Ausführungen, von denen wir Kunde erhalten haben, ist dieses die einzige, die sich auf die Sache einläßt, und wir sind der Meinung, daß nur auf diese Weise sich jenes Verfahren

rechtfertigen läßt, das den protestantischen Wittwen Freiheit läßt, die katholischen dagegen mit Gewalt nöthigt, dem Protestantismus Bekenner zu erziehen: denn unter tausend Justizpersonen findet sich kaum eine katholische, und es ist daher der Vater der vaterlosen Waisen bis auf wenige Ausnahmen protestantisch. Indessen leuchtet wohl auf den ersten Blick ein, daß das ganze Verhältniß nichts weiter als ein rein fingirtes, und zu dem Zwecke erfundenes ist, um der bureaukratischen Proselytenmacherei einen gesetzlichen Anstrich zu geben. Tritt die Obervormundschaft in die Rechte des Vaters, so stirbt dem Kinde der Vater nie, wozu wären also Bestimmungen nöthig, wie es nach dem Tode des Vaters mit der religiösen Erziehung der Kinder gehalten werden soll? Das Landrecht enthält solche Bestimmungen, wie man gesehen hat, es setzt also voraus, daß dem Kinde der Vater sterben könne. Wenn der Grundsatz, daß die Rechte des Vaters auf die Vormundschaft übergehen, von der Bureaukratie festgehalten werden soll, so müssen von ihr auch folgerichtig die Pflichten des Vaters übernommen werden; sie muß sich anheischig machen, für die Waisen vor Gott Rechenschaft abzulegen, und für deren Verpflegung, Beköstigung und Bekleidung Sorge zu tragen. Dazu hat sie sich aber noch nie verstanden, indem sie die Erfüllung dieser Pflichten der Mutter überläßt, und factisch zu erkennen gibt, wie sie der Meinung sey, daß diese väterlichen Pflichten mit dem Tode des Vaters auf die Mutter übergegangen seyen. Man sieht gerade dasjenige, was die Proselyten kostspielig machen würde, wird der Mutter überlassen; diese soll mit ihrem Schweiße die Reihen des Protestantismus completiren. Es ist die höchste Zeit, dieser Maxime ernsthaft entgegen zu wirken; die Geistlichkeit ist es sich selbst schuldig. Bereits ist durch jene Maaßregel in gemischten Gegenden eine bedenkliche Aufregung hervorgerufen worden; eine alte Praxis aber ist es ja, daß die Bureaukratie diese von ihr hervorgerufene Erscheinung der Geistlichkeit zur Last zu legen pflegt, und Veranlassung sucht, sie wegen

Erregung von Haß und Erbitterung zur Untersuchung zu ziehen. Freilich wird es schwer halten, dem Rechte den Sieg über die bureaukratischen Gelüste zu verschaffen; doch unmöglich ist es nicht.

III.

Die Kirche und die Kirchen.

Zweiter Artikel.

Als im sechszehnten Jahrhunderte die große protestantische Trennung von der katholischen Kirche zu Stande kam, da waren es drei Principien, zwei negative und ein positives, welche zur Rechtfertigung dieser Trennung und zum Fundamente der neu gebildeten kirchlichen Partheien dienen sollten. Das erste war die Verwerfung aller kirchlichen Autorität, das zweite die Läugnung der Tradition, d. h. des kirchlichen Glaubensbewußtseyns in seiner ununterbrochenen Continuität; und das dritte die Erklärung, daß die Sammlung der alt- und neutestamentlichen Schriften fortan die einzige Quelle des Glaubens und der Lehre seyn solle. Der kirchlichen Autorität wurde die Behauptung entgegengestellt, daß die bisherigen Träger derselben, das Oberhaupt der Kirche und alle Bischöfe und Priester, jener in der Schrift geschilderte Widerchrist, diese dessen Knechte und Werkzeuge seyen. Der bindenden Kraft der kirchlichen Tradition entzog man sich durch die weitere Behauptung, daß Christus seiner Kirche einen besonderen Schutz und Beistand gegen Irrthümer und Verfälschung der Lehre nicht verheißen, und daß diese demnach sich selbst überlassen und von allem höheren Lichte entblößt schon seit vielen Jahrhunderten von ihrem Herrn und

seiner Lehre abgefallen sey. Der Lehre von der Allgenügsamkeit der Schrift, die, so viel möglich, die Stelle des verworfenen Lehramtes und der Tradition einnehmen sollte, wurde die Versicherung beigefügt, daß derselbe göttliche Geist, der die Schrift eingegeben, auch in den Herzen der Leser das rechte Verständniß und die richtige Auslegung derselben hervorbringe. Doch in dem sehr bald durch die Erfahrung bestätigten Gefühle, daß durch das individuelle Lesen und Auslegen der Schrift nicht zwanzig Menschen zu einer Einheit des Glaubens und der Lehre gebracht, oder in derselben erhalten werden könnten, verfertigte man ausführliche Bekenntnißschriften, symbolische Bücher, welche als Normen der gemeinsamen Lehre, als dogmatische Gesetzbücher der neuen Kirchen zu dienen bestimmt waren; zugleich wurden die in diesen Symbolen niedergelegten Haupt- und Unterscheidungslehren in eine sogenannte Analogie des Glaubens zusammengefaßt, welche bei der Lesung und Auslegung der Bibel als untrüglicher Wegweiser und herrschendes Princip gelten sollte.

Es versteht sich, daß auf diesem Wege eine aufrichtige und innere Einheit weder im Anfange erreicht noch im Verlaufe bewahrt werden konnte. Mit der Trennung von der alten Kirche und durch sie hatte man das Band einer organischen und lebendigen Einheit zerrissen und, ein solches neu zu knüpfen, ist Menschen nicht gegeben. Vielmehr geschah jetzt, was die Geschichte aller vorausgegangenen Secten bereits gezeigt hatte. Wenn seit den Zeiten der gnostischen Lehren alle durch Absonderung von der Kirche entstandene Partheien von ihrem Ursprunge an einen fruchtbaren Keim in sich trugen, der sich nach kurzer Frist regelmäßig zu neuen Spaltungen und in der Bildung neuer Secten entwickelte; so zeigten die protestantischen Bekenntnisse frühe genug dieselbe Anlage zur Fruchtbarkeit. Hier kam jedoch den Reformatoren der Umstand, daß in dieser wie in anderer Beziehung ihr Interesse mit dem der weltlichen Machthaber zusammenfiel, trefflich zu Statten. Es war nicht schwer, den

Regierungen begreiflich zu machen, daß die Zulassung anderer religiöser Gemeinschaften neben der von ihnen adoptirten und begünstigten, diese der alten Kirche gegenüber nicht nur schwäche, sondern auch politisch nachtheilig sey. Daher war die Ansicht, zu welcher sich Lord Burghley, der berühmte Minister der Königin Elisabeth von England, bekannte, die allen protestantischen Staatsmännern damals gemeinsame. Burghley meinte nämlich: *) „Keine Regierung könne da bestehen, wo Spaltung sey, und nie könne ein Staat sicher seyn, in welchem man zwei (oder mehrere) Religionen duldete; denn es sey keine Feindschaft so groß, als die um der Religion willen, und diejenigen, welche im Dienste Gott uneinig seyen, könnten nie in dem Dienste ihres Vaterlandes einig seyn". Selbst der Kanzler Bacon **) hielt die Ausübung mehr als Einer Religion in einem Lande für eine sehr gefährliche Sache, und meinte, die äußerste Duldung, die eine Regierung mit Sicherheit beweisen könne, sey, daß sie sich mit einer bloß äußerlichen Conformirung an den gesetzlich eingeführten Gottesdienst begnüge, ohne weiter in die Gewissen der Menschen einzudringen.

Demnach zeigten sich die Regierungen bereitwillig genug, den Reformatoren ihren Arm zur Unterdrückung abweichender Lehren und Gesellschaften zu leihen. In Deutschland wurden nicht wenige Wiedertäufer nach dem Rathe der lutherischen Theologen hingerichtet; in Zürich ließ Zwingli die Sectirer, die sich von ihm absonderten, durch den Magistrat er-

*) Life of Lord Burghley in Peck Desiderata curiosa p. 33. He held, there cold be no government where there was division; and that State cold never be in safety, where there was tolleration of two religions. For there is no enmytie so great as that for religion; and they that differ in the service of God, can never agree in the service of their contrie.

**) In seiner Schrift: Certain observacions made upon a Libel published this presentyear (1592).

säufen; in Genf ließ Calvin, unter dem Beifalle Melanchthons, den Serveda verbrennen, und sein Freund und Gehülfe Beza bewies in einer eigenen Schrift, daß die Hinrichtung von Irrlehrern eben so erlaubt als nothwendig sey. In Bern wurde Valentin Gentilis enthauptet; in England wurden unter Eduard VI., Elisabeth und Jakob I. diejenigen, die von der neuen gesetzlich eingeführten Lehre abwichen, theils verbrannt, theils enthauptet, und dieses Loos traf selbst solche, welche blos die bestehende Kirchenverfassung bestritten. In Schweden ließ König Gustav Adolf einige Bauern, weil sie den lutherischen Lehrbegriff theilweise verwarfen, unbedenklich hinrichten, ja noch im Jahre sechszehnhundert acht und achtzig wurde in Lübeck Günther wegen Läugnung der Gottheit Christi nach dem Urtheile der theologischen Facultät zu Witemberg und der juristischen zu Kiel mit dem Schwerte gerichtet. Gelindere Strafmittel, Gefängniß und Landesverweisung gehörten ohnehin zu den alltäglichen Dingen.

In Deutschland sah sich das Lutherthum von dem Calvinismus stark bedrängt, von kleineren Secten, wie die Schwenkfeldische war, beunruhigt, und durch die einheimischen, osiandristischen, majoristischen, synergistischen, flacianischen Streitigkeiten und Partheiungen zerrüttet, und mit völliger Auflösung bedroht; es wurde jedoch gerettet und neu befestigt durch die Concordienformel, und durch die eiserne Strenge, mit welcher die Fürsten jeden Prediger oder Schullehrer, der das neue symbolische Buch zu unterzeichnen verweigerte oder in der Lehre davon abwich, absetzten und aus dem Lande jagten. Inzwischen blieb ein Gefühl der Unsicherheit und der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, eine Empfänglichkeit für andere Lehre und eine Neigung zur kirchlichen Absonderung in den Gemüthern des protestantischen Volkes zurück. Die Regierungen mußten daher ihre Zwangsmittel immer weiter ausdehnen, sie mußten alle Canäle, durch welche in dem Volke irgend ein unlutherischer Gedanke erweckt werden mochte, sorgfältig verstopfen und jegliche religiöse Regung, die nur

einigermaaßen aus dem lutherischen Geleise zu weichen Miene machte, sofort niederschlagen. So geschah es, daß die religiöse und theologische Literatur der geschärftesten Censur unterstellt wurde, und daß jedes Zeichen des Separatismus, wie z. B. die Enthaltung von dem Abendmahle, Gefängniß und Landesverweisung zur Folge hatte. Als nachher die Spener'sche Bewegung hinzukam, und in deren Folge die Neigung zu Conventikeln und religiösen Privatversammlungen mehr und mehr überhand nahm, da wetteiferten die protestantischen Regierungen in Verboten und Strafgesetzen, so daß, wenn nur fünf oder sechs Personen zu einer Andachtstunde, oder zum Absingen eines geistlichen Liedes in einem Zimmer zusammenkamen, die Kerkerstrafe ihrer wartete. Selbst die Bürger republikanischer Länder hatten es in dieser Hinsicht nicht besser als die Unterthanen monarchischer Regierungen, und die protestantischen Cantone der Schweiz verfuhren gegen religiöse Dissidenten mit gleicher Härte.

So hatte der Protestantismus in Deutschland eine doppelte Form des Despotismus und der drückendsten Knechtschaft erzeugt, wie die frühere Geschichte der christlichen Religion nichts Aehnliches aufzuweisen hat. Das Kirchenwesen und der gesammte Predigerstand befand sich in der unbedingtesten Abhängigkeit von den Höfen und weltlichen Beamten; und die meist leisen und demüthigen, zuweilen aber auch lauteren Klagen der besser Gesinnten über das eben so harte, als schimpfliche Joch der Cäsareopapie zeigten zwar die Größe des Uebels, brachten aber nicht die geringste Abhilfe oder Linderung; dem Volke war eine religiöse Zwangsweste angelegt, welche ihm jede selbstständige Regung, jede Bildung von Associationen zu religiösen Zwecken verwehrte, jeglichen Versuch, die Dürftigkeit der von der lutherischen Kirche dargebotenen Erbauungsmittel selbstthätig zu ergänzen, niederschlug. Unverkennbar lag in diesen Zuständen eine der vornehmsten Bedingungen, durch welche jenes moderne System des willkührlichen Eingreifens in alle Kreise des bürgerlichen und Pri-

vatlebens und der Omnipotenz einer Polizeigewalt zur Reife gebracht wurde — jenes System, das Deutschland so eigenthümlich ist.

Unterdeß aber hatte sich in andern protestantischen Ländern, namentlich in Holland und England, durch die Macht der Verhältnisse ein weit größeres Maaß religiöser Freiheit entwickelt. In den Niederlanden hatte der Calvinismus politisch einen vollständigen Sieg errungen. Aber ein großer Theil des Volkes war, trotz aller Bedrückungen, der katholischen Kirche treu geblieben; auch die Lutheraner und die Taufgesinnten bildeten im Gebiete der Republik zahlreiche Körperschaften; und die Häupter des Staats mußten daher von vorne herein jedem Gedanken an eine in den Niederlanden zu erreichende kirchliche Einheit entsagen. Dazu kam dann seit 1618 die Spaltung des reformirten Kirchenwesens durch die arminianischen Streitigkeiten und die Bildung der neuen Secte der Remonstranten. Zwar wurden auch diese anfänglich verfolgt, und die Gefängnisse mit ihren Lehrern gefüllt; allein die politische und commercielle Lage des Landes brachte die dortigen Machthaber allmählig zu der Ueberzeugung, daß man, wenn auch der calvinistischen Parthei der Rang und großentheils der Einfluß einer Staatskirche verblieb, doch den Dissidenten eine umfassende Duldung zu gewähren nicht umhin könne.

In England hatte sich durch den langwierigen Kampf und das abwechselnde Unterliegen der bischöflichen Kirche, der Presbyterianer und Independenten, dann durch die Revolution von 1688, so wie durch die Rückwirkung der dort immer fester gegründeten bürgerlichen Freiheit auf die religiösen Verhältnisse, am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts ein ähnlicher Zustand, wie in Holland, gebildet. Die englischen Auswanderungen nach Nordamerika hatten die mannichfaltigen Religionspartheien des Mutterlandes auch nach den dortigen Colonien hinübergepflanzt. Zwar hatten die einzelnen Secten, je nachdem sie in einer Provinz gerade die Ueber=

macht befaßen, eine Zeit lang die Uebrigen zu beschränken und zu unterdrücken versucht; die Presbyterianer ließen sogar einige Quäker, Männer und Frauen, ihres Glaubens wegen hinrichten, und nur die katholischen Ansiedler in Maryland, unter Lord Baltimore, gaben ein damals noch ganz fremdes und unerhörtes Beispiel aufrichtiger Duldung. Doch das gemeinsame Bedürfniß, das Beispiel des Mutterlandes, und die augenscheinliche Unmöglichkeit, daß eine einzelne, ihren eigenen Kräften überlassene Parthei die Uebrigen werde unterjochen oder ausrotten können — alles dieß führte auch dort eine allgemeine Freiheit und religiöse Unabhängigkeit herbei. So war es denn vorzüglich England und Nordamerika, es war der natürlich religiöse, allem nackten Unglauben entschieden abholde Stamm der Angelsachsen diesseits und jenseits des Oceans, jener durch practische Auffassung und consequente Durchführung vor Allen ausgezeichnete Stamm, welchem die Aufgabe zugefallen war, den Protestantismus nach der einen Seite seines Wesens, nach seiner kirchlichen Haltungslosigkeit, seiner angebornen Tendenz zur Zersplitterung in eine Vielheit von Secten, vollständig zu entwickeln und ins Leben einzuführen. Dagegen scheint dem protestantischen Deutschlande die Aufgabe gestellt zu seyn, einmal eben jene kirchliche Haltungslosigkeit des Protestantismus von der Kehrseite, nämlich in der völligen Unmündigkeit des Lutherthums und seiner knechtischen Abhängigkeit von der Staatsgewalt zur Evidenz zu bringen, dann aber die nothwendige Verwirrung und Verzweifelung einer, von aller Continuität doctrineller Tradition losgerissenen, jeglichen Fundaments entbehrenden, und durch keine kirchliche Autorität getragenen, theologischen Wissenschaft zum ewigen Andenken zu constatiren.

Wir wenden uns zu der Betrachtung der Gegenwart, und stellen, zuerst Deutschland uns zuwendend, die inhaltschweren Worte eines der tüchtigsten und angesehensten protestantischen Theologen, gleichsam als Motto, voran. „Je ver-

hängnißvoller die Zeit wird — sagt Rudelbach*) — desto mehr wird alles auf der einen Seite sich zur wahren Kirche sammeln, und alles Uebrige auf der andern atomistisch auseinandergehen, während nur auf dem erhabenen Berge des Herrn sichere Zukunft und Rettung ist". — Wie treffend diese Worte seyen, wird das Folgende zeigen; der aber, der sie geredet, hat freilich nur, wie vormals der Hohepriester Kaiphas, die Wahrheit damit verkündet.

In Preußen und überhaupt im größeren Theile von Deutschland ist die Vereinigung der Reformirten und der Lutheraner als ein Zeichen und Mittel protestantischer Glaubens- und Kircheneinheit seit Jahren zu Stande gekommen. Allerdings wurde die Union von der großen Mehrheit der deutschen Protestanten mit Beifall aufgenommen und bereitwillig eingeführt; die Rationalisten konnten derselben sich nur freuen, die Masse des Volks hatte schon längst alles Interesse für die Unterscheidungslehren verloren, und die Mehrzahl auch derer, welche noch einiges Positiv-Christliche bewahrt wissen wollten, erwartete zuversichtlich von der Union einen neuen Aufschwung des Protestantismus. Die einen meinten, Lutheranismus und Calvinismus seyen die beiden einseitigen Darstellungen des protestantischen Princips, welches sich nur in der Union vollenden könne**). Andere freuten sich, des „knechtischen Lutherthums" durch die Union los, und nun erst freie Protestanten werden zu können***). Es fehlte jedoch auch nicht an solchen, welche in der Union nichts Geringeres, als eine Zumuthung und Nöthigung, aus ihrer alten lutherischen

*) Zeitschrift für luth. Theologie, 1840, II, 66.

**) S. z. B. Karsten die Kirche und das Symbol, Hamburg 1842, S. 164 bis 176. Gaupp, die Union der deutschen Kirchen, Breslau 1843, S. 156.

***) Das dritte Reformations-Jubelfest der Stadt Halle; Predigten und Reden. Halle 1841, S. 96 ff.

Kirche aus- und in eine neue einzutreten, erblickten. So entstand die bekannte Absonderung der Altlutheraner. Die Union hat demnach einmal zu den zwei schon vorhandenen und vielfach in ihrer Trennung verharrenden Partheien noch eine dritte hinzugefügt. Nun aber hat eine Versammlung der Altlutheraner zu Breslau, mit Professor Huschke an der Spitze, in einer Reihe von Beschlüssen ein fertiges kirchliches Gesetzbuch angenommen, und sich so auf die Grundlage dieser papiernen Constitution als ächte lutherische Kirche zu setzen versucht. Andere aber haben diese Verfassung viel zu democratisch gefunden und meinen, sie könne wohl dahin führen, daß „sich Weiber, Schuster und Schneider über das Predigtamt und Doctorat der Theologie erheben"*). So ist denn alsbald ein neues Schisma entstanden. Die Prediger Ehrenström und Kindermann erklärten die Synodalbeschlüsse fur unlutherisch, und das ganze Unternehmen für einen Rückfall zur unirten Landeskirche. Darauf wurden sie von dem sogenannten Ober-kirchen-Collegium der Altlutheraner zu Breslau suspendirt und ihr Anhang excommunicirt **). Demnach sind es bereits zwei neue lutherische Gemeinschaften, die neben den drei Hauptpartheien sich zu constituiren im Begriffe stehen. Zugleich ergibt sich aus den Beschlüssen der lutherischen Generalsynode, wie schroff die Stellung der Partheien zu einander schon geworden ist, denn jene Beschlüsse wollen nicht einmal mehr gemischte Ehen mit den Anhängern der unirten Kirche gestatten.

Die Spaltung scheint indeß weiter und weiter um sich greifen zu wollen; der Gemeinden in Preußen sind nicht we-

*) Lüttkemüller's Beiträge zur Kirchengeschichte der Gegenwart. S. 221. Rudelbach (Zeitschrift für lutherische Theologie, 1842, 4. Heft, S. 80) urtheilt auf gleiche Weise.

**) Berl. Allg. K. Z. 1843. Nro. 46. Der Versuch, eine Kirchenzucht in der neuen lutherischen Kirche einzuführen, hat sofort den Rücktritt Mehrerer in die unirte Kirche bewirkt. Nro. 56.

nige, welche die unirte Agende „als einen Hauptbeweis von dem Verderben der Kirche und als ein Erzeugniß des Antichristes betrachten“ *); der Austritt aus der unirten Kirche wird immer häufiger; aber im Schooße des neuen Lutherthums ist der Geist der Trennung und Vereinzelung auch nicht müßig, und die eifrigsten Freunde desselben klagen: „Der Separatismus — in der Kirche das, was der atomistische Liberalismus im Staate — ist heutzutage über die (protestantische) Christenheit verbreitet, und auch unsere Landeskirche wimmelt von separatistischen Regungen. — Den lutherischen Dissidenten mußte die Opposition gegen die Geistlichkeit des Landes und gegen die Obrigkeit separatistische Freunde und Anhänger mannigfaltiger Art verschaffen, die sich um so leichter als Glieder der Parthei andrängen oder in sie einschleichen konnten, da ihre innere Ordnung und Verfassung erst im Entstehen, und in der Zeit des Kampfes ein Freund nicht leicht zurückzuweisen ist. — Nähme der Separatismus unter ihnen überhand, so würde er ihre Gemeinschaft ohne Zweifel zerstören **)“.

So geschieht es, daß von gemeinschaftlichen Bestrebungen nur jene gedeihen, welche, wie der Gustav-Adolfs-Verein, vorzüglich gegen die katholische Kirche gerichtet sind, denn in dieser Richtung und nur in dieser fühlt man sich Eins und gleichgesinnt, bei jedem andern Unternehmen kommt sofort die innere Zwietracht zum Ausbruche. Kürzlich sind mehrere Prediger als Lutheraner aus der unirten norddeutschen Missions-Gesellschaft wieder ausgetreten, und der Pastor Mallet zu Bremen, Herausgeber des Missionsblattes, klagt bitter: „daß die protestantischen Missionen in der Heimath getrennt und geschwächt würden durch den schmählich erneuerten Confessionsstreit, der, wie er sagt,

*) Moll die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preußens, Pasewalk 1843, S. 57.

**) Rudelbach's und Guerike's Zeitschrift 1842, I. 90.

unsrer Kirche die tiefsten Wunden geschlagen hat; die auch nicht heilen werden, bis er als ihre Sünde überall erkannt und mit Thränen der Reue, mit tiefer Beugung theologischer und kirchlicher Hoffarth dem Herrn der Kirche abgebeten wird“ *).

Der Zwiespalt sitzt aber nicht blos in dem unversöhnlichen Gegensatze von Calvinismus und Lutherthum, vielmehr liegt er in der gesammten Entwicklung des Protestantismus, und es ist vergebliche Mühe, sich dieß verbergen zu wollen. Man sieht sich selber genöthigt, von der „mehr und mehr zunehmenden Zerspaltung und Vereinzelung der Partheien und Richtungen“ **) zu reden, man klagt über die allgemeine Verbreitung des Conventikelwesens, und dessen gefährlichen Charakter; „in diesen Conventikeln“ — heißt es — „regt sich stets eine Neigung zur Trennung von der Landeskirche; sie sind deßhalb der geeignete Heerd zu separatistischen, ja selbst zu demagogischen und revolutionären Umtrieben“ ***), ja man muß fürchten, „daß gerade die kirchlich Gesinnten für die bestehende Kirche verloren gehen“. Der Prediger Schultz hat daher als die angemessenste Strafe für die Prediger in den Conventikeln Einsperrung in ein Irrenhaus empfohlen, und dabei angeführt, daß dieß in neuerer Zeit in Nassau und Hessen öfter vorgekommen sey ****). Das Unheil, das durch diese Privatversammlungen gewirkt wird, ist freilich groß genug. „Jedes Wort der Predigt wird mit der Schärfe eines Inquisitors abgewogen und verurtheilt, wenn es nicht dem Lehrbegriff der Conventikel angemessen ist. — — Es ist nicht zu beschreiben, wie verderblich solches Splitterrichten und Verdammen in das kirchliche Leben eingreift, zumal in unseren Tagen, wo das Ansehen des geistlichen Standes nur zu sehr

*) Berlin. A. K. Z. Nro. 77 1843.

**) Rheinwald's Repertorium, 1840, Bd. 29, S. 207.

***) Moll S. 49. 51.

****) Ueber den Separatismus. Ein Versuch. Weilburg 1835.

geschwunden ist, und frecher Eigendünkel so gern aller Ordnung widerstrebt. Da hält ein erweckter Küster sich berechtigt, seinem Pastor, der nach seiner Meinung ein Ungläubiger ist, zu trotzen und ihn bei andern anzuschwärzen; da verwirren Aeltern ihre Kinder durch Verdächtigung des Lehrers. — Da sieht man in dem Prediger nicht mehr den Freund und Seelsorger, sondern einen Irrenden, Betrogenen oder gar Betrüger; da verläßt man endlich Kirche und Altar als entweiht durch Unglauben und Irrlehre ihrer Diener". — So schildert ein sehr besonnener und ruhiger Beobachter*) diese Zustände.

Alle diese Dinge haben sich freilich in neuester Zeit verschlimmert. Früher und noch bis vor wenigen Jahren hatte fast überall die Polizeigewalt, im Bunde mit den Consistorien, jeden Versuch religiöser Absonderung mit starker Hand niedergehalten und aufkeimende Secten zeitig unterdrückt; nur das herkömmliche protestantische Staatskirchenwesen, sey es nun mit rationalistischer oder mit orthodoxer Färbung, wurde gehegt und gepflegt. Welche Behandlung den separirten Lutheranern zu Theil wurde, ist noch in frischem Andenken. Seitdem jedoch für diese eine günstige Zeit der Duldung und Nachsicht angebrochen ist, hat man durch die natürliche Consequenz sich genöthiget gesehen, im Allgemeinen auf dem religiösen Gebiet größere Freiheit zu verstatten; begreiflich machen nun auch andere Secten sich dieß zu Nutzen. Namentlich ist es die Secte der Wiedertäufer, welche an den verschiedensten Orten große Regsamkeit zu entwickeln begonnen hat**). In Preußen, in Berlin namentlich, dann in Schlesien bilden sich

---

*) Prahl das Konventikelwesen. Güstrow 1837, S. 65. 66.

**) Zum Belege, daß der oben angegebene Zusammenhang der richtige sey, mag folgendes aus der Berliner Kirchenzeitung 1842, Nro. 3 dienen. Es wird dort erzählt, daß der Kupferstecher Lehmann sich von den britischen Baptisten habe annehmen und zum geistlichen Amte designiren lassen. „Damals" — heißt es

baptistische Gemeinden; im Lüneburgischen hat vor einigen Monaten gleichfalls eine baptistische Bewegung sich gezeigt; in Würtemberg und in Dännemark machen sie Fortschritte; in Hamburg haben sie erst kürzlich freie Religionsübung erlangt; und schon haben sie ihr Augenmerk auch auf Norwegen gerichtet. In der That hat diese Secte vor den andern protestantischen Hauptpartheien den großen Vorzug der Folgerichtigkeit voraus; ruhend auf dem formalen Princip der Reformation, daß in Lehre und Sacrament das klare Wort der heiligen Schrift allein Maaß gebend und entscheidend sey, kann sie von dem, der auf dem gleichen Standpunkt steht, schlechterdings nicht widerlegt werden. Schon Melanchthon erschrack, als die Grundsätze der Secte einige Jahre nach Luthers Erhebung zum ersten Male ausgesprochen wurden. „Ich habe immer befürchtet", sagt er, „daß der Satan dieses Geschwür berühren möchte", d. h., daß Luthers Principien von der Schrift und dem Abendmahle nach der natürlichen Consequenz der Sache auch auf die Taufe angewendet werden möchten. Daher der Haß der lutherischen und reformirten Theologen gegen die gefährlichen Nebenbuhler. Die Wiedertäufer verwerfen die Kindertaufe, und die bei Katholiken sowohl als Protestanten gebräuchliche Form der Taufe durch Aufgießung oder Besprengung. Hinsichtlich des ersten Punktes haben sie die Bibel, in welcher bekanntlich eine Taufe von Kindern nicht erwähnt wird, hinsichtlich des letztern sowohl die Bibel als die Sitte der alten Kirche für sich. Un-

---

weiter — „stand es aber mit der Toleranz so bedenklich, daß er diese Vorgänge nicht veröffentlicht zu sehen wünschte, damit sich nicht die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung unvortheilhaft auf ihn richte. Unter dem jetzigen Monarchen hat die religiöse Freiheit bedeutende Fortschritte gemacht und L. und seine Freunde genießen des Schutzes der Regierung bei ihren Gottesdiensten. Der Verkündigung des Wortes hat der Segen nicht gemangelt" u. s. w.

läugbar hat Christus, als er alle Völker zu taufen gebot, ein Wort gebraucht, welches Untertauchen heißt, gleich wie auch unser altes deutsches Wort Taufen mit Tauchen gleich ist. Die katholische Kirche hat in der Verwaltung der Sacramente allerdings bedeutende Veränderungen eintreten lassen; sie hat den von dem frühern abweichenden Gebrauch der Communion unter Einer Gestalt, so wie den der Taufe durch bloßes Aufgießen des Wassers zugelassen; dabei hat sie der Grundsatz geleitet, daß nur das Wesentliche der Sacramente unveränderlich sey, und daß es ihr, der Kirche Gottes, zustehe, nach dem ihr inwohnenden traditionellen Bewußtseyn über das, was an den Sacramenten wesentlich oder unwesentlich sey, zu entscheiden. Die Protestanten, nämlich die Hauptpartheien der Lutheraner und Calvinisten, haben nun die Kirche wegen der Form der Communion der Fälschung und Verstümmlung des Sacraments angeklagt. Wäre in ihrem Verfahren nur einige Umsicht und Consequenz gewesen, so hätten sie zugleich die Form der Taufe ändern, und die alte Weise der gänzlichen Untertauchung wieder einführen müssen; denn offenbar hatte die Kirche, falls sie nicht berechtigt war, die Form der Communion zu bestimmen, eben so wenig Macht über die der Taufe, und es ist nicht zu verkennen, daß selbst die sacramentale Bedeutung des Zeichens, wie sie der Apostel Paulus angibt, nur durch den Act des Untertauchens verwirklicht wird. Da die Reformatoren dieß nicht gethan, so wurde ihre Parthei den consequenteren Wiedertäufern gegenüber völlig wehrlos. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß in dem Lande, wo der Protestantismus sich am freiesten nach den ihm inwohnenden Gesetzen entwickelt hat, in den vereinigten nordamerikanischen Staaten, die Secte der Baptisten alle übrigen überflügelt, und bereits fünf Millionen Anhänger zählt.

Die Secte der Ebelianer zu Königsberg, welche, sich für die Vollendung und höchste Stufe des Christenthums ausgebend, den alten gnostischen und manichäischen Dualismus

einigermaaßen aus dem lutherischen Geleise zu weichen Miene machte, sofort niederschlagen. So geschah es, daß die religiöse und theologische Literatur der geschärftesten Censur unterstellt wurde, und daß jedes Zeichen des Separatismus, wie z. B. die Enthaltung von dem Abendmahle, Gefängniß und Landesverweisung zur Folge hatte. Als nachher die Spener'sche Bewegung hinzukam, und in deren Folge die Neigung zu Conventikeln und religiösen Privatversammlungen mehr und mehr überhand nahm, da wetteiferten die protestantischen Regierungen in Verboten und Strafgesetzen, so daß, wenn nur fünf oder sechs Personen zu einer Andachtstunde, oder zum Absingen eines geistlichen Liedes in einem Zimmer zusammenkamen, die Kerkerstrafe ihrer wartete. Selbst die Bürger republikanischer Länder hatten es in dieser Hinsicht nicht besser als die Unterthanen monarchischer Regierungen, und die protestantischen Cantone der Schweiz verfuhren gegen religiöse Dissidenten mit gleicher Härte.

So hatte der Protestantismus in Deutschland eine doppelte Form des Despotismus und der drückendsten Knechtschaft erzeugt, wie die frühere Geschichte der christlichen Religion nichts Aehnliches aufzuweisen hat. Das Kirchenwesen und der gesammte Predigerstand befand sich in der unbedingtesten Abhängigkeit von den Höfen und weltlichen Beamten; und die meist leisen und demüthigen, zuweilen aber auch lauteren Klagen der besser Gesinnten über das eben so harte, als schimpfliche Joch der Cäsareopapie zeigten zwar die Größe des Uebels, brachten aber nicht die geringste Abhilfe oder Linderung; dem Volke war eine religiöse Zwangsweste angelegt, welche ihm jede selbstständige Regung, jede Bildung von Associationen zu religiösen Zwecken verwehrte, jeglichen Versuch, die Dürftigkeit der von der lutherischen Kirche dargebotenen Erbauungsmittel selbstthätig zu ergänzen, niederschlug. Unverkennbar lag in diesen Zuständen eine der vornehmsten Bedingungen, durch welche jenes moderne System des willkührlichen Eingreifens in alle Kreise des bürgerlichen und Pri-

vatlebens und der Omnipotenz einer Polizeigewalt zur Reife gebracht wurde — jenes System, das Deutschland so eigenthümlich ist.

Unterdeß aber hatte sich in andern protestantischen Ländern, namentlich in Holland und England, durch die Macht der Verhältnisse ein weit größeres Maaß religiöser Freiheit entwickelt. In den Niederlanden hatte der Calvinismus politisch einen vollständigen Sieg errungen. Aber ein großer Theil des Volkes war, trotz aller Bedrückungen, der katholischen Kirche treu geblieben; auch die Lutheraner und die Taufgesinnten bildeten im Gebiete der Republik zahlreiche Körperschaften; und die Häupter des Staats mußten daher von vorne herein jedem Gedanken an eine in den Niederlanden zu erreichende kirchliche Einheit entsagen. Dazu kam dann seit 1618 die Spaltung des reformirten Kirchenwesens durch die arminianischen Streitigkeiten und die Bildung der neuen Secte der Remonstranten. Zwar wurden auch diese anfänglich verfolgt, und die Gefängnisse mit ihren Lehrern gefüllt; allein die politische und commercielle Lage des Landes brachte die dortigen Machthaber allmählig zu der Ueberzeugung, daß man, wenn auch der calvinistischen Parthei der Rang und großentheils der Einfluß einer Staatskirche verblieb, doch den Dissidenten eine umfassende Duldung zu gewähren nicht umhin könne.

In England hatte sich durch den langwierigen Kampf und das abwechselnde Unterliegen der bischöflichen Kirche, der Presbyterianer und Independenten, dann durch die Revolution von 1688, so wie durch die Rückwirkung der dort immer fester gegründeten bürgerlichen Freiheit auf die religiösen Verhältnisse, am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts ein ähnlicher Zustand, wie in Holland, gebildet. Die englischen Auswanderungen nach Nordamerika hatten die mannichfaltigen Religionspartheien des Mutterlandes auch nach den dortigen Colonien hinübergepflanzt. Zwar hatten die einzelnen Secten, je nachdem sie in einer Provinz gerade die Ueber=

macht besaßen, eine Zeit lang die Uebrigen zu beschränken und zu unterdrücken versucht; die Presbyterianer ließen sogar einige Quäker, Männer und Frauen, ihres Glaubens wegen hinrichten, und nur die katholischen Ansiedler in Maryland, unter Lord Baltimore, gaben ein damals noch ganz fremdes und unerhörtes Beispiel aufrichtiger Duldung. Doch das gemeinsame Bedürfniß, das Beispiel des Mutterlandes, und die augenscheinliche Unmöglichkeit, daß eine einzelne, ihren eigenen Kräften überlassene Parthei die Uebrigen werde unterjochen oder ausrotten können — alles dieß führte auch dort eine allgemeine Freiheit und religiöse Unabhängigkeit herbei. So war es denn vorzüglich England und Nordamerika, es war der natürlich religiöse, allem nackten Unglauben entschieden abholde Stamm der Angelsachsen diesseits und jenseits des Oceans, jener durch practische Auffassung und consequente Durchführung vor Allen ausgezeichnete Stamm, welchem die Aufgabe zugefallen war, den Protestantismus nach der einen Seite seines Wesens, nach seiner kirchlichen Haltungslosigkeit, seiner angebornen Tendenz zur Zersplitterung in eine Vielheit von Secten, vollständig zu entwickeln und ins Leben einzuführen. Dagegen scheint dem protestantischen Deutschlande die Aufgabe gestellt zu seyn, einmal eben jene kirchliche Haltungslosigkeit des Protestantismus von der Kehrseite, nämlich in der völligen Unmündigkeit des Lutherthums und seiner knechtischen Abhängigkeit von der Staatsgewalt zur Evidenz zu bringen, dann aber die nothwendige Verwirrung und Verzweifelung einer, von aller Continuität doctrineller Tradition losgerissenen, jeglichen Fundaments entbehrenden, und durch keine kirchliche Autorität getragenen, theologischen Wissenschaft zum ewigen Andenken zu constatiren.

Wir wenden uns zu der Betrachtung der Gegenwart, und stellen, zuerst Deutschland uns zuwendend, die inhaltschweren Worte eines der tüchtigsten und angesehensten protestantischen Theologen, gleichsam als Motto, voran. „Je ver-

hängnißvoller die Zeit wird — sagt Rudelbach*) — desto mehr wird alles auf der einen Seite sich zur wahren Kirche sammeln, und alles Uebrige auf der andern atomistisch auseinandergehen, während nur auf dem erhabenen Berge des Herrn sichere Zukunft und Rettung ist". — Wie treffend diese Worte seyen, wird das Folgende zeigen; der aber, der sie geredet, hat freilich nur, wie vormals der Hohepriester Kaiphas, die Wahrheit damit verkündet.

In Preußen und überhaupt im größeren Theile von Deutschland ist die Vereinigung der Reformirten und der Lutheraner als ein Zeichen und Mittel protestantischer Glaubens- und Kircheneinheit seit Jahren zu Stande gekommen. Allerdings wurde die Union von der großen Mehrheit der deutschen Protestanten mit Beifall aufgenommen und bereitwillig eingeführt; die Rationalisten konnten derselben sich nur freuen, die Masse des Volks hatte schon längst alles Interesse für die Unterscheidungslehren verloren, und die Mehrzahl auch derer, welche noch einiges Positiv-Christliche bewahrt wissen wollten, erwartete zuversichtlich von der Union einen neuen Aufschwung des Protestantismus. Die einen meinten, Lutheranismus und Calvinismus seyen die beiden einseitigen Darstellungen des protestantischen Princips, welches sich nur in der Union vollenden könne**). Andere freuten sich, des „knechtischen Lutherthums" durch die Union los, und nun erst freie Protestanten werden zu können***). Es fehlte jedoch auch nicht an solchen, welche in der Union nichts Geringeres, als eine Zumuthung und Nöthigung, aus ihrer alten lutherischen

*) Zeitschrift für luth. Theologie, 1840, II, 66.

**) S. z. B. Karsten die Kirche und das Symbol, Hamburg 1842, S. 164 bis 176. Gaupp, die Union der deutschen Kirchen, Breslau 1843, S. 156.

***) Das dritte Reformations-Jubelfest der Stadt Halle; Predigten und Reden. Halle 1841, S. 96 ff.

Kirche aus- und in eine neue einzutreten, erblickten. So entstand die bekannte Absonderung der Altlutheraner. Die Union hat demnach einmal zu den zwei schon vorhandenen und vielfach in ihrer Trennung verharrenden Partheien noch eine dritte hinzugefügt. Nun aber hat eine Versammlung der Altlutheraner zu Breslau, mit Professor Huschke an der Spitze, in einer Reihe von Beschlüssen ein fertiges kirchliches Gesetzbuch angenommen, und sich so auf die Grundlage dieser papiernen Constitution als ächte lutherische Kirche zu setzen versucht. Andere aber haben diese Verfassung viel zu democratisch gefunden und meinen, sie könne wohl dahin führen, daß „sich Weiber, Schuster und Schneider über das Predigtamt und Doctorat der Theologie erheben"*). So ist denn alsbald ein neues Schisma entstanden. Die Prediger Ehrenström und Kindermann erklärten die Synodalbeschlüsse fur unlutherisch, und das ganze Unternehmen für einen Rückfall zur unirten Landeskirche. Darauf wurden sie von dem sogenannten Ober-kirchen-Collegium der Altlutheraner zu Breslau suspendirt und ihr Anhang excommunicirt **). Demnach sind es bereits zwei neue lutherische Gemeinschaften, die neben den drei Hauptpartheien sich zu constituiren im Begriffe stehen. Zugleich ergibt sich aus den Beschlüssen der lutherischen Generalsynode, wie schroff die Stellung der Partheien zu einander schon geworden ist, denn jene Beschlüsse wollen nicht einmal mehr gemischte Ehen mit den Anhängern der unirten Kirche gestatten.

Die Spaltung scheint indeß weiter und weiter um sich greifen zu wollen; der Gemeinden in Preußen sind nicht we-

*) Lüttemüller's Beiträge zur Kirchengeschichte der Gegenwart. S. 221. Rudelbach (Zeitschrift für lutherische Theologie, 1842, 4. Heft, S. 80) urtheilt auf gleiche Weise.

**) Berl. Allg. K. Z. 1843. Nro. 46. Der Versuch, eine Kirchenzucht in der neuen lutherischen Kirche einzuführen, hat sofort den Rücktritt Mehrerer in die unirte Kirche bewirkt. Nro. 56.

nige, welche die unirte Agende „als einen Hauptbeweis von dem Verderben der Kirche und als ein Erzeugniß des Antichrists betrachten“*); der Austritt aus der unirten Kirche wird immer häufiger; aber im Schooße des neuen Lutherthums ist der Geist der Trennung und Vereinzelung auch nicht müßig, und die eifrigsten Freunde desselben klagen: „Der Separatismus — in der Kirche das, was der atomistische Liberalismus im Staate — ist heutzutage über die (protestantische) Christenheit verbreitet, und auch unsere Landeskirche wimmelt von separatistischen Regungen. — Den lutherischen Dissidenten mußte die Opposition gegen die Geistlichkeit des Landes und gegen die Obrigkeit separatistische Freunde und Anhänger mannigfaltiger Art verschaffen, die sich um so leichter als Glieder der Parthei andrängen oder in sie einschleichen konnten, da ihre innere Ordnung und Verfassung erst im Entstehen, und in der Zeit des Kampfes ein Freund nicht leicht zurückzuweisen ist. — Nähme der Separatismus unter ihnen überhand, so würde er ihre Gemeinschaft ohne Zweifel zerstören **)“.

So geschieht es, daß von gemeinschaftlichen Bestrebungen nur jene gedeihen, welche, wie der Gustav-Adolfs Verein, vorzüglich gegen die katholische Kirche gerichtet sind, denn in dieser Richtung und nur in dieser fühlt man sich Eins und gleichgesinnt, bei jedem andern Unternehmen kommt sofort die innere Zwietracht zum Ausbruche. Kürzlich sind mehrere Prediger als Lutheraner aus der unirten norddeutschen Missions-Gesellschaft wieder ausgetreten, und der Pastor Mallet zu Bremen, Herausgeber des Missionsblattes, klagt bitter: „daß die protestantischen Missionen in der Heimath getrennt und geschwächt würden durch den schmählich erneuerten Confessionsstreit, der, wie er sagt,

*) Moll die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preußens, Pasewalk 1843, S. 57.

**) Rudelbach's und Guericke's Zeitschrift 1842, I. 90.

unsrer Kirche die tiefsten Wunden geschlagen hat, die auch nicht heilen werden, bis er als ihre Sünde überall erkannt und mit Thränen der Reue, mit tiefer Beugung theologischer und kirchlicher Hoffarth dem Herrn der Kirche abgebeten wird" *).

Der Zwiespalt sitzt aber nicht blos in dem unversöhnlichen Gegensatze von Calvinismus und Lutherthum, vielmehr liegt er in der gesammten Entwicklung des Protestantismus, und es ist vergebliche Mühe, sich dieß verbergen zu wollen. Man sieht sich selber genöthigt, von der „mehr und mehr zunehmenden Zerspaltung und Vereinzelung der Partheien und Richtungen" **) zu reden, man klagt über die allgemeine Verbreitung des Conventikelwesens, und dessen gefährlichen Charakter; „in diesen Conventikeln" — heißt es — „regt sich stets eine Neigung zur Trennung von der Landeskirche; sie sind deßhalb der geeignete Heerd zu separatistischen, ja selbst zu demagogischen und revolutionären Umtrieben" ***), ja man muß fürchten, „daß gerade die kirchlich Gesinnten für die bestehende Kirche verloren gehen". Der Prediger Schultz hat daher als die angemessenste Strafe für die Prediger in den Conventikeln Einsperrung in ein Irrenhaus empfohlen, und dabei angeführt, daß dieß in neuerer Zeit in Nassau und Hessen öfter vorgekommen sey ****). „Das Unheil, das durch diese Privatversammlungen gewirkt wird, ist freilich groß genug. „Jedes Wort der Predigt wird mit der Schärfe eines Inquisitors abgewogen und verurtheilt, — wenn es nicht dem Lehrbegriff der Conventikel angemessen ist. — — Es ist nicht zu beschreiben, wie verderblich solches Splitterrichten und Verdammen in das kirchliche Leben eingreift, zumal in unseren Tagen, wo das Ansehen des geistlichen Standes nur zu sehr

*) Berlin. A. K. Z. Nro. 77 1843.

**) Rheinwald's Repertorium, 1840, Bd. 29, S. 207.

***) Moll S. 49. 51.

****) Ueber den Separatismus. Ein Versuch. Weilburg 1835.

geschwunden ist, und frecher Eigendünkel so gern aller Ordnung widerstrebt. Da hält ein erweckter Küster sich berechtigt, seinem Pastor, der nach seiner Meinung ein Ungläubiger ist, zu trotzen und ihn bei andern anzuschwärzen; da verwirren Aeltern ihre Kinder durch Verdächtigung des Lehrers. — Da sieht man in dem Prediger nicht mehr den Freund und Seelsorger, sondern einen Irrenden, Betrogenen oder gar Betrüger; da verläßt man endlich Kirche und Altar als entweiht durch Unglauben und Irrlehre ihrer Diener". — So schildert ein sehr besonnener und ruhiger Beobachter *) diese Zustände.

Alle diese Dinge haben sich freilich in neuester Zeit verschlimmert. Früher und noch bis vor wenigen Jahren hatte fast überall die Polizeigewalt, im Bunde mit den Consistorien, jeden Versuch religiöser Absonderung mit starker Hand niedergehalten und aufkeimende Secten zeitig unterdrückt; nur das herkömmliche protestantische Staatskirchenwesen, sey es nun mit rationalistischer oder mit orthodoxer Färbung, wurde gehegt und gepflegt. Welche Behandlung den separirten Lutheranern zu Theil wurde, ist noch in frischem Andenken. Seitdem jedoch für diese eine günstige Zeit der Duldung und Nachsicht angebrochen ist, hat man durch die natürliche Consequenz sich genöthiget gesehen, im Allgemeinen auf dem religiösen Gebiet größere Freiheit zu verstatten; begreiflich machen nun auch andere Secten sich dieß zu Nutzen. Namentlich ist es die Secte der Wiedertäufer, welche an den verschiedensten Orten große Regsamkeit zu entwickeln begonnen hat**). In Preußen, in Berlin namentlich, dann in Schlesien bilden sich

*) Prahl das Konventikelwesen. Güstrow 1837, S. 65. 66.

**) Zum Belege, daß der oben angegebene Zusammenhang der richtige sey, mag folgendes aus der Berliner Kirchenzeitung 1842, Nro. 3 dienen. Es wird dort erzählt, daß der Kupferstecher Lehmann sich von den britischen Baptisten habe annehmen und zum geistlichen Amte designiren lassen. „Damals" — heißt es

baptistische Gemeinden; im Lüneburgischen hat vor einigen Monaten gleichfalls eine baptistische Bewegung sich gezeigt; in Würtemberg und in Dännemark machen sie Fortschritte; in Hamburg haben sie erst kürzlich freie Religionsübung erlangt; und schon haben sie ihr Augenmerk auch auf Norwegen gerichtet. In der That hat diese Secte vor den andern protestantischen Hauptpartheien den großen Vorzug der Folgerichtigkeit voraus; ruhend auf dem formalen Princip der Reformation, daß in Lehre und Sacrament das klare Wort der heiligen Schrift allein Maaß gebend und entscheidend sey, kann sie von dem, der auf dem gleichen Standpunkt steht, schlechterdings nicht widerlegt werden. Schon Melanchthon erschrack, als die Grundsätze der Secte einige Jahre nach Luthers Erhebung zum ersten Male ausgesprochen wurden. „Ich habe immer befürchtet", sagt er, „daß der Satan dieses Geschwür berühren möchte", d. h., daß Luthers Principien von der Schrift und dem Abendmahle nach der natürlichen Consequenz der Sache auch auf die Taufe angewendet werden möchten. Daher der Haß der lutherischen und reformirten Theologen gegen die gefährlichen Nebenbuhler. Die Wiedertäufer verwerfen die Kindertaufe, und die bei Katholiken sowohl als Protestanten gebräuchliche Form der Taufe durch Aufgießung oder Besprengung. Hinsichtlich des ersten Punktes haben sie die Bibel, in welcher bekanntlich eine Taufe von Kindern nicht erwähnt wird, hinsichtlich des letztern sowohl die Bibel als die Sitte der alten Kirche für sich. Un-

---

weiter — „stand es aber mit der Toleranz so bedenklich, daß er diese Vorgänge nicht veröffentlicht zu sehen wünschte, damit sich nicht die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung unvortheilhaft auf ihn richte. Unter dem jetzigen Monarchen hat die religiöse Freiheit bedeutende Fortschritte gemacht und L. und seine Freunde genießen des Schutzes der Regierung bei ihren Gottesdiensten. Der Verkündigung des Wortes hat der Segen nicht gemangelt" u. s. w.

läugbar hat Christus, als er alle Völker zu taufen gebot, ein Wort gebraucht, welches **Untertauchen** heißt, gleich wie auch unser altes deutsches Wort Taufen mit Tauchen gleich ist. Die katholische Kirche hat in der Verwaltung der Sacramente allerdings bedeutende Veränderungen eintreten lassen, sie hat den von dem frühern abweichenden Gebrauch der Communion unter Einer Gestalt, so wie den der Taufe durch bloßes Aufgießen des Wassers zugelassen; dabei hat sie den Grundsatz geleitet, daß nur das Wesentliche der Sacramente unveränderlich sey, und daß es ihr, der Kirche Gottes, zustehe, nach dem ihr inwohnenden traditionellen Bewußtseyn über das, was an den Sacramenten wesentlich oder unwesentlich sey, zu entscheiden. Die Protestanten, nämlich die Hauptpartheien der Lutheraner und Calvinisten, haben nun die Kirche wegen der Form der Communion der Fälschung und Verstümmlung des Sacraments angeklagt. Wäre in ihrem Verfahren nur einige Umsicht und Consequenz gewesen, so hätten sie zugleich die Form der Taufe ändern, und die alte Weise der gänzlichen Untertauchung wieder einführen müssen; denn offenbar hatte die Kirche, falls sie nicht berechtigt war, die Form der Communion zu bestimmen, eben so wenig Macht über die der Taufe, und es ist nicht zu verkennen, daß selbst die sacramentale Bedeutung des Zeichens, wie sie der Apostel Paulus angibt, nur durch den Act des Untertauchens verwirklicht wird. Da die Reformatoren dieß nicht gethan, so wurde ihre Parthei den consequenteren Wiedertäufern gegenüber völlig wehrlos. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß in dem Lande, wo der Protestantismus sich am freiesten nach den ihm inwohnenden Gesetzen entwickelt hat, in den vereinigten nordamerikanischen Staaten, die Secte der Baptisten alle übrigen überflügelt, und bereits fünf Millionen Anhänger zählt.

Die Secte der **Ebelianer** zu Königsberg, welche, sich für die Vollendung und höchste Stufe des Christenthums ausgebend, den alten gnostischen und manichäischen Dualismus

erneuerte, und unter dem Vorwande, die paradiesische Unschuld herzustellen, die absichtliche Reizung sinnlicher Lust zu einem Religionsacte machte, ist durch das Eingreifen der Staatsgewalt, wo nicht unterdrückt, doch in der weitern Verbreitung gehemmt worden. Weit größerer Erfolge erfreut sich fortwährend in dem protestantischen Gebiete die Swedenborg'sche Kirche des neuen Jerusalems, welche halbrationalistisch die christlichen Grundlehren von der Dreieinigkeit, den Engeln, der Erbsünde, Erlösung und Auferstehung läugnet, aber doch eine Menschwerdung Gottes lehrt; sie ist nicht nur in Schweden, wo in einer einzigen Diöcese sechs und vierzig Geistliche dieser Lehre insgeheim anhängen, in England und Nordamerika, sondern auch in Deutschland, namentlich in Würtemberg, in steter Zunahme begriffen; in letzterem Lande hat sich, vorzüglich durch Hofacker's Thätigkeit, eine eigne Literatur der „Neuen Kirche" gebildet. Selbst in dem an der würtembergischen Gränze gelegenen Hohenlohischen Flecken Creglingen hat sich kürzlich eine swedenborgische Gemeinde gesammelt *). Sogar von den Böhmisten vernehmen wir, daß „diese Secte sich leider bis auf den heutigen Tag zum Verderben vieler heilsbegierigen Seelen unter den Protestanten (in Hessen) finde" **).

Am Rhein, im Wupperthal, im Bergischen, im Lande Jülich und der Grafschaft Meurs hat sich theils aus Reformirten, theils aus Lutheranern eine Secte von Gnadenwählern gebildet, deren Hauptsitz in Elberfeld ist, deren Kirchenväter vorzüglich die beiden Krummacher, als die Prediger der freien, unwiderstehlichen und ewig unverlierbaren Gnade sind ***). Sie stützt sich auf die altprotestantische Lehre von

*) Berl. A. K. Z. 1842. Nro. 40.

**) Vilmar in Rudelbach's und Guerike's Zeitschrift, 1840, IV. 42.

***) Der ältere Krummacher begrüßte einmal seine Gemeinde zu Elberfeld, in der die oben angegebenen Lehren vorherrschen, mit den Worten: „Gemeine, die ich mit Ehrfurcht betrachte, die du

der gänzlichen Verdorbenheit und absoluten Unfähigkeit des Menschen und der Rechtfertigung durch bloße Zurechnung der Gerechtigkeit Christi, verbindet damit die calvinischen Dogmen von der unwiderstehlichen Wirkung der Gnade und Unverlierbarkeit der Gerechtigkeit, und zieht daraus die Consequenzen. Der Mensch, wird hier behauptet, wird durch den bloßen Glauben so gerechtfertigt, daß ihm auch alle künftigen Sünden bereits vergeben sind. Daher ist es überflüssig, nach Heiligung zu streben, zu beten, zu ringen, denn Christus ist wie unsere Gerechtigkeit, so auch unsere Heiligung; wir bedürfen keiner eignen, und sind nicht verpflichtet, der Versuchung zur Sünde Widerstand zu leisten; vielmehr muß man auch dem alten Adam seine Nahrung (des Sündigens nämlich) gönnen; kann ja doch dem Gerechtfertigten Moses (das Gesetz) der Tod und Teufel nichts mehr thun *). — Dort, in Elberfeld, war es auch, wo vor einigen Jahren der Prediger Kohlbrügge in einer Gastpredigt unter anderen sagte: „Ja die Sünde wird uns ersäufen, und zum Strick des Unglaubens und der Verzweiflung, und an den Galgen jagen, wofern wir nicht alle unsere Heiligungssysteme hinaus — und über Bord werfen, damit das Schiff allein auf freier Gnade treibe **)“.

Dagegen verwirft die Parthei der Collenbuscher oder Menkenianer, deren Stifter der Arzt Collenbusch in Barmen, deren vornehmster Theologe der Prediger Menken in Bremen war, die protestantische Rechtfertigungslehre nebst ihren Consequenzen, und wird von den Anhängern der symbolischen Bücher pelagianischer, sabellianischer und arminianischer Irrthümer beschuldigt. Ein Theil dieser Secte bekennt sich auch zu der Lehre von einer Wiederbringung aller Dinge ***).

---

kaum deines Gleichen hast, wenn du überhaupt deines Gleichen hast“. Prof. Lange in Rheinwald's Repert. XXXII. 252.

*) Rheinwald's Allg. Repertor. IX. 176 ff. Lange a. a. O.

**) Rheinwald's Repert. IV. 251.

***) Rheinwald's Repert. XI. 162 ff.

Im protestantischen Theile von Würtemberg ist das Sectenwesen schon seit längerer Zeit einheimisch. Neben Swedenborgianern, Wiedertäufern und Methodisten gibt es hier pietistische Partheien, die schon aus dem vorigen Jahrhundert stammen; ihre Versammlungen werden von sogenannten Stundenhaltern, Bauern oder Handwerkern, geleitet, und der Pfarrer darf, wenn er daran Theil nehmen will, nur als Zuhörer dabei seyn. Daher klagt der lutherische Prediger Wehrhan, daß der würtembergische Pietismus in eine Art Layenpriesterthum ausarte, daß er die Kirche unterminire, und eine künftige Auflösung derselben vorbereite *). Im Jahre 1816 zogen gegen 700 Familien, unter denen Viele das tausendjährige Reich erwarteten, nach Rußland; abgesonderte Gemeinden haben sich noch neuerlich (seit 1819) in Kornthal und Wilhelmsdorf gebildet. Nebst diesen bestehen in Würtemberg noch die Secten der Michelianer und Pregizerianer. Die ersten sind in ungefähr vierzig Gemeinschaften über einen großen Theil des Landes verbreitet, und werden von ihren Gegnern wegen ihres ängstlichen, düsteren und schwermüthigen Wesens, wegen ihres Dringens auf die stete Buße und Heiligung, bald Gesetzler, bald Seufzende genannt. Im schroffen Gegensatze gegen sie behauptet die Secte der Pregizerianer, deren Stifter im Jahr 1824 starb, die lutherische Rechtfertigungslehre sey die Grundwahrheit des Christenthums, und aus dieser folge, daß die Erlangung der Seligkeit ganz leicht sey, daß der Gläubige keines Bußbekenntnisses mehr bedürfe, weshalb sie im Vater Unser die fünfte Bitte auslassen, und daß jedem vermöge seiner Glaubensgerechtigkeit auch die Sünden, die er noch begehe, selbst zur Gerechtigkeit gerechnet würden; daher sie nur fröhliche Lieder singen, und bei ihren Versammlungen die Flöte oder Clarinette aufspielen lassen. Beide Secten stimmen übrigens in der

*) Evangel. K. Z. 1842, Oktob. S. 640.

Läugnung der ewigen Strafen, und in der Annahme einer Wiederbringung aller Dinge überein *).

Unter den Lutheranern in Holland herrscht dieselbe Zerrissenheit wie anderwärts. Die große Mehrzahl der Gemeinden ist dort rationalistisch gesinnt, und bildet die Kirche „des neuen Lichts"; von ihnen haben sich sieben Gemeinden (zu Amsterdam, Enkhuyzen, Zwolle, Medemblick, Gorkum, Harlingen und Hoorn) abgesondert, die sich selber die „hergestellte evangelisch-lutherische Kirche nennen, und vom Volke als die „des alten Lichts" unterschieden werden; sie haben ein im Jahr 1792 abgefaßtes Glaubensbekenntniß, worin die symbolischen Bücher bestätigt, und das neue rationalistische Licht verworfen wird, und halten jährlich eine Synode zu Amsterdam, während die vom neuen Licht sich im Haag versammeln.

Wir werden noch im Verlaufe auf den Zustand des lutherischen Kirchenwesens in andern Ländern zurückkommen. Wir haben hier nur von jenen Spaltungen und Secten geredet, welche äußerlich Gestalt gewonnen haben; aber auch innerhalb des kirchlichen Verbandes sind die Theologen und die Prediger durch die schroffsten Gegensätze ihrer Glaubensansichten weit von einander geschieden, und der deutsche Protestantismus ist ein Tummelplatz, auf welchem die verschiedensten Meinungen und Systeme in bunter Mischung sich kreuzen und bekämpfen. Da sind die Rationalisten der äußersten Linken, die dem von Röhr und Paulus aufgesteckten Panier folgen; neben ihnen die Gemäßigteren von der Farbe Bretschneiders und die Anhänger des durch den Hofprediger Ammon zur Weltreligion fortgebildeten Christenthums; zu diesen

*) Grüneisen's Abriß einer Geschichte der religiösen Gemeinschaften in Würtemberg, in Illgen's Zeitschrift für histor. Theologie 1841, S. 104 ff. Wolff's Zukunft der protest. Kirche in Deutschland vom Standpunkt der würtemberg. Verhältnisse aus, Stuttg. 1840, S. 392 ff.

gehören in Sachsen und anderwärts die „evangelischen Lichtfreunde", deren Wochenschrift bereits in 3000 Exemplaren verbreitet ist. Eine Stufe höher stehen die spekulativen Rationalisten, wie Hase, die geringschätzig auf den vulgären Rationalismus herabblicken. Stärkere Ansprüche, positiv christlich zu seyn, machen die Supernaturalisten oder die Halbgläubigen, welche, wie Schwarz, Steudel, Hahn, nur das formale Princip des Protestantismus von der in der heiligen Schrift allein niedergelegten Offenbarung festhaltend, einen großen Unterschied zwischen dem Inhalt der Schrift und der altlutherischen oder calvinischen Kirchenlehre anerkennen, und nur das, was sich als das ursprünglich Christliche aus der Schrift ableiten lasse, für Wahrheit halten. Am nächsten kommen diesen die zahlreichen Jünger der Schleiermacher'schen Schule, in deren System „Christenthum und Spinozismus fein pulverisirt durcheinander gemischt ist" *), und deren Meister selbst erklärt hat, „das eigentliche Ziel der evangelischen Kirche bestehe in einem unbeschränkten Meinen und Denken über das, was jedem Einzelnen christlich dünke"; dazu kommen weiter die zwei oder drei Schulen des Hegel'schen Christenthums; von diesen hat die eine, durch Marheineke repräsentirt, das Kunststück durchgeführt, die meisten lutherischen Lehren, wenigstens dem Titel nach, in die Formeln und Gedanken der Hegel'schen Philosophie einzukleiden; eine andere, deren Sprecher Baur in Tübingen ist, erkennt das Princip der Beweglichkeit als das einzig Wesentliche des Protestantismus, und meint, derselbe habe nichts als dieses, was er dem katholischen Princip der Stabilität gegenüberstellen könne; eine dritte endlich, in Strauß verkörpert, verkündet, von dem Zwiespalt des christlichen Glaubens und des philosophischen Wissens ausgehend, die nothwendige Auflösung des ganzen bisherigen Christenthums. Endlich gibt es neben einzelnen Vertheidigern des reformirten Lehrbegriffs,

*) Ausdruck der Zeitschrift von Harleß 1841, I, 232.

wie Sack in Bonn, auch einige strenge Lutheraner, Sartorius, Rudelbach, Guericke, welche den vollständigen Lehrbegriff der Concordienformel alles Ernstes zu behaupten entschlossen sind, und dieß als das einzige Rettungsmittel einer sonst hoffnungslos verlornen Zeit verkünden.

So muß es denn freilich offen gestanden werden: „Wenn eine Kirchenregierung die normative Lehre auch nur auf die einfachsten Elemente zurückführen wollte, über welche etwa alle Partheien einverstanden wären, so würde sie doch sogar dieses Mindeste nicht erreichen können, ohne sich selbst zur Parthei zu machen, weil der Streit der Partheien schon längst bis zu den Grundprincipien vorgedrungen, und die Entscheidung, was Cardinallehre und Specificum des allgemeinsten Christenthums sey, unmöglich gemacht hat. —— Daher ist es kein Wunder, wenn eine kirchliche Behörde, die einen geistlichen Beamten auffordert, Prediger in die Schranken des anerkannten christlichen Lehrbegriffs zu verweisen, auf die gehorsamste Anfrage, was doch der anerkannte christliche Lehrbegriff sey, nichts Besseres in ihrer Verlegenheit zu thun findet, als daß sie dem Frager die Sache in sein Gewissen schiebt, mit dem Bedeuten, er müsse ja wohl Bescheid wissen" *).

„Wenn wir eine ausgeprägte Lehrnorm haben, sagt ein Andrer, was soll mit den Geistlichen angefangen werden, welche dieser Lehrnorm nicht vollkommen treu bleiben? Wie Viele aber würden in Baden übrig bleiben, wenn man diese ausscheiden wollte? Aber nicht in Baden allein, sondern in ganz Deutschland"? **).

So berichtet ein Prediger aus Danzig in der Berliner Kirchenzeitung ***) ganz wohlgefällig: Die dortigen evan-

*) Julius über die Hebung des kirchlichen Lebens in der protestant. Kirche. Leipzig 1842, S. 213. 216.

**) Zittel Zustände der evangelisch-protest. Kirche in Baden. Karlsruhe 1843, S. 154.

***) 1842, Nro. 45

gelischen Geistlichen hätten sich, sechszehn an der Zahl, zu einem Kränzchen vereinigt, freilich sey nicht unter allen die Einigkeit des Geistes, vielmehr seyen die Ansichten sehr verschieden, und die meisten theologischen Richtungen der Gegenwart hätten dabei ihre entschiednen Vertreter; aber — „Alle fühlen es doch, daß man in einer so bewegten und wirren Zeit das Auge auf die gemeinschaftlichen Gegner (nämlich die Katholiken und die Altlutheraner) richten müsse".

Und die Gemeinden? Wenn den Führern und Lehrern jede Gemeinschaft des Glaubens und der Lehre abhanden gekommen ist, was soll aus dem Volke werden? soll sich auch das Volk rathlos auf den Wegen der wechselnden Meinungen herumtreiben lassen? soll es gleichfalls in den vielstimmigen Hader hineingezogen, und mit den mannigfachen Windungen des verwickelten Partheienkampfes vertraut gemacht werden?

Das nun gerade nicht, heißt es. Nicht jeder Prediger wird ja doch seine besonderen Ansichten gleich auf die Kanzel bringen; es ist ja nicht so schwer, sich hinter allgemeinen Ausdrücken und zweideutigen Phrasen zu verbergen.

„Wie streitig unter den Gelehrten die Lehre immerhin sey; die Gemeinde macht nothwendig die stillschweigende Voraussetzung, daß sie eine feste und geltende Lehre besitze. Solche Voraussetzung ist freilich von der einen Seite illusorisch". — Tröstend bemerkt man indeß, auch der Geistliche, der auf einem ganz andern Standpunkte stehe, sey doch der „erbauenden Mittheilung an das idiotische Bewußtseyn fähig"; ein glänzendes Beispiel davon sey Schleiermacher, der, zwar in seinen „Reden über die Religion" den Pantheismus offen ausgesprochen, aber ungeachtet dieser seiner Weltanschauung, der erbauenden Mittheilung an die Gemeinde in einem Grade mächtig gewesen, wie nicht leicht ein Zweiter in seinen Tagen und seitdem"*).

*) Julius a. a. O. S. 237.

Das wird aber wohl nicht lange mehr so fortgehen; dem „idiotischen Bewußtseyn" gehen allmählig die Augen auf; es fängt an wahrzunehmen, daß seine Auguren lachen, wenn sie sich begegnen, und wird daher argwöhnisch. Wir hören bereits von Ultraevangelischen, „welche auf dem geraden Wege sind, die Wissenschaft für ein Hinderniß des Glaubens, und die Theologie und das Studieren für das eigentliche Verderben der Geistlichkeit zu erklären" *). Ja man hat es kürzlich ausgesprochen: „das theologische Studium, sonst das Mittel, sich zum Kirchendienste zu befähigen, ist jetzt der geradeste Weg, dazu unfähig zu machen: die Schusterbank, die Schreibstube, und wo man sonst am sichersten vor dem Einbringen der Wissenschaft verwahrt ist, sind heutzutage bessere Vorübungsplätze für das Predigtamt, als die Universitäten und Seminarien" **).

Fragt man nun, was denn das Volk, oder überhaupt Alle, deren Beruf die Theologie nicht ist, bei solcher Zerrissenheit thun, wo sie einen sichern Anhalt suchen sollen, so erhält man die widersprechendsten Antworten. Die Ansicht der Einen läßt sich am besten in den Worten des jütländischen Predigers Rohmann wiedergeben. „Es wird jetzt", sagt dieser Mann in einer, vor einigen Jahren an die Layen gerichteten Schrift, „viel über das wahre Christenthum gestritten. Ihr wünscht auch in dieser Angelegenheit ein Urtheil zu haben. Aber das geht nicht an. Denn ihr könnet die Bibel nicht in ihren Grundsprachen lesen, und wer steht euch dafür ein, daß in der Uebersetzung der eigentliche Sinn genau wiedergegeben ist? Wolltet ihr euch nun an die symbolischen Bücher halten — auch diese sind ursprünglich alle in fremden Sprachen geschrieben, und hier dürft ihr ebenso wenig auf Uebersetzungen bauen. Ihr müßt euch also dabei beruhigen, daß die euch gegebenen Prediger zuvor geprüft sind, und der

*) Moll die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche. S. 79.
**) Julius. S. 29.

König sie euch nicht schicken würde, wenn sie falsche Lehrer wären" *).

Andere dagegen stimmen zur Selbsthülfe. Sie wissen keinen andern Rath als den, welchen der Pfarrer Bulliet zu Arzier im Waadtlande im Jahr 1840 in seinem Hirtenbriefe dem Volke gegeben hat: Alle, Männer und Weiber, Herren und Knechte, Gebildete und Unwissende, müßten täglich die heilige Schrift studieren und jedesmal, wenn sie eine Predigt gehört, weit entfernt dem Prediger Alles aufs Wort zu glauben, vielmehr ihren Beifall so lange suspendiren, bis sie zu Hause erst in der Bibel nachgesehen, ob das Gehörte auch mit dem heiligen Texte übereinstimme **). — Würde dieser Rath wirklich in weiterem Umfange befolgt, dann wären die letzten Dinge des Protestantismus bereits gekommen; keine menschliche Macht würde mehr im Stande seyn, die völlige Auflösung alles kirchlichen Verbandes länger zu verhindern.

Dem Volke ist für jetzt nicht zu helfen, heißt es daher von anderer Seite her; es muß geduldig auf bessere Zeiten warten, und diese werden kommen, so bald man nur unter den Theologen und Predigern mittelst der symbolischen Bücher Einheit der Lehre wieder herstellt; deßhalb müssen alle Religionsbücher wieder strenge auf diese Bücher beeidigt werden. Eitle Hoffnung erwiedert der vielstimmige Chor der Antisymboliker. „Die Lehrer und Prediger auf Kathedern und Kanzeln ließen sich verpflichten auf Symbole und lehrten und predigten nach ihrer Ueberzeugung, mit dem Gewissen hat man sich abgefunden. So ist es noch in allen deutschen Staaten, wo noch solche Verpflichtungen statt finden; es ist nicht im mindesten mehr Glaubens- und Lehreinheit dort zu finden, als in Baden, wo man schon lange von solchen Verpflichtungen nichts mehr weiß. Die Sache läßt sich nicht mehr ma-

---

*) Rheinwald's Repertorium I, S. 109.

**) Evangel. Kirchenzeitung Bd. XXVII. S. 829.

chen. Der Protestantismus duldet es nicht, das hat die Geschichte seit drei Jahrhunderten bewiesen“ *).

Allerdings sind die symbolischen Bücher der letzte Rettungsanker der am altprotestantischen Lehrbegriffe hängenden Parthei; allein die große Mehrzahl der Theologen verhehlt es sich nicht, daß einerseits die Union, andererseits die Entwickelung der protestantischen Theologie, welche unmöglich mehr rückgängig gemacht werden kann, einer erneuerten Geltung der alten Bekenntnißschriften schlechthin entgegen sind. Um ein anschauliches Bild von der völligen Rathlosigkeit und Verwirrung, in die man gerathen ist, zu geben, wollen wir von den sieben neuesten Schriften über diesen Gegenstand, die uns eben vorliegen, das Resultat in aller Kürze angeben. Es sind die Schriften des Dompredigers Tarnow in Güstrow *), des Pastors Gaupp in Langenbielau in Schlesien **), des Pastors Gerhard zu Schwoitsch ***), des Predigers Karsten in Rostock ****), des General-Superintendenten Ribbeck zu Breslau †), des Professors Wasserschleben in Breslau ††) und des Dr. Rupp in Königsberg †††).

Der erste, H. Tarnow, versichert, daß der biblische Rationalismus allein der „würdige Repräsentant und Fortbilder des Protestantismus, und daß die entgegengesetzte, an

*) Zittel a. a. O. S. 169.

*) Die großere Einheit in der protestant. Kirche. Güstrow 1842.

**) Die Union der deutschen Kirchen. Breslau 1843.

***) Symboliker und Antisymboliker. Worüber ist der Streit? Breslau 1843.

****) Die Kirche und das Symbol in ihrem innern Zusammenhange. Hamburg 1842.

†) Die ordinatorische Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Schriften. Breslau 1843.

††) Die evangelische Kirche in ihrem Verhältnisse zu den symbolischen Büchern und zum Staate. Brrslau 1843.

†††) Der Symbolzwang und die protestantische Lehr- und Gewissensfreiheit. Königsberg 1843.

den Symbolen festhaltende, beschränkende Auffassungsweise, die Orthodoxie, sich schlechterdings jenem anschließen, und mit ihm den bisherigen protestantischen Kirchenglauben corrigiren müsse (S. 31. 35). — Der zweite, Hr. Gaupp, hat und bekennt seine absonderlichen Lehrmeinungen, die er, wie z. B. den zur Mode gewordenen Wahn von der Wiederbringung aller Dinge, den symbolischen Büchern aufzuopfern keine Lust bezeigt; daher solle, schlägt er vor, nur die Augsburgische Confession, „und auch diese nur einstweilen, und nur nach ihrem unantastbaren Lehrkerne“, verpflichtende Geltung für alle Prediger haben. Welches aber dieser unantastbare Lehrkern sey, darüber müßte die Kirche erst eine bündige Declaration geben. Von einer Verpflichtung auf den Buchstaben der Augsburgischen Confession könne darum keine Rede seyn, weil „unter den heterodoxen Elementen im Lehrbegriffe der Gegenwart sich manche fänden, welche einen schwellenden Keim zu künftiger Fortbildung der Lehre über die Augsburgische Confession hinaus in sich tragend, in der That nur aus freier tiefer Schriftforschung hervorgegangen seyen, und daher mit voller Berechtigung auftreten“ (S. 193, 194.) — Der Dritte, Hr. Gerhard, verwirft gerade auch die Augsburgische Confession, und will, da ihm die dort aufgestellte Rechtfertigungslehre mißfällt, auch nicht einmal von dem „unantastbaren Lehrkerne“ des Hr. Gaupp etwas wissen. — Anders der vierte, Hr. Karsten: Jeder, der ein Kirchenamt begehrt, muß auf zwei Artikel, nämlich den von der Gottheit Christi, und den von der Rechtfertigung durch den bloßen Glauben, als auf die ewige unveränderliche, göttliche Wahrheit verpflichtet werden; wer dieß nicht bekennen und geloben kann, der muß vom Predigtamt zurückgewiesen werden. (S. 181.) Der Fünfte, der nichts Geringeres als ein General-Superintendent ist, dreht und windet sich mühsam genug, um seine contradictorischen Sätze zu behaupten, daß nämlich einerseits die Differenz der Symbole indifferent sey, und es überhaupt keine Lutheraner und Reformirten mehr gebe; daß aber andererseits doch den refor-

mirten sowohl als die lutherischen Symbolen eine unveränderliche Geltung zukomme, und die Verpflichtung auf sie beibehalten werden müsse. Als Jünger der Wissenschaft, meint er übrigens, müsse er allerdings auch den Fall setzen, daß die Lehren der symbolischen Bücher durch die fortgeschrittene Theologie beseitigt würden; Ilium (nämlich die protestantische Kirche) werde fallen, aber anders, als die Gegner meinen, und jetzt noch nicht. — Dagegen erklärt der sechste, Hr. Wasserschleben, die neue freie und evangelische Kirche dürfe nur bewegliche und revisible Symbole haben, da diese nur der Ausdruck des kirchlichen Bewußtseyns ihrer Zeit seyen. Und endlich verkündet der letzte und jüngste Sprecher in dieser Sache, Hr. Rupp (S. 48.) „Mit den geistlichen Behörden stimmen die protestantischen Theologen darin überein, daß in unserer Kirche nicht der Buchstabe der Symbole gelte. Dieß ist nicht blos die Auffassung der Vertreter des Rationalismus. Im Gegentheil alle, welche der Schleiermacher'schen Auffassung des Christenthums huldigen, und welche in der Sprache der Hegel'schen Philosophie den Ausdruck ihres christlichen Glaubens gefunden haben, leben in derselben Ueberzeugung; de Wette's, Ullmann's, Hese's theologische Schriften athmen denselben Geist, und man würde den gefeierten Geschichtsschreiber der christlichen Kirche, Neander, wenig verstehn, wenn man meinte, er sehe in der gegenwärtigen evangelischen Kirche nicht eine Fortentwicklung über den Buchstaben der Symbole hinaus".

Aber ließe sich nicht ein neues Symbol verfassen? Sollte denn nicht unter den nambaftesten Theologen, mit Ausschluß etwa der Rationalisten und der Hegelianer, wenigstens über einige Hauptpunkte ein Einverständniß und eine diese zusammenfassende Formel erreicht werden können? Prof. Sack in Bonn hat neuerlich sich bis zu der Versicherung ermuthigt, daß in der protestantischen Kirche Einheit der Lehre sey. Das Kunststück seiner Beweisführung besteht darin, daß er zunächst die Summe aller wesentlichen Glaubensartikel auf die

Trinitätslehre reducirt, weil, was freilich ausser H. Sack noch kein Mensch wahrgenommen hat, alle übrigen protestantischen Lehren, namentlich auch die Rechtfertigungslehre, „einschlußweise“ in jenem Grundartikel enthalten seyen, so daß, wer sich zum Glauben an die Dreieinigkeit bekenne, implicite zugleich alle anderen Lehren mitglaube. Nun besinnt sich aber H. Sack, daß doch auch gerade in Bezug auf die Dreieinigkeit nicht die geringste Einigkeit unter den Theologen der protestantischen Confessionen herrsche; und so muß denn auch dieser Grundartikel sich unter seinen Händen verflüchtigen, bis (S. 14) als caput mortuum die bloße „Anerkennung der sündelosen Würde und Erlösungsmacht Jesu und der Wahrheit seines Wortes“ übrig bleibt. Darin, meint er, seyen doch hoffentlich alle seine Collegen noch einig*).

Verhält es sich also, dann hat der Superintendent Ribbeck wohl Recht, welcher (S. 64.) behauptet, die evangelische Kirche könne nicht ohne einen Selbstmord zur Aufstellung eines neuen Symbols sich anschicken; dann hat auch Julius Recht, der (S. 183) erklärt: „ein neues Symbol aufzustellen, sind unsere zersplitterten, in zahllose Controversen verwickelten, von der Macht der Kritik erschütterten, vom Indifferentismus heimgesuchten Kirchen, längst, wie Niemand leugnet, viel zu ohnmächtig“.

Was soll nun aber werden? Der fromme Spener wußte schon vor hundert fünfzig Jahren keinen andern Rath, als den, man solle eben abwarten, bis der heilige Geist die Widersprüche beseitige. Seitdem aber haben sich die Widersprüche mehr als verzehnfacht, und bis zur Stunde vermag kein Auge auch nur das leiseste Anzeichen zu entdecken, daß der Heilige

---

*) S. die von ihm und Nitzsch herausgegebne Monatsschrift für die evangelische Kirche der Rheinprovinz und Westphalen. Okt. 1842; 1tes Heft: die Stellung der evangel. Kirche gegenüber dem Hierarchismus und dem Liberalismus unserer Zeit. S. 1 — 26.

Geist sich irgend wie mit den protestantischen Angelegenheiten zu befassen gedenke.

In dem nächsten Artikel werden wir die Lage des Protestantismus ausserhalb Deutschlands betrachten.

IV.

Die Weingartner Liederhandschrift.

Der literarische Verein zu Stuttgart, dem wir, außer Fritsche Closeners Chronik und dem Itinerarium des Felix Faber schon manche andere, für die deutsche Geschichte und Literatur interessante Mittheilung verdanken, hat vor Kurzem die berühmte Weingartner Liederhandschrift, welche die Gedichte der schwäbischen Minnesänger enthält, veröffentlicht. Man hat diese wohl öfter für das Original der Pariser Handschrift gehalten, allein nachdem sie nunmehr gedruckt vorliegt, ist es keinem Zweifel unterworfen, daß weder jenes der Fall ist, noch daß beide eine gemeinschaftliche Quelle haben, sondern daß jede von beiden unabhängig aus einer Anzahl kleinerer Sammlungen und Liederbüchern einzelner Dichter hervorgingen. Sowohl die wandernden Sänger als auch die ritterlichen Dichter jener Zeit führten ihre Liederbücher mit sich, wie denn auch auf den Bildern der Handschrift die Dichter mit langen, breiten Pergamentstreifen, auf denen die Gesänge geschrieben waren, dargestellt sind. So gleich zu Anfang Kaiser Heinrich auf seinem Throne, in der Rechten das Scepter, in der Linken den Pergamentstreifen tragend; auf ihn folgt der Grave Ruodolf von Fenis unter einem Baume, dann Her Friderich von Husen zu Schiffe sitzend, dessen Segel von einem Ruderknechte aufgezogen werden; der Ritter selbst in einem halbrothen halb grauen Gewande läßt sein Ge=

dicht schier von den Wogen des Wassers bespülen. Bei Herrn Dietmar von Aste, welcher einen Esel vor sich her treibt, ist auch der Stab sichtbar, an welchem jene Pergamentstreifen von den Dichtern befestigt zu werden pflegten, so daß auch diese damit in die Classe der Rhabsoden eintreten. Die Bilder alle sind in den lebhaftesten Farben erhalten, und da die Handschrift selbst noch in den Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts gehört, so sind sie ein interessantes Denkmal, woraus wir manches Charakteristische der Zeit kennen lernen können; auch für die Heraldik möchten sie einige Ausbeute liefern. Die Liederbücher pflegten mit den Wappen der Besitzer versehen zu werden; die Einzeichnung der Gedichte geschah durch die Sänger selbst, wenn sie schreiben konnten. Doch nicht Alle waren des Schreibens kundig und dictirten die Gedichte ihren Knechten (wie z. B. der Graf Hug von Montfort seinem Knechte Burk Mangolt) oder besondern Schreibern.

Die Weingartner Liederhandschrift, welche allerdings schon mehrfach benutzt worden ist, wird der Wissenschaft unstreitig in vieler Beziehung zu Gute kommen, denn von den zweiunddreißig Dichtern, die sie enthält, sind doch noch fünfundzwanzig unbenützt. Wir haben unsere Leser nur vorläufig auf diese interessante literarische Erscheinung aufmerksam machen wollen, und behalten uns vor, bei einer andern Gelegenheit nochmals auf dieselbe zu sprechen zu kommen.

V.

Ueber den politischen und kirchlichen Frieden des conservativen Protestantismus mit den Katholiken.

(Ein Sendschreiben an einen deutschen Staatsmann.)

Wenn ich mir, mein werther Freund! den Gegenstand unserer inhaltschweren Gespräche während unsers, leider! nur zu kurzen Zusammenseyns in N. N. und insbesondere eine gewisse feierliche Frage, die Sie an mich stellten, in's Gedächtniß zurückrufe, so war Ihre Ansicht im Wesentlichen folgende: Ein Bündniß gläubiger Katholiken mit dem Protestantismus sey auf dem kirchlichen Gebiete allerdings nicht möglich. Dennoch aber sey unläugbar, daß „die von der Kirche getrennten Christen“ bei ihrem Ausscheiden gewisse „Wahrheiten“ mitgenommen hätten, an denen auch heute noch viele fromme und gläubige Protestanten um so fester hielten, als es denselben in neuester Zeit klar geworden sey, daß der natürliche Entwickelungsgang, den der Protestantismus bisher genommen, diesen in immer unlösbarere Verwirrung gestürzt, und seiner rettungslosen Auflösung in Anarchie und Heidenthum nahe gebracht habe. Zwar seyen diese Wohlgesinnten fest entschlossen, sich nie und unter keiner Bedingung der katholischen Kirche und ihrem sichtbaren Oberhaupte auf Erden zu unterwerfen, und deßhalb werde und müsse freilich der theologische Kampf zwischen den im Glauben und in der Kirchengemeinschaft getrennten Bekenntnissen fortdauern. — Aber andrerseits könn-

ten wir uns doch nicht verhehlen, daß viele übereinstimmende Ansichten und mannigfache gemeinschaftliche Neigungen und Abneigungen zwischen diesen conservativen Protestanten und allen, wenn auch strengen, so doch billig denkenden Katholiken in Deutschland eine Brücke bauten. Letztere müßten unter ihren kirchlichen Gegnern viele als wohlwollende, billige, geistvolle Menschen anerkennen. Als Beispiel führten Sie mir drei unserer gemeinschaftlichen Freunde, sämmtlich Protestanten an, deren ausgezeichnete und liebenswürdige Persönlichkeit in der That Niemand weniger gering anzuschlagen geneigt ist, als ich. Und hieran knüpften sie die Frage: ob es mir denn unmöglich sey, mit diesen redlichen, conservativen Protestanten wenigstens auf dem politischen Gebiete, und in allem, was die Theorie des Staates betrifft, („usque ad aram“ wie Sie sagten!) wie mit Freunden und Brüdern zusammenzugehen?

Erlauben Sie mir jetzt meine Antwort näher zu erläutern und gründlicher zu motiviren, als es mir im Drange des Gesprächs in wenigen Worten möglich war. —

Sie sprachen von einer Uebereinstimmung in den Principien, von einem Zusammenwirken auf dem theoretischen Felde. Ein solches Bündniß aber katholischer Principien mit denen der Gegnern der Kirche, die es nicht bloß factisch sind, sondern mit Bewußtseyn und Absicht seyn wollen, halte ich nun allerdings, vom katholischen Standpunkte aus, nicht für erlaubt. — Wir können uns hierüber jedoch jede weitere Erörterung ersparen. Denn es ist nicht bloß unerlaubt, es ist, wie ich im Laufe dieses Schreibens darthun werde, unmöglich.

Natürlich ist es eine ganz andere Frage: ob wir Katholiken uns mit redlichen, wohlwollenden, milden Protestanten, wie es deren in Deutschland, wenn auch nicht gerade in der deutschen Literatur, Viele gibt, — ob wir, sage ich, uns mit diesen auf den Fuß setzen können, daß wir unsere beiderseitigen, abweichenden Ueberzeugungen gerade in Betreff der Grundsätze, sowohl des Glaubens als der Wissenschaft

einstweilen auf sich beruhen lassen, und uns über einen praktischen, kirchlich-politischen Friedenszustand in Deutschland vergleichen, nachdem der westphälische juristisch und factisch obsolet geworden ist. — Der Zweck einer solchen Ausgleichung könnte natürlich kein anderer seyn, als daß, bis Gottes Erbarmung unserem Vaterlande wieder die Einheit des Glaubens gibt, jedem Theile die volle Freiheit seiner Bewegung und allseitigen Entwickelung bliebe, und daß dennoch gleichzeitig Deutschland vor jenen Gefahren sicher gestellt würde, die unser kirchliches Zerwürfniß ohne allen Zweifel, wie in früherer Zeit, hervorrufen wird, wenn über kurz oder lang jene unheilvollen Crisen eintreten sollten, die ein düsterer Gegenstand unserer letzten Unterhaltung waren. — In beiden Fällen gibt es nämlich einen ganz verschiedenen Zweck, und beide Male ist von entgegengesetzten Bedingungen des Friedens die Rede. — Einen Friedenszustand der letzterwähnten Art halte ich nämlich allerdings für möglich; denn über eine naheliegende, praktische Noth, und die Mittel einer drohenden, äußern Gefahr zu begegnen, können Protestanten und Katholiken sich freilich verständigen. Wenigstens müssen wir dieß hoffen, wenn wir nicht an Deutschlands Zukunft verzweifeln wollen. Ueber die höchsten Grundsätze des Rechts, über den möglichst vollkommenen Staat, über das ihm entsprechende, richtige Verhältniß zwischen Staat und Kirche werden sie dagegen fruchtlos streiten, bis daß ein höherer Richter ihrem Kampfe thatsächlich ein Ende macht.

Es ist mein Vorhaben, diese Ansicht in einigen Sendschreiben an Sie, mein theurer Freund, näher zu entwickeln. Ich will Ihnen zeigen, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen ein Friede zwischen den Katholiken und ihren Gegnern in Deutschland, meines Erachtens, allerdings denkbar und für beide Theile wünschenswerth ist. — Ich will aber auch gleichzeitig darthun: daß gerade die Bestrebungen und Ansprüche des „conservativen“, frommen, monarchisch-gesinnten Protestantismus, unsere ohnedieß schon bestehenden Spal-

tungen und Zerwürfnisse durch endlose Verwicklungen, in welche sie beide Theile stürzen würden, nothwendig und ohne alle Rettung unheilbar machen müssen. Dieß ist der Zweck dieses Schreibens, dessen gute Absicht ich Ihnen eben so gewiß nicht zu betheuern brauche, wie ich umgekehrt von Ihnen überzeugt bin, daß auch Sie nicht um den Preis des Glaubens und auf Kosten des Gewissens der Katholiken irgend ein politisches Gut, selbst nicht das höchste: die Eintracht aller Deutschen, erkaufen möchten, oder auch nur einen Augenblick glauben könnten, daß ein solcher Handel möglich sey.

Die Vorsehung hat uns verschiedene Lebensbahnen geführt, und wir beobachteten bisher die Welt von verschiedenen Standpunkten aus. Es ist schwer zu erwarten, daß wir über die kirchlich-politischen Zwecke des conservativen Protestantismus, selbst nur in Beziehung auf die Thatsachen, von vornherein einer Meinung seyn sollten. — Um also nicht nach der einen oder andern Seite hin Streiche in die Luft zu thun, und um uns nicht jene Richtung, der Sie mich näher rücken wollten, nach unsern subjectiven Sympathien oder Antipathien zu construiren, wollen wir unserer Erörterung eine ganz objective Basis zu geben suchen, und einen, der sich zur loyalen Schule bekennt, selbst sprechen lassen. — Sie scheinen zu glauben, daß ich gegen gewisse Schriftsteller jener Richtung einen besondern, rein individuellen Widerwillen habe. In der That! es wäre ja möglich, daß ich unbewußt in Vorurtheilen gegen manche Persönlichkeiten befangen, den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen, die mir dargebotene Bruderhand in wunderlicher Verblendung zu meinem und meiner Sache eigenem, evidenten Schaden von mir gestoßen hätte! Ich habe mir daher ein Büchlein solcher Art zur Hand genommen, und es mit der Absicht studiert: Sinn und Inhalt desselben, mir selbst und Ihnen, durch klare, ruhige Prüfung zum Bewußtseyn zu bringen. — Es führt den Titel: Unsere Zeit und ihre Tendenzen in Beziehung auf Staat und Kirche. Herausgegeben von Ajax. Leipzig 1843. Meine

anatomischen Untersuchungen an diesem merkwürdigen Exemplar protestantisch-conservativer Loyalität sind jetzt beendigt und ich eile Ihnen nunmehr über das, was ich gefunden, freimüthig und vertraulich zu berichten. —

Zuvörderst gestehe ich Ihnen, daß es mich in keiner Weise gereut, meine Studien über den conservativen Protestantismus gerade mit diesem Erzeugniß begonnen zu haben. — Auf Geist und Herz bin ich bei diesem Ajax freilich nicht gestoßen, auch fehlen ihm positives Wissen und gesunder Menschenverstand. Aber dennoch mag er uns zur bequemen Unterlage für unsere Erörterung dienen, denn er plaudert in der Unschuld seines Herzens verwunderliche Dinge aus. Mitten in dem bis zum Ekel breiten und flachen, in bannalen, abgegriffenen Phrasen sich wellenartig bewegenden, beständig sich selbst negirenden, wäßerigen Geschwätz ohne Wärme und Ueberzeugung schwimmen nämlich, trotz der pfiffigseynwollenden, absichtlichen Unbestimmtheit, dennoch einige höchst interessante Sätze voll Inhalt und Bedeutung. „Freiheit und Selbstständigkeit von Kirche und Staat können nur dann gewährt und gesichert werden, wenn die politische und kirchliche Gewalt einen und denselben höchsten und souveränen Repräsentanten hat". — Dieser natürliche Souverän der Kirche und des Staats ist der Fürst, vorausgesetzt, daß er auf diese seine Stellung nicht freiwillig verzichtet. „Möge man sich doch nicht das einzige Heil der Kirche von ihrer durchgängigen und unbedingten Autonomie und Autokratie versprechen, sondern vielmehr erwägen, welches unermeßliche Gewicht dadurch in ihre Wagschaale falle" (man sieht es ja in Rußland!), „daß der Monarch, dessen sittliches Bewußtseyn gleichsam alle Fäden des Staatslebens in Eins zusammenfaßt, auch die Strahlen des religiösen Geistes, durch die das Lichtbild der kirchlichen Gemeinschaft zur Erscheinung kommt, in einem gemeinsamen Brennpunkt sammelt". Seinerseits erhalte auch erst das monarchische Princip durch diesen seinen religiösen Charakter „die höchste Weihe", und der Fürst müsse durch diese

Stellung (als summus pontifex der Kirche) zu der ernsten „Rücksicht“ bewogen werden, „durch den gediegenen Kern ungeheuchelter Frömmigkeit und einer gesunden, religiösen Bildung seinen monarchischen Rechten diejenige sittliche Würde und Erhabenheit zu verleihen, von denen hauptsächlich die Wohlfahrt des Staats abhängt“. —

Natürlich wird jeder denkende Mensch diesem Systeme, eines, auf die servilste Schmeichelei gegründeten Cäsaropapismus die Frage nach dessen Berechtigung entgegenstellen, und dieß zwar in doppelter Richtung. Erstens: wie diese kirchliche Souverainetät des weltlichen Fürsten sich aus den Grundideen des Christenthums, aus der Geschichte der Kirche, aus der heiligen Schrift, aus der überlieferten Lehre irgend wie herleiten lasse? und zweitens: auf welchen positiven Rechtsgrund gestützt sie es wagen dürfe in die, auch staatsrechtlich anerkannte und gewährleistete Verfassung der bereits bestehenden, katholischen Kirche zu greifen, welche bekanntlich von je her an dem Nachfolger Petri schon ein Oberhaupt besaß, und somit das ihr zugedachte Geschenk „dieses unermeßlichen Gewichts“ der absoluten Unterwerfung unter die weltliche Macht, aus allen Kräften protestirend ablehnen muß? — Beiderlei Einwendungen liegen, dächte ich, nahe, und sollten wenigstens einem protestantisch Conservativen vom Metier nicht unerwartet kommen. Der neue Ajax jedoch geräth ihnen gegenüber dermaaßen außer Fassung, daß er sich augenscheinlich besinnungslos von der „historischen Basis“ des ehrbaren, conservativen Protestantismus und seiner so höchst schätzbaren, christlichen Bestrebungen hinunter in das wilde Meer des allergewöhnlichsten, sonst von ihm selbst so leidenschaftlich befehdeten, revolutionären Junghegelthums wirft. Er vergißt, wie er wenige Blätter vorher versichert hat: „daß mit der Aufhebung der historischen Grundlage auch das ganze kirchliche Gebäude, wie es auf derselben aufgeführt ist, zusammenstürze“. (S. 34.) Dann (S. 48) sagt er mit dürren Worten: „die Frage nach dem Rechtstitel einer solchen reli-

giösen Souveränetät erscheint durchaus müßig". — In Folge dessen behandelt er die bisherigen Versuche: die Kirchengewalt der deutschen Landesherrn zu begründen, mit einer Geringschätzung, zu welcher er wenigstens keine Berechtigung aufzuweisen hat. Nur wer über dem Buchstaben die sittliche Natur des Rechts (was dieser Autor sich unter dieser wohl denken mag!) nicht zu erkennen im Stande sey, könne zu der Ausflucht greifen, die kirchliche Souveränetät sey den Fürsten durch die Reformatoren aus reiner Noth oder durch Devolution übertragen worden, und dieser Besitz aus Nothbehelf rechtfertige sich durch die allgemeine, fürstliche Territorialgewalt, der zu Folge die weltliche Souveränetät auf alle Erscheinungen sich erstrecke, die innerhalb der Gränzen eines bestimmten Gebietes sich bewegen. „Wenn es schon unstatthaft ist, die weltliche Souveränetät des Fürsten, gleichsam durch Bestimmungen des Privatrechts, auf das reale Recht des Besitzes zurückführen zu wollen" (Ajar gebraucht hier offenbar Kunstausdrücke, die für ihn böhmische Dörfer sind!), „so ist es noch weit unpassender, das kirchliche Majestätsrecht gleichfalls vom Grund und Boden abhängig zu machen, gemäß dem bekannten Satze: cujus regio, ejus religio" — Recht schon! Aber wie wird Ajar nun seinerseits die protestantische Kirchensouveränetät begründen? — Ganz einfach! Er flüchtet, wie oben erwähnt, für diesen einzelnen Fall auf die gedankenloseste und ungeschickteste Art vom protestantisch-conservativen, historischseynsollenden Gebiete, wo er in's Gedränge geräth, unter den Mantel des hegelschen Begriffs, um den es, weil er genau so viel bedeckt, als jeder, der ihn handhabt, darunterzuschieben für gut findet, in solchen Verlegenheiten eine gar schöne Sache ist. „Der allgemeine (!) Begriff der sittlichen Gemeinschaft, mag diese die Verwirklichung der Rechtsidee, oder der religiösen Forderungen des vernünftigen Geistes" (seit wenn sind diese ein souveränes Argument des orthodoxen Protestantis-

mus?) „zum Zwecke haben, setzt ein Oberhaupt voraus“. —

Ueber diese Begründung läßt sich, wie natürlich, mit einem Dialectiker von dieser Stärke nicht weiter rechten. Zu der Sache selbst aber werden wir Katholiken, wenn Ajax nichts mehr beweisen will: als daß die Kirche ein sichtbares Oberhaupt auf Erden brauche, — zuverläßig nichts einzuwenden haben. Im Gegentheil: wir haben dieß schon lange gewußt, und gehen so weit, zu behaupten, daß der göttliche Stifter der Kirche diese „Forderungen des vernünftigen Geistes“ bereits vor achtzehnhundert Jahren anerkennend berücksichtigt, und nicht bloß dieser oder jener sogenannten Landeskirche, sondern seiner, über den ganzen Erdboden verbreiteten, einen und untheilbaren Christenheit ein Oberhaupt in der Person des Apostelfürsten und seiner rechtmäßigen Nachfolger gegeben hat. Den Beweis, auf den es ankam, daß nicht der Papst, sondern der weltliche Fürst dieses von Christus dem Herrn eingesetzte und berufene Kirchenoberhaupt sey, hat uns Ajax eben nicht geliefert. Statt dessen will er uns seinen guten Willen durch eine andere, in der Eile aufgeraffte, hegel'sche Formel bethätigen, bedenkt aber nicht, wie arg er durch den Gebrauch solcher Kunstwörter, die er nicht versteht, aus der eilfertig gelernten, conservativ-pietistischen Rolle in den crassesten Pantheismus fällt. — Die Nothwendigkeit eines Oberhauptes sey, versichert er, so sehr in der Sache gegründet, daß der historische Beweis (den er eben schuldig geblieben) nur eine Ergänzung der „philosophischen Betrachtungsweise“ bilde, „aber freilich eine um so wichtigere Ergänzung, da der Geist die ihm inwohnenden Ideen in der Geschichte verwirklicht“. Wir lernen hieraus, daß auch dieser conservative Protestantismus es eben so wenig, wie der destructive und pantheistische verschmäht, gelegentlich mit der allercrassesten Negation gemeine Sache zu machen, und Christenthum und Kirche nicht mehr als die That eines dreieinigen Gottes, sondern als bloße Verwirklichung von Ideen zu be-

handeln, die dem „Geiste" inwohnen sollen. Daraus erhellt von selbst: daß besagter „Geist", der ein Mal als Idee im Menschen, und das andere Mal als Natur und Geschichte auftritt, und mithin die Macht hat, sich aus dem Einen in das Andere umzusetzen, nichts mehr und nichts weniger ist, als der spinozistisch-hegel'sche Begriff-Gott, — welcher bekanntlich auf Rechtstitel eben so wenig gibt, wie auf sittliche Momente überhaupt. — Von diesem Standpunkte aus, der jede sittliche Würdigung einer Erscheinung unmöglich macht, ist es denn freilich leicht, nicht nur den Protestantismus und das Territorialsystem, sondern jedes andere beliebige Factum in der Geschichte, auch das heilloseste und abscheulichste, als Verwirklichung des Geistes zu rechtfertigen, wodurch allerdings jede Bezugnahme auf Rechtstitel „durchaus müßig" erscheint. Schwänke solcher Art, im Munde eines Advokaten der „conservativ"-pietistischen Tendenzen, gestatten einen tiefen Blick in die fast unglaubliche Hohlheit und bodenlose Nichtigkeit dieses unehrlichen Treibens, — welches bei unserm Ajax in so fern noch eine eigenthümliche Färbung gewinnt, als dieser Schriftsteller, ähnlich wie manche Fratzenschneider, die mit der einen Hälfte des Gesichtes lachen, während sie mit der andern weinen können, die wunderbare Gabe hat, je nach Bedürfniß in diesem Augenblicke Pantheismus zu machen, und im nächsten, auf Kommando, die obligaten Verwünschungen gegen die neuesten protestantischen Himmelsstürmer zu schleudern. — Merkwürdig ist insbesondere die Art, wie er im Gefühl des Mangels jedweder positiven, christlichen Grundlage sich über die, für jede religiöse Gemeinschaft unentbehrliche, dogmatische Basis äußert, die er seiner souveränen Staatskirche geben will. Nach einer eben so langen als bannalen Polemik gegen Strauß und Ruge versichert er, daß die Wissenschaft, „die in der Religion an positiven Resultaten, überhaupt am Positiven festhält", sich schon mancherlei Mißgriffe habe zu Schulden kommen lassen. „Indem die Freiheit und Allgemeinheit des wissenschaftlichen Stand-

punkts gar nicht anerkannt, und in den engen Rahmen einer dogmatischen Clique gebannt wird, erziehe man der Kirche ein Heer bannaler Mittelmäßigkeiten" u. s. w. „Jede exclusive Richtung" (als ob die Wahrheit nicht ihrer Natur nach Alles, außer sich selbst, ausschlöße!) „ist für die Kirche schädlich, weil sie dadurch, anstatt sich ihrem Begriffe gemäß zu entwickeln, eine Menge besonderer Formen treibt, die dem Gedeihen der ewigen Kirche nur hinderlich sind". — „Die Kirche bedarf einer breiten, wissenschaftlichen Unterlage". — „Die Theologie, die als Wissenschaft gelehrt wird, muß in ihrer Mitte jedes System zulassen, vorausgesetzt, daß dasselbe nicht ihren Begriff und ihre Existenz in Frage stellt", eine Einschränkung, von welcher der Autor unmittelbar darauf selbst zweifelt, „ob es überhaupt eine ist". — Wenn Sie in diesem ganzen Geschwätz auch nur die leiseste Spur entdecken können von einer ernstern Ueberzeugung, von einem unabhängigen, tiefern, religiösen Interesse, von einem Streben, jene „Wahrheiten", die Sie dem heutigen Protestantismus noch zugestanden, aus dessen Bankbruche zu retten, — dann, mein verehrter Freund! eilen Sie, mich von diesem Funde zu benachrichtigen! denn mir grinst aus Allem, was dieser conservative Kämpe über Glauben und Lehre, über Kirche und Christenthum sagt; eben nichts als die pfiffige, und doch so unglaublich schlecht berechnete Absicht entgegen: sich nach jeder Seite hin ein Loch offen zu halten. — Ich will zugeben: daß ein Jeder, der den weltlichen Fürsten zum Souverän der Kirche macht, ohne sich erhebliche Ungelegenheiten zu bereiten, nicht füglich anders handeln kann. Man weiß, wie der in Gott ruhende Monarch in Religionssachen dachte, man weiß allenfalls noch, wie bis jetzt der glorreich regierende denkt; aber wer kann für den Nachfolger stehen? — Ein kluger Mann, wie unser Ajax, wird in Zeiten darauf Bedacht nehmen, auch in jedem künftig noch möglichen Sattel gerecht zu seyn! Daher jener dogmatisch-philosophische Indifferentismus, der, wenn er sich ehrlich aussprechen wollte, und je-

mals sich seiner selbst recht bewußt zu werden das Zeug hätte; sich nothwendig als wahrer Pantheismus bekennen müßte; — jetzt aber, wo er sich mit den Lappen einer conservativen Livree behängen muß, zur widerwärtigen, heuchlerischen Fratze wird.

Je schwächer das Interesse unsers Ajax für die christlichen Elemente seines conservativen Protestantismus ist, desto glühender ist sein Feuereifer für die protestantisch-monarchischen Bestandtheile desselben. — „Das monarchische Princip“ ist in der „priesterlichen Gemeinde des Protestantismus erst durch die Reformation zu der ihm gebührenden Bedeutung gelangt“. Durch dieselbe Begebenheit erst ist die „durch das Wesen des Staats als nothwendig gesetzte, monarchische Gewalt zu Ansehen gebracht“. — „Der sittliche Geist, der sie“ (die Losreißung von der alten Kirche) „von Anfang an beseelte“, wandelte „durch Uebertragung der höchsten Kirchengewalt an die souveränen Fürsten das Verhältniß der Kirche zum Staat in ein naturgemäßes, organisches und lebendiges um. Die Aufgabe des Fürsten ist also, „aus seiner religiösen Ueberzeugung kein Hehl zu machen, und seinen Ruhm darein zu setzen“: daß er einerseits der ungehinderten Entwickelung des kirchlichen Organismus jeden möglichen Vorschub leiste, andererseits aber „die nothwendige Verbindung und wesentliche Einheit desselben mit dem Staatsorganismus“ erhalte und in seiner Person darstelle“. — Joseph II. sey auf dieser Bahn vorwärts geschritten, und habe, das kirchliche Regiment dem weltlichen so nahe als möglich bringend, ersteres unter die Aufsicht des letzteren gestellt. „Allein auch damit war der Gegensatz, die unvermittelte Stellung der Kirche zum Staat, noch nicht ausgeglichen, da nach dem kirchlichen System Kirche und Staat sich ihrem innersten Wesen nach widersprechen“. (Falsch! sie widersprechen sich nicht, sondern stehen nur unter zwei von einander unabhängigen Gewalten, die beide berufen sind, dasselbe Reich Gottes auf Erden durch verschiedene Mittel zu fördern!) „Erst die priesterliche Gemeinde des Protestantismus hat das

schwere Problem, dessen Lösung dem deutschen Vaterland so viel Blut und Kampf kostete, zur endlichen Entscheidung gebracht". — „Dieser protestantische Begriff der priesterlichen Gemeinde ist zwar das Erste, und, im Gegensatze zum Katholicismus, das Hauptsächliche, jedoch mit der wesentlichen Bestimmung, daß daraus eine höhere Einheit des Kirchendienstes und des Kirchenregiments sich erhebt, die nicht bloß in der Person des Fürsten sich individualisirt, sondern auch in der monarchischen Persönlichkeit mit dem obersten Einheitspunkte des Staats in eine wirkliche und lebendige Gemeinschaft zusammenfließt" *). — Der Monarch wird dann die

*) Es ist eine merkwürdige und wohlzubeachtende Thatsache, daß der heutige Protestantismus, in so weit er sich im Pantheismus auflöst, die Denkgesetze eben so mit Füßen tritt, wie er die sittlichen Gebote verhöhnt. Einen merkwürdigen Beleg hiezu liefert unser Ajax, der überhaupt im Fache des Paralogismus Unglaubliches zu leisten im Stande ist. Er sagt Seite 52 wörtlich Folgendes: „Wer wollte sich darüber wundern, daß das kirchliche Souveränetätsrecht erst mit der Fortbildung der Reformation selbst in seine Geltung eingesetzt wurde. Es zeigte sich sogleich, daß die Bischöfe, unabhängig von Fürst und Staatsregierung, den Mißbräuchen nicht zu steuern, die erforderlichen Aenderungen und Besserungen im kirchlichen Leben nicht einzuführen, im Stande wären. Daher geschah es, nicht bloß mit Bewilligung, sondern sogar auf das Verlangen der Reformatoren, daß die Regierungen sich in's Mittel schlugen, den Cultus organisirten, die Geistlichen ernannten, Kircheninspectoren einsetzten rc.? Hätte man gleich von vornherein in dem Fürsten nicht nur den natürlichen Vertheidiger der Kirche für den Fall von Störungen, Unordnungen und Gefahren erkannt, sondern dieses vorerst negative Schutzrecht der monarchischen Gewalt durch die wesentlich positiven Bestimmungen ergänzt, wonach der Monarch im wahren Sinne des Worts und in der ganzen sittlichen Bedeutung dieses Berufs als das Oberhaupt der Kirche erscheint, so wäre der Protestantismus von der leidigen Vermischung des weltlichen und kirchlichen Regiments sicherlich verschont geblie-

oberste Leitung der Kirchenangelegenheiten Bischöfen anvertrauen, welche er ernennt. Dabei soll es aber „ganz und gar nicht auf den, an den Katholicismus erinnernden und auf ihn zurückweisenden Begriff hierarchischer Consecration ankommen". Die Kirchenverfassung, welche Ajax unserm deutschen Vaterlande zugedacht, hat es nicht nöthig, „auswärts bei verwandten Systemen Anerkennung und historische Berechtigung zu erbetteln". Im Gegentheil! das System dieser Polizeikirche stellt, ausgehend von der ethischen Bedeutung und Berechtigung, die dem monarchischen Princip durch die Reformation zu Theil wurde, die fürstliche Souveränetät als solche, um der durch sie ausgesprochenen Idee willen, an die Spitze der Kirche", und vermittelt dadurch „das Verhältniß der Kirche zum Staat in organischer und lebendiger Weise". Diese vom Fürsten ernannten, nicht consecrirten Bischöfe handeln aber, wie uns Ajax versichert, dem „Sinne und dem Berufe" des in jedem Lande verschiedenen, jedesmaligen „kirchlichen Oberhauptes gemäß, wenn sie eine möglichst (!) selbstständige Stellung und freie Verfassung der Kirche beantragen und fördern". So genau kennt Ajax, der augenscheinlich

---

den". — Dieses „Pudels Kern" sind folgende einfache Sätze: 1. Die Bischöfe, welche sich von der katholischen Kirche trennten, waren nicht im Stande, den nun hereinbrechenden Unordnungen zu wehren. 2. Sie mußten also die weltliche Macht zu Hülfe rufen. 3. Daraus entstand eine „leidige Vermischung des weltlichen und kirchlichen Regiments". 4. Allein diese wäre vermieden worden, wenn man noch einen Schritt weiter gegangen, und je den weltlichen Fürsten geradezu zum Papste über die Kirche seines Landes ausgerufen hätte. — Diese Unfähigkeit, zwei Gedanken in ihre einfache, logische Verbindung zu bringen, ist die natürliche Strafe des Kampfes wider den Geist der Wahrheit. Solche Auflehnung muß, wie jeder Mißbrauch eines von Gott verliehenen Geschenkes dessen Verlust nach sich zieht, begreiflicherweise eine völlige Decomposition aller geistigen Kräfte bewirken.

seine ganze Theorie in usum Delphini und mit sehr deutlich hervortretender Rücksicht auf einen bestimmten, deutschen Souverän schrieb, dem er Weihrauch streuen will, den „Sinn", den jeder fürstliche Herr der Kirche, in jedem Lande für alle kommenden Zeiten haben wird! Und um das Maaß des Unsinns voll zu machen, will er mit diesem Staatsepiscopat nur noch das diametrale Gegentheil desselben, nämlich „eine vom Geiste christlicher Freiheit und christlicher Liebe beseelte Synodalverfassung" in Verbindung bringen. Denn „diese ist für die Kirche nicht minder wichtig, als Provinzialstände für den Staat, doppelt wichtig zu einer Zeit, wo die Verschiedenheit des Standpunkts die divergirenden Richtungen" (Strauß auf der einen, und Hengstenberg auf der andern Seite!) „an der gemeinsamen Ueberzeugung nicht hindert, daß den destructiven Tendenzen auf eine wirksame Weise entgegen gearbeitet, und ein neuer, lebenskräftiger Aufschwung der evangelischen Gemeinschaft vorbereitet und nach Kräften unterstützt werden muß".

Dieß, mein verehrter Freund, ist in nuce das System, welches der neueste Wortführer dieses conservativen Protestantismus selbst als dessen Geist und Grundgedanken bezeichnet. Was für individuelle Zwecke den Verfasser geleitet haben mögen, wollen wir hier einstweilen auf sich beruhen lassen. — Die Sache hat noch eine wichtigere und interessantere Seite, als die Beleuchtung der Individualität eines wenig begabten Advokaten einer verlornen Sache. In diesem Versuche nämlich spiegelt sich die heutige Lage des Protestantismus überhaupt. — Von dem souveränen Zwecke ausgehend: daß trotz aller Versuche, die seit dreihundert Jahren fehlschlugen, — eine Kirche außerhalb der, von dem Sohne Gottes gestifteten, gegründet werden müße, will man vor Allem diese Schöpfung in das richtige Verhältniß zum Staate stellen. Dieß Bestreben muß dann nothwendig und unvermeidlich, an einer oder der andern Klippe scheitern. Entweder gelangt der protestantische Bildungstrieb bei seinen Versuchen zur demokrati-

schen Anarchie auf dem kirchlichen Gebiete, welche dann im Laufe der Zeit nicht ermangelt, wie in Nordamerika, auch den ihr entsprechenden Zustand auf dem politisch-socialen Felde zu schaffen. Oder er will das specifisch-antikirchliche Interesse selbst auf Kosten der Freiheit sichern, und dann fällt er ohne Rettung dem Absolutismus der weltlichen Macht auf kirchlichem Boden, mit allen jenen Consequenzen anheim. Die Geschichte des Protestantismus ist demnach nicht zufällig, sondern nothwendig, ein beständiges Herüber- und Hinüberschwanken zwischen Scylla und Charybdis, zwischen Collegial- und Territorialsystem, zwischen Anarchie und Despotismus. — Der eigenthümliche Stumpfsinn unseres Ajax besteht aber darin: daß er beide Gegensätze durch die abgeschmackteste Vermittelung zusammenleimen will, die gedacht werden kann. Auch hierin ist er bloß wieder der Repräsentant der verzweifelten Lage des heutigen Protestantismus, gleichsam ein mythisches Symbol der unlösbaren Verlegenheiten desselben. Er erkennt, wie oben gezeigt, die dermalige Anarchie in der Lehre als den normalen Zustand an, und spricht daneben von einer „priesterlichen Gemeinde", als von einer leitenden Grundidee des Protestantismus, ahnet aber nicht, daß in diesem Begriffe gerade als der erste Kern und Keim aller Revolutionen der neuen Zeit, — das Dogma der Volkssouveränetät steckt, welches von den priesterlichen Gemeinden des sechszehnten Jahrhunderts aus, als zersetzendes Gift in alle neuen Staatsverhältnisse drang. In England, Schottland und Frankreich hat die häretische Democratie im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert ihre blutigen Früchte getragen; in Deutschland ist sie zeitig genug durch die Macht der Fürsten zu Boden geschlagen. Heute könnte sie, wenn der pseudomystische Protestantismus sie wieder in's Leben riefe, allerdings noch einmal zu Ehren kommen, würde dann aber eine Thätigkeit entwickeln, welche die frommen Gönner des Ajax zumeist in Erstaunen setzen dürfte. — Dieser aber glaubt den etwaigen fanatischen Republikanismus jener neuen Puritaner, mit de-

nen Deutschland schwanger geht, klüglich durch einigen Absolutismus aus Jakob's I. Schule in's gehörige Gleichgewicht stellen zu können. Die „priesterliche Gemeinde“ war eben nur eine Redensart, die man nicht wörtlich nehmen darf. Die anarchisch-gährende Substanz der protestirenden Dogmenlosigkeit soll in das eiserne Faß einer weltlich-monarchischen Kirchenverfassung gegossen, auf den Rumpf der priesterlichen Gemeinde der Kopf des weltlichen Fürsten gesetzt werden. — So soll wahrscheinlich die protestantische Synodalverfassung, die er in auffallender Kürze abthut, in ähnlicher Weise unschädlich gemacht werden, wie verwandte Institutionen auf dem weltlichen Gebiete! — Dieß ist gewiß recht fein und klüglich ausgedacht. Schade nur, daß wer den rein subjectiven Enthusiasmus des Ajax nicht theilt, sich mancher erheblichen Bedenken nicht füglich erwehren kann. Theorien, (und selbst eine solche zu seyn, darf dieses salbungslose Gemengsel schwerlich prätentiren!) haben noch nie einen thatsächlichen Zustand erschaffen. Oder wann war es je einer Doctrin der Buchgelehrten gegeben, geschichtliche Erscheinungen, die ihren Kreislauf vollendet und das ihnen von Gott gesetzte Ziel erreicht hatten, mit neuer Lebenskraft zu durchdringen? Nein, mein verehrter Freund, lassen Sie sich durch diese Winkeladvokaten nicht überreden, daß der Proceß noch zu gewinnen sey! Es ist ein Unsinn den Protestantismus conserviren zu wollen. Er müßte restaurirt, von den Todten wieder auferweckt, vom Mutterleibe neu erschaffen werden! Denn er ist ab und todt, und Jene, die sich heute noch stellen, als ob sie ihn conserviren zu können glaubten, sind eben so wenig Protestanten im historischen Sinne des Wortes, wie Julian der Abtrünnige an die alten Götter glaubte, auf deren Altären der speculative, magisch-poetische Pantheist aus bitterm Haß gegen die christliche Wahrheit gerne wieder die alten Feuer angezündet hätte! — Jene Mischung aus Resten katholischer Tradition und moderner Skepsis, welche die Geschichte des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts Pro-

testantismus nennt, war eben nur ein einzelner Durchgangs- punkt in einem großen Zerstörungsprocesse, dem der christliche Glaube in manchen Ländern Europa's erlag. Es ist möglich reuig zur alten, vollen Wahrheit zurückzukehren, eben weil sie die Wahrheit und als solche ewig neu und unveränderlich ist. Es ist möglich die Verwirrung fortzupflanzen, bis sie sich selbst zerstört. — Aber irgend einen frühern, in der Mitte liegenden Standpunkts des halben, unentwickelten Irrthums willkührlich zu reproduciren, — dieß ist ein Frevel und ein Wahnsinn zugleich. Kein Einzelner kann ein solches Experiment auch nur für seinen eigenen Bedarf durchführen, und lediglich vergessend, was er erfahren und innerlich durchlebt, plötzlich wieder zu längst- überwundenen Mißverständnissen und Täuschungen zurückkeh- ren, und heute denken, wie er gestern dachte. Und nun voll- ends wird einem ganzen Volke derselbe Rückschritt zugemuthet, aber gerade nur so weit, als es der irdischen Macht, um ih- rer ganz äußerlichen Zwecke willen, gefällt. — Dergleichen Versuche mußten, so oft sie noch in der Geschichte gemacht wurden, jedes Mal, kraft innerer unausbleiblicher Nothwen- digkeit, mißglücken, wie sie auch heute mißglücken werden. Es mühen sich die Aerzte, welche das Bett des Protestantismus umstehen, vergeblich ab, dem Entschlafenen ihre Arkane und Mixturen anzupreisen. Zum Unglück ist das Leben schon ent- flohen, und die Seele bereits an ihren Ort gegangen. Jetzt wird weder die Synodalverfassung, noch das, was Ajax mit schalkhaftem Euphemismus Episkopalverfassung nennt, noch der allgemeine Helfer in aller Noth: der Polizeistaat, den großen Todten wieder lebendig machen. Man wird methodi- stische und separatistische Secten haben, die immer mehr aus- einanderfallen, und conservative Schriftsteller und Allerwelts- philosophen, auch Staatsliturgen und Prediger, die als recht- schaffene Beamte auf der Kanzel ihres Amtes warten und die Kirchenbücher führen, — aber keine protestantische Kirche mit wirklichen, lebendigen Gläubigen, wie Jene sie träumen, die auf diesen Felsen den protestantischen Staat und

seine Herrlichkeiten grunden mochten. Dergleichen wird eben nicht von Menschenhänden gemacht, oder durch chemische Mischungen künstlich hervorgebracht. Mit der Erkenntniß, die ihnen dann freilich nach gerade kommen mag, daß der Staat eine Kirche braucht, und daß er sie zu seiner nothwendigen Ergänzung noch nöthiger hat, als die Kirche den Staat, seit dieser Erkenntniß ist die Kirche selbst, die sie auf den Abbruch verkauft haben, noch keineswegs wieder hergestellt.

Jene Nuance des Pietismus, für welche Ajar das Wort führt, und die sich heute in Preußen emsig an's Ruder drängt, gründet nun freilich ihre letzte Hoffnung für den Protestantismus auf den Staat. Versuche solcher Art sind nicht neu in der Geschichte. — Schon öfter haben Partheien, die sich von der Kirche getrennt hatten, ihr Heil unter dem Schatten des weltlichen Scepters gesucht. Aber was sie dort gefunden, wird nicht leicht Jemanden, dem es um Religion und Wahrheit zu thun ist, locken, daß er dieselben Wege wandle. Eines der berühmtesten Beispiele ist Byzanz. Hier hat der unwürdigste Servilismus der Patriarchen den rohesten Uebergriffen einer entnervten, fürstlichen Herrschaft die Hand gereicht. Das Schisma hat den weltlichen Staat, und die Uebergriffe der Kaiser ihrerseits die schismatische Kirche zu Grunde gerichtet. Dafür ist aber auch dieses Bas Empire sprichwörtlich in der Weltgeschichte geworden, so oft von einem verknöcherten, geist- und herzlosen, eigensinnigen und kleinlichen Despotismus die Rede ist. — Und dennoch war jene „Idee des Staats", mit deren Realisirung dermalen Ajar und die Berliner literarische Zeitung sich beschäftigen, in Constantinopel noch keineswegs vollständig zum Durchbruch gekommen, und der weltliche Monarch war noch lange nicht in eigner Person das geistliche Oberhaupt, und die Kirche des Orients stand wenigstens noch dem Namen nach unter einem Patriarchen! — Was würde erst geschehen, wenn die Kaiser von Ostrom in jenen dunkeln Zeiten sich zur Höhe der heutigen Begriffe der

conservativen, Berliner Schule hätten empor schwingen können, wenn sie frischweg abstrahirend von jedem positiven, geschichtlichen Rechtstitel, schon damals frei heraus den Anspruch zu machen gewagt hätten, daß dem Kaiser, bloß als Fleisch gewordener Idee des Staats, der Primat in der Kirche gebührt habe! Erst nach der großen Kirchenrevolution im sechszehnten Jahrhundert ist die anglicanische Kirche dem hohen Ideale einigermaßen näher gerückt. Die jungfräuliche Königin Elisabeth galt wirklich an Christi Stelle für das sichtbare Oberhaupt der Kirche ihres Landes. — Aber dießmal rettete, umgekehrt wie im Orient, trotz der fürstlichen Usurpation auf dem kirchlichen Gebiete, — die Vorsehung auf dem weltlichen die politische Freiheit. Der Uebergriff der Könige in das Reich der Kirche, die Anmaaßung von Rechten, die ihnen nicht gebührten, wurde durch den Verlust ihres, auf eigener Macht beruhenden, unabhängigen Herrscherrechts bestraft. — Diese neue, politische Freiheit im Staate konnte mit einer dumpfsinnigen Cäsaropapie in der Kirche nicht zusammengehen. Die Folge davon war, daß, nach dem vollendeten Siege des Repräsentativsystems, das alte Kapital von kirchlichem Glauben und alter Disciplin im Volke, mit welchem die neue Kirche ihren Haushalt angefangen, — den Streichen der Preßfreiheit erlag, daß das heuchlerische Gepränge der verweltlichten Episcopalkirche immer mehr in sich verdorrte, und trotz aller materieller Opulenz in sich zusammenschwand, daß alle geistige Regsamkeit sich in die katholische Kirche oder in die Secten der Dissidenten hinüberzog, — endlich: daß heute der ganze Bau, der nicht auf Gott, sondern auf das Staatsgesetz gegründet ist, in sich zusammenzubrechen im Begriffe steht. Selbst Ajax scheut sich diese Erbschaft anzutreten, und lehnt jede Solidarität der projectirten, neuen Staatskirche mit dieser, ihrer ältern Schwester ab. — An das deutsche Territorialsystem wird die oft belobte Berliner Publicistik auch nicht geneigt seyn, ihre historischen Fäden zu knüpfen; denn gerade

darüber, daß in Deutschland die protestirende Heerde unter polizeiliche Obhut gestellt, und im Namen der Fürsten in die regelrechte, milde Schur der landesherrlichen Behörden genommen wurde, hat der deutsche, offizielle Protestantismus Seele und Leben eingebüßt, — als welche ihm die conservative Schule eben durch magnetische Behandlung wieder einhauchen will. Nur ein Land auf Erden ist übrig, wo Ajax jene Ideale verwirklicht sehen würde, nach denen sein Herz sich sehnt; ein Land gibt es, wo er und seine Gönner die Modelle für ihre Experimente gratis geliefert erhalten könnten. In Rußland ist die fürstliche Souveränetät als solche, „um der durch sie ausgesprochenen Idee willen, an die Spitze der Kirche gestellt"; — dort ist „die höhere Einheit des Kirchendienstes und des Kirchenregimentes" „in der Person des Fürsten individualisirt", — dort erscheint jedwede Frage nach irgend einem Rechtstitel, als „durchaus müßig", dort hat das „monarchische Princip", „durch seinen religiösen Charakter die höchste Weihe erlangt", dort hat die „politische und kirchliche Gewalt einen und denselben höchsten, souveränen Repräsentanten". — Dort ist das Land, wo zwei Millionen Katholiken eines Morgens in der Zeitung lesen konnten, sie seyen über Nacht, ohne Wissen und Willen, von ihrem Glauben abgefallen. Wer daran Lust und Freude trägt möge dorthin auswandern, denn jede Copie dieser idealen Verhältnisse würde auf deutschen Boden verpflanzt, weit hinter der schönen Einfalt des Originals zurückbleiben, und die beabsichtigte Staatskirche des Landes, welches Ajax im Sinne hat, würde, wenn sie überhaupt nach jenem Muster zu Stande kommen könnte, (woran wir billig zweifeln!) sofort wie ein unbedeutender Trabant in den blutrothen Strahlen des großen Gestirnes im Osten verschwinden.

Wahrlich, mein verehrter Freund! der Schriftsteller, von dem ich Sie so lange unterhalten habe, und dem wir noch einmal, in andrer Hülle und Gestalt, begegnen werden, hat

denen, die ihn „erworben" haben, einen ähnlichen Dienst geleistet, wie der Pentarchist einer weiter östlich gelegenen Macht, bei welchem Vergleich wir jedoch, wie billig, die Schlauheit und das unläugbare Talent des letztern vorher in Abrechnung bringen wollen. Denn dieser Ajax ist mit nichten der homerische Held. Wir hatten es bloß mit dem schwäbischen Zauberlehrling Ajaxerl aus der bekannten Raimund'schen Posse zu thun, der dort bekanntlich, ohne von der Natur zum Hexenmeister bestimmt zu seyn, sich magischer Umtriebe unterwindet, und durch Beschränktheit und zutäppische Geschäftigkeit die ganze Feenwelt in ergötzliche Verwirrung bringt. Es ist rein unmöglich, daß Sie diese Probe des conservativen Protestantismus gekannt haben können, als Sie die im Eingange erwähnte Frage an mich stellten. — Sollten Sie aber selbst jetzt noch ein politisches Bündniß der Katholiken mit der conservativ-protestantischen Schule für möglich halten, so muß ich um die Erlaubniß bitten, noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommen zu dürfen.

VI.

Die Taubstummen- und Blinden-Anstalt zu Brügge.

Was im Frühjahre geschieht, wenn die Natur, nach überwundener Kälte, aus ihrem Winterschlummer erwacht, daß die Felder, vom Schnee befreit, allmählig mit neuem Grün sich bedecken, die Gesträuche und Hecken sodann, von keinem Froste mehr zurückgehalten, zu treiben anfangen und endlich, der milden Sonne sich erfreuend, die Blumen in herrlichem Flor und die Bäume in gesegneter Blüthe erscheinen, das ist in Belgien geschehen, als die Kirche, von den

Fesseln frei, die ihr eine argwohnische und feindselige Staatsgewalt angelegt, die ihr inwohnende Schöpfungskraft unbeengt und unbehindert entfalten konnte. Religiöse Anstalten aller Art, wie sie eben das Bedürfniß erheischte, sind lebenskräftig hervorgetrieben; die kirchlichen Orden haben von ihren ehemaligen Häusern Besitz genommen; neue Congregationen sind gegründet worden; wohlthätige Vereine haben sich gebildet, verschieden in ihrer Anlage und Einrichtung, je nach dem Zwecke, den sie sich zur Aufgabe gesetzt; Schulen wurden eröffnet, in denen Kinder, was für Zeit und Ewigkeit nothwendig, unentgeltlich erlernen können; Collegien sind entstanden, die, ohne die Wissenschaften zu vernachlässigen, vor Allem die religiöse Erziehung der Jugend vor Augen haben, und eine Universität, die eben so fest haltend am reinen katholischen Glauben, als unausgesetzt thätig für die Erweiterung der Wissenschaft, Resultate liefert, wodurch die andern höhern Lehranstalten des Landes in Schatten gestellt werden. Es ist bekannt, wie alle diese neuen Anstalten entstanden sind; nicht durch hohe Protection, nicht durch reichlichfließende Staatsunterstützung, nicht durch Organisationsdecrete der Regierung; sie sind wie von selbst hervorgetrieben aus dem Geiste des Volkes, das von seiner Religion ganz durchdrungen und für dieselbe begeistert ist; sobald sich ein Bedürfniß offenbarte, fehlte es weder an Leuten, die zu dessen Abhülfe tüchtig, noch an Mitteln, die dazu nöthig waren, und die Kirche nahm dann durch ihre Vorsteher die jungen Anstalten in ihren mütterlichen Schutz, und wie sie ihnen beim Entstehen behülflich gewesen, so sichert sie denselben auch, durch ihre fortwährende Leitung und Theilnahme, Dauer und Fortbestand.

Auf eben besagte Weise wurde — im October 1836 — eine großartige Anstalt für Taubstumme und Blinde in Brügge errichtet. Herr Abbé Carton, ein frommer und eifriger Priester daselbst, fühlte tief das Elend und die Verlassenheit der armen Wesen, die eines ihrer Sinne beraubt, meistens ohne Unterricht, ohne Kenntniß ihres Schöpfers und

ohne den Trost der Religion aufwachsen. Wohlerfahren in der Kunst des Taubstummen- und Blinden-Unterrichtes stiftete er eine religiöse Genossenschaft von Damen, die er zu Lehrmeisterinnen für sein Institut ausbildete und die, neben den gewöhnlichen Klostergelübden, die Verpflichtung übernahmen, sich ganz der Erziehung dieser unglücklichen und oft so vernachlässigten Geschöpfe zu widmen. Der hochwürdigste Bischof von Brügge, Mgnr. Boussen, genehmigte und bestätigte die Statuten der religiösen Genossenschaft, und der Magistrat dieser Stadt lieh nun, vereint mit der Regierung und dem Provinzialrath, hülfreiche Hand zur Errichtung der ganzen Anstalt. So trat das Institut ins Leben; der Bischof aber erließ ein Rundschreiben an alle Pfarrer seines Sprengels, worin er ihnen die Sache dringend empfahl, und ihnen nachdrücklich ans Herz legte, für die in ihren Gemeinden sich befindenden Unglücklichen dieser Art alle Sorgfalt zu tragen. „Du weißt, lieber Bruder“, so lautet das bischöfliche Ausschreiben, „wie beklagenswerth das Loos und wie elend die Lage derer ist, die taubstumm sind. Aber, Gott sey gelobt, in unsern Tagen gibt es Mittel, wodurch dieß ihr Unglück großentheils erleichtert werden kann. In unserer Stadt besteht seit einiger Zeit zu unserer großen Freude, durch die thätige Beihülfe der königl. Regierung, der Provinz und des Magistrats von Brügge, ein geräumiges, religiöses Haus, in welchem Taubstumme beiderlei Geschlechtes, jedoch mit vollständiger Trennung der Knaben von den Mädchen, eine christliche und wahrhaft sociale Erziehung erhalten unter der Leitung des hochwürdigen Herrn Carton, Priester unseres Bisthums. Da also ein Mittel vorhanden ist, so ist es, hochwürdiger Herr, unsere Pflicht, Dem nachzuahmen, der wohlthuend umherging und alle heilte (Act. X.), und der die Tauben hören und die Stummen reden machte (Marc. VII.); es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß jeder unserer Untergebenen, den die Natur der Sprache oder des Gehörs beraubt hat, der Wohlthat dieser christlichen Erziehung theilhaftig werde. Wir

erinnern bei dieser Gelegenheit an §. 131 des Communalgesetzes *), wodurch die Vorstände gehalten sind, für die Erziehung ihrer blinden und taubstummen armen Kinder Sorge zu tragen".

Vor zwei Jahren zählte die Anstalt 82 Zöglinge, die, so weit es ihre Bildungsfähigkeit zuläßt, in allem, was zu einer angenehmen sowohl als nützlichen Existenz nöthig ist, unterrichtet wurden. In dem Institute wird sowohl die flammändische als die französische Sprache gelehrt, und es bleibt der Wahl der Eltern überlassen, in welcher von beiden sie ihre taubstummen Kinder unterrichtet haben wollen. Die Blinden werden, sofern man es für sie von Nutzen findet, auch in der englischen Sprache unterrichtet. Das erste Jahr des Aufenthaltes eines Kindes in der Anstalt wird ganz auf die Erlernung der nothwendigsten Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Religion verwendet; im zweiten Jahre aber kommt Musikunterricht hinzu, und man fängt auch an, sie täglich in einem Geschäfte oder Handwerke zu üben, das für ihren Zustand und für die Stellung, die sie einmal, nach ihrem Austritt aus der Anstalt, in der Gesellschaft einnehmen können, am passendsten scheint. Der Preis ist für die armen Kinder auf 275 Franken jährlich festgesetzt, doch müssen dieselben bei ihrem Eintritt vollständig mit Kleidung und Weißzeug versehen seyn.

Daß eine Anstalt, hervorgegangen aus reiner christlicher

*) Der Artikel lautet: Le conseil communal est tenu de porter annuellement au budget des dépenses toutes celles que les lois mettent à la charge de la commune, et spécialement ..... les frais d'entretien et d'instruction des aveugles et les sourds-muets indigents, sans préjudice des subsides à fournir par les provinces ou par l'état, lors'qu'il sera reconnu que la commune n'a pas les moyens d'y pourvoir sur ses ressources ordinaires. (Art. 131 de la loi communale du 30 Mars 1836.)

Liebe, gegründet und geleitet von einem frommen Priester, der seinen Beruf darin findet, Unglücklichen dieser Art ihr trauriges Loos zu erleichtern, besorgt von religiösen Frauen, die durch heilige Gelübde sich dem Unterrichte und der Pflege der Blinden und Taubstummen gewidmet haben, daß eine solche Anstalt mehr als Gewöhnliches leisten werde, läßt sich zum Voraus erwarten, und in der That, Jeder, der dieß Haus besucht, wird sich angesprochen fühlen durch das heitere und gesunde Aussehen, durch die Wohlgezogenheit und Ordnung und durch die schönen Kenntnisse der Zöglinge, so daß man fast vergessen könnte, daß man sich in der Mitte von Kindern befindet, die man, ihrer natürlichen Fehler wegen, zu den Unglücklichen zu rechnen pflegt. Doch so anziehend das auch seyn mag, ein Gegenstand wird die Aufmerksamkeit des Besuchers besonders fesseln, ein Kind, das das ganze Mitleid, dessen ein menschliches Herz fähig ist, in Anspruch nimmt, aber zugleich die größte Bewunderung erregt über die erstaunenswerthen Leistungen, zu denen es, in Kraft der christlichen Liebe, andauernder Fleiß und unermüdliche Sorgfalt gebracht haben. Es ist dieß ein Mädchen, das taub, stumm und blind ist; bei dem sohin jeder Unterricht als ganz unmöglich erscheint, da alle die Wege, durch welche eine Einwirkung der Außenwelt auf die Seele zu geschehen pflegt, verschlossen sind. Denn während bei den Taubstummen das Gesicht bleibt, wodurch der Unterricht vermittelt wird; während bei Blinden das Gefühl, in Verbindung mit dem Gehör, eine Erziehung möglich macht, scheint bei diesem unglücklichen Geschöpfe Alles zu fehlen, wodurch ein Lichtstrahl von Bildung und Unterricht in die zu ewiger Abgeschlossenheit in ihrem Organismus verurtheilt scheinende Seele gelangen könnte. Und dennoch — dieses so beklagenswerthe Wesen hat durch die Sorgfalt des Herrn Abbé Carton und durch den unermüdlichen Eifer seiner frommen Klosterfrauen in der Anstalt nicht nur liebreiche Aufnahme, sondern Unterricht erhalten; denn der Liebe, die erfinderisch ist, ist es gelungen,

Unterrichte befolgte, in einer Schrift auseinandergesetzt *). Diese Schrift enthält auch Bemerkungen über alle Unglücklichen dieser Art, von denen ich Kenntniß bekommen habe. Hier beschränke ich mich darauf, dasjenige kurz anzugeben, was dieser Unterricht für solche, die sich nicht mit dem Studium der Theorie befassen wollen, Interessantes und Lehrreiches darbietet; es sind nur Anekdoten und nichts mehr".

„Anna Timmermanns, so heißt die taubstumme Blinde, ist im Jahre 1818 in Ostende geboren. Sie ist blind geboren und scheint während einiger Zeit das Gehör gehabt zu haben; aber von ihrer frühesten Kindheit an, ist sie taub und stumm geworden. Sie war bei ihrer Großmutter und erhielt von der Armencommission der Stadt eine Unterstützung. Den Herrn Mitgliedern dieser Commission habe ich es zu danken, daß ich die Probe des Unterrichtes anstellen konnte; denn die Großmutter und die Tante des Mädchens wollten sich durchaus nicht von demselben trennen, sie fürchteten keine fremde Person würde so für es sorgen, wie sie es thaten und sie hatten eine große Anhänglichkeit an das unglückliche Wesen. Ihre Sorgfalt für dasselbe war indeß wenig verständig, aber ihre Liebe wahrhaft rührend. Selbst als sie dem Ansuchen der menschenfreundlichen Männer, welche sich des armen Kindes annahmen, nachgegeben hatten, schrieen sie, als sie dasselbe abreisen sahen, laut auf: „„Ihr nehmet uns den Segen unseres Hauses"".

„Einer der stärksten Beweggründe, warum die Verwandten sich so lange widersetzten, war die Ueberzeugung, daß die blinde und stumme Anna keinen Verstand habe, daß sie blödsinnig sey. Den ganzen Tag zu arbeiten genöthigt, mußten die Verwandten die arme Anna in vollständiger Unthätigkeit lassen, vom Morgen bis zum Abend in einem Winkel am Ofen sitzend. Oft weigerte sie sich bis zum Abend, etwas zu genießen, und es ist das nicht auffallend. Sie beschäftigte sich höchstens damit, einige Perlen einzufädeln, dieselben sodann wieder aus dem Faden herauszuziehen und das nämliche Geschäft zwanzigmal des Tags von neuem anzufangen. Bis in ihr zwanzigstes Jahr spielte sie mit Puppen, und legte dieselben nicht eher bei Seite, als bis sie stricken konnte. Sie zerriß oft ihre Kleider und weigerte sich besonders neue anzuziehen und wir selbst hatten viele Mühe sie dazu zu bringen,

*) Notice sur l'aveugle sourde-muette de l'institut de Bruges. Bruges, chez Vandecastelle-Werbrouk. 1839. Diese interessante Schrift ist leider vergriffen.

ihre Kleider zu wechseln. Jedoch seit längerer Zeit ist sie so wohl daran gewöhnt, daß sie Freude daran findet, und verlangt selbst ziemlich oft, daß man ihre Kleider waschen lassen möge".

„Das Aeußere unserer Anna hatte nichts Einnehmendes; ihr Kopf und ihr Körper waren mit Ausschlägen und Flechten bedeckt, ihre Augen rollten beständig umher, sie ging sehr schwer, und diese Uebung schien ihr anfangs zu mißfallen. Ihr Kopf war immer vorwärts gebeugt; doch gab sie manchmal ihre Zufriedenheit durch ein sanftes Lächeln zu verstehen und küßte uns die Hand, um ihre Dankbarkeit kund zu geben. Als sie in meine Anstalt kam, schien sie sehr wohl zu fühlen, daß sie sich in einem fremden Hause befinde. Zuerst zeigte sie uns der Reihe nach alle ihre Kinderspielwerke; sie war aber ein zwanzigjähriges Kind, das gern geliebkoset war, viel verlangte und großen Egoismus zeigte".

„Als sie des Abends an ein Bett geführt wurde, machte sie sich alsbald daran, sich auszukleiden; des andern Morgens stand sie hurtig auf, glücklich darüber, die Nacht in einem guten Bette zugebracht zu haben. Gegen die Schwester, die sie bediente, machte sie mit dem Kopfe eine Verbeugung, wie um sie zu grüßen. Sie hatte Hände wie ein Kind, klein und mager aus Mangel der Uebung. Sie hat den Wuchs ihres Alters; sie ißt mit mehr Reinlichkeit und Geschicklichkeit, als es die Blinden gewöhnlich thun".

„Ich will hier nicht, Tag für Tag, Alles beschreiben, was sie gethan und gesagt hat; besonders unterlasse ich es, von den Mühen und Schwierigkeiten zu reden, die sie uns machte; ein Wort genügt, um hievon eine Vorstellung zu geben. Ihr gewöhnliches Mittel, sich von Allem, was ihr mißfiel, zu befreien, war die Sache zu zerstören, möchte es ein Buch oder ihr Arbeitszeug seyn; ihre natürlichen Waffen waren ihre Füße und ihre Nägel, und sie bediente sich, in den ersten Monaten ihres Aufenthaltes in der Anstalt, derselben häufig und mit Gewandtheit. Ich habe ihre ganze Aufführung selbst aufgezeichnet oder aufzeichnen lassen; es ist dieß eine Art von Geschichte ihrer moralischen Entwicklung; ich werde davon einige Anekdoten mittheilen, das Uebrige soll jetzt nicht veröffentlicht werden".

„Zuvörderst muß ich hier in summarischer Kürze auseinandersetzen, wie ich die Unterweisung dieser Art von Personen auffasse. Zuerst muß man sie die Sprache lehren, um ihnen dann, durch die Sprache die geoffenbarten Wahrheiten auseinanderzusetzen, und ich lehre die Sprache, indem mir die Sinne, der Instinkt und das Gewissen als Dolmet-

scher dienen. In diesem ersten Theile des Unterrichtes gebe ich nicht eher den Ausdruck, als bis das Ding, das ausgedrückt werden soll, deutlich entwickelt ist; aber hier boten sich auf einmal zwei oder drei Schwierigkeiten dar. Die arme taubstumme und blinde Anna mußte die Natur des Wortes begreifen; ich mußte ihr begreiflich machen, daß ein Wort irgend eine Sache bedeute; sie mußte ein Wort von einem andern unterscheiden, und es genügte nicht sie dahin zu bringen, dieses Wort von einem andern durch Gestalt zu unterscheiden, sie mußte zugleich die Elemente, woraus die Wörter zusammengesetzt sind, kennen lernen".

„Gab ich ihr ganz in Anfang Wörter, so kam ich nicht dazu, daß sie die Buchstaben unterscheiden lernte; wollte ich damit anfangen, sie die Buchstaben kennen zu lehren, abgesondert und ohne eine Vorstellung damit zu verbinden, so war ich gewiß, daß meine Schülerin schon bei der zweiten Stunde des Unterrichtes überdrüßig wurde. Ein Buchstabe für sich war nichts. Ich konnte also ihr ganz im Anfang keine Worte noch viel weniger konnte ich ihr für die erste Stunde Buchstaben geben".

Ich habe auf eine sehr leichte Weise diese Schwierigkeiten überwunden. Ich bemerke, daß sie in der flammändischen Sprache unterrichtet wird; aber es ist ganz einerlei, welche Sprache man lehren will; was ich that, ist bei jeder Sprache anwendbar".

„Um ihr von Anfang an einen Ausdruck zu geben und sie zu gleicher Zeit die Buchstaben zu lehren, nahm ich einen einzigen und ließ diesen ein ganzes Wort bedeuten, wobei ich nur darauf Bedacht nahm, daß ich einen Buchstaben wählte, der in seiner Gestalt mit dem Gegenstand, den er bedeuten sollte, einige Uebereinstimmung hatte. Ich wählte den Buchstaben O, und machte ihr bemerklich, daß dieser dazu dienen sollte, den Mund zu bezeichnen. Dieser Buchstabe kommt in dem flammändischen Worte, das Mund bedeutet: Mond, vor".

„Ich machte darauf OO, welches die zwei ersten Buchstaben des flammändischen Wortes Oog sind, welches Auge bedeutet. Ein O bezeichnete den Mund, zwei OO bezeichneten die Augen: die Lection war sehr leicht, so daß sie auch gleich begriffen wurde, und ihr Wörterbuch bestand sonach schon aus zwei Worten".

„Sie hätte glauben können, alle Worte hätten die Gestalt der Gegenstände, da ein O den Mund, zwei OO die Augen bezeichneten; es war nützlich, diese Meinung nicht bei ihr entstehen zu lassen; ich fügte darum den beiden OO den Buchstaben R bei, wodurch das flammändi-

sche Wort Oor (Ohr) entstand. Der Buchstabe R, welcher den beiden schon bekannten Buchstaben beigefügt war, bildete eine Art Uebergang zwischen der natürlichen und der willkührlichen Bezeichnung".

„Indem ich auf diese Weise verfuhr, stützte ich mich immer auf eine schon bekannte Sache; ich trennte, so viel als möglich die Schwierigkeiten und ging sehr schnell voran. Innerhalb einiger Wochen kannte sie sehr genau zwanzig bis dreißig Wörter. Ein Häubchen, ein Halstüchelchen, ein Band, eine Schürze u. s. w. ist für ein Mädchen immer etwas sehr Interessantes, und so gut wie jede andere, legt sie großen Werth darauf. Ich wählte auch einige Wörter die bezeichneten, was sie gern aß oder trank, wie: Nuß, Caffee, Milch u. s. w., und durch diese Worte hat sie selbst zuerst mich überzeugt, daß sie den Gebrauch der Wörter sehr wohl verstand, denn wenn sie etwas der Art wünschte, so nahm sie ihre Zuflucht zu ihrem kleinen Wörtervorrath und ließ uns die Worte, welche den verlangten Gegenstand bezeichneten, berühren. Sie zeigte sich sehr erfreut darüber, daß sie verstanden wurde. Ich kann diese Freude sehr wohl begreifen. Eine Blinde, und noch mehr eine taub-stumme Blinde macht keine Zeichen, wenn man sie dieselben nicht gelehrt hat, denn ein Zeichen wendet sich an das Gesicht und sie haben von dem was das Gesicht ist, keine Idee; aber ein Zeichen, daß sie fühlen und durchs Gefühl unterscheiden konnte *), und wodurch, wie sie aus Erfahrung lernte, die Gegenstände in Erinnerung gebracht werden konnten, mußte ihr als ein glücklicher Fund vorkommen".

„Wir gaben ihr immer den Gegenstand, um das Wort zum Verständniß zu bringen, die Substanz, um daran das Substantiv zu knüpfen. Während der ersten Wochen ihres Aufenthaltes gab ihr eines Tages ihre Lehrerin ein Ey und das Wort Ey (= Ey)".

„Anna gab zu verstehen, daß sie Lust habe, es zu essen und reichte zugleich ein Geldstück hin wie um es zu kaufen. Der Handel war alsbald abgeschlossen; sie aß das Ei, ich steckte das Geldstück in die Tasche. Ich erwartete wohl, daß sie auf diesen Handel zurückkommen würde, denn sie hatte noch Centimes und liebte sehr die Eier. Wirklich des andern Tags suchte sie das Wort Ey, und zeigte es ihrer Lehrerin mit einer Wärme, die deutlich verrieth, was sie wollte. Ich ließ ihr ein Ei geben; sie berührte es, berührte das Wort, liebkoste das Ei, lachte

*) Die Wörter, deren sie sich bedient, bestehen aus dünnem Pappendeckel, worauf mittels Nadeldurchstiche die Form der Buchstaben bemerkbar gemacht ist.

herzlich auf, und war, ohne Zweifel, voll Erstaunen, daß sie, mittels zweier Buchstaben, erhalten hatte, was sie begehrte. Ich sah voraus, daß sie noch öfter auf diese Weise Eier würde kaufen wollen, und ich wünschte es, denn ich wollte wissen, ob diese taubstumme Blinde den Gebrauch des Geldes begriffe. Als sie mir, wie Tags zuvor, das Geldstück für das Ei darreichte, nahm ich ihr Geld an, aber ich nahm auch das Ei. Zuerst lachte sie und hielt ohne Zweifel mein Benehmen für einen Scherz, den ich mit ihr machte. Ich ließ ihr Zeit, sich zu überzeugen, daß ich in allem Ernst handelte, und daß ich das Ei, das ich für gut gefunden hatte, ihr zu nehmen, auch behalten wollte. Sie unterwarf sich zuletzt in Bezug auf das Ei — es war ja mein Eigenthum; aber sie war sehr aufgebracht darüber, daß ich ihr ihr Geld nicht zurückgab; sie forderte es, und wurde vor Zorn ganz roth, als ich zögerte, dieser gerechten Forderung zu entsprechen; es war Zeit für mich, wieder ehrlich zu werden, ich gab ihr also ihr Geld und sie schenkte mir wieder ihre Freundschaft. Ich war glücklich, einen so vollständigen Begriff von Mein und Dein, vom Gebrauch des Geldes und von Rechtlichkeit in einem, von der Natur so stiefmütterlich ausgestatteten Wesen gefunden zu haben".

„Als sie einmal im Besitze eines kleines Vorrathes von Wörtern war, verlangte sie fast täglich, denselben zu vermehren, und so thut sie es noch. Sie hat selbst ein Mittel, womit sie uns zwingt, ihrem Begehren zu entsprechen. Sie fordert zuerst das Wort, indem sie die Hand ihrer Lehrmeisterin ergreift und die Bewegung macht als ob sie mit den Fingern lese; und darauf mit dem Zeigefinger, als ob sie mit der Nadel die Stiche ins Papier machte. Erfüllet man ihren Wunsch, so ist sie sehr erfreut, wenn aber die Klosterfrau zögert, so thut sie, als ob sie nichts mehr lernen wollte; will man sie zwingen, so fordert sie abermals das Wort und läßt sich durch nichts davon abbringen. Was will man mit einem Kinde anfangen, das so lernbegierig ist? Man erfüllt seine Bitte, und ich weiß nicht, wer am glücklichsten ist, die Blinde, die ihren Sprachschatz um ein Wort vermehrt, oder die Nonne, die ihr das Wort geben kann? Eine Mutter, welche ihr Kind das erste Wort stammeln hört, kann allein eine Vorstellung haben von der Freude, welche man da empfindet. Die Kinder zu unterrichten ist eine Pflicht, welche die Vorsehung den Menschen auferlegt; aber damit diese Pflicht nicht vernachläßigt werde, hat Gott ein unaussprechliches Vergnügen an die Erfüllung dieser Pflicht geknüpft. Anna las und begriff schon an vierzig Substantive, wovon einige die Namen der

Klosterfrauen, meinen Namen oder die einiger Taubstummen und Blinden bezeichneten, nur sehr selten täuschte sie sich in der Bedeutung des Wortes. Um mich zu überzeugen, daß sie die Ausdrücke nicht an der Länge der Worte, oder an der geringen Anzahl von Buchstaben, woraus dieselben bestanden, erkannte, sondern wirklich die Buchstaben las, lehrte ich sie das Handalphabet; und so war ich im Stande, mich von der Genauigkeit ihres Gedächtnisses zu vergewissern; sie las zuerst das Wort auf dem Papier mit den Fingerspitzen, dann ließ ich sie das nämliche Wort mittels des Handalphabetes (der Fingersprache) wiederholen. Das war bei ihr so viel als lesen und schreiben".

„Ich hielt sie nun für genug unterrichtet, um den Versuch wagen zu dürfen, ein Zeitwort mit Substantiven zu verbinden. Sie wußte eine Handlung von der andern, und ebenso einen Gegenstand von dem andern zu unterscheiden; das, was sie in der Wirklichkeit zu unterscheiden verstand, mußte sie wohl auch im Zeichen, im Ausdruck unterscheiden können. Ich gebrauchte das Zeitwort im Imperativ, denn ich mußte ihr in der That die Handlungen befehlen, die sie verrichten sollte. Dann ist auch die Imperativform des Zeitworts die einfachste und regelmäßigste".

„Meine Erwartung wurde nicht getäuscht; sie begriff mit derselben Leichtigkeit den Sinn des Zeitworts, wie die Bedeutung des Substantivs; und es bedurfte nur geringer Uebung, um sie daran zu gewöhnen, eine gewisse Handlung, wovon man ihr das Wort hingeschrieben hatte, vorzunehmen, oder durch Geberden auszudrücken. So ungeeignet oftmals die Verbindung eines Substantivs mit einem Zeitwort seyn mag, sie führte auf der Stelle aus, was man sie hieß. Um sie zu prüfen, machte eines Tages eine Klosterfrau den Satz: „Iß den Stuhl". Anna las den Satz hin und wieder, schüttelte den Kopf um auszudrücken, daß man dergleichen nicht esse, aber endlich ergriff sie einen Stuhl und that, als ob sie in denselben beißen wollte. Sie war nunmehr im Besitze des Satzes, sie konnte reden, denn sie kannte das Zeitwort, und die Sprache ward nun für sie ein Communicationsmittel. Ich hatte Anfangs den Artikel weggelassen und gesagt: „Schlage Tisch". „Gib Hand". Aber bald gewahrte ich meinen Irrthum. Man kann es einer taubstummen und blinden Schülerin nicht klar machen, aus welcher Ursache man vor ein solches Hauptwort einen Artikel setzt, und warum bei einem Worte gerade den männlichen und nicht den weiblichen. Die Gewohnheit mußte ihr die Leh-

rerin werden, und sie wurde es so gut, daß Anna sich nur selten irrt".

„Später kam ich zu den Substantiven zurück, um ihr begreiflich zu machen, daß man, als Zeichen der Mehrzahl, dem Worte die Buchstaben en anhängt. Diese Schwierigkeit war nicht groß; Anna verstand mich, sie fügte an alle ihre Substantive die Pluralendung en, und begriff vollständig ihre Bedeutung und Anwendung".

„Anna kannte also den Imperativsatz: da sie aber die Wörter hatte: Schwester Aloysia, Schwester Philomena, ihren eigenen Namen Anna u. s. w., so war es leicht, ihr auch den Indikativsatz zu zeigen, indem man vor die Imperativsätze diese Eigennamen setzte".

Schlage den Tisch.
Anna schlage den Tisch.

und wenn man „„Anna"" in „„ich"" verwandelte, schrieb sie leicht:

Anna schlage den Tisch.
Ich schlage den Tisch.
Ich schlage die Tische.

„Häufige Wiederholung, und endlich der Gebrauch, that, wie bei uns, wenn wir unsere Muttersprache lernen, das Uebrige. Ich hatte anfangs die Worte, die sie begehrte und die Sätze, die ich ihr gab auf ein Buch geschrieben; aber ich mußte befürchten, wenn ich bei dieser Uebung blieb, daß ihr Lesen nichts weiteres für sie würde, als eine Gedächtnißsache und keine Uebung des Verstandes. Sie hätte vielleicht die einzelnen Sätze an ihrer Stellung erkennt, oder an ihrer Länge oder an irgend einem andern Kennzeichen, wodurch ihre Aufmerksamkeit von dem Lesen der Buchstaben wäre abgekehrt worden. Um dieß zu verhüten, ließ ich ihr die Sätze ihres Buches in Wörter zerschneiden und sie auf dünne Pappe aufkleben; darauf warf ich die Worte ihres Sprachschatzes durcheinander, Substantive und Zeitwörter, in einen Kasten, und aus dieser Masse mußte sie nach und nach die Worte, die sie zu einem Satze nöthig hatte, heraussuchen. Diese neue Uebung mißfiel ihr im Anfang; aber bald gewöhnte sie sich daran und zog diese Uebung dem Lesen im Buche vor, ohne Zweifel, weil ihr diese Einrichtung es möglich machte, nach Willkühr die Zusammenstellungen der Wörter zu verändern".

„Bald setzte ich einen Satz zusammen, den ich ihr zu lesen gab und dessen Sinn sie sogleich in Ausführung brachte; bald that ich etwas und ließ sie nun durch Worte über meine Handlung Rechenschaft geben.

Das war lesen und schreiben, hören und sprechen. Der Verkehr mittels der Sprache war von diesem Augenblick an zwischen uns begründet".

„Ich war gespannt, ob nicht Anna aus sich selbst darauf käme, diese Wörter in eine gewisse Ordnung zu bringen, um nicht bei jedem Satze, den sie zu schreiben hatte, gezwungen zu seyn diese ganze Masse zu durchwühlen. Sie hat so viel Verstand und Klugheit, daß meine Erwartung ganz gegründet war, und alles ging so, wie ich es vorhergesehen. Verdrießlich jedesmal ihren ganzen Vorrath durchsuchen zu müssen, um das gewünschte Wort zu entdecken, legte sie von Zeit zu Zeit einige Wörter bei Seite, und freute sich offenbar, wenn diese Wörter in den Sätzen, die sie schreiben sollte vorkamen. Um ihr Muth zu machen, forderte ich oft in meinen Sätzen gerade die Ausdrücke, die sie geordnet hatte; und dieß war ihr sehr angenehm. Nach dem Wege, den sie mir selbst vorgezeichnet hatte, ließ ich in die Schublade des Tisches, an welchem sie arbeibeitet, Abtheilungen machen. Jede derselben ist für eine Classe von Wörtern bestimmt. Die Theile des Körpers, die Geräthschaften, die Namen der Personen, die Fürwörter, Kleidungsstücke, die Namen der Thiere, die Zeitwörter, die Präpositionen u. s. w. liegen in gesonderten Fächern. Sie selbst hat nach ihrer Bequemlichkeit, und je nachdem sie fand, daß eine Classe von Wörtern, welche sie anfangs hintenhin gelegt hatte, besser vorn lägen, das Ganze geordnet; da es aber noch nicht lange her ist, daß diese Classification eingeführt ward; so ist sie noch nicht ganz zufrieden damit und es vergeht selten eine Woche, ohne daß sie eine kleine Veränderung vornimmt. Wenn sie ein neues Wort lernt; so wird es alsbald genau geprüft und an seinen passenden Platz gelegt, und es hat keine Schwierigkeit, dasselbe, sobald sie es braucht zu finden. Als wir ihr das Zeitwort „trinken" gegeben hatten, so legte sie es nicht zu den andern Zeitwörtern, sondern in die Abtheilung, wo sich die Namen der Flüssigkeiten fanden: Wasser, Milch, Caffee u. s. w. Sie hatte gemerkt, daß man dieses Zeitwort nur mit diesen Substantiven gebraucht, und es schien ihr daraum natürlich, dieselben zusammen zu legen".

„Vielleicht scheint es Manchem, daß ich zu sehr in kleine Details eingehe; fürchtete ich das nicht, ich würde noch kleinere anführen. Es mag Vorurtheil bei mir seyn, aber alles dieß scheint mir interessant, und man wird es mir verzeihen, wenn ich Andere nach mir beurtheile".

8*

„Warum aber, mag Mancher denken, giebt man ihr nicht lieber die 25 Buchstaben des Alphabets, um sich aus den einzelnen Buchstaben die Wörter zusammenzusetzen, als daß man sie mittels ganzer Wörter Sätze schreiben läßt? Das unläugbare Resultat des Weges, den ich eingeschlagen habe, ist, daß meine Anna eine deutliche Vorstellung von einem Wörterbuche hat: sie klassificirt ihre neuerlernten Wörter und die Ordnung kommt so auch in ihren Verstand. Es ist auch leichter, ein vollständiges Wort auszuwählen und es in die grammatische Ordnung, die es haben soll, zu bringen, als dasselbe, mittels der Buchstaben, selbst bilden zu müssen. Es bedurfte ihrer ganzen Aufmerksamkeit, um die Elemente des Satzes zu lernen; und es wäre unklug gewesen, diese Aufmerksamkeit zu theilen, indem man sie zwang, dieselbe auch auf die Elemente der Wörter zu richten. In dem Unterrichte dieser taubstummen Blinden ist's wesentlich, daß man die Schwierigkeiten soviel immer möglich theile; sie theilen, das ist sie vermindern".

„Ich unterrichte sie so eben im Schreiben, und ein wenig Uebung wird hinreichen, sie daran zu gewöhnen. Bei meinem Schreibunterrichte gebrauche ich weder Dinte noch Bleistift; sie würde Widerwillen bekommen, wollte ich ihr eine Arbeit zumuthen, deren Zweck sie nicht begriffe; denn welchen Zweck kann für sie eine Arbeit haben, die, nach ihrer Meinung, gar keine wahrnehmbare Spur zurückläßt. Ich bediene mich darum der Schreibmaschine für Blinde. Herr Barbier hat diese Punktschrift erfunden, aber Herr Braille, Repetitor am Blindeninstitut zu Paris, hat die Einrichtung der Maschine so verändert, daß er für den eigentlichen Erfinder der Schrift mit durchstochenen Punkten gelten kann. Ich habe im ersten Bande meines Journals „„Le Sourd-Muet et l'Aveugle"" p. 222 und 227 und in dem Werke „„Les établissements pour les aveugles en Angleterre 1838"" ausführlich über diese Schrift gesprochen. Mittels einer sehr einfachen Maschine wird die Hand der Blinden so genau geführt, daß der Sehende nicht regelmäßiger schreiben kann. Auf diese Weise verschaffen sich die Blinden mit geringen Kosten eine Lesebibliothek. Die Buchstaben bilden sich aus sechs verschiedentlich zusammengestellten Punkten, nach einer ganz willkührlichen Manier. Ich habe in dem schon angeführten Journal ein Alphabet in Punkten veröffentlicht, worin die gewöhnliche Gestalt der Buchstaben beibehalten ist, so weit sich dieß durch Zusammenstellung von nur sechs Punkten ausführen ließ; ungefähr in folgender Weise:

Französische Schrift.	Schrift von Brügge.
L I E F D E	L I E F D E

Die Anwendung eines ganz willkührlichen Alphabets hätte den Zusammenhang in dem Unterrichte meiner Anna zerrissen; ich hatte mich bisher immer, um ihr Unbekanntes klar zu machen, auf bekannte Dinge gestützt. Hätte ich mich auf einmal der Pariser Buchstaben bedient, so hätte ich ihr nicht erklären können, warum ich für den nämlichen Buchstaben zwei verschiedene Formen anwende; ich hätte sie verwirrt und in die Irre geführt, und wie Schade, da ihr Unterricht einen so guten Gang nahm. Da aber die Buchstaben, die ich gab, mit der Form, die sie bereits kannte, eine große Aehnlichkeit hatten, so war nur ein wenig Geduld vonnöthen von meiner Seite, und von ihrer Seite ein wenig guter Wille, um zu finden, daß der mit der Maschine geschriebene Buchstabe ⁚. der nämliche war, wie der, den sie bereits in ihrem Buch unter der Form ⁝..... kannte".

„Bei Gelegenheit des Unterrichts über die Mehrzahl, lehrte ich sie zählen. Wie bei andern Begriffen, hatte ich auch hier nur nöthig, denselben zu entwickeln; sie hatte ihn schon; und der fortgesetzt richtige Gebrauch läßt keinen Zweifel, daß sie mich wohl begriffen hat".

„Die Zeitwörter werfen, legen u. s. w., welche sie bereits in ihrem Wortvorrathe besaß, gaben Veranlassung zum Unterricht über die Präpositionen, um die verschiedenen Ortsverhältnisse auszudrücken. Der Gebrauch der Präposition im Satze erlaubte uns in die Zusammensetzungen der ihr bekannten Wörter mehr Abwechslung zu bringen, und dieß war ein großer Vortheil, das nämliche Wort in die verschiedenen Stellungen, die ein Substantiv im Satze haben kann, bringen zu können. Wenn ich, mit Beibehaltung derselben Wörter, das Bild, welches ihre Zusammenstellung in der Seele hervorbringt, verändere, so wird sie dadurch mehr in den Stand gesetzt, die Natur und den Vortheil der Sprache nach ihrem eigentlichen Werth zu beurtheilen, und die Schwierigkeiten des grammatikalischen Unterrichtes sind gleichfalls vermindert. Dieser Unterricht ist jetzt für sie eine wahre Unterhaltung, weil ich sie jedesmal das, was die Zusammenstellung der Wörter ausdrückt, in Ausführung bringen lasse; und wenn es sich trifft, daß die

Sätze, welche sie liest, eine sonderbare Handlung bezeichnen, so fühlt sie recht gut das Lächerliche, aber verrichtet nichts destoweniger, was der Satz vorschreibt. Eines Tages schrieb man ihr den Satz: „„Gehe auf dem Tische““. Alsbald zog sie ihre Schuhe aus, und kletterte auf den Tisch und versuchte, mit aller nothwendigen Klugheit, aber doch mit Zuversicht, auf demselben herumzugehen. Einmal kam sie sehr in Verlegenheit; Jemand hatte den Satz gebildet: „„Wirf deinen Kopf auf den Boden““. Sie las den Satz hin und wieder, lachte, wurde darauf ernst und schien nachzusinnen, wie sie das Befohlene ausführen könnte. Endlich ergriff sie ihren Kopf mit beiden Händen und that, als ob sie denselben hinwürfe. Sie schien sehr zufrieden mit ihrem Benehmen zu seyn, und war ohne Zweifel stolz darauf, das Befohlene so wohl in Ausführung gebracht zu haben".

„Bei dem ganzen Unterrichte befolgte ich, wie schon bemerkt, die Regel, daß ich meiner Schülerin nie ein Wort gab, wovon sie nicht zuvor den Sinn klar erfaßt hatte, oder das sie nicht selbst begehrte, was sie, wie ich oben erzählte, fast täglich thut. Man glaube aber nicht, daß sie nur Ausdrücke von materiellen Dingen fordere, oder von körperlich vorzunehmenden Handlungen; was ich erzählen werde, liefert den Beweis des Gegentheils. Nach einer Lection, die ich ihr gegeben, und die sie wohl begriffen hatte, war sie liebenswürdiger, als sonst, denn sie schätzt den Dienst sehr, den man ihr erweist. Sie hatte mir darum zärtlich die Hand geküßt und die Dankbarkeit malte sich auf ihrem Gesichte. Als ich weggegangen, zog sie ihre Lehrerin zu sich heran und bat dieselbe, ihr zu schreiben: „„Ich liebe Herrn Carton““. Ich war erfreut, zu sehen, daß sie aus sich selbst die Worte verlangte, um ein Gefühl auszudrücken; aber ich gestehe es, es war etwas Egoismus bei meiner Freude; ich war stolz darauf, zu sehen, daß ich der Gegenstand dieses Satzes war, und daß sie in ihrem Herzen das Gefühl, wofür sie den Ausdruck verlangte, gefunden hatte".

Es wird nicht nöthig seyn, zu dem, was ich bisher über den Unterricht dieses Kindes mitgetheilt habe, besonders hinzuzufügen, daß das, was ich oft nur kurz angedeutet, nur mit großer Mühe und der andauerndsten Geduld erreicht werden konnte. Denn wenn beim Lehren immer Geduld vonnöthen ist, so ist dieß besonders bei einer taubstummen Blinden der Fall, die, ohne den mindesten Unterricht, das Alter von zwanzig Jahren erreicht hat. Ich glaube nicht, daß sie mich ungeduldig oder verdrießlich machen kann; aber für diesen Unterricht reicht die Standhaftigkeit eines Mannes nicht aus; es ist dieß eine Ar-

heit, die von der Vorsehung den Klosterfrauen überwiesen ist. Um eine solche Erziehung zu Stande zu bringen, müssen die, dem Weibe eingebornen Gefühle mit der zärtlichen Nächstenliebe, wie sie die wahre Religion einflößt, in Verein treten. Diesen himmlischen Beruf haben die Klosterfrauen; und sie haben denselben erfüllt und alle Schwierigkeiten dabei glücklich überwunden".

„Ich lasse einige Beobachtungen über meine Schülerin, und etliche Anekdoten *) folgen, die mir wichtig genug scheinen, veröffentlicht zu werden; die geringfügigsten Thaten tragen oft dazu bei, uns über den intellectuellen Zustand dieser Unglücklichen aufzuklären".

„Nach den Eintritt in unsere Anstalt währte es lange Zeit, ehe Anna Erwähnung von ihrer Großmutter und Tante that; durch den Unterricht und ihre Handarbeit war sie so sehr in Anspruch genommen, daß sie, wenn ich so sagen darf, ihre Verwandte aus dem Gesichte verloren hatte; aber später erinnerte sie sich derselben, was besonders geschieht, wenn sie ihren jetzigen Zustand mit dem, worin sie sich früher befand, vergleicht. Sie zeigt dann auf die mannigfaltigste Art ihre Dankbarkeit gegen uns; aber sie redet auch von der besondern Aufmerksamkeit, womit ihre Großmutter sie behandelt hatte: sie führte mich in die Kirche, sagt Anna, und ich kniete neben ihr und betete. Als ihre Großmutter gestorben war, wollte ihre Lehrerin sie davon in Kenntniß setzen. Aber was ist der Tod in den Begriffen dieses Kindes? Hat es eine Vorstellung davon? ich weiß es nicht, aber es weiß doch so viel, daß man alsdann den Leib in die Erde legt, und daß die Person nicht mehr wiederkehrt. Die Lehrerin legte Anna auf die Erde hin und erinnerte sie an das Kind, welches in diesem Jahre in der Anstalt gestorben war. Diese Neuigkeit machte nun einen schmerzlichen Eindruck auf sie und sie weinte einige Minuten lang; aber alsbald trocknete sie ihre Thränen, kniete hin und forderte die andern Zöglinge auf mit ihr zu beten, und damit man ihre Bitte richtig verstünde, zeigte sie ihnen den Rosenkranz. Doch damit noch nicht zufrieden, fragte sie eine Zeit hindurch täglich, ob sie auch an ihre Großmutter dächten".

„Sie wußte sehr bald, daß ich ihr Lehrer war; ihre Anhänglichkeit an mich ist größer als an irgend eine andere Person; sie liebt

*) Der Kürze wegen haben wir unter den, von Herrn Carton erzählten, nur die interessantesten mitgetheilt.

mich, aber sie fürchtet mich auch. Ich war stark genug, als sie beim Anfang ihres Unterrichtes mir die Hände und das Gesicht verkratzen wollte, sie daran zu verhindern; und sie wußte auch, daß ich ihr die Strafen auflegte, keine Schürze und keine Haube zu tragen. Eines Tages hatte sie im Zorn ihre Haube zerrissen; als sie auf die Vorstellungen ihrer Lehrerin zu sich kam, gab man ihr zu verstehen, daß mir Alles gesagt werden sollte. Um die Folgen ihres Fehlers abzuwenden und der verdienten Strafe zu entgehen, wandte sie sich an alle Zöglinge, gestand ihnen den Fehler und bat dieselben durch Zeichen sich mit gefalteten Händen vor mich hinzuwerfen, um Verzeihung für sie zu erbitten. Alle Kinder, ohne Ausnahme, verstanden ihre Zeichen — was mich ungemein in Erstaunen setzte".

„Ihr Tastsinn ist außerordentlich zart. Man kann ihre Buchstaben auslöschen und mit dem Nagel des Fingers jede Erhöhung vernichten, und dennoch, wo wir keine Spur eines Buchstabens mehr wahrnehmen, unterscheidet Anna noch die Gestalt von Allen. Was auch erstaunlich ist; sie findet oft Nadeln beim Gehen, und vor einiger Zeit gab sie mir einige Geldstücke, die sie im Garten gefunden hatte. Sie ist jedesmal stolz über einen solchen Fund und verfehlt nicht, denselben andern zu erzählen".

„Ich beobachtete einmal an ihr einen Zug von Mitgefühl, der ihr Ehre macht und mich sehr gerührt hat. Es kam ein einarmiges Kind in meine Anstalt. Als Anna den verkrüppelten Arm zum erstenmale berührte, wurde sie darüber so bewegt, daß sie lange Zeit weinte. Ich versuchte nun zu entdecken was sie dachte und sie gab mir zu verstehen, daß ja das einarmige Kind nicht stricken könne. Sie fühlt sich so glücklich durch diese Beschäftigung, daß sie es für ein großes Unglück hält, dieselbe nicht vornehmen zu können. Als man ihr erklärte, daß das einarmige Kind ganz leicht stricke, beruhigte sie sich; des andern Tags aber sah die Lehrerin, wie sie versuchte mit geschlossenen Händen zu stricken; und gab zu verstehen, daß sie, wenn sie einarmig wäre, weder stricken, noch die Nase putzen, noch sich ankleiden könnte, und wie glücklich sie sich darum fühle, Hände zu haben. So hat die Vorsehung für jedes Unglück einen Trost".

„Besonders gern beobachte ich sie, wenn sie sich allein glaubt, und belausche ihre geringfügigsten Handlungen; ich finde da immer etwas zu bemerken. Eines Tages fand ich sie allein in dem Schulsaale vor der Tafel, worauf die Taubstummen schreiben, beschäftigt, mit der Kreide Linien zu ziehen; ich war begierig zu wissen, was sie denn eigentlich erfahren wollte, und bald merkte ich es. Als Anna die Linien gezogen

hatte, versuchte sie denselben mit dem Finger nachzufahren, um zu wissen, ob sie dieselben würde lesen können. Die Kreide macht auf der Tafel einen dünnen weißen Streif, den wir mit dem Auge wahrnehmen, aber den sie nur mit großer Mühe mit Finger verfolgen konnte. Da sie nur ein Mittel kennt, welches das Lesen möglich macht, nämlich die fühlbare Erhöhung, so muß sie geglaubt haben, daß wir auch die Buchstaben, welche wir auf die Tafel zeichnen auf diese Weise lesen. Sie nahm nun wieder ihr Buch, verglich die Erhöhung ihrer Buchstaben im Buche, mit denen durch die Kreide beschriebenen auf der Tafel, und offenbar fiel die Vergleichung zu Gunsten ihrer Buchstaben aus. Diese Entdeckung machte ihr Freude; das Unglück braucht nicht viel, um Trost zu empfinden. Sie sagt manchmal Dinge, von denen man nicht erklären kann, wie sie zu deren Kenntniß gekommen ist. Sie ist ganz und gar blind von Geburt aus; sie sieht in die Sonne, ohne zu blinzeln, die durchsichtige Hornhaut des Auges ist so finster, wie die Haut des Körpers. Jedoch eines Abends, als ihre Lehrerin sie fragte, warum sie nicht mehr arbeite, sagte Anna, es sey zu dunkel und man müsse Licht herbeibringen. In der Kapelle hat sie unläugbar Eindrücke, die sie anderwärts nicht hat; sie geht gern dahin, begehrt es zuweilen und beträgt sich daselbst so sittsam und eingezogen, daß man sagen sollte, sie fühle die Gegenwart Gottes. Als ihr ihre Gespielin sagte, daß ich krank sey, und sie deßhalb weine; erwiderte Anna: Ich werde nicht weinen, aber ich werde beten; und wirklich, sie warf sich auf die Knie und blieb in dieser Stellung beinahe eine Viertelstunde. Sie erzählte mir es selbst, und ich war glücklich, es zu erfahren; denn ich glaube, daß diese Handlung Gott wohlgefiel. Was mag wohl in dem Herzen dieses Kindes vorgegangen seyn? Es ist jetzt noch ein Geheimniß; aber vielleicht später wird sie im Stande seyn, es uns selbst zu erklären; aber sicher, ist dieses etwas, was kein Mensch in sie hineingelegt hat*)".

*) Seitdem Herr Carton dieß schrieb, ist es ihm gelungen, seiner Schülerin einen vollständigen christlichen Religionsunterricht zu ertheilen; vor zwei Jahren war er damit beschäftigt, sie auf ihre erste heilige Beicht vorzubereiten.

VII.

Katholicität im Protestantismus.

Wir Katholiken sind doch recht geplagte Leute in der Welt. Kaum daß wir von einem ausgerauften Strauße ruhen wollen, geht der Lärm wieder auf's Neue los. So poltert an der Spitze von einer Schaar Gleichgesinnter ein Berliner Literat wider uns heran, tobend wider den Papst, und behauptend: wir, die Katholiken, seyen „Ketzer", sie aber seyen die Katholiken, und, was von selbst folgt, wir hätten Namen, Ehre, Haus und sonstigen Besitzthum ihnen sofort abzutreten, weil es ihnen in diesem Augenblick beliebe, sich in unser Eigenthum zu betten. Unsere Leser werden freilich über solche Neuigkeit verdutzt, uns fragen: wie unsere Gegner auf einmal zu so wunderlichem Ansinnen gekommen? Wir können die Erscheinung geschichtlich nur so begreifen: Gewisse Kranke quälen ihre Umgebung mit dem ungestümen Verlangen nach Luftveränderung, wenn sie ins letzte Stadium ihrer Auflösung übergehen. Physiologen leiten diesen Ungestüm von einem peinlichen Vorgefühle ab, womit die Natur letztlich sich anstrengt, der auf sie eindringenden Gefahr sich zu entwinden. Aus einem ähnlichen Grunde erklärt sich auch die sichtbare Peinlichkeit, womit der deutsche Protestantismus unserer Tage und neuestens sich herumzubetten anhebt, und seine ganze Nachbarschaft weit und breit in unruhiger Bewegung hält. Von Geburt aus mit einem Lungenleiden behaftet, hat er, — es ist so ungefähr ein Säculum, — mit aller Gewalt auf seine Gesundheit losgestürmt, in Freimaurer-Logen geschwelgt, mit dem alten Heidenthume herumgebuhlt, in seiner sogenann-

ten klassischen Literatur Liebeslieder dem „Fleische", Christo aber Spottlieder zugesungen; endlich haben Theologen und Staatsphilosophen um die Wette an den Pharaotischen der historischen Critik und critischen Philosophie und Theologie ihm die letzten Ueberreste der christlichen Ausstattung verspielt, welche er bei seinem Abschiede aus dem Mutterhause mitgenommen. So ist es denn in Saus und Braus fortgegangen, bis der bedenkliche Katarrh sich einstellte, und der Stickhusten dem Lungenkranken das weitere Sprechen untersagte. Die nächtlichen Schweiße bei dem Conventikel- und Muckerwesen haben das Ihrige zur Entkräftung beigetragen, und das hegelische Präparat ihm den Speichelfluß erzeugt. Nun wurde es ihm von Tag zu Tag widerlicher um die Schläfe; nicht litt es ihn ferner mehr im eigenen Bett und heimathlichen Haus, — es ging an's Wandern. Sein Blick fiel zuerst auf England. Man wollte beobachtet haben, um den englischen Protestantismus stehe es um Vieles besser, und leitete diese Erscheinung aus dem besseren Lager ab, welches der dortige Episcopat sich zurecht gelegt. Man wähnte, auf dem Wollsack sey es weicher ruhen, und ersuchte diesen darum gar höflich, dem deutschen Patienten zu vergönnen, daß er auf einer Ecke desselben sich mit niederlasse. Allein die englischen Doctoren, welche von je her, und sonderlich in neuerer Zeit, nicht große Stücke auf ihren deutschen Nachbar, wohl auch den Kranken für incurabel hielten, lehnten mit erschwerenden Bedingungen den Antrag ab, und riethen ihm, ein milderes Klima aufzusuchen. Mit unedler Ironie vertrösteten sie ihn auf die reineren Lüfte des Orients, und erboten sich, ihm dorthin einen englischen Arzt, den Convertiten Dr. Alexander mitzugeben. Gutmüthig, wie der Deutsche überhaupt, auch der deutsche Protestantismus ist, befolgte er den Wink. Wie denn Noth nicht selten starke Geister abergläubisch macht, so dachte er wohl auch an jene geheimnißvolle Quelle zurück, die einst den, welcher sie zuerst betrat, nachdem der Engel sie bewegt, gesund zurückgesendet. Doch war dieß nicht der einzige Trost.

Er durfte noch unendlich Größeres hoffen; — ward ihm doch die Aussicht eröffnet, durch Vermittlung des „Bischofs" Dr. Alexander sich auf einen ungefälschten Zweig von Israels Stamm einzupfropfen, und, da diesem Volke Unvergänglichkeit verheißen ist, auf diesem Weg ein Unterpfand der Unverweslichkeit sich zu verschaffen! Man kommt dort an. Allein dem Kranken fehlte dort das Heimathsrecht; seine Ahnen haben seit Jahrhunderten nichts zum heiligen Grab legirt, und so wird er in das allen Christgläubigen sonst offen stehende Hospiz nicht aufgenommen. Zudem hatte seine An- und Auffahrt etwas mehr als Ungewöhnliches, ein Vescovo, eine Vescova mit allen Zeichen des Josephs-Segens, und eine Schaar kleiner Vescovine! Das war dem Griechen und Armenier und Araber, und was etwa sonst noch dort des alten Glaubens ist, und endlich dem Türken selbst zu viel. So ein bischöflicher Aufzug war nie erhört worden, so lang das Kreuz das Zeichen unseres Heiles ist. Kein Wunder also, wenn man weniger als Lust bezeigte, mit den seltsamen Ankömmlingen zu verkehren, und dafür desto mehr dem Bestreben sich ergab, sie von der Idiosyncrasie, in welche sie gefallen, zu befreien, die dort vakante Stätte für den christlichen Bischofsstuhl durch ein so ausgesuchtes Zwitterwesen zu occupiren.

So hat denn auch dieser Restaurationsplan seinem Erfinder, wie so vieles Andere, wenig Ehre eingetragen, für den Armen selbst aber, dem geholfen werden sollte, das Verzweiflungsvolle seiner Lage nur fühlbarer und weltkundiger herausgestellt.

Nun ist er wieder in aller Stille heimgesegelt und liegt wieder auf dem alten Boden, athmet die alte Luft wieder, nur ist ihm und denen, die seiner pflegen, jetzt um Vieles schwindlicher geworden, weil das Uebel critischer. Der Kranke hat nun auch bereits sich aufgelegen. Denn als man jüngst in der E h e s c h e i d u n g s s a c h e ihn lupfen wollte, um etwas bequemer ihn zu betten, da haben wunde Stellen das nackte

Fleisch gewiesen, und das ernstliche Wundfieber und Wehgeschrei, welches sich dabei zu allem Uebrigen gesellte, machte es unrathsam, künftig weitere Nachforschungen über seine leiblichen Schäden anzustellen. Seitdem hat das ärztliche Concilium sich für permanent erklärt; es wurde berathen und berathen, kam aber zu keinem Rathe, wie zu helfen sey, und nach vielen Hin- und Herreden ward endlich die trostlose Resolution gegeben:

„Ich bin zur Ueberzeugung gekommen, daß die evangelische Kirche, wenn ihr wahrhaft und dauernd geholfen werden soll, nicht nur von Seiten des Kirchenregiments geleitet, sondern vornehmlich aus eigenem inneren Leben und Antriebe erbaut seyn will, und daß mithin eine gründliche Abhülfe der ihr beiwohnenden Mängel nicht sowohl durch die Darreichung von Staatsmitteln und durch eine anordnende Thätigkeit seitens der Kirchenbehörden erwartet werden kann, als vielmehr von der allgemeinen Anerkennung des Uebels und von der Vereinigung gemeinsamer Kräfte, besonders aber von den Gemeinden ausgehen muß“.

So lautet das Ultimatum, welches der königl. Minister des öffentlichen Unterrichts und des Cultus zu Berlin unterm 10. Juli 1843 an die Generalsuperintendenten hat ausgehen lassen *).

Das Ironische darin wollen wir keiner näheren Erwägung unterziehen; nur das Geschichtliche geht uns hierorts an. Die eingegebenen „Staatsmittel“ haben sich als unzureichend bewährt, — wie denn seitdem Viele außerhalb der preußischen Gränze über jene Staatskur sich murrend haben verlauten lassen. Auch die „anordnende Thätigkeit seitens der Kirchenbehörden“ gibt fürder keine Hoffnung auf „gründliche Abhülfe“; die „beiwohnenden Mängel“ trotzen also, das ist das Resultat, und die wohlerwogene Ueberzeugung des Hrn. Cultministers, — der weltlichen und geistlichen Heilkunst, sind also

*) S. Allg. Zeitung Nro. 336 v. 2. Dez. v. J. S. 2684.

in so weit unheilbar geworden. Dem Kranken wird darum alles Ernstes endlich empfohlen, in sich zu gehen, sein „Uebel (recht gründlich) anzuerkennen“, und bedeutet, die Heilung derselben müsse von den vereinten Naturkräften und von Unten herauf vor sich gehen.

Daß der neueste Staatsphilosoph, der Restaurator der positiven Philosophie und Theologie, bei Abfassung dieses ärztlichen Parere mit im Rathe gesessen, dürften wir zum Voraus annehmen, werden aber im Laufe dieses Aufsatzes noch besonders darauf zurückzukommen veranlaßt seyn. Aber nun entstand die peinliche Frage: was jetzt anfangen? Die Noth ist groß, die übrige Auswahl der Mittel sehr beschränkt, der Rest der Kräfte, worauf das Ministerialrescript letztlich noch vertröstet, für sich zu schwach, um zu sonderlichen Erwartungen zu berechtigen, und so drängen die Umstände abermals zu Außerordentlichem zu greifen. Die ächt protestantischen Heilmittel, welche seitdem angewendet worden, haben sichtlich den Patienten mehr herabgeschwächt, und so wird denn das Recept gewechselt, und eine katholische Behandlung angeordnet. Man hat in neuester Zeit wieder von hundert Wunderheilungen durch Reliquien u. dgl. von Aerzten selbst attestirt und publicirt gelesen. So muthet man denn auch jetzt dem aufgegebenen Kranken zu, sich mit einer Wundermedaille behängen zu lassen, vielleicht auch das Memorare zu beten, der Pflege der barmherzigen Schwestern sich zu vertrauen u. s. w. Und weil dieser verblüfft sich zeigen möchte über so unerwartetes Ansinnen, so wird er mit allen Gründen überredet, es seyen das keine fremden, sondern seine eigenen Mittel. Husch, wird in dem Gesangbuche herumgeblättert und ein zufällig noch vorhandenes Heiligenbild, ein Paternoster, das eben jetzt zufällig aus der umgekehrten Wammstasche gefallen, ihm als Beweis vorgehalten, daß er stets katholisch gewesen und geblieben sey, mithin also auch zur neuen Kur sich, ohne in Widerspruch mit sich zu gerathen, und ohne Verrath an sich selbst, verstehen könne. — So und nicht anders nimmt sich das neueste Gebah-

ren gewisser protestantisch-theologischer Journale aus, welche sich vollauf zu schaffen geben, das schlaff gewordene Leben ihrer Societät durch Erweckung katholischer Reminiscenzen und Beischaffung katholischer Elemente wieder aufzufrischen. Zunächst aber haben wir zwei Aufsätze überschrieben: Romanismus und Katholicismus, — der Berliner literarischen Zeitung Nro. 87 vom 31. Okt., und Nro. 100 vom 16. Dez. vorigen Jahres im Auge, wie Eingangs angedeutet worden. Wir verlassen jetzt das bisher aufgenommene Bild, um diese neuesten Tendenzen summarisch zu erwägen.

Höchst charakteristisch ist das zeitherige Streben des deutschen Protestantismus nach Selbstergänzung aus Fremdem, um sein Bestehen einigermaaßen fortzufristen. Daß die Anstrengungen für die Union der tief gespaltenen Bekenntnisse aus diesem Lebensinstinct hervorgegangen seyen, ist so wenig zu verkennen, als ihr Plan seinen Erfindern und Pflegern an sich nichts weniger als Schande macht. Haben sie zum Verderben des Christenthums in den vereinigten Confessionen ausgeschlagen, so trug daran wenigstens der Wille derer keine Schuld, welche das Project selbst angelegt. Dasselbe gilt auch von dem neuesten deutschprotestantischanglicanischen Syncretismus, welcher vorzüglich darauf berechnet war, dem deutschen Protestantenthum der katholischen Kirche gegenüber ein staatlicheres An- und Aussehen, und einiges hierarchische Gegengewicht zu verleihen. Man hatte dabei nicht überlegt, ehe man den Schleier des Geheimnisses vor der Oeffentlichkeit weggezogen, daß diesem nicht bloß etwa das traditionelle Recht, sondern im Umkreis seiner noch übrigen Glaubenssätze sogar die Fundamente mangeln, um eine Institution, wie der Episcopat, auch der englische, ist, darauf einzusetzen. Des Versuches mit Jerusalem wollen wir nicht weiter gedenken, um protestantischen Lesern dieser Zeilen nicht Herzenweh zu machen. Aber nun erst das Unternehmen, durch einen Syncretismus mit dem Katholicismus die verlöschende Kraft des deutschen Protestantismus zu regeneriren! Wenn man auch

die nicht ohne Beifall aufgenommenen Bestrebungen der Puseyiten Oxfords zum Vorbild genommen, so hätte man doch nicht übersehen sollen, daß der Puseyismus ganz andere historische Grundlagen vor sich hat, womit er seinen Wagnissen einen Anstrich der Consequenz und Wahrheit zu geben fähig ist, während das deutsche Lutherthum durch Verwerfung des Episcopats als einer apostolischen und göttlichen Institution sich jede Vermittlung mit dem kirchlichen Alterthume, wie mit der katholischen Kirche aller Zeiten für immer abgeschnitten hat. Durch die Zerstörung des alten Kirchenregiments, wie es bei keinem früheren Abfalle geschehen, hat er alle und jede Möglichkeit sich weggenommen, mit irgend einer kirchlichen Genossenschaft anzubinden. Ihm bleibt darum nichts Anderes übrig, als durch Bekehrung in eine andere einzugehen, um in ihr aufzugehen.

Indeß das an sich Unmögliche ist gewagt, und wir haben dem Sisyphus zuzusehen, wie er den rollenden Stein gegen die Bergspitze vorwärts disputirt. Daß unser Berliner Literat glücklicher als der berufene korinthische König in der Unterwelt, seinen Felsenblock wirklich zur Stelle geschafft, und von aller weiteren Fälligkeit kurirt zu haben glaubt, davon zeigt, — um von Hinten herein seinen Aufsatz zu studiren, — das Beifallklatschen, womit er über den auf die sichere Ebene getriebenen Klotz frohlockt: „So gleichen sie (die Katholiken seit dem Tridentinum) den Juden, welche nach dem Eintritt des Christenthums in die Welt, in ihren alten Satzungen verharrten, und dadurch incurable Particularisten und Ketzer geworden sind“ S. 1390. Und etwas weiter unten: „Der ganze Streit kommt also darauf hinaus, ob die evangelische Kirche mit der apostolischen in wesentlicher Uebereinstimmung stehe, und dann ist sie eo ipso auch die katholische; und ob andererseits das Papstthum dem Grunde der Apostel widerstreite, und dann ist es eo ipso eine Häresie. Dieß letztere wollen wir in den Grundzügen nachweisen, und dann ist damit auch der erste positive Theil

unserer Behauptung erwiesen, daß wir Protestanten, in Verbindung mit allen denen, die wahrhaft an Christum als den alleinigen Grund des Heiles, als den allgenugsamen Propheten, König und Hohenpriester geglaubt haben, glauben und glauben werden, die eigentlichen Katholiken sind". Ebendaselbst.

Man sieht an diesem Pröbchen ab, wie die Protestanten es verstehen, sich zu katholisiren. Sie machen es wie die Kammerzofe, welche in einem Anfall von guter oder übler Laune, in den Staat und Schmuck ihrer erlauchten Gebieterin sich steckt, und als Fürstin N. N. auf dem Boulevard sich hofiren läßt.

Aber Scherz bei Seite: welches sind die Titel, womit der Berliner sich sein Lutherthum zum Katholicismus stempelt, und uns zu „Ketzern" degradirt? Begreiflich macht diese Frage unserm Literaten einige Verlegenheit, und das Resultat muß daher durch Induction gewonnen werden. Auch Sisyphus hat seinen Stein nicht bergauf geschleudert, sondern gerollt; und so muß auch der Berliner successiv zu Werke gehen. Er muß zuerst die Untiefen des Grenzstromes sondiren, und jene Stellen ausmitteln suchen, wo sein Protestantismus wagen kann, ins katholische Gebiet hinüberzuwaten, ohne Gefahr beim ersten Wagniß zu ertrinken. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wo der Fluß still und spiegelglatt sich dehnt, die Tiefe die meisten Grade zähle, und ein Uebersetzen daher nicht räthlich mache; wo dagegen das unterliegende Gesteine die Fluth zu kleinen Wogen kräuselt, dort läßt sich eine Durchfahrt wagen. So macht denn auch der gute Literat vom 31. Oktober, eine weise Distinction zwischen Romanismus und Katholicismus, mit der an sich überflüssigen Bemerkung, daß der Protestantismus zu ersterem in weit schärferem Gegensatze stehe, als zu letzterem, und weiset, um dieß zu erhärten, vor Allem auf die allbekannte Thatsache hin, daß die Protestanten eben so gut den dritten Artikel des apostolischen Symbolums besitzen: Credo — sanctam Ecclesiam catholicam,

und dasselbe in den beiden andern von ihnen „adoptirten" (sic!) öcumenischen Symbolen bekennen, und das Athanasianum den darin ausgesprochenen Glauben eine fides catholica nenne, quam nisi quisque fideliter firmiterque crediderit, salvus esse non poterit. — In der Lebensgeschichte des heil. Karl Borromäus wird unter andern hervorstechenden Zügen seiner Wohlthätigkeit auch angeführt, daß, wenn er ohne Baarschaft war, und außer Stand, den Jammer seiner Stadt nach Verlangen zu vermindern, er wohl hin und wieder sich auch des Nöthigsten entäußerte, um die Blößen des Elends zuzudecken. Selbst seiner bischöflichen und Cardinalskleidung schonte er in solchen Augenblicken nicht. Es gehörte nicht zu dem Außerordentlichsten, daß sich ein Lazzaroni durch die Straßen schleppte, welcher irgend ein Stück vom Cardinalspurpur an seinem Leibe trug. Jedermann wußte, wie er dazu gekommen, aus wessen Hand er diesen fragmentarischen Staat sich „adoptirt" hatte. Wir lesen aber nicht, daß der Hausverstand eines Mailänders sich durch diesen bruchstücklichen Posseß beirren ließ, diesen Lazzaroni wegen des Purpurfragments für den Cardinal selbst, oder für ein Mitglied dieses ehrwürdigen Collegiums zu halten, oder auch nur eine nähere Relation zwischen diesen beiden darauf zu gründen, als die von Geben und von Nehmen; aber unserm Berliner wäre ein Fehlschuß der Art damals sicherlich zugestoßen. Man sieht es factisch: Weil die lutherische Confession das Symbolum Apostolicum, das Athanasianum und Nicaenum „adoptirt" hat, oder genauer ausgedrückt, weil bei der Auswanderung von der Kirche diese Symbola in den Taschen der Wandernden zurückgeblieben sind, so meinen sie jetzt, ohne weiteres damit ihre Versippung mit dem Katholicismus zu erproben, oder gar damit sich identificiren zu können. Daß es nicht auf den Besitz des Symbolums ankomme, sondern auf den in den Worten niedergelegten Glauben, daß ein Brettschneider, Röhr, Sintenis und andere protestantische Kirchenlehrer, daß Schleiermacher, Marheinecke, Baur und andern

Confessoren des hegelischen Christenthums, ohne sonderliche Gewissensängstigung dasselbe trotz ihres Pantheismus absingen können u. s. w., daran mögen sie nicht gedenken; so wie auch daran nicht, daß sie dieses Symbolum eben in der Fassung der römischen Kirche besitzen, und daß sie, so weit sie dasselbe „adoptiren", um katholisch sich zu nennen, sich auch zu Romanisten machen, und in wie ferne sie in demselben die Grundform ihres geistlichen Bewußtseyns verehren, sich auch zu grundfärbigen Papisten qualificiren.

Aber der Berliner Literat hat wohl selbst gefühlt, daß das bloße „adoptiren" einer fremden Sache ein allzu dürftiger und zweifelhafter Possesstitel sey, und darum den Beweis per Praescriptionem ex tempore immemoriali eingeschlagen. Hier betreten wir ihn auf dem oben angedeuteten Versuch, durch gewisse Untiefen sich eine Fährte auf das katholische Gebiet auszumitteln. Es glückt; er entfaltet schlagende Beweise, daß seiner, der „evangelischen Kirche" Bewußtseyn, durch eine Kette von Repräsentanten bis .... sich hinaufzieht, sie also von jeher auf katholischem Boden seßhaft gewesen sey, und in der katholischen Kirche also ein verjährtes Heimathsrecht besitze. Auch hier „allbekannten Thatsachen" „Ebenso", schreibt er, „wird es Niemand bestreiten, daß die evangelische Kirche im Wesentlichen sich in Uebereinstimmung weiß mit den großen Kirchenlehrern der ersten Jahrhunderte, wo es wohl einen Katholicismus, aber noch keinen Papismus gab, mit einem Tertullian, Origenes, Augustin und so fort".

Unserm Berliner ist aus Hörensagen zu Ohren gekommen, daß Tertullian mit der römischen Kirche und ihrem Episcopus episcoporum, wie er ihn betitelt, sich überworfen habe; unbedenklich ergreift er den düstern Carthaginenser bei seinem Philosophenmantel und flüstert ihm zu: talis cum sis, utinam unus ex nostris esses! Was den Tertullian mit der römischen Kirche entzweit, darüber grübelt er nicht weiter nach. Genug, er hat sich mit dieser entzweit, ist also eine

Prise für die „evangelische Kirche". Wir haben uns den Kopf zerbrochen, was denn Tertullian und diese wohl mögen gemein haben? Ist es vielleicht die zweimalige Quadragesimalfaste, durch welche Tertullian sich bei den Lutheranern eingeschmeichelt? Ist es neben der unerbittlichen Festhaltung der Unauflöslichkeit der Ehe, seine spätere unbedingte Verwerfung der zweiten Ehe, wodurch er sich bei den evangelischen Christen und Theologen Berlins in unseren Tagen so sehr empfohlen? oder vielleicht seine Strenge, womit er denen, welche dem kaiserlichen Rescripte ihr Gewissen preisgegeben, überhaupt den Gefallenen, die kirchliche Reconciliation für immer versagt wissen wollte? Oder ist es sein excentrischer Enthusiasmus für gottverlobte Virginität, woran der Berliner das ächte Schooßkind eines Luther wieder erkennen will? Oder sind es vielleicht die theoretischen Grundsätze, worin er mit unserm Vertreter des Lutherthums zusammentrifft! Hat vielleicht in dem Buch de Praescriptionibus Haereticorum der ketzermörderische Satz so sehr angesprochen: daß Glaubenscontroversen nicht auf dem Standpunkte der heiligen Schrift, sondern dem der katholischen Tradition entschieden werden müssen? Oder hat Tertullian mit dem die Ohren gekitzelt, was er über die Verbindung der himmlischen Gnade mit dem irdischen Elemente im Sacrament der Taufe in seiner Schrift de Baptismo weitläufig abgehandelt, oder was er eben daselbst von den Wirkungen des heiligen Chrisam rühmt? oder wenn er in seiner Abhandlung de Poenitentia die Nothwendigkeit der speziellen Beichte und der Satisfactionswerke für den getauften rückfälligen Sünder festsetzt? Oder hat er endlich, wenn er aus der realen und substantialen, d. i. leibhaftigen Gegenwart des Fleisches und Blutes Jesu Christi in der Eucharistie gegen den Doketismus Marcions argumentirt, die Verehrer der symbolischen Lehre von der Eucharistie, wie sie in der preußisch-unirten Kirche besteht, sich zu Dank verpflichtet? Der gelehrte Autor möge uns verzeihen, wenn wir durch alle

diese Fragen den Coincidenzpunkt der tertullianischen Lehre mit dem von der Berliner literarischen Zeitung „adoptirten“ Lehrbegriff noch nicht getroffen haben! — „Aber es gab“, ruft man uns zu, „damals (190) wenigstens noch keinen Papismus“. Wenn auch unser Literat so viele kindliche Unwissenheit in dem Gebiete zeigt, daß er berührt, — so hätte doch die Redaction mit solchem Schimpf sich nicht beladen sollen. Wer ist denn der *Episcopus episcoporum*, welcher das dem Montanisten so mißfällige Edict über die Bußdisciplin hat ausgehen lassen? Wer ist denn der Bischof, an den die in Phrygien von den dortigen Bischöfen hart gehaltenen Deputzier um Verleihung der ihnen entzogenen kirchlichen Gemeinschaft sich gewendet? Wer ist denn jener Bischof, der, als Praxeas nähere Aufschlüsse über das Unwesen derselben nach Rom gebracht, die ausgefertigten Gemeinschaftsbriefe widerrufen und dadurch den Unmuth Tertullians wider sich gereizt hat? Wir wollen es dem in dem christlichen Alterthum etwas heimathlosen Literaten sagen: Es ist jener Bischof, der die apostolische Cathedra in jener Kirche einnahm, von welcher derselbe Tertullian in einer anderen, etwas heitereren, durch keine montanistische Galle getrübten Stimmung schrieb:

„O wie glücklich jene Kirche, welcher die Apostel die gesammte Lehre mit ihrem Blute hingegossen haben! wo Petrus dem Leiden des Herrn gleich gemacht, wo Paulus mit dem Hingange Johannes (des Täufers) gekrönt, wo der Apostel Johannes, nachdem er in siedendes Oehl getaucht, keinen Schaden genommen, auf das Eiland verbannt wird. Laßt uns sehen, was sie (von diesen) gelernt, was sie gelehrt, was sie auch mit den afrikanischen Kirchen vereinbart habe“ ꝛc.*). Die Aechtheit der apostolischen Predigt, die Einheit des christlichen Glaubens auf dem Erdenrunde durch die Autorität der römischen Kirche gegen die Ketzer beweisen: klingt das nicht mehr als romanistisch? Ist Tertullian nicht ein verzauberter

*) De Praescript. Haereticorum c. 36.

Papist? Wagt es unser Berliner Anonymus, diese Phrase zu unterschreiben, und dabei zu behaupten: „Damals habe es zwar einen Katholicismus, aber noch keinen Papismus gegeben“? Wir fürchten immer, der finstere Carthaginenser in seinem Philosophenmantel möchte das Organ dieser liebesüßen Pietisten so in seiner Weise anfahren: „Wer seyd ihr? wann oder woher seyd ihr gekommen? Was treibt ihr, mir nicht Gehörige, in dem Meinigen? Mit welchem Rechte hauet ihr, Lutheraner, meinen Wald? Mit welchem Fug verleitet ihr, Calvinisten, meine Quellen? Mit welcher Vollmacht verrücket, ihr Zwinglianer, meine Marken? Mein ist der Besitz, — was säet und weidet ihr Andern da nach euerm Belieben? Mein ist der Besitz; ich besitze seit Urzeit, besitze früher, habe feste Grundbücher von denen, welchen die Sache gehörte, ich bin Erbe der Apostel. Wie sie in ihrem Testamente verordnet, wie sie es auf Treue vermacht, und wie sie darauf vereidet haben, so besitze ich's. Euch sicher haben sie auf immer enterbt und verstoßen als Fremde und Feinde. Woher sind aber die Häretiker den Aposteln fremd und feind, als durch die Verschiedenheit der Lehre, die jeder nach seinem Gefallen gegen die Apostel entweder aufgebracht oder angenommen hat“ *).

Doch wir halten unsern Gegner zu hart; er hat ja ausdrücklich gesagt: „im Wesentlichen“ stimme die „evangelische Kirche“ mit dem großen Kirchenlehrer überein: und dahin wird er sagen, könnte eine Kleinigkeit, wie die angeführten Differenzen, z. B. über die Sacramente u. dgl., nun und nimmermehr gerechnet werden!

Wir haben uns schon zu lange bei Tertullian aufgehalten; es würde uns zu weit führen, wollten wir eine ähnliche Betrachtung über das Verhältniß des zweiten, des Origenes, zur „evangelischen Kirche“ anstellen. Wir kennen, — deß dürfen wir ohne Hochmuth uns rühmen, — diesen Schrift-

*) De Praescript. Haeret. c. 35.

steller so genau, wie unser Gegner; wir könnten uns aber nicht entsinnen, wo zwischen diesen beiden, nämlich dem spezifischen Lehrbegriff dieser und dem des Origines sonderliche Berührungspunkte zu finden wären; es müßte denn der Verfasser dieses Aufsatzes ein Adept des Herrn Bretschneider, und mit diesem des in seinem „Herrn von Sandau“ ausgesprochenen Glaubens seyn: daß auch die Gestirne bewohnt seyen. Mit Hülfe einer kleinen Modification, indem man „Bewohntheit“ gleichbedeutend mit „Belebtheit“ nähme, könnte Origenes in soweit wenigstens der Repräsentant des bretschneiderschen Protestantismus werden. Aber wir müssen beifügen, daß diese Ansicht nie und nirgends katholischer Glaube war, und daß somit die angerufene Autorität unserm Polemiker für seinen vorliegenden Zweck von keinem sonderlichen Werthe wäre.

„Auch nach der großen Kirchenspaltung“, fährt er fort, „hat die „„evangelische Kirche““ ihre Verbindung mit ihrer Mutter (sic!) keineswegs ganz aufgegeben; sie begrüßt die Jansenisten, die der Papst verdammt hat, und Männer wie Fenelon, Sailer, Boos, Stolberg, obwohl sie im Schooße der römisch-katholischen Kirche gestorben sind, freudig als ihre Glaubensbrüder. Wie viele römische Katholiken gibt es nicht andererseits, die, ohne darum in äußerer Gemeinschaft mit unserer Kirche zu stehen, entweder wie Baader und seine Schule, den Katholicismus vom Papstthum völlig emancipiren, oder wie die Episcopalisten, die Väter des Costnitzer und Baseler Concils an der Spitze, doch die kirchliche Schwerkraft auf das Concilium übertragen wollten, oder wenigstens bei allem treuen Festhalten an ihrer Kirche doch weit davon entfernt sind, uns Ketzer zu nennen und die Seligkeit abzusprechen, wie der Papst doch immer thut, und consequenter Weise thun muß gemäß seiner Identificirung des Romanismus mit der Kirche“.

So unser Berliner. Namen, wie die bezeichneten, sind es also, durch welche die „evangelische Kirche“ ihre Verbin-

bung mit ihrer „Mutter" bis auf diese Stunde unterhält. Daß die literarische Zeitung wenigstens keine Schöpfung der critischen Theologie ist, darf nach diesem Ausweis ohne Widerrede angenommen werden. Derjenige, welcher sich berühmt gemacht hat durch seine bekannte Devise: „Meine Zunge möge an meinem Gaumen kleben, und meine Rechte erstarren, wenn ich deiner je vergesse, römische Kirche"! wird mit dem Verfasser der „Thunlichkeit oder Unthunlichkeit einer Emancipation von der römischen Dictatur", werden, um ja die Repräsentation des protestantischen Elements recht vollzählig zu machen, in Einem Athemzuge freudig als Glaubensbrüder begrüßt. Zwischen diesem Ja und Nein, welche wahrhaft unendliche Varietät von Meinungen hat da nicht Raum? Und was wird also nicht Alles dafür Zeugniß geben sollen, daß die „evangelische Kirche", d. i. der Protestantismus, seine Sympathien auf katholischem Gebiete habe? Doch, was sage ich Sympathien? Nennt er doch solche Glaubensbrüder, deren Amt für sich allein schon nach ächtlutherischem Bekenntniß eine Erfindung des Teufels ist, nichts davon zu sagen, daß sie pure et simpliciter Alles glauben, was der römische Papst glaubt, nichts anders lehren, als was dieser lehrt, und darauf durch feierlichen Eid diesem sich verpflichten! Ich kann mir den Schreiber jenes Aufsatzes nicht anders idealisiren und vergegenwärtigen, als durch den bekannten „munteren Vogelfänger" Papageno in der „Zauberflöte", der an seinem bunten Anzug die Farben aller Species des gesammten Vögelreiches trägt, mit welchem er, des Brodes halber, Bekanntschaft anzubinden sucht, und dazu gar lustig die Arien aller Luftbewohner auf seiner Orgelpfeife, wenn nicht immer täuschend nachzuahmen, doch zu accompagniren weiß. Mag er pfeifen: — seine Sympathien sind weder die der Angeführten, noch die unsrigen überhaupt!

Wenn übrigens der Collaborator der Berliner Literarischen Zeitung hier in einer Anwandlung von Delirium unsere, die

katholische Kirche „Mutter“ nennt, Mutter ihrer „der evangelischen Kirche“, diese also für die „Tochter“ von jener ausgibt: so bedauern wir, daß wir solche Ehre nicht erwidern, noch acceptiren können. Unsere Kirche, die Kirche Jesu Christi, hat als solche keine Tochter, weiß von keiner Tochter, welche neben ihr sich „Kirche“ nennete. Sie ist schlechthin Eine, und hat ihres Gleichen nicht. Wäre unser Gegner bibelfester, so hätte er sich schon aus II Cor. XI. 2. belehren können, daß die Kirche Christo ihrem Bräutigam als keusche Jungfrau verlobt ist. Jungfrau ist sie und Braut. Die Jungfrau ist kein Weib, daß sie gebiere; die jungfräuliche Kirche kein irdisches Weib, daß sie neue, von ihr unterschiedene „Kirchen“ mit fremden Namen, „Töchterkirchen“ gebären sollte. Sie ist, wie ein christlicher Schriftsteller aus einer Zeit, wo es nach Meinung des Berliners noch keinen Papismus gab, nämlich der heilige Hippolyt (220) sie treffend verglichen, die keusche Susanna *). Welche Glaubensneuerer auch, um mit diesem Kirchenvater zu reden, die zweideutige Rolle jener „Volksältesten“ gegen sie übernehmen mögen, um sich „Töchterkirchen“ zu creiren, welche sich mit dem Namen ihres Erzeugers überschreiben: Christi Braut steht an Züchtigkeit der Tochter Helkias nicht nach. Bereit ist sie, ist es oft gewesen, zu sterben, wenn die Abgewiesenen den Steinhagel wider sie aufgerufen; aber sie zum Treuebruch verleiten, dazu vermag man Christi jungfräuliche Verlobte ewig nicht. Wer daher auch immer die Mutter zu einer solchen angeblichen Tochter, z. B. zu einer „evangelisch-lutherischen Kirche“ sey, — unsere, die katholische Kirche, ist es nicht. Wir verehren sie Alle als unsere Mutter, weil sie uns in der Taufe zum ewigen Leben geboren. Wir haben ihr aber auch Alle in der Taufe auf den uns vorgehaltenen Glauben

*) Hippolyt. in Daniel. XIII. 15, 22. ap. Galland. T. II. p. 445. Clemens Alex. Paedagog. I. 6. p. 123. Strom. IV. 26. p. 642. Edit. Potter.

zugeschworen. „Kirchen“ aber, welche anders glauben, anders lehren, überhaupt andere „Kirchen“ gebiert sie nicht. Begnügt euch mit dem Namen eueres Vaters; aber fragt nach keiner Mutter.

Doch alle diese Argumente dienen dem Verfasser nur zum Beweise, daß die „evangelische Kirche“ mit dem Katholicismus in befreundeter Beziehung stehe, und sie also, wenn es sie einmal gelüsten sollte, sich wohl selbst durch eine den Dichtern geläufige Figur in die katholische metonymisiren könnte. Und wenn er daher zu allem dem noch erinnert: „Der Katholicismus habe ja 1554 zu Augsburg, und 1648 zu Osnabrück mit der „evangelischen Kirche Friede geschlossen, während der Papst fortwährend gegen die westphälischen Beschlüsse protestire“, — und wenn er so die „evangelische Kirche“ mit den schwedischen Klingen per metonymiam identificirt: so haben wir von dem, was sein poetisches Genie vermag, eine vorläufige Probe bereits vor uns. Von da an und im Folgenden verändert sich nun der Ton, die Stirne runzelt sich, die Backen blähen sich: es wird der Beweis geführt, daß die Spitze der Knopf, und der Knopf die Spitze sey, daß sie, die Protestanten, die „Katholiken“, und wir, die Katholiken, die „Ketzer“ seyen.

VIII.

Aphorismen zur Signatur des Radicalismus oder falschen Liberalismus.

Aus einem Werke der neueren politischen Literatur, das uns jüngst in die Hände gekommen, heben wir, als der Beachtung nicht unwerth, folgende Sätze aus:

Das radicale Princip ist gehaltlos, wie der Knabe, das absolute leblos wie der Greis.

Der Widerspruch bezeichnet das Dichten und Trachten, das Denken und Thun des Knaben von der frühesten Zeit an bis zu dem Augenblick, wo er die niedere Schule verläßt. Er opponirt mit oder ohne Grund. — Diese Opposition um der Opposition willen ist in Glaube und Wissenschaft, in Kirche und Staat der Grundzug des Radikalismus.

Den Knaben beherrscht eine krankhafte Sehnsucht erwachsen zu seyn. Was würde er nicht opfern, um einige Jahre älter zu seyn! was nicht anwenden, seiner Kürze eine Elle zuzusetzen! — Neuerung und Fortschritt sind die Losungsworte des Radicalismus, aber die Neuerung ist nicht Reform, und der Fortschritt ist nur der Drang des Fortschritts, in dem das Kind laufen oder fliegen möchte, ohne erst gehen zu können.

Mit Recht hält man eine Regierung des Radicalismus für unangenehmer, als den Druck des Absolutismus. — Regiment und Kindheit ist ein Widersinn in sich.

Soll ich an die Beschränktheit des Knaben erinnern? an die Unduldsamkeit, womit er fremde Meinungen behandelt; an die Wuth, wozu fremder Widerspruch ihn reizt? Hat der Knabe eine Ueberzeugung gefaßt, so hält er sie naturgemäß für die einzig wahre, er begreift nicht, wie es irgend Jemand geben könne, der sie nicht theilt. — Rotteck z. B. war ein wackerer Mann, nicht ohne Verdienst; aber er konnte niemals fassen, wie man „das Recht, das Licht, die Freiheit" in andern Dingen suchen könne, als er; niemals begreifen, wie ein Mensch eine andere Monarchie lieben könne, als eine konstitutionelle; niemals eine andere Anschauung der Geschichte nur entfernt verstehen, als die in seinem Buche steht. Seine Doctrin war ihm, wie allen Radicalen seiner Farbe, schlechthin seligmachend, und die Freiheit schien ihm verra-

then, wenn man sie nicht auf die gleiche Weise liebte, wie er. Würde dieser konstitutionelle Radicalismus die deutschen Throne besteigen, so würde er in erster Linie mit äußerer Toleranz, aber mit innerm Hochmuthe auf Andre herabsehen, in zweiter Linie aber „im Interesse des Lichts" gegen die „Finsterniß" in Deutschland so lange wüthen, bis er zu ausschließlicher Geltung gelangt wäre.

Der Knabe, wißbegierig, wie er ist, glaubt mit jedem Schritt, den er im äußern Unterricht macht, eines wahrhaftigen Wissens theilhaftig zu seyn. Auf der andern Seite weiß man, wie schwer es ist, die Unlust der Knaben an regelmäßigem Unterricht zu überwinden. — So hat der Radicalismus von jeher entweder eine barbarische Unwissenheit, oder aber ein übertriebenes Bedürfniß nach formaler Bildung, nach Aufklärung und Schule entfaltet. — Jetzt glaubt diese Parthei das Ideal des Staates vollendet, wenn die alten Schulmeister in modernen Seminarien zu Volkslehrern großgezogen werden, um dem Volke einen Wust moderner Forschungen und allerlei formale Afterbildung beizubringen. — Das Volk wird bis in die niedersten Klassen mit einer allgemeinen, in die Breite gehenden Fachbildung überschwemmt, welche als Conversations- und Pfennigsliteratur die Aufklärung verbreitet, den gesunden Sinn aber untergräbt.

Wie im Manne der Geist nach seinen innersten Seiten hervortritt, so wirkt im Knaben das Talent. — Die Radicalen sind Talentmenschen. Ein bedeutender Geist ist als solcher niemals radical, kann niemals radical seyn. Das Talent dagegen ist als solches radical, wenn ihm nicht entweder völlige Charakterlosigkeit, oder ein männlicher Charakter beigegeben ist.

Der gesunde Verstand — im individuellen Sinn, eine Eigenschaft des Einzelnen als solchen — ist etwas, wenigstens relativ, Seltenes und Bedeutendes. Man kann sehr talentvoll seyn, ohne ihn zu besitzen, und es gibt Gelehrte, die sich eben so sehr durch die Größe ihres gelehrten Talents, als durch die völlige Abwesenheit des gesunden Verstandes auszeichnen. Hegel, in dessen philosophischen Sachen sich von gesundem Verstande Nichts befindet, hatte den erklecklichsten Grund, das Verständniß seiner Speculation an die Bedingung zu knüpfen, daß man den gesunden Verstand auf den Kopf stelle.

Wer sich selbst beobachtet hat, der weiß, wie leicht ein Vorsatz, eine Ansicht, ein Gedanke sich im Knaben zur fixen Idee verengt. — Die beste Idee aber verliert, wenn sie fix wird, ihren Geist. Wer hat dieß nicht schon gefühlt, wenn er die radicalen Blätter der deutschen,

französischen oder vielmehr europäischen Presse gelesen hat, wenn er sich erinnert hat, wie Europa seit nun sechzig Jahren mit den ewig gleichen Worten: „Licht, Aufklärung, Fortschritt, Gleichheit, Schule" überschüttet wird. — In der Schweiz tritt diese knabenhafte Idiosynkrasie in der komischsten Weise hervor.

Von allen radicalen Ideen ist keine so allgemein durchdrungen als diese: daß die Bildung den Dummen gescheidt, den Albernen geistreich mache; daß es nur an ihr liege, alle Menschen gleich wissend, gleich verständig zu machen; daß durch gleiche Bildungsmittel alle Stände auf gleiche Höhe gehoben und der Pöbel vertilgt werden könne. Das Ideal des Volksunterrichts ist das, die Kultur der höhern Stände durch darauf eingerichtete Volkslehrerseminarien den niedern Ständen und endlich dem Landvolk mitzutheilen, mit andern Worten, den Kern der Volkskraft in der Wurzel auszurotten.

Zu allen Zeiten ist der Radicalismus bestehenden Verhältnissen gegenüber Anfangs mit Bescheidenheit, ja mit Hingebung, in dem Maaße aber, als er entweder ungerecht oder schwach behandelt wurde, mit Insolenz, endlich mit Grausamkeit aufgetreten. — Wer Augen hat zu sehen, durchsieht dieß in der radicalen und in einem großen Theil der sogenannten liberalen Presse. Man wünscht anfangs Zugeständnisse, man ist voll Lobes, voll Legalität, voll kriechender Loyalität gegen den Monarchen, der sie gibt; hierauf möchte man eine Verfassung, um die Freiheit der Bürger, die Sicherheit des Thrones zu erhöhen, weiter eine Monarchie mit republicanischen Institutionen, und endlich — fällt die Maske und die Republik, d. i. die Herrschaft der Herrn selbst, ist da. — Die Maske war nicht immer gemacht. Der Bube strebt anfangs vielleicht wirklich nicht so hoch, aber er folgt Schritt für Schritt dem Instinct der Unverschämtheit. — Ich erinnere z. B. an die rheinische Zeitung, und an die ergötzlichste aller deutschen Zeitschriften, welche unter dem Mantel philosophischer Phrasen den plattesten Radicalismus und unter dem schimmerndsten Talent den kläglichsten Mangel an gesundem Menschenverstand verbirgt, — die deutschen Jahrbücher.

Es ist unmöglich, den schlimmen Radicalismus auf dem Wege der Discussion oder überhaupt durch Gründe gesunden Verstandes zu belehren. Der Bube wehrt sich gegen die Uebermacht der Idee mit psychischen Mitteln der schlechtesten, mit körperlichen der plumpsten Art. Hat der Gegner ihn geistig geschlagen, so läugnet oder lügt er.

Gegen den Criminalverbrecher ist unser Radicalismus unendlich human. Er arbeitet auf der einen Seite fast eben so eifrig, durch

lare Gesetzgebung die Zucht- und Armenhäuser und Spitäler zu füllen, wie auf der andern Seite, das Elend in diesen Häusern zu mildern. Diesem gegenüber stelle man das Verfahren der Radicalen gegen politische Verbrecher, wenn sie selbst an der Spitze der Regierung stehen. — Das ist der eigenthümliche Rechtssinn des Radicalismus, des Knaben.

Und was sollen denn diese abgerissenen Sentenzen über das Betragen eines Knaben, der durch seine Ungeberdigkeit sich alle Tage bemerklich macht? Wir haben sie einer Schrift entlehnt, welche wir eben dadurch als eine sehr beachtenswerthe Erscheinung zu charakterisiren meinen. Es ist: Friedrich Rohmer's Lehre von den politischen Partheien. Erster Theil. Zürich und Frauenfeld 1844. Der Verfasser vergleicht die vier politischen Partheien, den Radicalismus, den Liberalismus (im bessern Sinn), den Conservatismus und den Absolutismus, mit den vier Lebensaltern des Knaben, des jüngern Mannes, des ältern Mannes und des Greises, und führt durch diesen Vergleich die Charakteristik jener Partheien auf eine geistreiche Weise durch. Man wird sich freilich schon von selbst denken, daß wir nicht überall mit dem Verfasser übereinstimmen werden; wer auf dem sichern Boden der Kirche steht, wird nicht überall einem Manne folgen können, welcher von ganz abweichenden Grundansichten ausgeht, und z. B. der Charakter des (guten) Liberalismus, dem nach ihm die Herrschaft unter den vier Partheien gebührt, und seine Verschiedenheit vom Radicalismus in einem historischen Bilde nicht besser bezeichnen zu können meint, als durch Luther's Leben auf religiösem, Lessings Wirken im wissenschaftlichen Gebiete. Dieses hindert uns jedoch nicht, die guten Seiten des Buches anzuerkennen, und dasselbe, mit seinen geistvollen und männlich freien, von der Sucht nach dem Beifall der lauten Menge nicht beherrschten Darstellung der politischen Partheien, als eine wohlthätige, und nach mancher Seite gewiß auch heilsamwirkende Erscheinung zu begrüßen. Vielleicht wird sie etwas dazu beitragen, der modischen Huldigung, die so viele in knabenhafter Verblendung jenem knabenhaften, falschen Liberalismus zollen, einigen Abbruch zu thun, und dem wirkungsfähigern Geiste, der das Mannesalter, das jüngere und das reifere, charakterisirt, mehr Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Vielleicht wird auch sie dazu beitragen, daß Manche klarer erkennen, was in diesen Blättern schon oft angedeutet worden, wie nahe der Radicalismus und der Absolutismus einander verwandt, wie sehr beide gewissermaaßen nur in verschiedener Form ihr Entgegengesetztes sind.

Wir könnten noch eine reichliche Lese von treffenden Bemerkungen

hier zusammentragen; aber wir verzichten darauf, so wie wir auch andererseits nicht für nöthig halten, die uns schief und verfehlt scheinenden hervorzuheben, da sich die verständigen Leser dieser Blätter ohnehin gleich uns daran stoßen, und nicht dadurch sich verleiten lassen werden, wenn sie das Buch zur Hand nehmen. Nur eine Bemerkung noch möge zum Schluß hier ihren Platz finden, weil sie eins der wichtigsten politischen Ereignisse des Tages berührt:

„O'Connel ist nicht frei von einer pöbelhaften irischen Raçe, aber seine Stellung gegenüber der Masse seiner Landsleute ist trotzdem adelig im höchsten Grade. Er leitet sie für Irlands Interesse, wie der Vormund seine Schützlinge leitet, ohne Pruderie und Falschheit von seiner, ohne Widerspruch von ihrer Seite. Die Art und Weise, wie er seine Rente von Irland erhebt, und wie er sie mit dem ungeheuchelten Selbstgefühl des Mannes in Anspruch nimmt und vertheidigt, ist königlich zu nennen. Nur ein Liberaler, der über der Volksgunst steht, vermag dieß; ein Radicaler ist beständig genöthigt, mit ihr zu buhlen".

IX.

Aufruf zur Unterstützung der Katholiken zu Eisenach, in der Umgegend und in den Aemtern Kreutzburg, Gerstungen und Tiefenort.

Die armen Katholiken zu Eisenach und der Umgegend wohnen von dem nächsten katholischen Pfarrer zu Dermbach 8 bis 10 Stunden entfernt, haben keinen Religionslehrer für ihre Kinder, können wegen zu großer Entfernung von katholischen Kirchen dem Gottesdienste nicht beiwohnen und sterben gewöhnlich, ohne die heiligen Sacramente dahin, da zwei Tage dazu erfordert werden, bis der Geistliche von Dermbach gerufen, am! Krankenbette ankommen kann. Seine Königliche Hoheit der Allerdurchlauchteste Großherzog von Weimar, haben zwar in neuester Zeit zwanzig Thaler Reisekosten dem Pfarrer zu Dermbach bewilliget, um zweimal im Jahre den Soldaten, Gefangenen und den andern Katholiken zu Eisenach das heilige Abendmahl zu spen-

den, allein damit ist den religiösen Bedürfnissen der dortigen Katholiken noch nicht abgeholfen. Sr. Königl. Hoheit der Großherzog haben daher die höchste Genehmigung zur Errichtung einer Seelsorgersstelle für die Katholiken zu Eisenach und der Umgegend gnädigst ertheilt, wenn die sichere und bleibende Fundirung einer solchen Stelle mit einem jährlichen Gehalte von wenigstens 350 Rthlr. nachgewiesen werde.

Bei der Dürftigkeit meiner Diöcöse, die bekanntlich durch die Säcularisation ihren Reichthum verloren hat, bei dem Mangel an Fonds, bei den vielen Bedürfnissen und den eigenen beschränkten Mitteln ist es mir und meinem Domcapitel, so bereit wir auch sind, diese Sache Gottes nach Kräften zu unterstützen, doch nicht möglich, aus eigenen Mitteln dem Nothstande dieser Armen abzuhelfen, ihnen eine eigene Kirche, ein Pfarr- und Schulhaus und den Gehalt des Seelsorgers zu beschaffen.

Im Namen unseres Heilandes empfehle ich daher die Unterstützung dieser armen Katholiken zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse allen Priestern Gottes und frommen Laien, und ersuche alle wohllöbliche Redactionen katholischer Blätter, diesen Aufruf bald gefälligst einzurücken und diese Angelegenheit geneigtest zu unterstützen.

Beiträge hiezu, die an mich oder mein Domcapitel unmittelbar gesendet werden wollen, werden mit größter Dankbarkeit entgegengenommen werden.

Fulda, am 23. December 1843.

Johann Leonhard, Bischof von Fulda. *)

*) Die Redaction ist mit Vergnügen erbötig Beiträge anzunehmen, und theilt auf dem Umschlage dieses Heftes bereits das erste Verzeichniß mit.

X.

Kirchliche Zustände Schlesiens.

(Zweiter Artikel.)

Die Schule und das Militairwesen.

An der Macht der Presse hat noch Niemand gezweifelt. Größer aber noch ist der Einfluß der Schule. Jene wirkt durch den todten Buchstaben, diese durch das lebendige Wort im Reiche des Gedankens. Hieraus leuchtet ein, daß die Schule viel nutzen, aber auch viel schaden kann, je nachdem die Stellung beschaffen ist, die sie zur Kirche genommen hat. Und diese ungeheuere Macht, — ist ganz in den Händen der Bureaukratie. Sie betrachtet die Weisheit als Monopol; der Unterricht gilt ihr als ein Regale, dessen Inhaber der Cultusminister als Generalschulmeister ist. Niemand darf sich in Preußen, und wäre er weiser als Salomon, unterstehen, seinen Mund zum Lehren zu öffnen, wenn er sich nicht eine Concession dazu ausgewirkt, die natürlich nur demjenigen ertheilt wird, von welchem man sich die Gewißheit verschafft hat, daß er für ihre Zwecke zu wirken bereit und fähig sey. Was also der preußische Unterthan an Bildung empfängt, ist aus dem allgemeinen Weisheitsdepot entnommen, das die Bureaukratie etablirt hat. Der Weg zu andern Depots ist theils ganz verschlossen, theils mit einer solchen Menge von Cautelen und Reversen verpallisadirt, daß es ein höchst seltener Fall ist, wenn Jemand zu ihnen gelangt. Diese Bemerkung, deren Richtigkeit bei der Offenkundigkeit der Thatsache wohl nicht leicht beanstandet werden kann, genügt vollkom-

men, um zu begreifen, was die Kirche von der Schule zu fürchten hat, und, wie der Minister Altenstein mit der Hoffnung sich herumtragen konnte, daß es ihm gelingen werde, durch die Schulen die Kirche zu ruiniren. Wir wollen indessen eine genauere Ausführung versuchen, um die Leser zu überzeugen, daß wir nicht an zu großer Aengstlichkeit leiden, wenn wir behaupten, daß nach dem natürlichen Laufe die Wunden der Kirche sich vermehren werden, und daß für uns die freundlichen Worte des Königs nicht den gewünschten, sondern vielmehr den entgegengesetzten Erfolg gehabt haben.

Wir beginnen mit den Volksschulen, in deren Händen die Gesinnungen der heranwachsenden Generation liegen. Sie stehen unter der Aufsicht der Regierungscollegien zu Breslau, Liegnitz und Oppeln. Statutenmäßig soll bei jedem dieser Collegien ein geistlicher Rath und ein katholischer Schulrath angestellt seyn, mit Ausnahme des Regierungscollegii zu Breslau, bei dem zwei geistliche Räthe seyn sollen. Es leuchtet ein, daß hierdurch für die Schulen, auch wenn die Räthe glaubenstreue Katholiken sind, wenig gewonnen ist, da der katholische Rath in einem Collegium, das nach Stimmenmehrheit beschließt, stets in der Minorität ist, wenn es darauf ankommt, den nachtheiligen Einfluß des bureaukratischen Geistes von den Schulen abzuwehren. Gleichwohl hat die Bureaukratie die Katholiken um dieses schwache Schutzmittel zu bringen gewußt: denn es gibt seit langer Zeit in ganz Schlesien nur einen einzigen geistlichen Rath und zwei katholische Schulräthe: Ersterer in Oppeln, die andern beiden in Breslau und Liegnitz. Ja selbst der geistliche Rath in Oppeln, den man übrigens auch noch zu entfernen gesonnen ist, kann kaum gezählt werden, da dieser Posten, obwohl fast das ganze Departement katholisch, nur mit der Pfarrei verbunden ist, während daselbst für die kleine Zahl von Protestanten ein besonderer Consistorialrath angestellt ist. Was nun die geistliche Behörde betrifft, so ist ihr nicht einmal das Recht, im Einverständniß mit der Regierung die Schulen zu leiten, ge-

blieben; von den Rechten, die sie auf die Schulen besaß, als den Katholiken der status quo feierlich garantirt wurde, die sie bei der engen und natürlichen Verbindung der Schule mit der Kirche besitzen muß, ist ihr nur das Recht, die Hülfslehrer anzustellen und zu versetzen gelassen worden, ein Recht, welches, so armselig es auch ist, ihr noch häufig genug von der Regierung verkümmert wird. So geschah es vor einiger Zeit, daß im Reichenbacher Kreise von dem Schullehrer, in Uebereinstimmung mit dem Pfarrer, die Versetzung des Adjuranten aus sehr gewichtigen, moralischen Gründen beantragt würde. Die geistliche Behörde sandte einen andern Adjuranten an den in Rede stehenden Ort, und wies dem bisherigen einen andern Wirkungskreis an, um ihn von seinen Verbindungen zu trennen. Die Regierung aber nahm Kenntniß von der Sache, befiehlt dem versetzten Hülfslehrer dem bischöflichen Decrete keine Folge zu leisten, und in seiner Stellung, in der er zum Verderben wirkte, zu bleiben. Mit Erstaunen sieht nun der Pfarrer zwei Hülfslehrer an der Schule; er berichtet den Hergang an die bischöfliche Behörde; diese setzt sich mit der Regierung in Correspondenz; allein dadurch wird die Sache nicht anders. Die in ihrem Rechte gekränkte und verhöhnte Behörde berichtet endlich den ganzen Hergang an das Ministerium. Der Bescheid bleibt lange aus; endlich kommt er an, und wie lautet er? die bischöfliche Behörde, erkläft das Ministerium, habe allerdings grundsätzlich nach ihrem Rechte gehandelt; da es aber nicht zugeben könne, daß die Regierung compromittirt werde, so möge das geistliche Amt nur seinen Adjuranten zurückziehen. So endigte diese Angelegenheit. Es ging die Rede, daß ein großer Theil der hochwürdigen Räthe des bischöflichen Amtes einer solchen Behandlungsweise überdrüßig, die Entlassung habe nehmen wollen; sie scheinen sich indessen eines Andern besonnen und entschlossen zu haben, um der mißhandelten Kirche willen ihr Kreuz noch weiter zu tragen und geduldig auszuharren, wozu eine mehr als gewöhnliche Resignation ge-

hört. Die Schullehrer-Seminarien sind auch in mancher Beziehung den bureaukratischen Plänen zu Hilfe gekommen und haben dazu beigetragen, die Abneigung gegen die Kirche zu befördern. Man klagt über die Verkommenheit der Elementarlehrer in Würtemberg; allein wir getrauen uns zu jedem der bekannt gewordenen Scandale aus Schlesien zehn Seitenstücke zu liefern. Ausnahmen, welche die Gewogenheit der Bureaukraten ihrem religiösen Sinne zum Opfer bringen, gibt es allerdings, aber sie sind selten und werden immer seltener. Es sind freilich Geistliche, und zwar ganz würdige, als Inspectoren angestellt, indessen sie sind ohne Einfluß auf die Schulen. Schon längst würde man Protestanten dazu genommen haben, wenn sich nur deren fänden, die bereit wären, dieses Schreiberamt gratis zu verwalten. Gegen die behauptete Gefährlichkeit der Schulen für die Kirche ist oft angeführt worden, daß sie unter der unmittelbaren Aufsicht der Pfarrer stehen. Das ist wahr; allein die Gewalt des Pfarrers ist so gering, daß sie nicht hinreicht, den schädlichen Einfluß abzuwenden. Ueber Verwendung der etwaigen Fonds, über Handhabung der Disciplin, über die Anzahl der Stunden und Lehrgegenstände, über Lehrbücher entscheiden Bureaukraten in letzter Instanz, und zwar, wie man sich leicht denken kann, wo es nur irgend möglich ist, zum Nachtheile der katholischen Sache. Sie haben es bisher vermieden, für katholische Elementarschulen protestantische Lehrbücher geradezu vorzuschreiben; allein man weiß recht gut, daß man sich durch Einführung derselben ihnen empfehlen kann, so daß es denn in der That viele katholische Schulen gibt, in denen protestantische Bücher gebraucht werden. Was nun die lebendigen Bücher, die Lehrer, betrifft, so haben auf sie die Geistlichen gar keinen Einfluß. Sie können ihren Unfug untersagen, das ist ihnen unverwehrt, aber es steht ganz in dem Belieben des Lehrers, ob er folgen will oder nicht. Gewöhnlich thut er es nicht: denn er weiß sehr gut, daß er gegen den ultramontanen und retrograden Pfarrer, als

ein Mann des Fortschrittes, Schutz findet. Es sind Fälle vorgekommen, daß die Lehrer in verbotenen Graden heuratheten, ohne sich Dispensation verschafft zu haben; die Regierung nahm diese leichtsinnigen Subjecte in Schutz mit einem Nachdrucke, den selten ein unschuldig Verfolgter findet. Ja im Angesichte des Bischofs fungirte, zum Hohne auf die Kirchengesetze, an einer katholischen Schule ein Mann, der nach katholischem Begriffe im Concubinate lebte.

Ob nun zwar die Schulen so beschaffen sind, daß die Bureaukratie von ihnen nichts zu besorgen hat, so läßt doch die Regierung dieselben in gemischten Gegenden, so bald die Gemeinden nur erklären, den Gehalt nicht aufbringen zu können, mit großer Geschäftigkeit eingehen, indem sie die Katholiken zum protestantischen Schulsysteme schlägt, während sie in katholischen Gegenden, wenn sich nur einige Protestanten am Orte befinden, auf Errichtung neuer protestantischer Schulen mit der möglichst größten Energie dringt, und der Schulgemeinde Subsidiengelder reicht. Während aber die Entstehung protestantischer Schulen auf jede mögliche Weise befördert wird, werden der Errichtung katholischer Schulsysteme alle erdenklichen Schwierigkeiten gelegt. Ein Beispiel mag statt vieler diese Behauptung erhärten. In Bernstadt, einem kleinen Orte in Niederschlesien, wo gegen 60 bis 70 katholische Kinder, welche die protestantische Schule besuchen, und dort, wie gewöhnlich, sehr erbauliche Aufklärungen über ihre Kirche und ihren Glauben empfangen, sollte auf Betrieb des Pfarrers, der eine Meile von dem Orte wohnt, eine katholische Schule errichtet werden. Alle seine Bemühungen scheiterten an der Intoleranz des dortigen Magistrats. Endlich gelang es ihm, die geistliche Behörde für diese Angelegenheit zu gewinnen, die durch energische Vorstellungen bei der königlichen Regierung es dahin brachte, daß die Erlaubniß zur Gründung einer katholischen Schule in Bernstadt gegeben wurde. Der Magistrat erklärte nun feierlich, daß er keine Beisteuer geben wolle, und die Regie-

rung, welche, wo es sich um protestantische Schulen handelt, die Communen mit größter Strenge anhält, ein bestimmtes Quantum beizusteuern, war weit davon entfernt, diese Erklärung zu mißbilligen. Endlich war es der geistlichen Behörde, im Verein mit dem Pfarrer, gelungen, mit Hinzurechnung des Schulgeldes, die nöthigen Mittel zusammenzubringen. Die Schule sollte nun eingerichtet werden. Was geschieht? Der Magistrat tritt mit der Erklärung auf, der am Orte befindliche Caplan sey ein Fanatiker und störe den confessionellen Frieden, darum könne aus der Schule nichts werden. Obwohl der geistlichen Behörde von dem Fanatismus des wackern Caplans nichts bekannt war, so decretirte sie doch, um dem Magistrate auch den Schein eines Vorwandes zu benehmen, den Caplan weg, und glaubte nun alle Hindernisse beseitigt zu haben. Die Regierung schrieb ihm, der Magistrat könne sich damit nicht begnügen, wenn nicht die geistliche Behörde vollgültige Bürgschaft für die Erhaltung des confessionellen Friedens zu leisten vermöchte. So stehen nun die Sachen. Was würde geschehen, wenn ein aus katholischen Mitgliedern bestehender Magistrat solche Schwierigkeiten machte, Versetzung des protestantischen Predigers und Garantieen für die Erhaltung des confessionellen Friedens verlangte?

Dieses wird genügen, um den Geist zu schildern, unter dessen Einflusse die Schulen bei uns stehen. Das Schlimmste ist, daß es in Preußen den Eltern schlechterdings unmöglich ist, ihre Kinder dem nachtheiligen Einflusse zu entziehen, den die Elementarschule auf die Religiösität äußert, ein Umstand, der bei der Presse nicht obwaltet. Während nämlich glücklicherweise die Unterthanen noch nicht dazu angehalten worden sind, daß sie eine bestimmte Anzahl antikirchlicher Blätter nicht bloß halten, sondern wirklich lesen, und sich ausweisen, daß sie ihren Inhalt beherzigt haben; ist Alles, was in Preußen ein menschliches Angesicht trägt, gehalten, sich vom sechsten bis zum vollendeten vierzehnten Jahre der Schuldressur

zu unterwerfen. Frei ist nur der Besuch der höheren Schulen; für die Elementarschulen besteht ein lästiger Zwang. Alljährlich werden die zuwachsenden Kinder für die Volksschule eben so genau, wie die Rekruten für die Kaserne ausgehoben und in die Listen eingetragen. Sind sie einmal eingeschrieben, so können sie nur durch den Tod, oder ärztlich nachgewiesene physische Unfähigkeit dem Einfluße der Schule entgehen. Eltern, die sie demselben entziehen, werden mit Strafen belegt, wozu denn die Bureaukratie je länger je häufiger greifen muß, da das Gefährliche der in der Schule üblichen Abrichtung immer mehr erkannt wird. Nur dann, wenn die Eltern sich ausweisen, daß sie ihren Kindern Privatunterricht geben lassen, sind sie von Strafen frei. Dieses Auskunftsmittel gewährt indessen wenig Schutz, da der nachgewiesene Privatunterricht nur dann vom Besuche der allgemeinen Abrichtungsanstalt dispensirt, wenn derjenige, der ihn ertheilt, vom Inhaber des Weisheits-Monopols concessionirt ist, Katholiken nur sehr schwer diese Concession erlangen, und die Zahl derer sehr gering ist, die sich einen concessionirten Privatlehrer halten können. Auch die Privatinstitute gewähren keinen Schutz. Sie sind dem bureaukratischen Einflusse, wie die Elementarschulen ausgesetzt, und es hängt lediglich von der Solidität der Inhaber derselben ab, in wie weit derselbe von ihnen abgewehrt wird. Zudem wird die Errichtung katholischer Privatinstitute eben so sehr erschwert, als den protestantischen Vorschub geleistet wird. Welche Mühe hat es nicht gekostet, in Breslau auch nur ein solches katholisches Institut für Mädchen zu errichten! Nach vielen Vorstellungen erfolgte endlich die Concession, aber unter der Bedingung, daß wenn auch nur ein protestantisches Mädchen in dasselbe aufgenommen würde, ein protestantischer Religionslehrer gehalten werden müsse, während, um von den protestantischen Privatinstituten nur eins hervorzuheben, in dem Rösseltschen, das in der Regel von acht bis zwölf katholischen Mädchen besucht wird, kein katholischer Religionsunter-

richt ertheilt werden darf. So versteht sich bei uns die Bureaukratie auf die Parität, auf die sie sich so oft beruft!

Zur höheren Ausbildung dienen die höhern Bürgerschulen und die Realschulen. Auch diese stehen unter der Aufsicht der Weisheit-Monopolisten. Es hat also allem Anscheine nach die Bureaukratie von ihnen nichts zu fürchten; gleichwohl sucht sie die Entstehung katholischer höherer Bürgerschulen möglichst zu verhindern. Will ein katholischer Priester Lehrer an einer solchen Schule werden, so muß er ein besonderes Examen vor einer Commission bestehen, die aus einem protestantischen Schulrathe und einigen katholischen Elementarschullehrern besteht. Diese Commissionen verstehen es sehr wohl, Priestern die Lust zu benehmen, zu solchen Stellen sich zu melden, und namentlich verstehen es die Herrn Volksbildner, die ihnen dargebotene Gelegenheit zu benützen, um die Pfaffen ihre momentane Superiorität fühlen zu lassen. Wie weit sie in ihrer Arroganz gehen, kann man daraus ersehen, daß einem Priester, der sein theologisches Examen glänzend bestanden hatte und Doctor der Theologie hätte seyn können, von einem Schullehrer als Commissarius die Frage vorgelegt wurde, wer denn Abraham gewesen sey. Den Communen, die katholische Bürgerschulen errichten wollen, wird natürlich aufgegeben, einen protestantischen Religionslehrer zu besolden, wenn auch nur einige protestantische Schüler sich einfinden sollten. Die protestantischen Bürgerschulen können zahlreich von katholischen Schülern besucht seyn, die Communen werden nicht angehalten, einen katholischen Religionslehrer zu besolden. In der Regel kann der katholische Pfarrer von Glück sagen, wenn er den katholischen Schülern den Religionsunterricht ertheilen darf. Die Realschulen sind mit Candidaten des höhern Lehramts besetzt. Bei ihnen findet nicht einmal ein Schein eines kirchlichen Einflußes statt. Wird auch ein katholischer Religionslehrer angestellt, so ist er doch der kirchlichen Controlle entzogen, und kann von der geistlichen Behörde nicht zur Rechenschaft

gezogen werden, wenn er auch sein Amt noch so schlecht verwaltet. Aus diesen beiden Arten von Schulen gehen diejenigen hervor, die in den nächsten Jahren in königlichen und städtischen Aemtern auf die Gesinnungen ihrer Mitbürger keinen geringen Einfluß durch ihre Amtshandlungen, durch ihre Stellung und durch ihr Beispiel ausüben werden. Zu welchen Hoffnungen kann uns also wohl dieses Treiben berechtigen?

Die Schullehrer-Seminare liefern uns die Volksbildner. Sie beziehen ihre Subsistenzmittel theils aus Fundationen, die kirchlichen Ursprungs sind, theils von Geistlichen. Es muß nämlich jeder zu einer Pfarrei beförderte Geistliche an den Oberpräsidenten den vierten Theil der jährlichen Einkünfte seiner Pfarrei, die zu diesem Zwecke besonders abgeschätzt werden, angeblich behufs Unterhaltung der katholischen Schullehrer-Seminarien einschicken, weil ihm dieser, so lange es nicht geschehen, das Placet verweigert, ohne welches die Investitur vom Bischofe nicht ertheilt werden darf. Mit der Geldzahlung schließt sich aber auch der Einfluß der Kirche auf diese Anstalten ab. Nicht einmal Rechnung wird der Kirche über die Verwendung der Gelder gelegt. Wie viele Decennien haben nicht schon die katholischen Geistlichen dem Oberpräsidenten das Zeugniß der Loyalität mit der Quarta seminaristica abkaufen müssen; er hat aber noch nicht für gut befunden, der Geistlichkeit Rechnung über die ihm von ihr eingehändigten Gelder abzulegen, so daß allerdings dem Verdachte Raum gegeben wird, als ob mit dieser Manipulation nicht sowohl die Erhaltung der Seminarien, als vielmehr die Herbeischaffung von Mitteln zu Gratificationen an protestantische Schullehrer, die sich als besonders heftige Kämpfer gegen die katholische Religion hervorthun, bezweckt werde. Der Director ist ein Geistlicher; aber wenn auch ein gewissenhafter Priester, ist er nicht im Stande, von der Anstalt den nachtheiligen Einfluß des bureaukratischen Geistes, dessen Einwirkung sie ausgesetzt ist, fern zu halten.

Auch die Bureaukratie kann sich täuschen, und nur dadurch ist es möglich, und auch wirklich geschehen, daß Männer von kirchlicher Treue zu dem wichtigen Berufe der Lehrerbildung gelangen. Uebrigens hat die Kirche auf die Besetzung dieser Stellen auch nicht den geringsten Einfluß; selbst Protest einzulegen, ist ihr nicht verstattet. Bezahle nur pünktlich unsere Diener, ruft ihr die Bureaukratie zu, um das Uebrige hast du dich nicht zu bekümmern. So hängt es den lediglich von Umständen, die sie nicht in ihrer Gewalt hat, ab, ob sie mit ihren eigenen Waffen bekämpft wird oder nicht. Kann es eine empfindlichere Sclaverei geben?

Trotz der fortwährenden Bekämpfung der Kirche durch die Schule dürfte es dennoch möglich seyn, einen gänzlichen Ruin der katholischen Sache abzuwehren, oder gar den Heilungsproceß zu beginnen, wenn nur in den gelehrten Schulen das kirchliche Element dem antikirchlichen wenigstens das Gleichgewicht hielte. Aber auch das ist nicht der Fall. Die Gymnasien stehen unter dem Provinzialschulcollegium, dessen Chef der Oberpräsident ist. Obwohl nun in Schlesien die katholischen Gymnasien fast die Hälfte bilden, so besteht doch dieses Collegium aus Protestanten, denen, um wenigstens einen schwachen Schein zu retten, ein Katholik beigegeben ist, der auch als Regierungsrath fungirt. Weder auf die Anstellung der Räthe, noch auf die Anstellung der Lehrer an den Gymnasien hat der Bischof Einfluß; selbst die Disciplin, ja der Religionsunterricht ist dem bischöflichen Einfluße entrückt. Das protestantische Collegium eignet sich alle bischöflichen Rechte zu, und ordnet nach Belieben kirchliche Feierlichkeiten an. So hat es verordnet, daß für jeden verstorbenen Gymnasiallehrer ein Requiem gehalten werden soll, und der Religionslehrer muß, sobald die vom Oberpräsidenten unterzeichnete Requiemsordre eingetroffen ist, zum Altare hintreten, und das Requiem halten, und er ist nicht befugt, von dieser Ordre abzugehen, wenn auch der Verstorbene zu denen ge-

hörte, für die nach den Gesetzen der katholischen Kirche ein Requiem nicht gehalten werden darf, so daß es scheint, als ob diese protestantische Behörde durch Anordnung einer Feierlichkeit, die nach dem reformirten Katechismus eine vermaledeite Abgötterei ist, nur bezwecke, der Jugend den Anblick einer häufigen Uebertretung der Kirchengesetze durch Geistliche zu gewähren, und sie dadurch zur Gleichgültigkeit gegen dieselben zu stimmen. Solche Uebertretungsfälle, die den Schülern nicht verborgen bleiben, mußten aber häufig vorkommen, da die meisten Gymnasiallehrer theils als Freimaurer, theils als Verächter der Ostercommunion in der Excommunication sterben. Zu Directoren werden am liebsten Männer befördert, die in gemischter Ehe leben, und ihre Kinder protestantisch erziehen lassen. Die Lehrbücher betreffend, besteht zwar gerade kein Gesetz, daß in katholischen Gymnasien nur protestantische gebraucht werden dürfen; allein nach der Dienstinstruction für die Provinzialschulcollegien dürfen nur mit Genehmigung desselben neue Bücher eingeführt werden. Die Lehrer und Directoren wissen aber sehr wohl, daß sie sich um alle Aussicht auf Gratificationen und Beförderungen bringen würden, wenn sie diesen Protestanten zumuthen wollten, der Einführung eines katholischen Schulbuches die Genehmigung zu ertheilen. Wir finden daher, daß die Schüler der katholischen Gymnasien durchgehends protestantische, mit Invectiven gegen die Kirche und deren Institute angefüllte Handbücher der Geschichte studiren, und so die ungeheure Masse protestantischer Vorurtheile in der Jugend einsaugen müssen. Die Lehrer geben sich natürlich alle mögliche Mühe, die Pläne der Bureaukratie durch Wort und Beispiel zu befördern. Welcher Geist unter ihnen herrscht, kann man daraus entnehmen, daß sie, ohne um die Excommunication sich zu kümmern, Freimaurer werden, die Sacramente verabsäumen, sich höchst selten in der Kirche sehen lassen, wenn sie anwesend sind, die Predigt und Messe hindurch schwätzen und lachen, ohne sich durch das Läuten bei der Wandlung stören zu lassen, statt

des Gebetbuches den Homer oder Cäsar mitbringen, von öffentlichen Religionsfeierlichkeiten sich fern halten, mit bedecktem Kopfe und mit einer langen Tabakspfeife im Fenster liegend die Procession an sich vorbeipassiren lassen. Der Geist, der sich in diesem Betragen ausspricht, ist allgemein; nur gering ist die Zahl derer, die ihm nicht huldigen. Als ein an einem katholischen Gymnasium fungirender Lehrer seine Tochter einem geschiedenen Katholiken, dessen Frau noch lebte, in der reformirten Kirche antrauen lassen wollte, bat er seine Collegen zu Zeugen dieser Feierlichkeit. Nur einer der weltlichen Lehrer verweigerte mit dem Religionslehrer diese Assistenz; die Uebrigen hatten sich in der Kirche mit dem Brautpaare eingefunden.

Daß nicht viel gewonnen seyn würde, wenn auch die Bureaukratie den Lehrern die Wahl der Schulbücher frei gebe, davon kann man sich überzeugen, wenn man die von den Lehrern als Prämie vertheilten Bücher betrachtet. Wie es hierin bei uns gehalten wird, mag man daraus entnehmen, daß einem Schüler „die Sänger unserer Tage" von Apel, Altenburg 1842 bei Pirer, als Prämium gegeben wurde. In diesem Buche finden sich von den gegenwärtig lebenden Dichtern Poesieen. Es ist für die Jugend bestimmt, und es hätte also Alles, was sich für sie nicht paßt, fern gehalten werden sollen. Indessen scheint recht absichtlich das gewählt worden zu seyn, was geeignet ist, unreine Begierden zu entflammen. Man lese nur die verliebten Seufzer der Goldschmidts Tochter Seite 8 bis 10; einer verblühten, ehrsüchtigen Jungfer Seite 93 bis 95 von Saphir. Der französische Invalide von Anastasius Grün drückt Seite 126 seine Empfindungen also aus:

Am blühenden Strand der Loire
Ward ein herrliches Mädchen mein,
Da schnitt in den Armen dieß Herzlein
Und unsere Namen ich ein;
Da schien zu Paris der König
Mir gegen mich nur ein Wicht.

Gabriel Seidel läßt seinen Helden Seite 149 also reden:

Ich lieb ein Mädchen! Armer Maler!
Was ist dein schönstes Ideal?
O gegen dieses Licht ein fahler,
Ein farbenloser Wiederstrahl;
Aus ihrem Auge spricht ein Leben,
Wie's eines Engels würdig ist.

Gustav Pfizer hat in seinen gefangenen Räuber Seite 41 folgende Verse eingeflochten:

Und ein Pfaffe schielt verlangend
Nach des Weibes voller Brust.

Indessen nicht blos der Fleischeslust, sondern auch dem Indifferentismus wird Seite 58 durch das Gedicht, die „vier Thüren", unter die Arme gegriffen. Der Sammler hat gezeigt, daß er von den Bedürfnissen der Jugend keinen Begriff habe. Und was soll man von der Tactlosigkeit eines Lehrer-Collegiums denken, das der Jugend als Prämium solche Bücher in die Hände spielt? Und dieses Buch wurde einem fünfzehnjährigen Knaben gegeben! Wahrlich jeder Vater hat Ursache, Gott zu bitten, seinem studierenden Sohn von dem Unglücke, ein Prämium zu erhalten, in Gnaden zu bewahren. Natürlich ist die Oberbehörde weit davon entfernt, solche Verstöße zu mißbilligen, denn je früher die Jugend eine Beute der Wollust wird, desto sicherer wird der, aus der Elementarschule gerettete Rest katholischer Gesinnung in ihr ausgerottet. Wir haben es in Schlesien erleben müssen, daß ein Gymnasiallehrer offen sich vor den Schülern als Gotteslängner aussprach. Es gingen Beschwerden ein. Was that die Bureaukratie? Sie versetzte den Atheisten aus dem gemischten Niederschlesien — in das katholische Oberschlesien; dort würde er wahrscheinlich noch der katholischen Jugend den Atheismus verkündigen, wenn sie nicht der Tod von ihm befreit hätte. Wäre die Protestantisirung ein Zweck, durch den die Mittel geheiligt werden könnten, so müßte man sagen, die Bureaukratie huldige dem den Jesuiten zu Last gelegten Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel.

Mit der Universität ist es nicht besser bestellt. Ihre Einkünfte bezieht sie größtentheils aus den Stiftungen der Jesuiten, gleichwohl sind nur wenige Katholiken als Professoren angestellt. Selbst sämmtliche Professoren der Geschichte sind protestantisch. Wir wollten gern einräumen, daß diese Herrn nicht darauf ausgehen, absichtlich die Wahrheit zu entstellen; aber wir müßten zu Wundern unsere Zuflucht nehmen, wenn wir glauben wollten, daß die ihnen in ihrer Kindheit beigebrachten, mit ihnen aufgewachsenen, in Fleisch und Blut übergegangenen, gewöhnlichen, protestantischen Vorurtheile keinen Einfluß auf ihre Vorträge äußern werden. Vor zwei Monaten wurde ein Docent an der Universität, der Katholik ist, zum ordentlichen Professor der Geschichte ernannt. Dieser Fall ist der erste seit der Verbindung der Frankfurter Universität mit der Breslauer; allein die Ernennung hat nur darum Statt gefunden, um ihn als Schulrath entfernen, und hinterher den Katholiken wenigstens sagen zu können: Ihr habt ja einen katholischen Professor der Geschichte gehabt. Dieses Manöver läßt sich nun bei der katholisch-theologischen Facultät nicht anbringen. Indessen die Bureaukratie hat sich hier auf eine Weise geholfen, die es zweifelhaft läßt, ob eine Appellation an ihr Ehrgefühl von Erfolg seyn dürfte. Da sie nämlich Protestanten nicht anstellen, und von katholischem Gelde besolden kann, so läßt sie vacante Stellen unbesetzt. Als der „Staat" die Stiftungsgelder in Verwahrung nahm, und unter seine Verwaltung zog, wurde festgesetzt, daß an der katholisch-theologischen Facultät sechs Professoren angestellt werden sollten. Kaum hatte sie auf diese Weise die Gelder in ihre Gewalt bekommen, so entließ sie einige Lehrer, und — besetzte ihre Stelle nicht mehr. Nie hat die Facultät die statutenmäßige Anzahl von Professoren gehabt. Gegenwärtig sind nur drei Professoren, Baltzer, Demme und Movers angestellt, so daß in den wichtigern Fächern, der Moral, Pastoral, Kirchengeschichte, Patristik und in dem Kirchenrechte, also fast in der gesammten Theologie die Studierenden ent-

weder gar keinen, oder nur einen höchst mangelhaften Unterricht bekommen. So geht man mit uns um! So verwaltet man unsere Gelder! was thut man aber weiter? Häufig kann der Fall nicht vorkommen, daß Jünglinge, die von der Theologie etwas mehr erfahren wollten, als ihnen die Bureaukratie zukommen läßt, ausländische theologische Facultäten aufsuchen. Gleichwohl ist die Bureaukratie gegen ihr System so mißtrauisch, daß sie fürchtet, es könne, wenn dieses nur einige Mal geschehe, dasselbe über den Haufen geworfen, und somit ihre Mühe vereitelt werden: denn sie erschwert den Besuch vollständiger Facultäten außerordentlich. Namentlich sind ihr die römischen verhaßt; und ein Studiosus aus Frankenstein, der in Rom Theologie studieren wollte, da sein nach Licht sich sehnender Geist mit den Brocken, die den Studenten in Breslau zugeworfen werden, sich nicht begnügte, konnte nur dadurch einen Paß erlangen, daß er auf dem Polizeibureau einen Revers unterschrieb, in welchem er gelobte, von den Anstalten der Jesuiten, der Propaganda und von dem Collegium germanicum sich fern zu halten. So sehr fürchtet die Bureaukratie die Aufklärung des Verstandes und einen gründlichen Unterricht! Eine kitzliche Sache ist es, zu fragen, was denn die Bureaukratie mit dem Gelde mache, das ihr von den unbesetzt gebliebenen Stellen bleibt. Begreiflicherweise hütet sie sich wohl, etwas darüber zu sagen; der Schlünde, in die es hinabfahren kann, sind viele, so daß es schwer ist, über die Anwendung desselben etwas Bestimmtes zu errathen. Was den bischöflichen Einfluß betrifft, so findet sich davon auf dem Papier allerdings ein Etwas, was den schwachen Schein eines solchen an sich trägt, in der Wirklichkeit ist aber auch diese Art von Schein weggefallen. Die Aufsicht über die geistige und sittliche Bildung der künftigen Diener der Kirche liegt lediglich in den protestantischen Händen, und damit der Nachtheil, welcher der Kirche daraus erwächst, in seiner ganzen, fürchterlichen Größe ungeschwächt fortbestehe, hat die Bureaukratie durch die Schwierigkeiten, die sie der Errichtung

eines Convicts entgegen gestellt hat, die Gefahr zu beseitigen gesucht, die ihrem Systeme durch projectirte Errichtung einer solchen Anstalt drohte.

Wie es in religiöser Hinsicht mit dem katholischen Militair in Preußen steht, ist bekannt. Für die Soldaten katholischer Confession sollen nur in Kriegszeiten Geistliche ihrer Confession angestellt werden. So lautet die Versicherung der Militairkirchenordnung, und an diese hat man sich streng gehalten. Da wir nun Frieden haben, so gibt es natürlich keine katholische Militair-Geistliche, sondern nur protestantische. In den Garnisonsstädten Castl, Glatz und Neisse befinden sich nur wenige protestantische Militairpersonen, aber sie haben einen Militairgeistlichen ihrer Confession, während die katholischen, deren Anzahl die der protestantischen um das Zehnfache übersteigt, keinen haben. So ist es bei uns durchgängig; für die Protestanten wird Alles gethan, um sie in ihrer Negation zu befestigen. Factisch sind nun die Militairpersonen von der Civilgemeinde getrennt; sie bilden also eine Heerde ohne Hirten. Was soll aus ihnen werden? Werden sie nun auch jetzt gerade nicht mehr durch militairisches Commando zur Anhörung protestantischer Predigten verurtheilt, so sieht man es doch gern, wenn sie die Prediger als ihre Seelsorger anerkennen. Dazu kommen noch die vielen Verstöße, die sich ihre Vorgesetzten gegen den religiösen Anstand erlauben. Ist es doch vorgekommen, daß ein protestantischer Capellenmeister sein Chor am Ostersonntage während des vormittägigen Gottesdienstes zur Abhaltung einer Theaterprobe zusammenrief! Und das haarsträubende, sprüchwörtlich gewordene Fluchen der Officiere! Man kann sich denken, wie dieses Alles auf die jungen Leute wirken muß. Meistens kehren sie, sittlich entwürdigt, als Ungläubige und Spötter, als Missionäre der Irreligiösität in ihre Heimath zurück. In den Gemeinden bilden sie die Sprecher und Tonangeber. Die Kasernen sind die Hochschulen, in denen für die untersten Klassen die Missionäre des Unglaubens gebildet werden. An Erfolg fehlt es

ihnen nicht, und wir haben gesehen, wie Gemeinden, in denen sonst der Geist der Frömmigkeit herrschend war, in den Sumpf der Religionsgleichgültigkeit versunken sind*). Ist der Soldat dem nachtheiligen Einflusse der Kaserne entrückt, so muß er sich bei den Uebungen einfinden. Diese werden Sonntags gehalten. Will er zu rechter Zeit am bestimmten Orte seyn, so muß er früh aufbrechen und den sonntäglichen Gottesdienst versäumen. So wird die Gleichgültigkeit gegen die Religion unterhalten bei Leuten, die der religiösen Pflege gerade am meisten bedürfen, wenn sie von dem Ungeziefer, das sich während der Kasernenzeit in den Falten ihres Herzens eingenistet hat, gereinigt werden sollen. Von diesen Uebungen werden sie erst, so viel uns bekannt ist, mit dem vierzigsten Jahre frei.

*) Eine Eigenthümlichkeit des preußischen Militärwesens möchte auch die seyn, daß zur vollständigen Equipirung eines jeden Soldaten ein protestantisches Gesangbuch gehört; auch soll in jedem Zimmer der Kaserne eine lutherische und katholische Bibelübersetzung gehalten werden.

Anm. d. Red.

XI.

Ein Ausflug nach Pompeji.

Zweiter Artikel.

Als ich jenseits den Aschenwall herniedergestiegen war, sah ich mich auf ebenem, mäßig mit dürrem Gras überwachsenen Boden. Um mich her standen zahlreiche, fast bis auf den Boden abgebrochene Säulenschafte, einer abgeholzten Waldstrecke nicht unähnlich. Die nächsten um mich her bildeten in regelmäßiger Ordnung ein länglichtes Viereck, und ließen den Grundriß eines größeren, auf Säulen ruhenden Gebäudes errathen; sie waren in der That die Ruinen des größten der bisher ausgegrabenen Bauten, nämlich einer Basilika, das heißt einer Gerichtshalle.

So sollte mein Fuß in der alten Heidenstadt gerade die Trümmerstätte jenes Bauwerkes zuerst betreten, an das sich die Entwicklung der christlichen Architektur anknüpft; bewahren ja die ältesten und verehrtesten Kirchen Roms die Erinnerung an diesen Ursprung nicht nur in ihrem Namen, als Basiliken, sondern, allen Restaurationen zum Trotze, auch noch in ihrem Baustyle. Die Jahrhunderte in fortschreitender Entwickelung durchlaufend, knüpfte sich so das Neueste der Gegenwart an die frühesten Trümmer der Vergangenheit an: München hat erst unter unseren Augen, als eine seiner schönsten architektonischen Zierden, eine solche Basilika im alten, reinen Style erhalten, und Berlin erwartet den Bau einer anderen, wenn auch mit Modificationen und Zusätzen des Berliner Eclecticismus.

Die Basilika Pompeji's stieß an das Forum an; ich hatte daher den Mittelpunkt des Lebens der ausgestorbenen Stadt vor und neben mir, und wie Schiffswracke eines Meeres der Zerstörung breiteten ihre Trümmer und ihr Gemäuer in trostlosem Verfalle sich vor mir aus. Ich sah öde Straßen und wüste Plätze; eingefallene Triumphbogen, wasserlose Springbrunnen und dachlose Häuser, ohne Thüren, ohne Fenstern; eingestürzt lagen dort die Tempelhallen und Säulengänge; ihre Altäre standen ohne Götterbilder da; Fußgestelle sah ich von Denkmalen ohne Standbilder; nacktes, zertrümmertes Gemäuer; hie und da nur eine Spur alter Pracht und früheren Glanzes, überall aber über dieser Verwüstung der Geist traurigen Schweigens düster ausgebreitet.

Den Fußboden der Basilika, auf dem ich stand, hatten die alten Pompejaner selbst schon, wie so vieles andere Kostbare, nach dem Untergange der Stadt, ausgegraben und entführt; was ihren Nachsuchungen von Hausgeräth und Kunstschmuck entgangen, das hatten ihre Nachkommen, die Neapolitaner, aufgelesen, und in der Kunstsammlung der Hauptstadt aufgehäuft, wenig mehr als die kahlen Wände mit den minderbedeutenden Wandgemälden und die Mosaikböden zurücklassend. So haben mir die Trümmer von Pompeji ohngefähr den gleichen Eindruck gemacht, wie die Ruinen so mancher unserer mittelalterlichen Burgen und Klöster, die im Schwedenkrieg zerstört wurden: der alte Bau steht nur noch in trümmerhaftem, durchlöcherten Gerippe da; ein einzelner Söller, eine gewölbte Pforte, eine verzierte Säule, ein Steinbild ist noch erhalten; hier und da sieht man noch, wie in ursprünglicher Frische, den Anstrich der Wände; im Hofe steht neben einem verschütteten Brunnen ein alter Wassersarg; die Rauchfänge sind noch geschwärzt von jahrhundertjährigem Rauche; unter einem eingestürzten Gewölbe steht, von Schutt umhäuft, vielleicht auch noch ein steinerner Tisch von steinernen Sitzen umgeben, wo vergangene Geschlechter ihr Mahl gehalten, deren Name längst vergessen

ist und deren Asche die Winde verweht haben! Der Unterschied ist nur der, daß über die begrabenen Trümmer von Pompeji ein Jahrtausend mehr hinweggezogen!

Eines Führers bedurfte ich in diesen einsamen Ruinen in der That nicht; ich hatte ein ausführliches englisches Werk über die ausgegrabene Stadt mit Plänen und zahlreichen Abbildungen bei mir; dieses in der Hand, wußte ich jedesmal, in welcher Straße, ja in welchem Hause ich mich befand, was man dort gefunden, und was man über seine Bedeutung und früheren Zustand vermuthete. So ging ich über die schweigende Schuttstätte dahin, von Haus zu Haus, von Gemach zu Gemach. So betrat ich das Forum. Niemand ließ sich sehen; ich trat in das Gebäude, das man die öffentliche Schatzkammer nennt, und neben an in die sogenannte Curie; bog dann rechts ab durch die Straße, die vom Forum nach den Theatern führt, und wieder in eine Seitenstraße einlenkend, kehrte ich durch die Straße der Goldschmiede nach dem Forum zurück.

Bald durchmusterte ich mit forschendem Auge den Schutt der Vergangenheit, bald richtete ich meinen Blick, über die Ruinen hinweg, nach den luftigen, grünen Bergwänden des Appenins, mit ihren hochragenden Felsgipfeln, die in einem malerischen Amphitheater rings auf die trauernden Trümmer hinabblicken.

Kehrte ich dann mein Gesicht nach Neapel hin, so mahnte mich der silbern dem schwarzen Krater des Vesuvs entsteigende Rauch an das schreckenvolle Geschick der Unglücklichen, die hier mit all dem Ihren ihr Feuergrab gefunden.

Der Boden hat noch von der untermischten Asche eine schwarze und weiße Farbe; die Mosaikböden, nun Sonne und Regen ausgesetzt, knarren unter den Füßen wie gefrorner Schnee, und doch bilden sie noch im Ganzen den besterhaltenen Theil. Sie zeigen eine Zierlichkeit und Sauberkeit, wie man sie jetzt in den italienischen Städten zweiten und dritten

Ranges vergeblich suchen würde, ja die Palläste Neapels selbst dürften sich ihrer nicht schämen.

So wandelte ich sinnend und schauend die Straßen auf und ab; die Sonne wurde heißer; ich setzte mich in den Schatten einer Säule auf einen steinernen Wasserbehälter, die öden Wände eines antiken Hauses umgaben mich; als mich die Sonne auch von hier vertrieb, legte ich mich in das dürre Gras, in eine Zimmerecke, den Rücken an eine Wand gelehnt, deren Anstrich noch kenntlich war; so von Zeit zu Zeit ausruhend, schrieb ich einige Blätter meines Tagebuches.

„Es herrscht rings um mich eine sonntägliche Stille; kein Leben ist zu hören; nichts läßt sich sehen, als einige Zugvögel hoch in der Luft, und das Summen und Brummen der Bienen um mich her. Oben auf dem Rande der Mauern wächst Gras und Kraut; kein Gewölb ist mehr ganz; die Wände sind nirgend höher als etwa zwanzig Schuhe, gewöhnlich aber übersteigen sie nicht zehn. Von Zeit zu Zeit stört das Bellen eines Hundes die Todtenstille; eine undeutliche Stimme läßt sich auch in der Ferne vernehmen; ich halte mich stille, um nicht von den Wächtern bemerkt zu werden. Es dürfte ihnen auch schwer werden, jemand zu finden, wenn sie nicht jedes Haus und jedes Gemach durchsuchen wollen; und dann sind die Mauern meist durchbrochen, so daß es leicht ist, aus einem Hause in das andere zu schlüpfen, bis sie vorüber sind.

„Ich gehe weiter; mein Fußtritt schallt einsam in den öden Räumen; noch sind im Straßenpflaster die Gleise der Wagen sichtbar, die hier vor achtzehnhundert Jahren zum letztenmal fuhren; hier, wo einst Tausende zum Forum, zu den Theatern, zu den Bädern strömten, herrscht nun mitternächtliche Einsamkeit; neugierige Fremde: Deutsche, Franzosen, Engländer, Russen, Amerikaner, sind die einzigen, welche diese Trümmerstätte betreten, und das Forum hört nun keine anderen Wagen mehr, als die, welche von den ungeheuren Ochsen dieses Landes, langsam und knarrend gezogen, die neuaufgegrabene Asche hinausbringen“.

„Ueber neunzig Jahre wird nun schon gegraben, und doch liegen immer noch fast zwei Drittheile der Stadt in dem alten Aschenbett; nicht mehr als hundert Häuser sind seitdem wieder dem Tageslicht geöffnet“.

„Weiter gehend setzte ich mich auf eine steinerne Bank nieder. Zu meiner Rechten ist eine Nische in der Zimmerwand und darin ein Stein, wie ein Altar. Bäume wachsen keine in diesen Trümmern, nur krautartiges Gesträuch. Ich trete auf den alten Stadtwall hinauf; hier ist die herrlichste Aussicht geöffnet über jene reiche Ebene und zaubervollen Berggelände, wo, neben dem türkischen Korn, die flockige Baumwollstaude steht; wo Orangen= und Zitronengärten mit Oliventhälern und Kastanienwäldern wechseln; wo der Lorbeer, die Cypresse und die Myrthe ihr Grün in reicher Mannigfaltigkeit mischen; wo die Granate und der Oleander mit tausenden und tausenden von Blüthen überdeckt in fürstlicher Pracht prangen; der Kaktus, wie das Gewinde zahlloser Riesenschlangen, Berghänge und Felsen überrankt, die mächtige Aloe, und hie und da eine einsam emporragende Palme an die Nähe des Orientes und die Oasen der afrikanischen Wüste erinnert, von wo mit heißem, das Leben erschlaffenden Athem der Gluthwind, der Scirocco, herüberweht. An dem Saume dieser Küste liegen Bajä, der Posilipp, Castellamare, Sorrent, Amalfi, und im Meere die Feeninseln Capri, Ischia, Procida! Sorrent, das noch oben auf dem Rande seiner dunklen, steilen Felsenküste die Geburtsstätte Tassos, von Orangen und Lorbeeren umgeben, zeigt, während Neapel den Fremden an den Eingang der Felsengrotte des Posilipps zum Grabe Virgils führt“.

„Die Luft ist nicht mehr so klar, der zauberhafte Duft ist dahin; das Gemäuer sieht bei trübem Wetter doppelt düster aus; es ist meist von grauer Farbe, da der Bewurf zum Theil heruntergefallen. Ich steige in einen Keller hinab; mir zur Seite liegen Knochen, daneben eine zerbrochene Urne. Wie Viele mögen hier begraben liegen! welches Angstgeschrei

der Verzweiflung verhallte an diesen tauben, stummen Wänden"!

„Die Wohnzimmer sind meist von geringer Größe; im Anstrich ist ein trübes Roth, ochsenblutfarbig, vorherrschend, daneben auch gelb; die Malerei leicht, graziös: luftige Architektur mit Säulenhallen, Vögel, Tänzerinnen, Theaterscenen, Gladiatorengefechte, mythologische Vorstellungen, Landschaften, Fruchtstücke, Blumengewinde, Wildpret und leckere Speisen: Alles zeugt noch von heiterem, üppigen Lebensgenuß, den die grauenvolle Hand des Todes plötzlich überraschte, das Spiel mit glühender Asche überdeckend".

„Noch immer ist Niemand meiner ansichtig geworden; kein geschwätziger Führer hat mich noch mit seinem ewigen eccellenza si (ja Excellenz!) gestört. Während ich aber einen der vielen Mosaikböden betrachte, dessen Borde eine Stadtmauer mit Thürmen bildet, rennt Jemand unfern die Straße herunter; ich trete auf die Seite; er ist vorüber".

„Die Stadt hat in ihrem Aeußeren, neben aller freien Nachlässigkeit im Einzelnen, doch etwas Regelmäßiges, Gradlinigtes, Militairisches in der Anlage; daß sie eine Colonie Roms, ein schwacher Strahl jener weltbeherrschenden Sonne war, gibt sich überall kund — die meisten Fremden aber, die in Hast von den Führern hier herumgeführt oder getrieben werden, haben kaum Zeit zur Besinnung zu kommen; es bedarf ja aller Sammlung, um sich in diese fremde, längst untergegangene Welt hineinzudenken. Ich hatte jedoch das seltene Glück, in meinen Betrachtungen von Niemand gestört zu werden; dagegen bemerkte ich jetzt, daß ich über meinen Träumereien mein Taschentuch verloren hatte; ich ging also ruhig meinen Weg eine Strecke zurück, und fand es noch unberührt mitten auf der einsamen Straße liegen. Ich hob es mit einer eigenen Empfindung auf; denn nichts von Allem, was ich gesehen, machte mir, so wie dieser geringfügige Umstand fühlbar, daß ich mich in einer ausgestorbenen Stadt befände.

Ihre Herrlichkeit ist Asche geworden, und so manche ihrer Einwohner liegen unter ihren eingestürzten Häusern“.

„Gewiß hätten sich bei dem Ausbruche des Vesuvs, der Pompeji zerstörte, noch Mehrere retten können; allein da der Berg seit unfürdenklichen Zeiten kein Feuer mehr gespieen, so wurden die Menschen durch den ungewohnten Schrecken betäubt und gelähmt; rings von einer furchtbaren, grauenvollen Nacht umgeben, über sich die Güsse feurigen Regens, unter sich die bebende Erde, und vor sich das wüthende, sich selbst in rasendem Zorne verschlingende Meer, wußten die Unglücklichen nicht, wohin sie fliehen sollten, überall von wirklichen Gefahren bedroht oder den Schreckbildern ihrer Einbildung verfolgt. So malt Plinius jene furchtbare Scene; und hiemit stimmt auch der Bericht des späteren Dio Cassius überein, wenn er erzählt: „„Schwarze Gestalten, von übermenschlicher Größe, wie die Titanen beschrieben werden, wurden viele in der Luft und auf der Erde umherstreifend gesehen, bald den Berg, bald die Fluren und Städte in seiner Nachbarschaft heimsuchend. Dann begann große Dürre und Erdbeben, so daß die ganze Ebene gleichsam kochte und aufwallte; die Hügel bebten auf, und unter der Erde erdröhnte es wie Donner, und über der Erde erscholl es wie Gebrüll, und die See erbrauste und der Himmel hallte und plötzlich ward ein mächtiger Krach vernommen, als fielen die Berge übereinander. Steine wurden zuerst zu den höchsten Höhen geschleudert, und dann gewaltige Gluthen und ungeheurer Rauch, so daß rings die Luft sich verdunkelte und die Sonne, wie bei einer Finsterniß, verschwand. So wandelte der Tag sich in Nacht, und Licht in Finsterniß, und Einige glaubten, die Urriesen seyen wieder erstanden (denn manche solcher Gestalten wurden in dem Rauch gesehen und ein Schall wie von Trompeten gehört), Andere wähnten, die Erde sinke ins Chaos zurück, oder würde durch Feuer verzehrt. Da flohen die Menschen, ein Theil aus den Häusern auf die Straße, ein Theil von außen in die Häuser; jene eilten vom

Lande auf die See, diese von der See ans Land; von Schrecken betäubt, glaubten sie jeden Platz in der Ferne sicherer als dort, wo sie waren. Unterdessen wurde eine unglaubliche Masse von Asche hinangeweht und füllte Land, Meer und Luft; Menschen, Fluren und Thieren that sie großen Schaden und zerstörte zwei ganze Städte, Herkulanum und Pompeji, während das Volk im Theater saß. Denn es war dieser Asche so viel, daß sie Afrika, Syrien und Aegypten erreichte, und die Luft über Rom erfüllte und die Sonne verfinsterte; — viele Tage lang verbreitete sie großen Schrecken, da die Menschen nicht wußten, noch errathen konnten, was geschehen sey. Sie dachten, Alles würde zu Grunde gehen, die Sonne erloschen zur Erde niederfallen und die Erde in die Luft springen. Vor der Hand indessen that die Asche ihnen keinen Schaden, nachher aber erfolgte eine Pestseuche".

Eine solche Nacht hatte einst über dieser Stätte geschwebt, und jetzt breitete diese sich vor mir in der hellsten Mittagssonne aus; allein die Gebeine der Unglücklichen, die sie verschlungen, liegen noch als Zeugen jener Schrecken mit der Asche vermischt.

Wenn ich nicht irre, so hat man bis jetzt gegen 200 Leichen gefunden. Die feuchten Dünste fielen bei jenem Ausbruch als Regen mit der Asche und den glühenden Steinen herunter; sie bildeten so aus der flüßigen Asche einen Teich, dem ähnlich, welchen die Metallgießer zum modelliren verwenden. Gegenstände von Holz, die das Feuer verzehrte, findet man daher noch in diesem Aschenteiche abgedrückt: so die Thüren einiger Häuser mit ihrem Fachwerk. Auch Leichen fand man so eingegossen, allein man wurde beim Zerschlagen zu spät darauf aufmerksam; nur noch der Nacken und die Brust eines Mädchens hat sich so erhalten, und der Abguß ist so zart, daß man ein feines, florartiges Tuch erkennt, welches das unglückliche Mädchen in seiner letzten Stunde um den Hals geschlungen hatte. Gewöhnlich findet man bei den Leichen Gefäße mit Geld und Kostbarkeiten: Ringe, Armbän-

wir von diesen Trümmern gewinnen, welchen Charakter tragen sie, welches ist der vorherrschende Eindruck, den sie in dem Gemüth hervorrufen, und welches Bild gewähren sie uns von dem moralischen und gesellschaftlichen Leben, das einst in diesen Mauern waltete? — dann möge Folgendes als ein Beitrag zur Beantwortung dieser Fragen dienen.

Das weltbeherrschende und welterobernde Genie Roms ist es, welches diesen Ruinen seine Schrift in deutlichen Zügen auf die Stirne geschrieben. Jener Geist, der die innere Kraft der Völker durch die Schärfe des Schwertes zerschnitt, der sie dann durch die Bänder seines Gesetzes, wie die Fasces seiner Lictoren zusammenschnürte und mit sich vereinigte, der Wälder lichtend und Hügel ebnend und Thäler ausfüllend, die Länder mit dem vielverschlungenen Netze seiner Straßen überwob, der zu Knotenpunkten dieses Netzes seine Colonien gründete und den Saum desselben ringsum mit seinen Castellen und verschanzten Lagern befestigte: dieser Centralisationsgeist, der also seine Sitte, seine Bildung, seine Sprache weitum ausbreitend und die Götter der unterjochten Völker siegreich in seinem Pantheon vereinigend, die Welt zur Unterthanin einer einzigen Stadt machte, — dieser Geist ist es, von dem auch die Trümmer von Pompeji Zeugniß ablegen. Daß die Römer die gewaltigen Straßenbauer des Christenthums waren, daß sie zur Aufnahme des göttlichen Samens mit dem eisernen Pflug der Welteroberung die Länder pflügten, die Völker einander näherend, ausgleichend und einigend, davon sind auch hier die Spuren so zahlreich, daß sie sich nicht verkennen lassen. Ehe die Völker einander als Brüder lieben sollten, mußte ihr Trotz erst, unter dem eisernen Fuße Roms gedemüthigt, einem einzigen Willen gehorchen lernen.

Unter den Hausgeräthschaften, die man in Pompeji gefunden, wird auch eine Waage von Bronze gezeigt, welche die merkwürdige Inschrift führt:

IMP. VESP. AUG. IIX.
T. IMP. AUG. F. VI. C.
EXACTA. IN. CAPITO.

das heißt:

„Im achten Consulate des Imperators Vespasianus Augustus und im sechsten des Imperators Titus, Sohnes des Augustus, geprüft auf dem Capitole".

Es ist hieraus ersichtlich, daß Rom die Colonien seines Reiches anhielt, ihre Gewichte nach seinem Normalgewichte prüfen zu lassen, wie mit dieser Waage im Jahre 77, also nur zwei Jahre vor dem Untergange der Stadt, geschehen. Die Normalgewichte des Reiches wurden in der That auf dem Capitol, dem Thronsitze der Herrscherin und Maaßgeberin, aufbewahrt; eines derselben, das noch mit dem heutigen Gewicht übereinstimmt, hat man dort im Schutt aufgefunden; es wird in der Sammlung des Collegium Romanum, unter der Obhut der Jesuiten, aufbewahrt, wo ich selbst es sah.

Allein diese Maaßgebung der Herrscherin beschränkte sich nicht blos auf das Gewicht; auch in allen übrigen Beziehungen war sie die Sonne, von der die Städte des weiten Reiches ihr Licht empfingen, und die sie im Abbilde zurückspiegelten. Daher ist Pompeji nichts anderes, als ein Miniaturbild der Kaiserstadt; was sie im Großen besaß, das findet sich hier im Kleinen wieder; ja in gewisser Beziehung kann man in Pompeji ein anschaulicheres Bild von dem alten Rom und seiner untergegangenen Herrlichkeit gewinnen, als in den eigenen Trümmern der Weltstadt selbst, die allzu sehr der Zerstörung anheimgefallen sind.

Spiegelt sich aber so in Pompeji die Besiegerin der Völker, so dürfen wir überzeugt seyn, daß uns in ihm auch ein lebendiges Bild von dem Aussehen der Schwesterstädte erhalten ist. Wer sich daher einen Begriff machen will, wie es in den römischen Pflanzstädten, in Gallien und Germanien: in Augsburg, in Salzburg, in Trier, in Cöln während

der Römerherrschaft aussah, der besuche die Trümmer von Pompeji; nur das Klima und die materiellen Hülfsmittel machten einen Unterschied, sonst war gewiß Alles gleich. Jede Verschiedenheit ging in der allgemeinen despotischen Gleichförmigkeit auf, und wie man in den Römergräbern am Rhein und an der Donau die gleichen Münzen, wie in den Händen der Todten von Pompeji, findet: so wurde auch gewiß ihr Maaß und Gewicht auf dem römischen Capitol geprüft, auch ihre Häuser, ihre Tempel und Theater waren nach dem Muster der römischen erbaut, und in ihrer Mitte erhob sich ein kleines Capitol *) und ein Forum mit seinem Senat, das die Befehle und Verordnungen von dem großen, weltbeherrschenden empfing, und denselben wieder in der umliegenden Provinz Geltung verschaffte.

---

*) So steht noch jetzt auf dem höchsten Punkte von Cöln, der Colonia Agrippina, die Kirche Sancta Maria in Capitolio, zu der, wie auf das römische Capitol und zur Kirche von Ara Coeli, Treppen hinan führen; unweit von ihr erhebt sich das Rathhaus, hier stand im römischen Cöln das Praetorium civile; eine Ara mit folgender Inschrift, die man in der Nähe gefunden, beweist es:

DIS CONSER
VATORIBQ. TAF...
QVITIVS CATV...
VS LEG. AVG. CVIVS
CVRA PRAETOR
IVM IN RVINAM
N LAPSVM AD NO
VAM FACIEM
RESTITVTVM.

Auf dem Bogen der sogenannten Pfaffenpforte (*Porta Clericorum* in Urkunden des Mittelalters), in der Nähe des Domes, standen oben in der Rundung folgende Buchstaben aus römischer Zeit C. C. A. A., d. h. Colonia Claudia Augusta Agrippina. Das Thor ist abgetragen, aber die Bogenstücke von grauem Haustein mit der Inschrift sind erhalten, im Museum.

Was wir hier im Allgemeinen vorausgeschickt, wollen wir im Einzelnen, in Betreff Pompejis, bewähren.

Wir haben die Römer die Straßenbauer des Christenthums genannt. Schon in den frühesten, noch von mythischem Dunkel umhüllten Jahrhunderten tritt uns der römische Baugeist, von geheimnißvoller heiliger Weihe umgeben, entgegen. Dieser frühesten Vorzeit schon gehören die gewaltigen Cloakenbauten zur Reinigung der Stadt an; der Brückenbau war ein Attribut des höchsten römischen Priesterthums; pontifices nennen sich noch heutigen Tages die Statthalter Christi. Die Aufführung und Ueberwachung öffentlicher Bauten, die Aedilität, war eines der angeseheneren Aemter; in manchen Provinzialstädten diente sogar noch in späteren Jahrhunderten der Name der Aedilen zur Bezeichnung der obersten Behörde. Es gab keinen sicheren und darum auch keinen mehr benutzteren Weg, die öffentliche Gunst des römischen Volkes zu erwerben, als durch Aufführung großer Bauten, und daher gibt es auch nicht leicht in der römischen Geschichte einen erlauchteren Namen, oder eine Siegesthat, oder ein glückliches Ereigniß, an das sich nicht architektonische Werke anknüpften. Und hierin war es vorzüglich, worin die Großen der Republik, wie die Machthaber der Kaiserzeit, mit einander wetteiferten und einander zu überbieten und verdunkeln suchten. Nach dem wechselnden Geist der Zeit und der Sitte aber waren es in früherer Zeit vorzüglich Werke, die dem gemeinen Nutzen oder der Ehre der Götter dienten, die von den siegreichen Feldherren erbaut wurden, später fröhnte, wie Alles, auch dieser Baugeist dem Luxus und der sittlichen Verweichlichung und Ausschweifung, und es erhoben sich jene Theater und Thermen, deren Trümmer noch das Staunen der Welt erwecken.

Dieser Baugeist, den minder ein reiner Kunstgeschmack, als Größe der Conception, Solidität und Pracht in der Ausführung auszeichnen, war auch in dem Rom des Mittelalters nicht ganz erloschen, besonders wirksam aber zeigte er sich in den letzten Jahrhunderten, und noch heutigen Tages erwarten

die Römer von den Päpsten alljährlich die Ausführung irgend eines öffentlichen Werkes.

In jenen früheren Jahrhunderten der erobernden Republik, als die Feldherren Roms alljährlich neue Triumphe über besiegte Völker und gewonnene Länder feierten, da war eben dieser, nach der Weltherrschaft strebende Instinct im Bauwesen auf nichts mehr gerichtet, als auf den Straßenbau zur Verbindung der eroberten Länder. Welches Volk hat die Römer hierin an Dauerhaftigkeit, Kühnheit und Großartigkeit übertroffen? Kein Fels war ihnen zu hart, kein Berg zu steil, kein Abgrund zu tief, kein Strom zu ungestüm; mit stolzer, weltgebietender Verachtung führten sie ihre Straßenzüge gerade darüber hinweg, und fügten über doppelter Unterlage die kolossalen Blöcke so wohl in einander, als seyen sie für die Ewigkeit bestimmt; und in der That, Jahrhunderte sind über Rom dahingezogen, seit sein Herrscherthron in Trümmer fiel, und noch ist die Straße, auf welcher seine Feldherren, denen der capitolinische Triumph versagt worden, zum Tempel des Jupiter Latiaris, hoch oben auf dem Albanerberge, hinangezogen, wohlerhalten in Mitten der Waldeinsamkeit. Die größten Männer der Republik hielten es als ein würdiges Ziel ihres patriotischen Ehrgeizes, ihr Andenken an die Erbauung neuer Straßen zu knüpfen; bildete ja doch jeder neue Arm ein neues Band, das die Unterworfenen an die Weltstadt fesselte.

Der Censor Appius Claudius baute bekanntlich die älteste und berühmteste, die sogenannte Regina viarum, die Via Appia im Jahre der Stadt 441 von Rom nach Capua, und sie war es auch, welche durch einen Seitenarm, die via Domitiana, von Sinuessa, über Bajä, Neapel und Herkulanum, Pompeji mit Rom verband, und in Folge dieser Verbindung die Colonie zu einem treuen Abbilde der Mutterstadt machte. Von dem großen römischen Forum lief sie nach dem kleinen von Pompeji.

Dort nun, wo diese Via Appia Rom verließ', geleiteten sie vor den Thoren, zur Rechten und Linken, die Grabdenk-

mäler der Großen der Republik und des Kaiserreiches, jener Ansicht des Alterthums gemäß, daß der Tod, eine Geburt der Sünde, beflecke, und daß die Todten, die den finstern Göttern der Unterwelt anheimgefallen, außerhalb des heiligen Burg- und Tempelfriedens der Lebenden wohnen sollten, wo die heiteren Götter des Lichtes und des schöpferischen Lebens walteten. Wie die Via Rom verlassen, so fand sie sich in Pompeji wieder; auch hier wurde sie zuerst, in langer doppelter Reihe, von den Grabmälern der Todten vor dem Thore begrüßt.

Wie aber die römische Republik das Andenken ihrer um das Gemeinwesen verdienten großen Todten dadurch ehrte, daß sie ihre Leichenzüge auf Staatskosten feierte, und ihnen ein Leichenmal errichtete, das Gleiche verkünden auch die Grabschriften von Pompeji; auch hier erwieß der Senat seinen Mitbürgern die gleiche Ehre. Da lautet z. B. eine Inschrift:

M. ALLEIO. LUCCIO. LIBELLAE. PATRI. AEDILI.
II. VIR. PRAEFECTO. QUINQ. ET. M. ALLEIO.
LIBELLAE. F.
DECURIONI. VIXIT. ANNIS. XVII. LOCUS.
MONUMENTI.
PUBLICE. DATUS. EST. ALLEIA. M. F.
DECIMILLA. SACERDOS.
PUBLICA. CERERIS. FACIENDUM. CURAVIT. VIRO.
ET. FILIO.

Das heißt: Dem M. Alleius Luccius Libella, dem Vater, dem Aedilen, dem Duumviren, dem Quinquennal-Präfekten und dem M. Alleius Libella, dem Sohne, dem Decurionen, welcher siebzehn Jahre gelebt, wurde von Staatswegen diese Grabstätte verliehen. Alleia Decimilla, die Tochter des Marcus, öffentliche Priesterin der Ceres, errichtete es ihrem Gemahl und Sohne.

Von allen Trümmern Pompejis ist übrigens nichts so wohl erhalten, als gerade diese Gräberstraße vor dem Thore, das einst nach Herkulanum führte; nichts ist so geeignet, das Gemüth in die Vergangenheit zu versetzen, und es als Vor-

bereitung zum Eintritt in eine zerstörte Stadt mit wehmuthvollem Ernste zu erfüllen, als diese Grabmäler der Vorzeit. Da sie ganz aus Stein und ihrem Baustyle nach niedriger und massiver, als die übrigen Bauwerke, waren, so stürzten sie auch nicht unter der Last der Asche zusammen; ihre Basreliefs, ihre Inschriften sind noch unversehrt, ihre Grabkammern bewahrten noch die Todtenurnen mit der Asche. Trauerweiden, die man hier längst der alten Via Appia gepflanzt, beschatten diese düsteren Steine; unmittelbar hinter ihnen aber erheben sich die noch unausgegrabenen Aschenwände, längst deren Saum hin, oben auf dem Rande, die Reben ihre festlichen Gewinde um die Pappeln schlingen, so daß die Straße hier, mit ihrer Trauerallee und ihren Leichensteinen, an der Villa des Arrius Diomedes und andern minder bedeutenden Trümmern vorbeiziehend, einen düsteren Hohlweg bis zum Thor bildet, das sich gleichfalls, nach Art der Triumphpforten, als ein römisches Bauwerk ankündigt.

Betreten wir nun aber auf der Via Appia das Innere der Stadt selbst, so kann nichts so verschieden seyn, als der Anblick, welchen einst Pompeji, nach dem Vorbilde Roms, seinem Besucher darbot, von dem, welchen jetzt eine italienische Stadt gewährt.

In den neueren Städten stehen die Häuser in der innigsten Verbindung mit der Straße; nicht nur gehen die Hauptfenster nach vorn heraus; fast jedes Fenster, namentlich im Neapolitanischen, hat noch überdieß einen Balkon; man will in der freien Luft seyn, man will sehen, man will hören, was auf der Straße vorgeht; an den Werktagen wird hier nach Umständen die Wäsche aufgehangen, oder Früchte an Schnüren zusammen gereiht getrocknet; an festlichen Tagen dagegen werden diese Balkone mit Seidenzeugen lebhafter Farben geschmückt; von hier aus sieht der schaulustige Geist des Volks die Processionen und Festzüge; hier stehen im Carneval die Damen mit wehenden Tüchern, und lassen sich von den Vorübergehenden mit Blumen und Confetti begrüßen. Die

Straße selbst gehört zur Handwerksstätte und zum Hause; auf ihr wird gesotten und gebraten, geschustert und geschneidert. So führt die Stadt in gewisser Hinsicht in vertraulichem Verkehr ein öffentliches Familienleben. Was die Reichen, die Vornehmen endlich betrifft, so zeigt sich auch in der Architektur ihre Neigung zum Fahren, ihr Stolz, den sie in den Besitz einer Equipage setzen; jede Stadt hat ihren Corso, und jedes Haus, das eine Einfahrt besitzt, heißt ein Palazzo. Wer aber möchte nicht ein Besitzer eines Palazzo's seyn? den Reicheren bleibt so eben nur übrig, ihre Palläste durch glänzendere Portale und umfangreichere Balkone auszuzeichnen.

Dieß Alles war in dem alten Pompeji ganz anders, und da der Grundriß seiner Häuser vollkommen mit den altrömischen, wie man sie bei Vitruv und auf dem berühmten capitolinischen Marmorplan aufgezeichnet findet, übereinstimmt: so wird der Anblick Roms gewiß derselbe gewesen seyn.

Die Straßen von Pompeji zeichnen sich durch ihre römische Solidität aus; längst den Häusern hin laufen allenthalben sehr breite, hohe Trottoirs, wie man sie nur in der bestgepflastertsten modernen Stadt finden kann; allein die Straßen selbst sind im Ganzen eng, auf das Fahren ist wenig Rücksicht genommen, während selbst dort, wo ihre Enge nur für einen einzigen Wagen Raum laßt, in der Mitte ein erhöhter Stein dem Fußgänger erlaubt, trockenen Fußes, bei Kreuzung der Wege, von einem Trottoir auf das andere zu treten; kein einziges Haus in der Stadt hat eine Einfahrt; keines ein Portal mit einem Porticus; nirgends ist das Trottoir, um einen Wagen einzulassen, unterbrochen; eine Spur von Pferdestallungen läßt sich kaum innerhalb der Stadt entdecken. Wie sehr daher auch im Uebrigen die alten Pompejaner dem Luxus und den Lebensgenüssen ergeben waren, ihre Equipagen spielten keine glänzende Rolle; es war eine Stadt für Fußgänger, wie das alte Rom vor Augustus, das seinen abgehärteten Legionen große Tagmärsche vorschrieb, und sie dabei mit Waffen, Lebensmitteln und Schanzpfählen bis zum Un-

glaublichen belastete. Was die heutigen Italiener ihren armen Pferden und Eseln aufbürden, das mutheten die alten Römer sich selbst zu.

Allein die größere Verschiedenheit der alten Bauart besteht darin, daß in Pompeji die Häuser durchgängig einstöckig waren; daß sie so gut wie gar keine Fenster nach der Straße hin hatten; daß ihre Façade im Gegentheil nach innen gekehrt war; daß sie ihr Hauptlicht durch eine Oeffnung im Dache empfingen, von wo es sich durch eine Haupthalle in die Gemächer zur Seite verbreitete, und daß unsere bell'etage zu Dachkammern für die Sclaven und das Hausgesinde diente.

Diese Verschiedenheit stand in engster Verbindung mit dem bürgerlichen und Familienleben des heidnischen Alterthums, dessen Kenntniß sie uns erklärt. Griechenland bildete in dieser Beziehung den Uebergang vom Orient zu Rom, Rom zu den Germanen, die Germanen zum Christenthum. Wenige Worte werden dieß klar machen. In Griechenland war die Frau fast eine Sclavin des Mannes, verschleiert in das Innere des Hauses gebannt; sie durfte sich nicht bei Schauspielen den Blicken des Volkes zeigen; willenlose Unterwürfigkeit war ihre größte Tugend; die Gemächer, wo sie waltete, waren ein verschlossenes Heiligthum. Auch das strenge alte römische Gesetz räumte dem Manne über sein Weib, dem Vater über seine Kinder eine fast unbegränzte Gewalt ein; hatte sie nur einen Tropfen Wein gekostet, so durfte er ihr den Tod geben; allein sie wurde nicht despotisch bewacht und verschlossen, ihre Stellung war eine freiere, würdigere, die Persönlichkeit mehr achtende. Das Haus des Römers war daher zugänglicher, als das der Griechen.

Anderer Seits war es bei dem Römer das Verhältniß der Clientel, welches sein öffentliches Leben mit dem häuslichen verband und seine Familie sehr erweiterte oder sie vielmehr in eine engere und eine weitere theilte. Dieß Verhältniß war es auch, welches, als leitendes Princip in ihrer bürgerlichen Architektur, ihr Haus in eine öffentliche und eine

Familienabtheilung schied. Die, welche der Römer als seine Schutzbefohlenen auf dem Forum vertrat und die ihn dafür in seinen häuslichen Bedrängnissen und Bedürfnissen unterstützten, die ihm bei seinem Erscheinen Ansehen verliehen und mit ihm das Interesse der Familie berietben, mußten auch freien Zutritt zu seinem Hause haben, ihnen gehörte die eine Hälfte desselben, der engeren Familie die andere. Hienach gestaltete sich der Plan ihrer Wohnungen also, wie wir ihn in Pompeji mit gleichförmiger Regelmäßigkeit befolgt finden.

Die Häuser in der Regel einstöckig, bilden ein verlängtes Quadrat, sind sie aber nur irgend etwas ansehnlicher, so bestehen sie aus zwei solcher Quadrate, die der Länge nach an einander gerückt, oder wenn man will, durch einen querdurchlaufenden Flügel geschieden sind. Die schmalere Fronte des ersten Quadrates ist der Straße zugekehrt; in der Mitte dieser Fronte befindet sich die Thüre, und zwar sind die inneren Räume so angelegt, daß man beim Eintritt in das Haus von der ersten Thüre an eine freie Durchsicht durch alle Hallen und Gemächer bis zur hintersten Wand des zweiten Quadrates genießt, ein imposanter Anblick, dem unsere neuere bürgerliche Architektur nichts an die Seite zu setzen hat.

Die Gemächer zur Rechten und zur Linken der Hausthüre längst der Straße gehörten nicht zu dem Hause; sie wurden als Kramläden und Schenken von dem Hausherren vermiethet; sie hatten daher ihren eigenen Ausgang nach der Straße und standen mit dem Hause in keiner Verbindung. Bald ist es eben nur ein einziges Gemach zum Verkaufe, oder es verbindet sich damit noch ein oder das andere kleine als Werkstätte, Schlafstube und Küche des Miethmannes. Der Zins dieser Läden bildete eine beträchtliche Einnahme; Reichere, die mehrere und größere Wohnhäuser besaßen, hatten ihrer manchmal eine große Zahl zu vermiethen. Sie trennten aber das Haus völlig von der Straße, das nicht durch Fenster, sondern einzig durch die Hausthüre mit ihr in Verbindung steht. Da die Hausbesitzer übrigens nicht selten grö-

ßere Grundbesitzer waren, so benützten sie ihre Läden auch selbst zum Verkaufe ihrer eigenen Produkte; und in diesem Falle lag es in ihrer Bequemlichkeit, den Laden durch eine innere Thüre mit dem eigentlichen Hause in Verbindung zu setzen.

Wie bei uns, so führten diese verschiedenen Läden auch ihre Schilde und Abzeichen, deren noch gar manche in Stein gehauen, in Thon geformt, oder auf die Wand gemalt, sichtbar sind: z. B. eine Geise, wohl das Zeichen eines Melkers; zwei Männer, die eine Amphora (Weinkrug) tragen; zwei Fechter und ihr Herr mit einem Lorbeerzweig; ein Knabe, der auf dem Rücken eines anderen reitet, und hintendrein der Schulmeister (ludi magister) mit der Ruthe. Ebenso sind auch die Wände der Läden selbst mit Darstellungen ausgemalt, die wohl auf das Gewerb Bezug hatten: Speisen in einer Garküche; Zoten und Obscönitäten in einer schlechten Kneipe u. s. w. Auch das Handwerkszeug, die Ladentische, die feilgebotene Waare, Speisen und Getränke haben sich noch vielfach darin gefunden. Nichts inzwischen macht vielleicht einen so trüben, wehmüthigen Eindruck, als die Mühlsteine in den Bäckereien; sie stehen noch in den wüsten, trostlosen Räumen, wo Alles eingestürzt, einsam aufrecht; aber keine Hand bewegt sie mehr; Brod und Korn, das hier gemahlen und gebacken ward, fand sich gleichfalls; aber die Mühlmägde sind zur Ruhe gegangen und die Knechte erwachen nicht mehr aus ihrem Schlummer! — Lassen wir sie daher ruhen und betreten das Haus selbst.

Wie bei uns die Häuser ihre Nummern haben, so findet man in Pompeji häufig den Namen des Besitzers oder seines Patrons neben der Hausthüre angeschrieben. Von dieser Hausthüre nun lief ein Gang, von der Tiefe der Kaufläden gerade in das Innere des Hauses; bis dorthin, wo er sich, häufig durch eine zweite Thüre geschlossen, in das Atrium öffnete, bildete er die Thürflur, das Vestibulum der Römer, das Prothyron der Griechen.

Diese Eingänge finden sich noch heutigen Tages vielfach

in den florentinischen Häusern, da ja die Römer, was sie in ihrer Architektur nicht Griechenland entlehnten, vorzüglich dem alten Etrurien zu verdanken haben.

Hatte das Atrium eine eigene Thüre, so gehörte das Vestibulum noch zur Straße; die Eintretenden konnten hier, vor Wind und Wetter geschützt, die Oeffnung des Hauses erwarten. Hier hatte auch der Thürhüter seine Stelle, der den Eintretenden im Namen seines Herrn mit Salve begrüßte, und hier hinter dem inneren Eingange hielt auch ohne Zweifel der Haushund Wache. Noch sieht man einen solchen Kettenhund, in Mosaik abgebildet, an der Wand einer Thürflur mit der warnenden Umschrift: cave canem, hüte dich vor dem Hunde.

Das Atrium nun, in welches die Thürflur sich öffnete, war eine Halle in Form eines länglichten Vierecks, und nahm den Mittelpunkt des ganzen vorderen Hauses ein. Sie erhielt ihr Licht von oben, durch eine Oeffnung in der Mitte ihrer Ueberdachung, gleichfalls in Form eines länglichten Vierecks *); zur Milderung der Sonnenstrahlen konnte diese Oeffnung mit einem farbigen Vorhang bedeckt werden; unmittelbar unter ihr befand sich eine gemauerte Zisterne, das Compluvium. Die Bedachung senkte sich gewöhnlich von allen vier Seiten nach innen, nach diesem Wasserbehälter zu, und ihre sich kreuzenden Balken ruhten hier auf vier oder mehreren Säulen, die das Compluvium umgaben.

Außer dem Regen, der dieses füllte, stand häufig noch eine Leitung mit ihm in Verbindung, so daß in Mitte des Hauses, unter freiem Himmel, der Strahl eines Springbrunnens kühlend und erfrischend aufsprudelte.

Oder die Bedachung senkte sich auch von innen, von dem

*) Ohne Zweifel rührt die sonderbare Bauart mancher Häuser in Tirol, in deren Innerem gleichfalls das Dach durchbrochen ist, um das Licht in das Haus hinabfallen zu lassen, noch aus jener alten Architektur her, nur ist alles Uebrige nach den veränderten Bedürfnissen und Hülfsmitteln gänzlich geändert.

Compluvium aus, nach auswärts, was natürlich die Halle selbst und die Säulen um das Compluvium, die sie trugen, unendlich höher machte; der Regen hatte aber auch dann seinen Abfluß durch Röhren in das Compluvium.

Dieß war bei Reicheren von Marmor, oder seine inneren Wände unter dem Wasser mosaikartig ausgelegt oder gemalt; rings um es her lief oft eine zierlich gemauerte, mit Erde gefüllte Einfassung zu einem Blumenbeet, oder um Blumentöpfe und Vasen darauf zu stellen. Der Boden der Halle selbst war Mosaik, oder Marmor, oder sonst künstlich und sauber gegossen oder eingelegt.

Dieß Atrium war der große Salon des Hauses, wo der Herr seine Freunde und Clienten empfing, und wo er daher auch in der Ausschmückung wohl vorzüglich den Glanz seines Hauses zur Schau trug.

Es war bei den Reichen geschmückt mit: Kandelabern, Tischen, Sesseln, Ruhesitzen, Lampen und Vasen von Marmor, gebrannter Erde, oder Bronze; Wandgemälde, Büsten und Statuen durften gleichfalls darin nicht fehlen. Was das Forum für die Stadt, das war das Atrium für das Haus; durch die Oeffnung in der Ueberdachung (Impluvium), den Wasserbehälter (Compluvium), den Springbrunnen, die Blumen, hielt es eine eigenthümliche Mitte zwischen einem Garten oder Hofe und einem großen Saale.

Für unser Klima, wo Schnee und Regen, Nebel und Frost häufiger sind als Sonnenschein, würde freilich ein solcher offener Dach, ohne Glasschutz und ohne Ofen oder Kamin, wovon sich in Pompeji keine Spur findet, wenig einladend und behaglich erscheinen; allein selbst in dem viel nördlicheren Klima von Rom haben wir noch ein Beispiel hievon in dem berühmten Pantheon. Seit Jahrhunderten schon, wie bekannt, in eine Kirche verwandelt, ist sein gewölbtes Dach immer noch, wie zu Zeiten seiner Erbauung offen; und dieß Impluvium ist nicht einmal durch einen Vorhang geschützt, so daß es in den Mittelpunkt dieser Kirche hinein regnet und

[illegible], während an den Altären in die Runde, ringsum die Wände, der Messe gelesen wird, als sey sie ein freier Platz.

Die vier Wände, welche das Atrium einschlossen, bildeten eine Reihe von allgemein zugänglicheren Gemächern: sie empfingen ihr Licht aus dem Atrium, und waren meist von geringem Umfang; hier lagen die Gastzimmer, da die Clientel eines römischen Großen sich auch über Auswärtige und sein Patronat über Städte und Provinzen erstreckte; hier lagen dann ohne Zweifel Geschäftszimmer, Speisezimmer, Gesindzimmer u. s. w. Alle diese Gemächer, mit dem Atrium verbunden, bildeten den öffentlichen Theil des Hauses *).

In sein Innerstes trat man erst aus dem Atrium durch die der Hausthürflur gerade gegenüberliegende Wand: so zwar, daß, wenn man von der Hausthüre durch das Atrium mitten über das Compluvium hinwegsah, der Blick auf die Thüre oder den Vorhang eines Gemaches fiel, von dem man glaubt, daß es in der Regel als sogenanntes Tablinum, das heißt als Haus-

*) Dieß Atrium ist auch in die christliche Kirchenarchitektur übergegangen. Es war hier ein offener Ort vor der Kirche von einem Porticus umgeben. Nach der alten Disciplin standen hier die öffentlichen Büßer im düstern Trauergewand, mit fliegendem Haar, in dem Cilizium, ihre Schulden bekennend und die Eintretenden kniefällig bittend, daß sie ihnen die Verzeihung Gottes erflehen möchten. Auch die Armen standen hier, um Almosen zu erhalten. Eusebius beschreibt in seiner Kirchengeschichte das herrliche Atrium von St. Sophien in Konstantinopel. Wie in dem Vorhof des Tempels von Jerusalem sprang in Mitte dieses Atriums eine Quelle lebendigen Wassers in ein Bassin (das Impluvium); in jener Quelle wuschen sich die hebräischen Priester vor dem Opfer Hände und Füße. In unseren neueren Kirchen ist der Pfeiler mit dem Weihwasser an die Stelle dieses alten Springbrunnens des Atriums getreten. In manchen Kirchen inzwischen, wie z. B. in St. Peter in Rom selbst, springt noch gegenwärtig in dem Vestibulum fließendes Wasser. Gaetano Moroni Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica, Vol. III. voce: *Atrio* pag. 91.

archiv, zu Aufbewahrung der Bildnisse der Vorfahren, der Stammtafeln, der Bücher und Urkunden des Hauses diente; es bildete den Uebergang; seiner ersten Thüre gegenüber führte die Thüre in der Rückwand in den abgeschlossenen Theil des Hauses, und zwar öffnete sich hier, das zweite verlängte Quadrat des Grundrisses einnehmend, eine zweite Halle (Peryštile), ähnlich der des Atriums. Nur war sie gewöhnlich geräumiger als dieses, die Gartenbeete um die Zisterne waren größer, es standen oft auch kleine Bäume und Reben darin, so daß es sich mehr einem kleinen Garten oder Hofe näherte, den eine Porticus umgab.

Wie im Atrium, so bildeten auch hier die diesen Porticus einschließenden Wände eine Reihe von Gemächern, die dem großen Haufen der Besucher verschlossen, dem inneren Familienleben bestimmt waren. Um diesen Theil des Hauses nach Belieben ganz von dem Atrium abschließen zu können, führte gewöhnlich noch zur Seite des Tabliuums ein enger Gang, fauces, hinein.

Diese inneren Räume bildeten die eigentlichen penetralia domus, hier war der Heerd; hier brannte die heilige Flamme; hier standen die Penaten und das Ehebett; hier waltete die Frau mit der Spindel unter ihren Mägden und Kindern, wie im Atrium der Mann. In diesem hinteren Theil lagen auch die Bäder, die nicht zu fehlen pflegten. Das Dach endlich bildete häufig eine Terasse, und diese diente alsdann in der Abendkühle als coenaculum der Familie zur Einnahme der Hauptmahlzeit, nämlich des Nachtessens.

Die Sclaven, deren eine Unzahl war, wurden in engen Winkeln, in Dachstuben oder Kellerlöchern, so gut als es ging, untergebracht. Bei größeren Wohnungen setzt sich jene zweite Halle (das Peristyle) in einem Garten fort, oder es knüpften sich auch an den Kern des Gebäudes, rechts und links und rückwärts, noch Flügel mit Gartensälen, Porticus, Speisezimmern nach den verschiedenen Jahreszeiten, Erholungszimmern, Schlafgemächern, Studierzimmern u. s. w. an.

Ja es gab Palläste römischer Großen, die an Umfang und Verschiedenheit der Gebäude ganzen Städten glichen! da ihre Besitzer mit ihrer zahllosen Hofhaltung und Dienerschaft die Stellung mächtiger Fürsten einnahmen, und von Tausenden in den verschiedensten Angelegenheiten besucht wurden, die sie anhören, bei sich aufnehmen und bewirthen mußten, so durfte nichts fehlen. In den ärmeren, beschränkteren Häusern der alten Zeit dagegen, wo das Haus nur aus einem Quadrat bestand, diente ohne Zweifel die Stelle des Tablinums zum Heerde, wo die angerauchten Penaten standen und gegenüber das Ehebett, beim Compluvium stand alsdann auch wohl ein ihnen geweihter Altar, den Lorbeeren oder Weinreben um das Compluvium her überschatteten.

Was diese aus den gesellschaftlichen und klimatischen Verhältnissen hervorgegangene Bauart im Allgemeinen auszeichnet, das sind jene großartigen offenen Hallen, die Porticus und die Durchsicht des Ganzen. Denn der Eintretende konnte von der Hausthüre im ersten Augenblicke die ganze Tiefe des Hauses durchblicken; er sah durch die Thürflur, durch das Atrium zwischen den Säulen des Compluviums, durch das Tablinum in das Peristyle und zwischen seinen Säulen hindurch, bis zur hintersten Gartenwand und ihrem Porticus, in dessen Mitte manchmal auch noch in Form einer Laube oder Grotte mit einem Springbrunnen ein Triclinium, das heißt ein offenes Speisegemach, angebracht war; um die drei Wände dieser Grotte liefen die steinernen Sitze, über welche Kissen gebreitet wurden, und auf ihnen liegend konnte der Hausherr von seiner Tafel aus wieder sein ganzes Haus bis zur Pforte und über die Straße bis zum Hause des gegenüber wohnenden Nachbars überblicken. So entschädigten sie sich dafür, daß sie keine Zimmer und Fenster nach der Straße hin hatten. Wurden dagegen die Thüren des Tablinums geschlossen oder seine Vorhänge herabgelassen, so war das innere hintere Haus von dem vorderen, das Jedem offen stand, völlig geschieden.

Dieß war die Eintheilung römischer Häuser und im Allgemeinen findet sie sich in denen von Pompeji beobachtet. Wir folgen nun der Via Appia weiter durch die Hauptstraße der Stadt nach dem Forum und seinen öffentlichen Gebäuden. Die allgemeine Bemerkung müssen wir indeß vorausschicken, daß hier, wie auch im alten Rom, die Wohnungen der Bürger zu ihren öffentlichen Bauten in einem sehr demüthigen Verhältniß standen. Die Wohnzimmer sind durchgängig sehr klein, oft bloße Winkellöcher, in denen man sich kaum umkehren kann; von häuslichen Bequemlichkeiten ist wenig wahrzunehmen; wie das Licht durch das Impluvium hineinfiel und diese kleinen Gemächer meist nur durch kleine Fensteröffnungen über den Thüren beleuchtete, so mußte auch aller Rauch durch dieselbe Dachöffnung wieder hinaus; von Rauchfängen und Kaminen ist keine Spur; außer dem eigentlichen Heerde hatten die alten Pompejaner nur Kohlpfannen und tragbare metallene Sparheerde zum Wärmen und Kochen, deren noch mehrere erhalten sind; auch von Abtritten ist nur ein einziger bisher aufzufinden gewesen. Daß sich eine deutsche Hausfrau in einer solchen Wohnung übel behagen würde, läßt sich wohl denken; diese Wohnweise hat noch etwas von dem Oriente, seinen Zelten, seinem heiteren Himmel und seinen springenden Wassern an sich; eine englische Dame, die aus Indien zurückgekehrt war und Pompeji besuchte, versicherte auch in der That dort einem der deutschen Beschreiber dieser Stadt, dem österreichischen Hauptmann Ludw. Goro von Agyafalva, daß die Häuser von Kalkutta, der Hauptstadt Bengalens, mit denen von Pompeji eine auffallende Aehnlichkeit zeigten. Jedenfalls bot ihre Bauart luftige Räume zum Auf- und Abwandeln und schattige Winkel dar; daß sie aber im Ganzen von so geringem Umfang sind, hieng mit dem römischen Leben zusammen. Der Mann brachte den größeren Theil des Tages im Oeffentlichen: auf dem Forum, in seinen Säulengängen und Basiliken, in den Theatern, Bädern, Gerichtssälen und auf körperlichen Uebungsplätzen zu;

in sein Haus kehrte er vorzüglich nur ein, um zu ruhen, zu speisen und zu schlafen; seinen zahlreichen Sclaven aber war er ein strenger Herr, sie mußten, wie die Hunde, mit dem engsten Winkel sich begnügen. Daher auch ihre Rachewuth wie ein anderer Vulkan zerstörend wider die unmenschlichen Unterdrücker losbrach, damals, als Spartacus, der Feldherr von Hunderttausenden sich mit den Schaaren dieser Unglücklichen über dem unterirdischen Feuer des Vesuvs, auf seiner trügerisch übergrünten Höhe, über dem Haupte von Neapel, Herkulanum und Pompeji, wie eine schwarze Gewitterwolke unheildrohend gelagert hatte. Wenn daher die blendende Sonne heiteren Lebensgenußes, die über jener antiken Welt zauberhaft zu ruhen scheint, sehnsüchtige Bewunderung ihren Betrachtern erweckt: so dürfen sie sich nur daran erinnern, daß dieser stolze, üppige, schwelgerische Lebensgenuß Weniger mit der Freiheit und dem Lebensglücke von Tausenden erkauft war, die ihnen weniger galten, als der kalte Marmor, auf welchen ihr Fuß trat. Auch hievon geben die Trümmer Pompejis gleich den Ruinen Roms mehr als ein Zeugniß.

Ein Beispiel hievon wird sich uns sogleich darbieten.

Das erste öffentliche Gebäude nämlich, an welchem, unweit des Forums, die Hauptstraße vorüber führt, sind die Bäder. Obwohl einer kleinen Provinzialstadt angehörig, sind sie doch mit solcher Eleganz eingerichtet, daß eine Hauptstadt sich ihrer nicht zu schämen hätte. Die Bäder für Männer und Frauen sind geschieden und für jede Abtheilung bestehen wieder, wie üblich, drei eigene Gemächer: für das kalte (Frigidarium), das warme (Tepidarium), und das Schwitzbad (Caldarium). Stuckatur, Marmor und Bronze sind darin nicht gespart. Eine Vase für heißes Wasser (Labrum) von weißem Marmor, fünf Fuß weit im Durchmesser, besagt noch in einer Bronzeinschrift, daß sie durch einen Beschluß der Decurionen auf Staatskosten für 750 Sesterzien gemacht worden sey. Man sieht hieraus, wie die Provinzialstädte mit ih-

ren geringeren Mitteln dem Luxus der Hauptstadt auch hierin nachahmten. Kaum gibt sich auch die wollüstige Verweichlichung der Römer und der Verfall ihrer Sitten in etwas auf eine großartigere Weise kund, als in eben diesem steigenden Luxus ihrer Bäder. Jedes Bedürfniß höherer, edlerer, geistiger Bildung, wie des raffinirtesten Luxus fand hier seine Befriedigung. Die Enkel jener abgehärteten Vorfahren, die ihr Land selbst gebaut und schweißtriefend von dem Pflug als Feldherrn in die Schlacht gerufen worden, salbten hier ihren von allen Lüsten erschlafften Leib mit tausend Salben und Oehlen aus allen Welttheilen, mit Balsam, mit Oehlen aus Rosen und Lylien, Myrrhen, Majeran, Lavandel, Thimian und einer ganzen Apotheke anderer Essenzen. Diesen Sittenverfall beklagend, schrieb Seneca aus der Villa des Scipio Africanus, dort das bescheidene, enge, dunkele, schmucklose Bad des Besiegers von Karthago mit der verschwenderischen Schwelgerei seiner Zeit vergleichend: „Wer möchte", schrieb er „sich nun baden wie Scipio. Arm und schmutzig gilt, an dessen Wänden nicht in verschwenderischer Pracht das kostbarste Material, die Marmor Aegyptens eingelegt mit denen Numidiens erglänzen; sind die Gemächer nicht mit Glas gedeckt und faßt nicht der thasische Stein, einst selbst in Tempeln nur selten gesehen, jene umfangreichen Bassins ein, in die wir unsern durch unmäßige Hitze geschwächten Leib tauchen und denen silberne Röhre das Wasser zuführen. Und doch spreche hier ich nur von den Bädern des Volkes. Was soll ich von denen unserer Freigelassenen sagen? Welche Verschwendung von Statuen und nichtstragenden Säulen! Welch eine Masse von Wasser, das die Stufen hinabsprudelt. Unser Luxus ist so hoch gestiegen, daß wir nur auf kostbare Steine den Fuß setzen mögen. — Und doch ihr, guten Götter! wie annehmlich war es, jene dunklen Bäder der alten Zeit mit ihrem gemeinen Fußboden zu betreten, deren Hitze Cato als Aedile, Fabius Maximus oder einer der Cornelier mit eigener Hand gemessen hatten. Denn

die vornehmsten Aedilen verrichteten diese Pflicht, indem sie sich an den vom Volke besuchten Orten einfanden, ihre Reinlichkeit zu beaufsichtigen, und damit die Bäder eine mäßige, der Gesundheit zuträgliche Hitze hätten, und nicht, wie man nun aufgebracht hat, gleich einem Ofen glühten, so daß ein Sclave, den man eines Verbrechens überführt, darin könnte zur Strafe lebendig gebadet werden. Ob ein Bad gewärmt oder siedend sey, das scheint nun gleich zu gelten". So weit die Klage Senecas.

Wie gemäßigt oder wie heiß und erschlaffend die Temperatur der Bäder von Pompeji war, das läßt sich dermalen wohl schwerlich mehr ermitteln; daß die Pompejaner aber in üppigem Wohlleben und ausschweifenden, entnervenden Sinnengenüssen der Kaiserstadt, wie in allem Uebrigen, nacheiferten, das läßt sich aus manchen Anzeichen schließen; und daß sie mit der gleichen Härte wohllüstiger Grausamkeit, wie die verweichlichten Römer dieser entarteten Zeit, das Blut unglücklicher Sclaven als ein Schauspiel der Lust fließen sahen, davon bewahren die Wände dieser eleganten Bäder selbst ein merkwürdiges Document. Gleich bei ihrem Eintritte sind nämlich, statt eines Komödienzettels, folgende Worte mit roher Schrift an die Wand gemalt: Dedicatione thermarum muneris Cnaei Allei Nigidii Maji: Venatio, athletae, sparsiones, vela erunt. Majo principi Coloniae feliciter. Das heißt: „zur Einweihung der Thermen werden auf Kosten des Gnäus Allejus Nigidius Majus statt finden: Thierhetzen, Gladiatorgefechte, Pärfümerie-Besprengung, bei bedecktem Hause. Heil dem Majus, dem Haupte der Colonie".

Diese Worte beweisen, daß die Bäder kurz vor dem Untergange der Stadt eingerichtet worden, sonst wäre, wie dieß bei andern Ankündigungen in Pompeji noch wahrnehmbar ist, diese hier von einer neuen übermalt worden. Das Amphitheater, in dem zur Einweihung der Bäder die Thierhetzen und die Gladiatorgefechte statt fanden, steht noch sehr wohlerhalten; es ist geräumig genug, zehn- bis zwölftausend Men-

schen zu fassen; es erscheint daher, im Verhältniß zur Größe der Stadt, noch größer, als das Coliseum, zum Beweise, wie auch die untergeordneten Städte des Reiches, gleich Rom, der Leidenschaft dieser blutigen Schauspiele fröhnend, hiefür ihre öffentlichen Gelder vergeudeten. Wurde ja nicht leicht in Rom ein großes Festmahl, oder ein Leichenzug eines seiner schwelgenden Großen begangen, wo nicht die Löwen und Tieger Asiens und Afrikas, oder die Gladiatoren und Bestiarii unter sich, oder gegen sich im tödtlichen Kampfe ringen mußten. In je reicheren Strömen an den großen Festtagen Roms, an seinen Siegestagen, an den Tagen zur Einweihung seiner Tempel, seiner Theater und Thermen und Lustgärten, an den Saturnalien und den Minervafesten, das Blut der Thiere und Menschen floß, um so glänzender war die gottesdienstliche Feier. Wie wenig Mitgefühl auch die Pompejaner mit dem Loose solcher ihrer Schaulust geopferten Unglücklichen hatten, beweist nichts überzeugender, als daß sie diese, den Menschen herabwürdigenden Metzeleien auch als eine passende Grabverzierung ihrer um das Wohl des Vaterlandes verdienten Todten ansahen.

Unter den Monumenten ihrer Gräberstraße findet sich nämlich eines, und zwar eines der bedeutenderen, welches, nach seiner Aufschrift, der Vater Scaurus seinem Sohne, dem Duumvir Aulus Fabricius errichtete, nachdem die Decurionen ihm den Platz hiezu, 2000 Sestertien zum Leichenbegängniß und eine Reiterstatue im Forum bewilligt hatten, wovon man dort noch das Fußgestell sieht. Die Rückseite der Umfassungsmauer dieses Monumentes ist mit vielen Basreliefs in Stuck geziert; wir sehen hier nicht nur Hunde auf Eber gehetzt, fliehende Hasen und Hirsche, einen blutenden Stier, dessen Hals die Lanze des Kämpfers durchstochen, sondern auch Gladiatoren der verschiedensten Art, z. B. in leichter Tunica mit der Lanze zu Pferde; und darunter auch solche,

die sich geharnischt, mit herabgelassenem Visier, ohne Augenöffnungen, blindlings bekämpfen. Daß aber die hier Abgebildeten schon oft ihr Leben in solchen blutigen Spielen raffinirter Grausamkeit eingesetzt, das beweisen die Unterschriften, indem es bei einem heißt: er hat fünfzehnmal, bei einem anderen: er hat zwölfmal gesiegt. Und was geschah mit dem Besiegten? er wurde, wenn das Volk ihm, seiner todesverachtenden Kühnheit wegen, nicht das Leben schenkte, niedergestoßen, und dann, wie die gefallenen Bestien, mit einem Hacken von der blutigen Schaubühne in ein Loch des Amphitheaters, das sogenannte Spoliarium, herabgezogen. Dort lag er mit den Hyänen und Tiegern, während die Menge, unbekümmert um ihn, ihrer Schaulust fröhnte.

Und mit solchen Darstellungen schmückte ein Volk seine Grabmäler aus, das in seiner feigen Verweichlichung so sehr den kriegerischen Geist seiner Väter verloren hatte, daß die Kaiser Gesetze gegen solche erlassen mußten, die sich, dem Kriegsdienst zu entgehen, den Daumen abschnitten.

So hatte vielleicht auch Scaurus, der Duumvir, das müßige Volk von Pompeji mit Menschen- und Thierhetzen ergötzt, und es hatten ihm, dem Liebling des Volkes, die Decurionen dafür den Begräbnißplatz und die Reiterstatue bewilligt; oder waren die auf dem Denkmale abgebildeten Fechterspiele vielleicht mit den bewilligten 2000 Sestertien der Staatskasse gefeiert worden? —

Die in jener Ankündigung erwähnten sparsiones und vela, die Besprengungen und Segeltücher, stehen hiemit in vollem Einklang und deuten auf die gleiche sittliche Erschlaffung hin. Während die älteren Römer der sittenstrengeren Zeiten es der Würde des Mannes unziemlich hielten und gesetzlich untersagten, dem Schauspiel, das ursprünglich der Ehre der Götter dienen sollte, sitzend beizuwohnen, verwandten ihre Nachkommen allen Scharfsinn darauf, die höchste Pracht

und die ausgesuchteste Bequemlichkeit mit diesem Genusse zu verbinden. Sie erbauten sich nicht nur marmorne Sitze, sondern die feinsten Wohlgerüche stiegen aus prachtvollen Vasen in Dämpfen siedenden Wassers empor, den süßen Duft orientalischer Arome in den weiten Räumen verbreitend, oder das Wasser fiel durch Druckwerke hinangehoben, kühlend und erquickend als ein feiner Duftregen auf die Köpfe der fünfzig oder achtzig Tausende, die eines jener Riesentheater in sich vereinigte. Den Capuanern aber, dem Haupte der üppigen Compania Felix, zu der auch Pompeji gehörte, gebührt der Ruhm, die Erfindung von Segeltüchern zu Deckung jener ungeheuern Bauten gemacht zu haben; Rom verband auch mit dieser Erfindung seine Pracht und seine Üppigkeit; ein Kaiser, dessen Grausamkeit in der Geschichte sprüchwörtlich geworden, Nero, ließ diese Bedeckung von Purpur, mit goldenen Sternen verziert, machen; in der Mitte ließ er sich selbst, als Apollo den leuchtenden Sonnenwagen lenkend, darstellen. Auch in Pompeji fehlten, laut jener Ankündigung, bei den Gladiatorgefechten die Parfümerien und die Bedeckung des Theaters, eine Bequemlichkeit der kostspieligsten Art, nicht. Pompeji hatte aber außer jenem Ampitheater, wie die Ruinen zeigen, noch zwei andere Theater, ein sogenanntes gedecktes Odeon und ein großes Theater; das kleinere faßte gegen 1200, das größere gegen 4000 Zuschauer.

Die Größe und die Marmorverschwendung an diesen Gebäuden zeigt, daß auch für Pompeji das Theater die wichtigste Staatsangelegenheit war, wie für Rom, das seine Schmach und Knechtschaft vergaß, wenn nur seine Tyrannen den Ruf panem et circenses erhörten. Allen selbstständigen Lebens in diesen Zeiten moralischer Fäulniß beraubt, beschränkte sich in den Provinzen, wie in der Hauptstadt, die Thatkraft des Volkes, gegenüber den Gräuelthaten seiner Machthaber, auf Theaterpartheiungen und Schauspielraufereien. Die

Geschichte verschwimmt mit der Freiheit, und so ist auch für Pompeji das wichtigste Ereigniß jener Tage vor seinem Untergang ein Theaterkrieg. Tacitus berichtet nämlich: wie Livinejus Regulus in dem Amphitheater von Pompeji ein Fechterspiel gegeben, zu dem viele Zuschauer aus den benachbarten Städten, insbesondere aus Nuceria, geströmt seyen. Während des Spieles aber erhob sich zwischen den Fremden und Einheimischen ein Streit. Steinwürfe folgten den Schimpfreden; es kam zu den Waffen; die zahlreicheren Pompejaner siegten; die Besiegten aber, die viele Todte und Verwundete zurückgelassen, erhoben bei Nero hierüber Klage. Der römische Senat bestrafte Pompeji mit der Aufhebung seiner Fechterspiele auf zehn Jahre und verbannte den Livinejus Regulus, sammt den Urhebern des Aufruhrs.

Ohne Zweifel war dieß die empfindlichste Strafe, welche der Senat über das schaulustige Volk verhängen konnte; allein charakteristisch, wie diese Strafe, ist es sicherlich nicht minder, daß der Tod das üppige Volk mitten im Schauspiel überraschte. Herkulanum und Pompeji gingen unter, sagt Dio Cassius, als das Volk im Theater saß. Der Vesuv, auf dem Spartacus sich gelagert hatte, machte dem Schauspiel ein Ende, indem er Zuschauer und Spieler mit der gleichen Asche bedeckte.

Verschieden von diesem plötzlichen, unerwarteten Untergange der campanischen Stadt war das Schicksal des in seiner moralischen Verwesung und Schwelgerei langsam dahinsterbenden Roms; gleich einem der größten Bildwerke des heidnischen Alterthums, gleich seinem Laokoon, wandte es sich krampfhaft, von der Schlange seines Verderbens umringelt und umstrickt; das Gift brannte heißer in seinen Adern als die Flammen des Vesuvs; seine ersterbende Kraft verzehrte sich in heftigen inneren Kämpfen und Krämpfen; seine Glieder wurden starr und kalt wie die Lavaschlacken des Vulkans;

auf sein Schild niedergestreckt, rang es mit dem Tod, wie der sterbende Fechter auf seinem Capitol; aber es konnte nicht sterben, bis das germanische Schwert ihm den letzten Gnadenstoß gegeben. Da sank es mit den Trümmern seiner glänzenden Welt in das Grab; über ihm aber erhob sich das Kreuz und die Kirche dessen, der zu Allen, zu dem Herren, wie zu dem Sclaven gesprochen: kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken.

Der römische Boden wurde durch das Blut der Märtyrer gesühnt und geweiht; in den öden Räumen des zertrümmerten Coliseums blickt das Kreuz, Friede und Heil verkündend, auf die knienden Gläubigen hernieder; über der blutigen Arena Neros erhebt sich St. Peter, und sein heiliger Stuhl, von wo der Hirt der Hirten mit väterlicher Stimme die Stadt und den Erdkreis segnet.

Die Trümmer Pompejis dagegen blieben tief unter der erloschenen Asche begraben, bis nach späten Jahrhunderten erst der neugierige Forschergeist der Wissenschaft das Licht der Sonne in ihr trauerndes Dunkel hinabfallen ließ.

XII.

Die Kirche und die Kirchen.

Dritter Artikel.

Die Schweiz; Frankreich; Belgien; Holland.

In der protestantischen Schweiz haben sich die religiösen Zustände in ähnlicher Weise, wie in Deutschland entwickelt, nur daß dort die kirchliche Zerrissenheit größer, die theologische dagegen der weit geringeren geistigen Regsamkeit wegen schwächer ist, als im deutschen Nachbarlande. Wenn in Basel und Zürich die Theologie nur ein Nachhall der deutschen ist, in Genf und Lausanne aber trotz der dort bestehenden Facultäten nichts, was den Namen einer Theologie verdienen könnte, sich regt, so ist dagegen in dem Volke beider Zungen, der deutschen, wie der französischen, größerer Drang nach einer kirchlichen Gemeinschaft, oder die republicanischen Formen gestatten dort den der Staats- und Polizeikirchen Ueberdrüßigen leichter die Separation. In Zürich hatte bis 1839 der nackte Unglaube in raschem Fortschritte sich entwickelt; „es gränzt an's Unglaubliche, schrieb ein Berichterstatter im Jahr 1834 *), mit welcher naiven Plumpheit Geistliche nicht selten ihren gemeinen Unglauben in öffentlichen Blättern zur Schau tragen". Um so leichter verbreitete sich auf dem Lande der Separatismus und das Sektenwesen. Aber im Jahr 1839 hat bekanntlich die Berufung des Dr. Strauß den Sturz der Staatsregierung und die Einsetzung eines Glaubenscomité zur Folge gehabt. Der theologischen Facultät wurde

*) Rheinwalds Repert. Bd. V. 73.

vorgeschrieben, sich innerhalb der Gränzen der „biblischen Theologie“ zu halten. Die Frage, was denn biblisches Christenthum sey, ließ man weislich unentschieden, und die Züricher Theologen verwahrten sich gegen jede nähere Bestimmung und jede Belehrung und Norm, an die man sie etwa zu binden gedächte *). Inzwischen hat der Stand der Volksschullehrer, seiner überwiegenden Mehrheit nach, gegen die aus den straußischen Zerwürfnissen siegreich hervorgegangene Parthei der Prediger eine offen feindliche Stellung eingenommen, wie die Beschlüsse der Schulsynode von 1840 zeigen. Zugleich haben kürzlich erst in diesem Kanton 34 Wiedertäufer eine Petition an den großen Rath gerichtet, in der sie für ihre rasch anwachsende Secte die völlige Entlassung aus der reformirten Landeskirche begehrten **). Im Toggenburgischen hat sich ohnehin das Sectenwesen schon seit einer Reihe von Jahren festgesetzt.

Die ehemalige Metropole des Calvinismus, Genf, hat mit dem Systeme Calvins auch die Stellung, die sie sonst an der Spitze der größeren Hälfte des protestantischen Europa eingenommen, vorlängst aufgegeben. Die dortige Akademie war schon seit geraumer Zeit der Heerd des Unglaubens für die einheimische Geistlichkeit sowohl als für die protestantischen Gemeinden im südlichen Frankreich, und es war kein Geheimniß, daß die vénérable compagnie des pasteurs die alten christlichen Grundlehren schon seit dem vorigen Jahrhundert beseitigt habe.

Da entstand theils durch englischen Einfluß, theils durch Anschließung an ein in Genf angesiedeltes Häuflein von Herrnhutern eine Spaltung; die neue Secte der Momiers, an deren Spitze der abgesetzte Prediger Malan stand, erklärte die Genfer Staatskirche für eine von sich selbst abgefallene, und wollte in abgesonderter Gemeinschaft die verschol-

---

*) Allg. Darmst. Kirchenzeit. 1840 Nro. 109. 165.

**) Berl. Kirchenzeit. 1843, Seite 603.

lene Lehre Calvins wieder herstellen. Nach kurzem Bestande zerfiel aber die Malan'sche Gemeinde, zum Theil durch den herrschsüchtigen Charakter ihres Stifters *); und viele Mitglieder derselben schlossen sich an eine andere getrennte Genossenschaft, die von einigen Predigern geleitet wird, an die Kirche von Bourg de Four an. Doch hat diese Secte ihre Anhänger nur aus den niedern Volksklassen gesammelt, da die höhern Stände mit dem Rationalismus der vénérable Compagnie ganz zufrieden waren. Aber im Jahre 1830 entstand eine neue Spaltung in Genf; die drei Prediger, Gaussen, Galland und Merle bildeten unter dem Titel „evangelische Gesellschaft" einen Verein, der es sogar unternahm, eine neue theologische Schule neben der in Genf bestehenden zu errichten, damit auch die altprotestantische Lehre wieder vorgetragen würde. Damit war der Krieg zwischen beiden Partheien offen erklärt. Die drei Prediger und ihre Anhänger behaupteten zwar, nicht von der Genfer Kirche getrennt zu seyn; nur der Zwingherrschaft, welche der Unglaube gegenwärtig über diese Kirche ausübe, wollten sie sich, sagten sie, nicht unterwerfen **). Die Compagnie verstieß natürlich die Schismatiker aus ihrer Mitte, und untersagte ihnen das Predigen in den Kirchen; diese aber erbauten sich eine Kapelle, beriefen Professoren der Theologie, und warben Anhänger.

Im Waadtlande sind gleichfalls zahlreiche dissentirende Gemeinden entstanden; Tractatenvereine waren ein Hauptmittel, sie zu verbreiten; nach der Julirevolution erlangten die neuen Sectirer auch bürgerliche Anerkennung, fanden auch

*) Rheinwald's Repert. VII, 189. — Défense des ceux de fidèles de l'église de Genève, qui se sont constitués en église indépendante, contre les sectaires de cette ville; par A. *Bost*, l'un des pasteurs de l'église de Bourg de Four à Genève, Paris, Lyon, Genève 1825.

**) S. Lettre d'une partie des pasteurs et ministres du Canton de Vaud et réponse de la direction de l'école de théologie de Genève, 1833.

bald in der deutschen Schweiz und unter den französischen Protestanten Eingang. Das Volk zwar war und ist ihnen abgeneigt, und im Jahre 1833 kam es zu Vevay zu einem Aufstande gegen die verhaßten Momiers, wobei selbst Blut vergossen wurde, und die Regierung sich wegen der allgemeinen Aufregung genöthigt sah, ihre Sprachsäle zu verschließen. Demohngeachtet gibt es wohl kaum ein Dorf, in dem nicht wenigstens einige Getrennte sich befinden, die bei den Tempeln ihres Wohnorts scheu vorübergehend, die oft meilenweit entfernten Conventikel ihrer Secte besuchen *).

Die Nationalkirche des Waadtlands hat inzwischen, und zwar unter dem Einfluße des Volkshasses gegen die Momiers, oder den Methodismus (d. h. dort gegen den Calvinismus im Jahre 1840) ihre Verfassung dergestalt verändert, daß alles Kirchliche noch vollständiger als früher in die Gewalt und Willkühr des Staates gestellt, und der große Rath die höchste Behörde, selbst in Glaubenssachen ist; sie hat auch ihre bisherige Lehr- und Glaubensnorm, die helvetische Confession, abgeschafft. Die Prediger schwören jetzt blos, „das Wort Gottes rein und lauter zu predigen, wie es in der heiligen Schrift enthalten ist“ **). „Die Schrift“, hieß es bei der Berathung darüber im Jahre 1840, „sey die alleinige Quelle des Glaubens und Unterrichts; wer ein menschliches Buch ihr an die Seite stelle, verfalle in Katholicismus“. Der Haß gegen die Momiers wirkte auch hier wieder mit; ganze Dörfer unterzeichneten Bittschriften für Abschaffung der Confession, weil man ihnen sagte, die Confession sey das Buch der Momiers ***). Da nun auch in Genf und bei den reformirten Kirchen Frankreichs die Authorität der Glaubensbekenntnisse abgeschafft ist, so hat sich dort derselbe Zustand wie in Deutschland in der Rheinpfalz und in Baden gebildet, und

*) Evang. Kirch.-Zeit. 1842, S. 258.

**) Evang. Kirch.-Zeit. XXVI, 68.

***) Das. S. 69.

es ergibt sich, daß die Bekenntnißlosigkeit im Gebiete des Protestantismus rasch überhand nimmt. Im Waadtlande soll übrigens eine aus zwölf Mitgliedern bestehende Jury über etwaige Abweichungen von der reinen Lehre aburtheilen. Darüber wurde nicht unrichtig bemerkt, es sey doch etwas hart, die Prediger zu verpflichten, daß sie sich jedesmal erst nach der Meinung von zwölf ihnen unbekannten Männern in ihren Predigten richten sollten *).

Die dortigen Dissidenten sind indeß in Bezug auf Bestimmtheit und Festigkeit der Lehre nicht besser daran; auch sie haben kein gemeinschaftliches Bekenntniß; nur darin kommen sie überein, daß ihnen die Landeskirche, aus der sie ausgetreten, als das verabscheuungswürdige „große Babel“ gilt; sie selber sind aber ein vielstimmiges kleines Babel; sogar über so wichtige Fragen, wie die von der Taufe der Kinder, lehrt und hält jeder was ihm beliebt; in der getrennten Kirche zu Genf erklären sich von den drei Pastoren zwei für, und einer gegen die Kindertaufe, und so hat denn auch jedes Glied dieser Gemeinde die Wahl, ob es sein Kind taufen, oder auch ohne Taufe dahinsterben lassen will.

Neben den Momiers oder Methodisten hat seit einiger Zeit in Lausanne, Genf und dem protestantischen Jura der englische Prediger Darby, ein Lehrer von der neuen Secte der Brüder von Plymouth, die Grundsätze seiner Parthei, in denen die protestantische Ansicht von der Kirche consequent fortgebildet erscheint, mit bedeutendem Erfolge verbreitet. Hatte der ältere Protestantismus sein ganzes System auf die Annahme eines großen Abfalls der Kirche von sich selber gegründet, eines Abfalls, der, man wußte nicht recht wann, etwa im vierten und fünften, oder auch erst im neunten und zehnten Jahrhundert erfolgt seyn sollte, so lehren die Brüder von Plymouth, durch solche vage Angaben unbe-

*) Vous prescrivez de ne pas prêcher contre l'opinion de douze Messieurs que personne ne connoît.

predigt: nicht erst so spät, sondern gleich unmittelbar nach der apostolischen Zeit sey der große Abfall der Kirche eingetreten; die apostolische Kirche sey nämlich vom heiligen Geiste unmittelbar geführt worden, da dieser sich aber nach dem Tode der Apostel aus ihr zurückgezogen, sey sie sofort in Finsterniß und in alle Arten von Gräueln gefallen. Zu diesen rechnen die Brüder denn auch die Einführung eines eignen Lehrstandes; nach der apostolischen Idee des allgemeinen Priesterthums müsse das Lehr- und Predigtamt ganz abgeschafft werden *).

Indem wir uns zur Betrachtung des Protestantismus in Frankreich wenden, bieten sich uns zwei wohl unterrichtete Führer dar, die so eben ihre, mit großer Sachkenntniß verfaßten Schilderungen veröffentlicht haben, der eine im Octoberheft 1843 von Rheinwald's Repertorium, der andere, Prof. Bruch in Straßburg, im ersten Hefte der theologischen Studien und Kritiken von 1844. Der Letztere beschreibt die Lage der Protestanten, deren beide Kirchen, die reformirte, 90 Consistorien mit 427 Geistlichen, die lutherische, 6 Inspectionen mit 31 Consistorien und 234 Geistlichen (zusammen etwa eine Million Mitglieder) zählen, äußerlich genommen, als sehr vortheilhaft, und im Vergleiche mit früheren Zeiten als glänzend. Er rühmt die Gunst der Regierung — der Premierminister Guizot ist bekanntlich Protestant, und die Herzogin von Orleans legt ihren Einfluß in dieselbe Waagschaale — bereitwillig würden die Summen zur Dotirung der jedes Jahr entstehenden neuen Pfarrstellen angewiesen — aber — „ein trauriges Gegenstück zu diesem offenbaren Anzeichen überraschender Fortschritte der protestantischen Kirche Frankreichs in extensiver Entwicklung liefern die vielen, nicht selten bitteren Streitigkeiten, die seit einer Reihe von Jahren in ihrem Schooße ausgebrochen sind, und mehrmals schon zu einer unheilbaren Spaltung zu führen schienen“ **). — „Seit

*) Berlin. Allg. Kirch. Zeit. 1843, S. 263.
**) Theol. Studien, 1844, 1, 20.

der Julirevolution sind in dieser Kirche so viele Zerwürfnisse ausgebrochen, daß man nicht wagte, Synodalversammlungen zu provoziren, aus der nicht ungegründeten Besorgniß, daß die bestehenden Zwistigkeiten sich in denselben auf eine betrübende Weise äußern, und Kämpfe veranlassen könnten, die der Kirche nur zur Schande und großem Nachtheil gereichen würden. — — Und würden auch solche Synoden gehalten, sie könnten doch die Kirche nicht aus der unglückseligen Zersplitterung reißen, in welche sie zerfallen ist, und welche wirklich ein großes Bedenken erregen muß" *).

Dieselbe Lage der Dinge, welche sich in der französischen Schweiz entwickelt hat, zeigt sich uns auch hier; der alte Calvinismus ist zersetzt und verfallen, und dieser Verfall ist theils durch die natürliche Macht der Entwickelung, die dem Protestantismus in jeder seiner Hauptformen inwohnt, theils durch den Einfluß, den Genf von jeher auf die französischen Protestanten geübt hat, herbeigeführt worden. Die Glaubensbekenntnisse sind gefallen, nur zwei Consistorien unter neunzig, die von Caen und von Bolbec, nöthigen seit einigen Jahren ihre Candidaten, die Confession von La Rochelle zu unterschreiben, und auch hiegegen haben sogleich mehrere Prediger protestirt — die Consistorien selbst sind völlig isolirt von einander, durch kein Band verknüpft, und so muß auch hier das einzige noch vorhandene, gemeinschaftliche Gefühl, der Antagonismus gegen die katholische Kirche, das kümmerliche Surrogat für die Einheit des gläubigen Bewußtseyns, und der lebendigen, kirchlichen Autorität abgeben.

Drei Partheien sind es hauptsächlich, welche gegenwärtig in Frankreich, wo die Protestanten sich selbst wieder zu den Katholiken, wie 1 zu 30 verhalten, gegenseitig sich bekämpfen. Die rationalistische, zu welcher die Mehrzahl der Consistorien und Prediger gehört, und deren vornehmster Sprecher der gewandte Ath. Coquerel in Paris ist; die methodi-

*) A. a. O. 37.

stische oder separirte, und die neue kirchlich und gläubig seyn-wollende, die sich um den Grafen Gasparin geschaart hat. Die zweite, die ganz den Momiers in Genf und in dem Waadtlande entspricht, führt ihren Namen nicht von einer kirchlichen Verbindung, in die sie mit den englischen Wesleyanern getreten wäre, sondern blos darum, weil sie mit dieser rührigsten und lebendigsten unter den neueren protestantischen Secten das Hervorheben des alleinseligmachenden Glaubens oder vielmehr Vertrauens, das Abschätzen des Christenthums nach gewissen inneren Empfindungen und vermeintlichen Wahrnehmungen und das Dringen auf die persönliche Gewißheit der Seligkeit gemein hat. Was der Pietismus unter den Lutheranern, ist der sogenannte Methodismus unter den Reformirten des Continents. Eine feste gleichförmige Lehre, eine aufrichtige Anschließung an Glaubensbekenntnisse widerstrebt dem Charakter dieser modernen Secte; die christlichen Grundlehren werden zum Theil bei Seite geschoben, zum Theil in vage, aller dogmatischen Präcision ermangelnde Ausdrücke gefaßt, in der Schwebe gelassen; mit den Sacramenten, die ohnehin im Methodismus von sehr geringer Bedeutung sind, hält es jeder Prediger nach Belieben. Hinsichtlich der kirchlichen Verfassung folgt man dem Princip der Independenten; jede Gemeinde besitzt unbeschränkte Autonomie, oder wie es der Berichterstatter in Rheinwalds Repertorium ausdrückt — „die getrennten Kirchengemeinschaften verwerfen eine Centralisation, als nicht in der heiligen Schrift begründet, nehmen aber eine freie Verbindung mit allen Schwesterkirchen in der Schweiz, in Frankreich, England und Amerika an, und nennen sich daher: les églises associées“; — die ganze Association besteht indeß nur darin, daß ein Prediger von einer solchen Gemeinde zur andern, ohne weitere Formalitäten, übergehen kann. In Paris bestehen zwei derartige Dissidentengemeinden, die vornehmere in der Straße Taitbout, und die von dem Prediger Conod geleitete in der Annenstraße für das niedere Volk; die erste behauptet sich von der franzö-

lischreformirten Kirche nur halb losgesagt zu haben, die zweite aber ist völlig „aus Babylon ausgegangen“.

Noch einige andere existiren zerstreut im Lande, die ganze Parthei aber, mit Weibern und Kindern etliche tausend Köpfe zählend, beschäftigt sich seit zehn oder zwölf Jahren ernstlich damit, das katholische Frankreich zu „evangelisiren“, und ihre ersten Berichte wurden damals von der Berliner Evangelischen Kirchenzeitung in aller Breite mitgetheilt. Sie fühlt sich nämlich stark genug, zu gleicher Zeit den Kampf gegen die „abgefallene und ungläubig gewordene“ reformirte Kirche und gegen die katholische zu führen.

Die dritte Parthei, zur Zeit durch den Grafen Gasparin repräsentirt, hegt mit der eben geschilderten eine doctrinelle Sympathie, mißbilligt aber ihre Trennung, und will nur in und mit der Kirche reformiren; wie diese jedoch selber kein Bekenntniß mehr hat, so wollen auch die Neukirchlichen sich durch keines binden lassen. „Was war der große Irrthum der katholischen Kirche? — sagt der Graf Gasparin *), die Aufstellung eines bindenden Princips außer der heiligen Schrift; der Protestantismus dagegen beruht ganz und gar auf dem Satze: die ganze Schrift und nichts als die Schrift. Hätte er gleich zu Anfang, seinem Princip untreu, seinerseits Auslegungen und Erklärungen als Norm aufgestellt, hätte er den Schriften der Reformatoren, den Meinungen der Synoden, den Symbolen und Glaubensbekenntnissen einen bindenden Charakter gegeben, so hätten wir nur ein anderes Joch und andere Irrthümer uns auferlegt“.

Es ist interessant, zu sehen, wie die gläubigen Protestanten in Frankreich in einer solchen für die ganze Existenz einer kirchlichen Genossenschaft entscheidenden Lebensfrage völlig mit den deutschen Rationalisten der äußersten Linken, mit Röhr, Paulus, Bretschneider u. s. w. übereinstimmen. Inzwischen stiftete Gasparin im Jahre 1842 seine „Gesellschaft für die allgemeinen

---

*) Lettre à M. Ath. Coquerel pag. 19.

Interessen des Protestantismus", ein Unternehmen, welches sogleich den heftigsten Kampf zum Ausbruch brachte. Er und seine Anhänger erklärten, der Verein müsse auf der Basis des „orthodoxen" Glaubens gegründet werden; ihr Gewissen erlaube ihnen nicht, an einem gemeinschaftlichen Werk mit solchen zu arbeiten, die jenen Glauben nicht theilten. Die andern entgegneten: sie blieben ja doch in der Kirche, und säßen in Consistorien und Presbyterien neben solchen, die sie für Ungläubige erklärten. Die Protestanten erhoben sich nun in Masse gegen den Verein; 47 Consistorien, 403 theils reformirte, theils lutherische Prediger protestirten gegen ihn, während nur 13 Consistorien und 168 Prediger sich ihm anschlossen. Das Directorium des lutherischen Generalconsistoriums in Straßburg erließ eine in den schärfsten Ausdrücken abgefaßte Erklärung gegen den Verein: „Wenn die Fackel der Zwietracht, heißt es darin, in eine befreundete Kirche (die reformirte) geschleudert wird, wenn wir den Brand weder löschen, noch zum Aufbau des Gebäudes einer gesetzlichen Organisation beitragen können, sollen wir etwa auch bei uns Feuer anlegen"? Zugleich erhielten sämmtliche lutherische Geistlichen die bestimmteste Weisung, dem Vereine nicht beizutreten. Ein Theil der reformirten Prediger beschloß, keinen Geistlichen, der in die Gesellschaft eingetreten sey, auf ihre Kanzeln zu lassen. So geschah es, daß dieser Versuch, den französischen Protestantismus aus seiner atomistischen Zersplitterung herauszuziehen, und ihm das äußere Ansehen und die Stärke der Einheit zu verleihen, nur dazu diente, die unheilbare Zerrissenheit desselben recht augenfällig werden zu lassen, und die Societät mußte, um das Uebel nicht noch ärger zu machen, darauf verzichten, Hülfscomités in den Departementen zu errichten; sie beschränkte sich auf Paris.

In **Belgien** ist der Protestantismus an sich und wegen der kleinen Zahl seiner großentheils aus Eingewanderten bestehenden Bekenner unbedeutend, aber der innere Zustand desselben in jenem Lande, wo er der vollständigsten Freiheit

und Autonomie genießt, wirft ein so helles Licht auf dessen Charakter, daß wir kurz dabei verweilen müssen. Den Stoff liefert Lütkemüller in seinen Beiträgen zur Kirchengeschichte der Gegenwart, der als lutherischer Prediger in Brüssel weilte, und ein durch sein Buch veranlaßter Artikel der Berliner Evangelischen Kirchenzeitung *).

Der Hofprediger Vent bewirkte im Jahre 1838 die Vereinigung sämmtlicher belgischer protestantischen Gemeinden, mit Ausschluß der Independenten und Anglikaner, zu Einem Synodal- und Consistorial-Verband, Union genannt; die Vereinigung geschah mit zu Grundelegung des Princips, daß Alle als alleinigen Glaubensgrund die heilige Schrift anerkennten, womit also, wie in Frankreich und in der Schweiz, jede Geltung eines Bekenntnisses beseitigt ist, in dem Bewußtseyn, daß jeder Versuch einer über die antikatholische Negation hinausgehenden Lehr- und Glaubensbestimmung sofort ein völliges Auseinanderfallen zu Folge haben müsse. „Unter den Predigern" — sagt Lütkemüller **) — befand sich nur Ein Lutheraner und Ein confessionell ächter Reformirter. Sonst fand sich bei diesen wenigen auch der allercrassesten Unglaube, theils nackt, theils etwas umhüllter, der fürchterlichste Indifferentismus und auch Independentismus, der geradezu sagt: „Jedes Bekenntniß der Bibellehre ist vom Teufel, denn es bindet uns". — Auch eine evangelische Gesellschaft nach dem Vorbilde der französischen hatte man gestiftet, deren Präsident, Goedecoop in Gent, die heil. Dreinigkeit und die Erbsünde läugnet, und die sich — sie zählt fünf Evangelisten — fast ganz in Independenten und Baptisten zersplittert hat.

In Brüssel fand Lütkemüller drei protestantische Gemeinden: 1. die Nationalkirche (d. h. vom Staat besoldete) unter dem rationalistischen Pastor Vent; 2. die Kapelle des Predigers Boucher und 3. die des Predigers Panchaud.

*) Aug. 1842, S. 549 ff.

**) Beiträge S. 80.

Boucher ließ, während er eine Reise zum Geldsammeln machte, seine Gemeinde von einem nach Brüssel gerufenen Prediger Lourde verwalten. Hatte Boucher im rationalistisch-methodistischen Sinne gepredigt, so predigte Lourde die Calvinische Gnadenwahl und absolute Sündhaftigkeit der Menschen, so daß Madame Lambert, Boucher's Schwiegermutter, ihm öffentlich in der Kirche widersprach, und behauptete, sie sey ohne Sünde. Boucher fand bei seiner Rückkehr einen großen Theil seiner Gemeinde sich entfremdet, die ihm rationalistische Werkheiligkeit vorwarf, man trennte sich; eine neue Kapelle trat als Nebenbuhlerin neben die alte; Lourde wurde zwar, seines zweideutigen Benehmens wegen, bald entlassen, aber der Prädestinatianer Panchaud kam an seine Stelle. Darauf erschien Lütkemüller als Herold des altgläubigen Lutherthums in Brüssel, verfeindete sich bald mit Allen, wurde von ihren Kapellen ausgeschlossen, sah sich auf seine Wohnung beschränkt, und zog wieder ab.

Die Niederlande waren ehemals ein klassischer Boden des alten Protestantismus, nirgends wurde die Calvinische Lehre, durch die Beschlüsse der Dordrechter Synode entwickelt und befestigt, mit größerer Zähigkeit festgehalten, und die ganze Geschichte der niederländischen reformirten Kirche ist eine Aufzählung der Kämpfe, die geführt, und der Anstrengungen, die gemacht wurden, um den fort und fort von allen Seiten her angegriffenen Dordrechter Lehrbegriff aufrecht zu erhalten. Aber seit geraumer Zeit ist dort die Alleinherrschaft des orthodoxen Calvinismus nicht nur erschüttert, sondern völlig zertrümmert, und die Schilderungen, die von dem allgemeinen Rationalismus der Theologen und Prediger und von der entsprechenden Haltungslosigkeit und Unsicherheit des Volkes entworfen werden, beweisen, daß auch dort der Protestantismus nach dem ihm inwohnenden Gesetze zu seiner folgerechten Entwicklung gelangt ist, wenn gleich Einzelne sich gegen die breit daher rollenden Wogen des Stromes mit hoffnungslosem Widerstande auf dem alten Glau-

bensgrunde zu behaupten suchen. Schon im Jahre 1810 fragte der berühmte Bilderdyk in einem klagenden „Aufruf an die wahren Reformirten der Kirche von Holland" *): Ob denn in dem ehemals so frommen und blühenden Holland noch wirkliche Christen übrig seyen — Christen, die noch mit Herz und Mund an Christus glaubten — er mahnte, der niederländische Staat sey ganz auf die reformirte Kirche gegründet, mit ihr sey er groß geworden, und mit ihr gesunken und verfallen; die alte reine Lehre sey nun größtentheils verdrängt, und eine Fluth von Irrlehren dafür eingedrungen. Seitdem hat sich der Zustand, den Bilderdyk damals andeutete, noch weiter ausgebildet; die klarste und belehrendste Schilderung desselben findet sich in einer vor uns liegenden Urkunde des Jahrs 1842 **), einer Adresse an die General-Synode der niederländisch-reformirten Kirche. Der Zustand des Protestantismus wird hier als höchst kläglich und gefahrvoll dargestellt; insbesondere wird die sonst überall in den reformirten Genossenschaften herrschende Tendenz sich der Glaubensbekenntnisse und ihrer bindenden Kraft zu entledigen, als in hohem Grade verderblich geschildert. „Und welche freche Licenz und schrankenlose Willkühr ist nun in der Lehre bei uns eingerissen? die Irrthümer des Arius, Pelagius, Socinus werden frei auf dem Katheder des Professors, wie auf der Kanzel des Predigers vorgetragen". Die Professoren Hofstede de Groot, Brouwer, Willigen und die Zeitschrift: „Wahrheit in Liebe" werden als die Organe solcher Irrlehren, als

*) Opstellen van godgeleerden en zedekundigen inhoud. Amsterdam 1833, II, 45 ff.

**) Adres aan de algemeene Synode der Nederlandsche hervormde kerk, over de formulieren, de akademische oproeding der predikanten, het onderwys en het kerkbestuur. Leiden 1842. Die Unterzeichner sind alle angesehene und literärisch wohlbekannte Männer: Van Hogendorp, Severs, Capadose, Groen van Prinsterer, Elout, Singendonck und van der Kemp.

Läugner aller christlicher Grundwahrheiten bezeichnet. An den beiden Hauptuniversitäten herrsche die sogenannte Gröning'sche Schule, die wesentlich unchristlich sey, von der aber die Mehrzahl der künftigen Prediger alljährlich ihre Bildung und Gesinnung empfange. Besser wäre es noch, wenn man die Candidaten des Predigtamts in die Schulen der Rabbinen, wo man doch mindestens das alte Testament achte, oder in die katholischen Seminarien, wo man doch an einen für die Menschen gestorbenen Erlöser glaube, senden würde; so aber erziehe man sie in der systematischen Negation der Lehre, die sie einmal verkündigen sollten. Diese und andere Uebel wirkten nur zu Gunsten der römisch-katholischen Kirche, deren öffentliche und geheime Fortschritte, deren Triumph über die protestantische *) in den Niederlanden so große Besorgnisse einflößen müsse.

Natürlich erhoben sich gegen diese Adresse viele Stimmen; so äußerte z. B. der Prediger Rutgers van der Loeff zu Noorbroeck in der Provinz Gröningen, die Klagen und Forderungen Van Hogendorp's und seiner Mitunterzeichner seyen unprotestantisch (ongereformeerd), denn sie hätten Calvin's Grundsätze als die einzig wahren Principien der Reformation hervorgesucht, während man mit demselben Rechte die Meinungen Zwingli's, Melanchthons, oder irgend eines andern Reformators als Autorität proclamiren könne. Die Synode selbst erklärte, sie lasse jene Adressen und Petitionen in ihrem respectiven Werthe oder Unwerthe beruhen, und wiederholte zugleich ihre Willensmeinung, daß Niemand ins Predigtamt gelangen solle, der sich nicht „der in den symbolischen Büchern der reformirten Kirche enthaltenen Lehre anhänglich zeige“ — aber — nur „in der Weise, wie diese Lehre in ihrem Geist und Charakter das Wesen und den Hauptpunkt des Bekenntnisses der reformirten Kirche bildet“.

*) Den verbazenden triumf welken de Roomsche Kerk op de onze behaalt.

Man hört es dieser geschraubten und verclausulirten Erklärung der Synode an, daß in Niederland die letzte Stunde der alten Heidelberger und Dordrechter Orthodoxie bereits geschlagen hat, und daß die Glieder der Generalversammlung eben hiemit gegen jede strikte Interpretation und wirkliche Authorität der Bekenntnißschriften sich verwahren wollen. Les confessions s'en vont — gilt mehr und mehr im ganzen Umfange des Protestantismus. Lütkemüller erzählt unter andern von einem reformirten Prediger in Holland, der vor Freuden weinte, als ein Lutherischer seinen Glauben an den heiligen Geist äußerte, weil er einen solchen Collegen schon lange vergeblich gesucht habe.

Inzwischen ist in Holland eine Reaction, und wie gewöhnlich in Form einer kirchlichen Absonderung und neuen Secte eingetreten. Prediger, die wegen ihres Eifers für die Dordrechter Lehre von der herrschenden Parthei abgesetzt oder zurückgewiesen worden, De Cock, Scholte, Kohlbrügge haben „aus den Gläubigen, die in dieser gefährlichen Zeit ihre Kniee nicht vor dem Baal des freien Willens gebeugt, sondern allein die freie Gnade preisen" *), eine neue, aus einigen Gemeinden bestehende Kirche gebildet. Diese Separirten werden nach dem Haupturheber der Trennung, dem Prediger Scholte, dort Schoutianer genannt. Die Lehre von der Gnadenwahl ist der Kern der separirten Predigt; da aber Scholte damit auch die Lehre verbindet, daß der Mensch sich seines (calvinischen) Glaubens und folglich seines Gnadenzustandes und seiner Seligkeit stets völlig bewußt, und dessen unfehlbar gewiß seyn müsse, und daß die vorübergehende Empfindung in der vermeintlichen Erweckung eine bloße Täuschung sey, so hat er damit in seiner eignen Parthei Aergerniß und Zwiespalt gestiftet, und in Amsterdam bestehen bereits unter den Dissidenten zwei Factionen, von denen die eine Scholte's Theorie gut heißt, die andere sie verwirft **).

*) Rheinwalds Repert XIV. 183.

**) Lütkemüller's Beiträge S. 266.

Die Secte der Remonstranten oder Arminianer, hervorgegangen aus einer Reaction gegen den unsittlichen Charakter des alten Calvinismus, liefert einen neuen Beweis von der Vergänglichkeit solcher weder durch die Staatsgewalt getragenen noch durch bequeme Lehren populärer Secten. Diese Parthei hatte von den beiden Grundprincipien des Protestantismus das eine, nämlich das der subjectiven Berufung auf die Bibel, mit Verwerfung von Kirche und Tradition, beibehalten, das andere aber, die dem großen Haufen stets so willkommene Lehre von der zugerechneten Gerechtigkeit, verworfen; die Folge war, daß sie unfähig, dem Volke besondere Lockungen zu bieten, im Zeitraum eines Jahrhunderts von 60000 — so Viele waren ihrer noch im Beginne des vorigen — bis auf 5000 (nach der Zählung von 1837) zusammen geschmolzen sind. Ihre Prediger sind dem allgemeinen Zuge des von Kirche und Ueberlieferung losgerissenen Protestantismus gefolgt und predigen den schalsten Rationalismus; eben dadurch aber haben sie sich auch der herrschenden reformirten Kirche so genähert, daß sie sich von derselben nur durch den Mangel aller symbolischen Bücher, Katechismen und kirchlichen Formulare unterscheiden; ja es ist in der neuesten Zeit häufig vorgekommen, daß reformirte Prediger in remonstrantischen Kirchen fungiren, und umgekehrt remonstrantische Prediger vor reformirten Gemeinden mit Gastpredigten auftreten *).

Auch die Taufgesinnten oder Mennoniten, welche noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den Niederlanden 160,000 Glieder zählten, sind auf 33,000 herabgekommen, was gegen die rasche Zunahme und Verbreitung der Baptisten in England und Nordamerika einen starken Contrast bildet. Freilich sind die heutigen Mennoniten der gleichnamigen Secte des sechszehnten Jahrhunderts sehr unähnlich; sie haben jedes Bekenntniß, jede Beschränkung der Lehr- und

*) Rheinwald's Repert. XL, S. 179.

Glaubensfreiheit verworfen: „los von menschlichen Banden, nehmen sie die heilige Schrift, allein als die unfehlbare Richtschnur des Glaubens und Lebens an, und erklären sie nach den Regeln einer gesunden Auslegungskunde“ *). So ist denn natürlich ein plumper handgreiflicher Rationalismus unter den Taufgesinnten herrschend geworden; die Dreieinigkeit wird geläugnet, Christus als ein vorzüglicher Mensch geschildert; damit ist aber auch fast Alles, was dieser Secte früher dem herrschenden Calvinismus gegenüber Anhänger erwarb, verschwunden, und eine große Anzahl von Gemeinden hat sich theils durch den Eintritt ihrer Mitglieder in die katholische Kirche, theils durch deren Rückkehr in die gleichfalls rationalisirte, protestantische Landeskirche aufgelöst.

Mitunter erheben sich auch neue Secten bei dem Zerfalle der älteren, wie die Secte der Necessitarier, die im Jahr 1825 von einem gewissen Stoffelmüller gestiftet wurde, und die eine einstige Beseligung aller Menschen auch der Bösen lehrte, damit aber auch practisch allen Unterschied zwischen Gut und Böse aufhob, und sich der ärgsten Sittenlosigkeit ergab. Andererseits hat sich vor einigen Jahren zu Uithoorn bei Amsterdam eine communistische Secte, Vaders Goed (Vaters Gut) genannt, angesiedelt, die alles für das Eigenthum ihres himmlischen Vaters haltend, selber auf jeden Privatbesitz Verzicht leistet.

Während indeß ältere und neuere, große und kleine Secten, aus der allen gemeinsamen facies hippocratica kenntlich, ein schwer bedrohtes Daseyn fristen, erstarkt auch in den Niederlanden die katholische Kirche zum Schrecken ihrer Gegner. Schon das Zahlenverhältniß zeigt, welchen Aufschwung sie dort genommen. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts zählte man in Nordniederland von 2,162,000 Seelen 1,100000 Reformirte, 330,000 Katholiken; im Jahr 1837 von 2,557,522

*) Worte des Mennonitischen Professors S. Müller im Jahre 1827, s. Fliedner's Collectenreise I, 156.

Seelen 1,518,700 Reformirte und 877,674 Katholiken. Die Katholiken haben also in diesem Zeitraum sich mehr als verdoppelt, während die Reformirten troz des großen Verfalls der Remonstranten und Mennoniten um wenig mehr als ein Viertheil gewachsen sind. Die Besorgnisse, die dieß und anderes in Bezug auf die künftige Stellung beider Genossenschaften erregt, sind unter andern in einer vor ein paar Jahren zu Utrecht erschienenen kleinen Schrift ausgesprochen: Etwas über den Verfall in der reformirten Kirche und den zunehmenden Einfluß der römischen Geistlichkeit in unserem Vaterlande *). Der Verfasser beklagt es, daß eine der stärksten Schutzmauern der protestantischen Kirche gefallen sey, da die Katholiken jetzt zu öffentlichen Aemtern und Diensten zugelassen würden, während sie vor 1795 nicht einmal Polizeidiener oder Sackträger in den Städten hätten werden können; in den kleinern Städten und in den Dörfern, behauptet er, seyen die Fortschritte der römischen Kirche auch dem oberflächlichen Beobachter nur allzu sichtbar; in Gegenden, wo die Katholiken zahlreich seyen, schrumpften die reformirten Gemeinden mehr und mehr zusammen, so daß manche zu klein würden, um länger einen eigenen Prediger darauf zu halten. Als Ursachen des Verfalls gibt er an die allzu große Dürftigkeit und Einfachheit des reformirten Gottesdienstes und die Spaltungen unter den Protestanten. Als Augenzeuge klagt er endlich auch darüber, daß im niederländischen Indien die römische Geistlichkeit sich mehr und mehr seit einigen Jahren befestige.

(Fortsetzung folgt.)

*) Iets over het verval in de hervormde kerk en den toenemenden invloed der Roomsche Geestelijkheid in ons vaderland. Utrecht en Amsterdam 1840.

XIII.

Literatur.

Spicilegium Romanum. Romae 1839 — 41. 8 Bde. 8.

Eine überaus freundliche Gabe zum Weihnachtsgeschenke brachte eine der letzten Büchersendungen aus Italien, die vollständige Sammlung ungekannter Schriftsteller oder bekannter Autoren ungekannte Werke welche einer der größten Kenner alter und neuer Literatur, der Cardinal Angelo Mai der Verborgenheit entriß. Da diese Aehrenlese interessanter Quellen der Patristik, des Kirchenrechts, der Profan- und Kirchengeschichte wohl nur ganz wenigen Lesern zu Gebote stehen und diejenigen, welche sich in dieser Lage befinden, vielleicht nur, was den Kreis ihrer Studien betrifft, hervorheben werden, halten wir es dem Zwecke dieser Blätter angemessen, über den Inhalt dieser werthvollen literarischen Ausbeute uns weitläufiger zu verbreiten.

Der erste Band, 688 Seiten stark, enthält außer zwei kleinen Tractaten Bernardino Baldis von Urbino über die Geschichte und Guicciardinis Darstellung des Lebens Herzogs Franz Maria von Urbino, mehrere ungedruckte Sonetten aus dem vierzehnten Jahrhundert und 103 Lebensbeschreibungen bedeutender Männer, die im fünfzehnten Jahrhunderte lebten, Zeitgenossen des Verfassers Vespasianus von Florenz. Es war dieß einer der bedeutendsten Buchhändler seiner Zeit, dessen Hülfe sich Papst Nikolaus V. bediente, um die vaticanische Bibliothek zu begründen, welcher selbst mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in vielfacher und zum Theile inniger Berührung stand und dadurch den Stoff zu den Biographien zu sammeln vermochte. Diese selbst sind von verschiedener Ausdehnung, theils groß, theils wie die des berühmten Cardinals von Cusa, in wenige Zeilen zusammengedrängt. Außer zwei Päpsten und vier fürstlichen Personen, sind sechszehn Cardinäle, eine große Anzahl von Bischöfen, Ordensmännern und Prälaten, die ausgezeichnetsten Staatsmänner von Florenz und eine Reihe

von Gelehrten beschrieben. Es wäre zu wünschen, daß Jemand die literarischen Zustände Italiens nach diesen Originalnotizen zusammenzustellen unternähme; es würde eines der bedeutendsten Denkmäler der literarischen Bewegung des Vorabends der Kirchenspaltung werden.

Ist der Anfang des Spicilegiums nur für Italien von speziellem Werthe, so nimmt der zweite Band schon ein allgemeines Interesse in Anspruch. Zuerst ist das zweite und dritte, vierte und fünfte Buch der Uebersetzung der Ilias in lateinischen Hexametern von dem berühmten Angelo Poligiano mitgetheilt; dann folgt ein bisher unbekannter Tractat des berühmten Cardinals Sadolet de christiana ecclesia vom Jahre 1539. Da Sadolet zu denjenigen Cardinälen gehörte, welche Paul III. zum Gutachten über die Reformation der Kirche aufforderte, so ist diese Abhandlung auch für die Geschichte der wirklichen Reformation von Bedeutung, und nur zu bedauern, daß bis jetzt das erste Buch allein sich vorgefunden hat. Auch mehrere Briefe des berühmten Cardinals Aleander werden hiebei veröffentlicht, von welchen besonders der an Wilhelm Henchewort ein eben so ehrendes Zeugniß für den vielverkannten Adrian VI., als für den Ernst der Gesinnungen Aleanders ist. Ein Schreiben dieses Papstes von Spanien aus an die Cardinäle wird von dem Herausgeber nur dem Hauptinhalte nach mitgetheilt. Den größeren Theil des Bandes füllen die Commentare des jüngeren Cosmas (von Jerusalem) zu den Gedichten des heil. Gregor von Nazianz, welche Vieles berühren, was für heidnische Mythologie, so wie für Archäologie der Juden und Christen von Bedeutung ist. Zugleich werden durch seine Commentare neue Fragmente des Kirchenvaters selbst mitgetheilt. Es folgen Historien des Abt Nonnos als Zusätze zu zwei Predigten des Gregor von Nazianz; einige Lucubrationen des Libanius! das Prodmium eines Commentars des Philoponus zur Arithmetik des Nicomachus, welcher alte Schriftsteller, wie den Aristocles über Philosophie, so den Pythagoräer Androcydes citirt; griechische Fragmente, die aus einem Palimpseste von Grotta Ferrata stammen, und sich auf Julians Perserzug, die Geschichte des Theodosius II., und Papst Vigilius beziehen. Ein Facsimile dieses tuskulanischen Palimpsestes ist beigegeben. Weniger als der zweite Band scheint der dritte auf eine größere Anzahl von Lesern rechnen zu dürfen. 670 Seiten enthalten das griechische Werk des Erzbischof Sophronius von Jerusalem über die Lobpreisungen und Wunder des heil. Cyrus und Johannes, dem die lateinische Uebersetzung des Bonifazius und des Bibliothekars Anastasius beigegeben ist. Von dem letzteren sind die nachher folgenden acta sincera S. Pe-

tri Alexandrini M. in das Lateinische übertragen, welche sowohl in Bezug auf die Anfänge des Arianismus, als auf die Verfolgung unter Maximian von Werth sind. Das bedeutendste in diesem Bande möchten aber die Fragmente des Gregorius Thaumaturgos und anderer bedeutender Theologen seyn, die sich in einem arabischen Codex der assemanischen Handschriftensammlung vorfand, der den Monophysiten als Rüstzeug ihrer theologischen Meinungen diente. Werden die Biographien des ersten Bandes den Historikern Vieles zu thun geben, so ist hier reicher Stoff für theologische Forschungen vorhanden. Wie oft selbst die ärgsten Feinde der Kirche Zeugniß geben müssen, so auch hier, indem der Brief des monophysitischen Patriarchen Theodosius von Alexandria nach dem Ausdruck des gelehrten Herausgebers ein novum testimonium palmare et perspicuum de corporis sanguinisque Christi praesentia in tremendo altaris mysterio, enthält (Note zu S. 716). Si quis dixerit, schreibt der Patriarch unter Andern an seine Heerde, in sacro corpore pretiosoque sanguine Christi, quae super altare extollimus dum ipsorum liturgiam perficimus, mortem ejus ac passionem commemorantes, passionem aut mortem aut corruptionem intervenire, anathema sit. Wie hübsch es nach solchen Zeugnissen doch klingt, wenn Ranke in seiner Geschichte Deutschlands behauptet, das Dogma der Transsubstantiation sey eine Erfindung des dreizehnten Jahrhunderts!! Den Schluß des Bandes macht der Brief Heinrichs VIII. von England ad illustrissimos Saxoniae duces über Luther, und ein Schreiben Papst Leo's an denselben König. Der nun folgende vierte Band ist seinem Inhalt nach einer der reichsten und bedeutendsten der ganzen Sammlung. Wir heben in Kürze das Bedeutendste hervor: ein Brief des ägyptischen Bischofs Serapion an die Mönche, welcher mehrere von diesen als lebend erwähnt, die noch vor dem heil. Antonius starben, wodurch das hohe Alter dieses Briefes und seines Verfassers erhellt; eine Predigt des heil Johannes Chrysostomus, worunter eine Palimpseste, drei aus dem Syrischen in das Lateinische übersetzt; eine die, wie die achte der von Montfaucon bekannt gemachten, der Gothen erwähnt; fünf Homilien des Proclus, des Schülers des heil. Johann Chrysostomus, worunter eine Palimpseste, drei aus dem Syrischen in das Lateinische übersetzt; eine Homilie des Bischofs Diadochus von Photice, Zeitgenossen dieses Proclus; prosaische und poetische Werke des heil. Sophronius; Mehreres über die Heiligen Cyrus und Johannes, Vorreden zu Lebensbeschreibungen von Heiligen, zu des Claudius von Turin catena patrum, Predigten des heil. Paulinus und des

heil. Petrus Damiani, des Johannes Diaconus von Neapel Leben des heil. Nicolaus, des heil. Johann von Damask Leben des Märtyrer Artemius, das aus Philostorgius und anderen Schriftstellern zusammengesetzt und eine Quelle für die Geschichte Julians ist. Excerpten aus Nicetas Choniates beleuchten die Geschichte des Macedonius, Nestorius, Eutyches, und enthalten Stellen aus dem heil. Cyrillus (S. 423, 424), deren weitere Mittheilung der Verfasser einem späteren Bande vorbehielt. Es folgten des Theodor Mopsueste Scholien zu dem Briefe des heil. Paulus an die Römer, der Schluß von des Diacon Ferrandus Werk de septem regulis innocentiae, Asklepiodot über das Kriegswesen, militärische Denksprüche eines Unbekannten, des Petrus Matrangas critische Bemerkungen zu den Oden des heil. Sophronius, endlich eine lateinische Uebersetzung der Oden desselben Heiligen in ungebundener Rede. Der fünfte Band beginnt mit des Apponius explanatio in canticum; die sechs ersten Bücher sind schon früher bekannt. Der Herausgeber fügt von den noch folgenden sechs, Buch sieben, acht und die Hälfte des neunten hinzu, und weist dem Autor, den man bisher in das siebente Jahrhundert setzte, die Mitte des sechsten als Lebenszeit an. Dann kommen mehrere Predigten des Bischofs Faustus aus dem fünften Jahrhunderte; eine des B. Faustinus, des Arnobius Uebersetzung des Osterbriefes des heil. Cyrillus; der griechische Text des heil. Cyrillus über die Parabel vom Weinberge; eine Predigt des Bischofs Laurentius aus der Mitte des zehnten Jahrhunderts, eine andere des Diacon Alberich von Monte Cassino über die heil. Scolastica; ein interessanter Brief der Mönche desselben Klosters an ihre deutschen Brüder (V. S. 144), aus einem Codex des eilften Jahrhunderts. Der deutschen Geschichte gehören speciell an fünf Briefe von mehr als sechszig, welche ein Codex von Lorsch, gegenwärtig der palatinischen Abtheilung der Vaticana, enthält. Leider hat der Herausgeber sich nicht entschließen können, mehrere in seiner Sammlung aufzunehmen, und selbst diese bedürfen eines Commentars. Der Herausgeber weist sie der Periode der fränkischen Kaiser an; allein es wird wohl die Frage seyn, ob nicht auch einige der der sächsischen Kaiser zuzutheilen seyen. Der letzte der mitgetheilten Briefe gehört jedoch unstreitig der Zeit Heinrichs IV. an, und behandelt dessen Streit mit Heinrich V. Nach einem Prolog des römischen Diacons Leo zur Lebensbeschreibung des heil. Johann Chrysostomus und einem Supplement zu Cassiodors Institutionen wurden alte Cataloge der Klosterbibliothek von Lorsch, Corvey, Fulda und einiger anderen Orte mitge-

theilt, zu welchen die Vorrede werthvolle Erläuterungen hinzufügt. Die Naturforscher werden es dem Herausgeber zu Dank wissen, daß der Commentar des Stefanus zu dem Prognosticon des Hippokrates bekannt wurde, dem Seite XXIX noch ein Specimen des Commentars des Theophilus zu den Aphorismen beigegeben wurde. Ein anderer Commentar, des Metropoliten Eustathius zu Johann von Damaskus und Miscellaneen des Rhetors Chorikius, meist antiquarischen Inhaltes, machen den Beschluß dieses Bandes. Der folgende, sechste spricht sich zuerst über den Reichthum an wichtigen Quellen für die Geschichte der Päpste aus, welchen die vaticanische Bibliothek darbietet; wie daselbst die Briefe und Rathschläge eines Thomas von Capua, Bessarion, Colonna, Sirletus, Aleander, Polus, Salviatus, Borromäus und so vieler anderer berühmter Cardinäle; die Streitschriften der griechischen Secten; endlich eine große Anzahl von Biographien der Päpste sich vorfinden. Aus den letztern hob der gelehrte Herausgeber die vitae Paparum von Bernardus Guidonis (filius) hervor, jedoch nicht in der größeren Ausdehnung, sondern in dem von Bernard selbst verfaßten Auszuge. Wie aber in dem ganzen Spicilegium nicht blos das Unbekannte publicirt, sondern auch sorgfältig mit Noten und critischen Erläuterungen versehen wurde, so auch hier, indem genau die eingedrungenen von den wahren Päpsten geschieden, und von Zeit zu Zeit werthvolle Zusätze eingeschaltet werden. Eine weitere berichtigende Bemerkung folgt über das berühmte Buch des Camerarius Cencius, das Grundbuch der römischen Kirche, woraus man ersieht, daß von den 258 Blättern der vatikanischen Handschrift kaum 190 von Muratori abgedruckt worden sind. Aehnliche Erläuterungen werden auch noch über den nicht minder berühmten Codex der Ottoboniana n. 3057, des Scholars Albinus gegeben, und eine kostbare Rede P. Gregor's II. über den Bildersturm daraus mitgetheilt, p. XV. Bernardus Guidonis widmete sein Werk dem P. Johann XXII., weshalb auch nur diejenigen vitae als authentisch betrachtet werden können, welche dieser Periode angehören, was auch die früheren Herausgeber der Vitae Pontificum bewog, mit Umgehung aller übrigen, nur diejenigen mitzutheilen, durch welche vorhandene Lücken ergänzt wurden, oder die der Epoche Bernard's zunächst fielen. Bei der vita Johannis XII. wird eine zweite vita aus dem Codex des Cencins, der Schwur Otto's I. und der Ordo Romanus zur Krönung des Kaisers mitgetheilt. Diese vita Johannis XII. und der Schwur Ottos sind aus demselben Manuscript in dem ersten Bande von Höflers deutschen Päpsten Seite 338, mitge-

theilt worden, und der Ordo Romanus stimmt genau mit demjenigen überein, den bereits Cenni bekannt machte, und nach welchem in dem zweiten Bande des angeführten Buches die Krönung Kaiser Heinrichs III. beschrieben wurde. Der gleichfalls hier eingeschaltete Schwur Friedrichs II., datirt von Hagenau und Capua 1219 und 1221 ist derselbe, welchen Pertz M. G. h. p. IV, 232, 233 und Seite 245 bekannt gemacht hat. Bei Erwähnung des heil. Adalbert wird das Privilegium des K. Bela von Ungarn über die Freiheiten der ungarischen Kirche mitgetheilt. Bei der Lebensbeschreibung Clemens II. erkennt man den späteren Compilator, da er diesen Papst als invasor behandelte. Da Muratori die Vitae des Bernardus von Victor III. an herausgab, ist von den Folgenden Umgang genommen. Das fragmentum historiae Pontificiae ex Bonizone Sutrino ist die weitere Ausführung desjenigen, welches im Anhange zu dem ersten Bande der deutschen Päpste mitgetheilt wurde S. 337. Diese genuine Quelle spricht ausdrücklich von einer Wahl P. Clemens II., und erkennt ihn als ächten und wahren Papst an. Die hierauf folgenden vitae aliquot Pontificum sind von dem ehemaligen Präfecten der vaticanischen Bibliothek Laur. Zacagni aus Handschriften zusammengestellt. Diese sind ein wahrer Gewinn und verbreiten über das Schisma des Jahrs 1046 neues Licht. Ja, die ganze Auffassungsweise der lothringisch-toskanischen Parthei zu den fränkischen Kaisern und der Stellung Hildebrands wird wesentlich durch diese neue vitae modificirt, doch muß auch die neue Quelle selbst, die von einem Gegner Hildebrands herzurühren scheint, erst erläutert und in ihrem wahren Werthe dargestellt werden. Von Alexander II. springen die vitae auf Paschalis II., aus dessen registro die vita genommen ist, auf Gelasius II. und Calixtus II.; endlich wird noch ein Supplement zu dem Leben Innocenz III. geliefert, und damit eine Lücke ausgefüllt, welche bereits Hurter bemerkte. Es ist dieß die Liste der Schenkungen, die Innocenz in den letzten Lebensjahren der Kirche machte. Später, Seite 475, werden auch noch mehrere Predigten desselben Papstes, die bisher unbekannt waren, mitgetheilt, sowie ein dialogus inter Deum et peccatorem. Eine für die Kirchenrechtslehrer höchst erwünschte Zugabe ist die collectio canonica S. Anselmi Lucensis, obgleich nur die Kapitelüberschriften jedoch der dreizehn Bücher aufgeführt werden. Daran reiht sich an: canonum prisca collectio, aus einem Pergamentcodex von dem Anfange des zehnten Jahrhunderts, gleichfalls mit den Capitelüberschriften bekannt gemacht. Gegen Ende des Bandes folgen noch mehrere Abhandlunge, eines römischen Cardinals (wohl aus dem zwölften Jahrhun-

dert) de Poenitentia; über die fünfzehn Erfordernisse einer wahren Beicht, woraus sich die neuen Theoretiker im Geiste Ranke's das Ihrige erholen können. Dann des bekannten Bischofs Sicard von Cremona Tractat de officiis ecclesiasticis, jedoch nur im Auszuge; eine griechische Papstchronik von Formosus bis zum Tode Johannes X., ein kostbares Fragment für die dunkle und verworrene Zeit, das jedoch mit den einschlägigen vitis des Bernardus Guidonis sehr übereinstimmt; griechische Fragmente, die sich auf Constantin den Großen beziehen; Gnomica des Georgidius; endlich eine politische Abhandlung des nachherigen Cardinals Pallavicini an den Großherzog Ferdinand II. von Toscana: se il principe debba essere letterato. Damit schließt dieser äußerst interessante Band. Der folgende siebente Band beginnt mit der denkwürdigen Erzählung des als Gegner des Iconoclastenus Leo berühmten Patriarchen Germanus über die Synoden und Ketzereien seit dem Beginne der apostolischen Zeiten. Dieses Werk, welches früher nicht bekannt war, dient zugleich zur persönlichen Rechtfertigung des Patriarchen, den eine Stelle des Theophanes als der monotheletischen Irrthümer verdächtig hinstellt. Der ganze übrige Theil des Bandes ist der großen Canonensammlung des wegen seiner Gelehrsamkeit eben so berühmten, wie wegen seiner Treulosigkeit berüchtigten Photius gewidmet von Seite 72 bis 496 — unstreitig nebst den oben angeführten Sammlungen von Canonen eine der schätzenswerthesten Bereicherungen der Quellen des canonischen Rechtes. Den achten und letzten Band eröffnet Sedulius, ein Zeitgenosse Carls des Großen und Ludwig des Frommen mit seinem Werke de rectoribus christianis, über die Aufgaben und Pflichten eines Herrschers, dessen Verhältniß zur Kirche u. s. f., ein höchst interessanter Beitrag zur Kenntniß des Zustandes der Gemüther nach Wiederaufrichtung des Kaiserthrones, der seinem Autor eine große Berühmtheit verschaffte und Ludwig dem Frommen als Muster und Vorbild gedient zu haben scheint. Dann kommen zwei Abhandlungen des Bischofs von Verona, Cardinals Augustin Valerio, gestorben 1606. Es sind dieß schöne Denkmäler sowohl des eigenen erhabenen Sinnes, als auch der Anerkennung fremder Tugend; treffliche Beweise des Aufschwunges, den die Kirche in jener Zeit genommen hatte. Hierauf folgen vier Bücher Historien und elf Bücher Briefe des Bischofs von Ameria, Anton Maria Graziani, welcher als Biograph des Card. Commendone durch seine tiefen Kenntnisse der Zustände Deutschlands und der slavischen Länder im sechszehnten Jahrhunderte sich einen bedeutenden Namen erwarb. Die Historien beziehen sich auf den

wallachischen Despoten und gewähren eine Anschauung der Zustände des östlichen Europa's um das Jahr 1560, wie man sie nur aus wenigen Büchern zu erlangen im Stande seyn wird. Die Briefe reichen von 1563 bis 1570, sind ein Muster eines schönen lateinischen Styles, und enthalten interessante historische Notizen über Deutschland, Belgien, Polen, Rußland u. s. w, je nachdem Nachrichten über die wichtigsten politischen Vorgänge an den Cardinal Commendone gekommen waren, so daß die Briefe Denkwürdigkeiten gleich zu achten sind. So z. B. V. C. 4 über die vergeblichen Bemühungen des deutschen Kaisers, die protestantischen Fürsten Deutschlands von der bewaffneten Unterstützung der Hugenotten gegen den französischen König abwendig zu machen, was später, als die Franzosen das jus talionis übten, Deutschland so entsetzliche Verheerungen brachte. Schon 1568 schrieb Graziani: Germaniae is status nunc est, is motus animorum, ea nobilitatis alienatio a principibus, ea principum inter se dissensio ac tanta in populos ab iisdem Hugonotiis semina bellorum ac seditionum jacta atque res omnes ita turbidae, ut ingens aliqua tempestas impendere illi videatur, VI. 1. Neuere Forschungen haben aber erwiesen, daß in den Jahren 1569 und 1570 von Seiten der Calvinisten der Ausbruch eines allgemeinen Krieges festgesetzt war. Derselbe Brief erzählt auch die Gefangennehmung des Don Carlos durch seinen Vater. Schade, daß der kenntnißreiche Herausgeber, dem noch drei große Bände voll Briefe Gratianis von den Jahren 1596 bis 98 aus der Zeit seiner Gesandtschaft zu Venedig bekannt sind, nicht noch Mehreres von ihm dem Drucke übergab. Sollte Grazian's Geschichte des ersten Jahres der Regierung P. Sixtus V. ganz verloren seyn? Gedichte der Cardinäle Commendone und Bombo schließen sich an diese Briefsammlung an. Zu des Jul. Valerius de rebus gestis Alexandri Macedonis fand sich ein Supplement, das hier angeschlossen wird; dann folgen mehrere Briefe des im Jahre 1517 gestorbenen Antonius Galateus an den König Ferdinand den Katholischen und andere angesehene Personen, über den Krieg mit den Türken und den Franzosen in Italien. Von dreizehn Biographien der spanischen Vicekönige in Neapel, verfaßt vom Jul. Cäsar Capacci, sind drei aufgenommen, Gonsalvo, Raimund von Cordova, Petrus Gironus. Eine für Archäologen werthvolle Beigabe ist die Vorrede des Onuphrius Panvinius zu seinen hundert Büchern römischer Antiquitäten; für Philologen, ein langer Commentar zu des Plato Republik. Den Schluß machen vier Predigten des heil. Augustinus. Eine Notiz der Vorrede gibt Auf-

schluß über einen neuen Codex der Biographien des Florentiners Vespasian. Beigegeben sind noch zwei altitalienische Gedichte, eines von Simon von Siena an die Mutter Gottes vom Jahre 1383, und ein anderes über des Grafen Francesco Battifolle Vertreibung aus Poppi, von einem Ungenannten.

Faßt man diese große Masse bisher unbekannten Materials und den innern Werth desselben zusammen, so vermag man sich einen Begriff von den Reichthum zu machen, welcher bisher in den Handschriften der römischen Bibliotheken verborgen war. Und wie viele solche Spicilegien könnten nicht noch aus ihren verborgenen Schätzen zusammengestellt werden! Wir rechnen es dem hochgestellten Herausgeber zum größten Verdienste an, nach so herrlichen Anfängen, die ihm in der Literatur bereits einen bedeutenden Namen verschafft haben, diese glänzende Fortsetzung gemacht und die erhabene Stelle, welche er einnimmt, auf eine Weise zur Förderung der Wissenschaft und der Religion benützt zu haben, daß alle Freunde der Literatur zum innigen Dank verpflichtet sind. Er hat sich aber nicht bloß das Verdienst eines glücklichen Finders eigen gemacht, sondern auch eines umfassenden, in allen Zweigen der Literatur bewanderten Gelehrten, der das Beste, was er zu leisten vermag, zur Zierde und zum Schmucke der Kirche darbringt, und für sich allein Größeres und Bedeutenderes vollendete, als ganze gelehrte Gesellschaften in vielen Jahrzehnten ihres Bestehens zu leisten vermochten.

XIV.

Briefliche Mittheilungen
aus Rom.

Rom, den 4. Jannar. Es freut mich herzlich, Ihnen eine Begebenheit mittheilen zu können, welche hier Alles in Erstaunen gesetzt hat; ich habe die Person, welche es betrifft, selbst kennen gelernt und durch Augenzeugen, welche jener Begebenheit beiwohnte, alles Einzelne erfahren. In dem hiesigen Conservatorio di Ripetta befand sich eine junge Person, welche schon seit längerer Zeit sehr leidend war. Es hatten sich bei ihr die deutlichsten Symptome der Lungenschwindsucht eingestellt und zu Anfang des verflossenen Monats nahm ihr Zustand

einen solchen Charakter an, daß nicht nur an keine Genesung mehr zu denken war, sondern die baldige Auflösung zu erwarten stand. Sie wurde von einem ausgezeichneten Arzte, Dr. Lupi, behandelt; dieser erklärte am 7. December alle seine Hülfe für vergeblich, und entschied dafür, daß die Dahinscheidende mit den Sacramenten versehen werden solle. Diese hatte von jeher eine besondere Andacht zu einem in der Kapelle des Conservatoriums befindlichen Bilde der Mutter Gottes gehabt, und bat, daß ihr dasselbe auf ihr Zimmer gebracht werden möchte. In dem Gefühle des unbedingten Vertrauens zu der Mutter unseres Erlösers wendete sie sich zu deren Bildniß, und zwar mit der Bitte, die sie selbst der gnadenreichen Jungfrau, als eine freilich sehr kühne vortrug: „wenn's möglich sey, so möchte sie ihr bei ihrem bevorstehenden Tode über das Fegfeuer hinweghelfen und sie unmittelbar zu dem Bräutigam ihrer Seele in den Himmel führen". Die Kranke will darauf eine von dem Bilde ihr zusprechende Stimme vernommen haben: „Dazu ist es noch Zeit, stehe auf"! Augenblicklich fühlte sie sich genesen, und forderte von den sie umgebenden Schwestern ihre Kleider, sie sey gesund und wolle aufstehen, um der Mutter Gottes Dank zu sagen. Die Schwestern hatten diesem Wunsche, weil sie sich vor Erstaunen nicht zu fassen wußten, noch nicht willfahrt, als der Geistliche in das Zimmer trat, um die Kranke mit den heiligen Sacramenten zu versehen. Er überzeugte sich von der wunderbaren Heilung, welche an der Kranken durch die Gnade Gottes gewirkt war, und auf sein Geheiß wurde das junge Mädchen, die man in wenigen Stunden als eine Leiche in den Sarg legen zu müssen glaubte, angekleidet. Sie stund auf, war gesund und brachte Gott ihren Dank dar, indem sie längere Zeit in tiefer Andacht vor dem Bilde der allerseligsten Jungfrau verweilte. Das ganze Haus wurde auf das freudigste von der Kunde dieses Wunders bewegt, am meisten aber staunte der Arzt, als dieser in das Zimmer trat, und die schon todt Geglaubte ihm wohl und gesund entgegentreten sah. Nachdem er von seinem ersten freudigen Schrecken sich erholt hatte, eilte auch er der gnadenreichen Helferin zu, und brachte ihr, für die von ihr erbetene, göttliche Hülfe, wo seine menschliche nicht zugereicht hatte, seinen gerührten Dank dar. Die Nachricht von diesem Ereignisse verbreitete sich bald weiter, und wenige Tage darauf wurde zu Ehren der Mutter Gottes von dem Cardinalvicar in der Kapelle des Conservatoriums ein feierliches Tedeum angestimmt. Seither ist die Geheilte im Stande, allen ihren Berufsgeschäften nachzugehen, so wie sie auch darin sich gesunder als je fühlt, daß sie die Fastenspeisen, die sie früher nie vertragen konnte, jetzt ganz gut verträgt. Seitens der kirchlichen Behörden ist wegen allen einzelnen, bei der ganzen Begebenheit in Betracht kommenden Umständen eine genaue Untersuchung angestellt worden. Ein hochgestellter Herr, welchen ich näher zu kennen die Ehre habe, besuchte schon einmal vor mehreren Tagen das Conservatorium, und hatte sich über alle die erwähnten Einzelnheiten unterrichtet; er hatte die Güte, mich bei einem zweiten Besuche ebenfalls mitzunehmen. Hier hatte ich nun Gelegenheit, die wunderbar Genesene selbst zu sehen und zu sprechen, und aus ihrem, wie aus der Schwester und der Oberin Munde das Ihnen mitgetheilte zu vernehmen. Auch wir verfügten uns zu dem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes, zu welchem seither das andächtige Volk Roms strömt, hin, um Gott für die einem Geschöpfe erwiesene Gnade zu danken. —

XV.

Kirchliche Zustände Schlesiens.

(Dritter Artikel.)

Die Presse und die Censur.

Ist auch der Einfluß der Presse geringer anzuschlagen, als der Einfluß der Schule, so ist sie doch unter den den Lauf der Ereignisse begründenden Potenzen eine der mächtigsten, und muß ihrer Richtung und Tendenz nach beschrieben werden, wenn von den kirchlichen Zuständen die Rede ist. Wie es in Deutschland hiermit steht, weiß Jedermann. Die katholische Presse ist noch im Entstehen; dasjenige, was die öffentliche Meinung leitet, ist großentheils die protestantische Presse. Dieses gilt vorzüglich von der Tagespresse, welche die einflußreiche ist. Unter den in Deutschland erscheinenden Zeitungen wird einzig die Augsburger Post-Zeitung im katholischen Sinne redigirt. Hiermit haben wir auch zugleich die Tendenz und die Richtung der Presse bezeichnet. In Schlesien hat das Uebel seinen Culminationspunkt erreicht; denn es gibt wohl, wenn wir etwa Sachsen ausnehmen, kein Land, keine Provinz, in welcher die Presse für die Kirche eine gefährlichere Macht wäre, als dieses in Schlesien der Fall ist. Schon der Umstand verleiht dieser antikirchlichen Potenz einen kaum zu berechnenden Einfluß, daß die Schule in allen Klassen eine wahre Lesesucht erzeugt, und sie für die Einwirkungen der schlechten Presse empfänglich gemacht hat; eine Disposition, der diese nun hilfreich entgegenkömmt.

Es bestehen hier zwei täglich, mit Ausnahme der Sonntage und Festtage, erscheinende Zeitungen, die Schlesische und Breslauer, welche letztere für die provinciellen Klätschereien ein eigenes „Organ" geschaffen hat, das wöchentlich zweimal herauskömmt. Im vorigen Jahre entstanden auf einmal drei neue protestantische Zeitschriften, von denen aber die „Annalen" bereits wieder eingegangen sind, so daß gegenwärtig der „Prophet" und der „kirchliche Anzeiger" erscheinen. An diese schließen sich die Lokalblätter an, deren Zahl Legion ist, denn jedes Städtchen hat sein eigenes Blättchen; in einigen Städten erscheinen deren, wie in Neisse, gar zwei. Dazu kommen noch die Kreisblätter, die in ihrer ersten Abtheilung die Verfügungen des Landraths, in der zweiten Abhandlungen über ökonomische, religiöse und polizeiliche Fragen enthalten, von den Landräthen redigirt werden, von jedem Dominium, von jeder Gemeinde gehalten werden müssen. Rechnet man nun noch dazu die große Menge der Leihbibliotheken, die der Unsittlichkeit in die Hände arbeiten, die Millionen von Tractätchen, die von Pietisten den Katholiken fast aufgedrungen werden, so kann man sich einen Begriff machen von der Macht, welche bei uns die Presse besitzt.

Um den Ingrimm, von dem sie durchgängig gegen Alles, was katholisch ist, beseelt wird, zu beschreiben, fehlt es uns an Worten. Wir lassen darum Thatsachen reden. Hat es wohl je ein erbärmlicheres Machwerk gegeben, als die Schrift von Deppen über die Demagogie der Jesuiten? Gleichwohl wurde sie in der Breslauer Zeitung (1841 Nro. 291) als „ein pikantes Gemälde", durch welches ihr „ein großes historisches Interesse" verliehen werde, angepriesen, und aus ihr eine Aeußerung des Verfassers angeführt, die also lautet: „Es gibt kein Laster, keine Niederträchtigkeit, deren sich die Jesuiten nicht schuldig gemacht hätten; in allen Schändlichkeiten sind sie Meister gewesen, und es reichen hundert Folianten nicht hin, das ganze Register ihrer Sünden zu fassen".

So weit geht der Ingrimm, daß unsere Presse mit ungezogenen Buben sympathisirt, wenn sie einem katholischen Priester einen Schabernack mitspielen. Als Abbé Dupanloup wegen einigen polemischen Aeußerungen gegen die destructive Tendenz der Philosophie Cousin's von seinen Zuhörern ausgepfiffen worden war, eilte die Breslauer Zeitung (1842 Nro. 135) diese Ungezogenheit zu berichten, mit der Bemerkung, das sey natürlich und werde sich noch oft wiederholen. Doch das sind Kleinigkeiten! Aber was soll man dazu sagen, daß unsere Presse die in Rußland gegen die Katholiken ergriffenen Maaßregeln in Schutz nimmt? Was soll man dazu sagen, daß sie sogar gegen den in Paris angeregten Kinderverein mit verkniffener Wuth sich (Bresl. Z. 1843, Nro. 240) ausspricht? Was soll man dazu sagen, daß sie, die in Betreff der an das Bisthum in Jerusalem verwendeten Summen kein tadelndes Wort hatte, in grämlicher Weise gegen diejenigen losfuhr (Schles. Chonik 1841, Nro. 93), die einige Kreuzer den Katholiken in London gespendet haben? Was soll man dazu sagen, wenn ein Regierungsrath in den Provinzialblättern den Hohn so weit treibt, daß er verlangt, der Papst solle dankbar die Opfer anerkennen, die Preußen der katholischen Kirche gebracht habe? Was soll man dazu sagen, wenn (Bresl. Z. 1843, Nro. 175) bei Gelegenheit der Besprechung der „Brantwein-Frage" zum Beweise, daß zur Verbannung der Trunksucht die geistige Hebung des Volkes erforderlich sey, eine Stelle aus einem neueren Schriftsteller angeführt wird, in der sich folgende Worte befinden: „Die Freiheit ist, wie das einzige Leben, so auch der einzige Genuß des Menschen; so lange diese eine und ganze Freiheit nicht hergestellt ist, lebt der Mensch nicht rein menschlich, sondern mehr oder weniger thierisch, er hat entweder ein unglückliches Bewußtseyn, das Bewußtseyn seines Elendes, oder er schwelgt in Müßiggang und materieller Genußsucht, greift zu den bekannten betäubenden Mitteln, zu Opium, Glaubenswahne und Branntwein, ertödtet so alles Lebensbewußtseyn

in sich, und sinkt zum Ideale aller Braminen, Rabbinen und Mönche, Pfaffen, Pietisten und Mucker hinab". Und diese Gemeinheit gilt der Breslauer Zeitung als ein treffendes Wort! Was soll man dazu sagen, daß der von einem Universitätsprofessor redigirte Pro-p[illegible]ie alte, alberne Beschuldigung der Anbetung der H[illegible]gen erneuert, den Coadjutor von Köln zum Heuchler stempelt, die Bischöfe zum Abfalle von Rom auffordert, die oberste Bisthumsbehörde mit stachlichten Worten anfällt? Was soll man dazu sagen, daß der vom Generalsuperintendenten und Professor Dr. Hahn redigirte kirchliche Anzeiger mit Injurien herumwirft, katholische Schriftsteller Libellister, Libellschreiber, die katholischen Geistlichen papistische Geistliche nennt, die Dragonaden aufwärmt, und sich an Druckfehler hält, um Schriften, die er nicht widerlegen kann, in Mißcredit zu bringen, und sich nicht schämt, die alte Lüge, daß die katholische Kirche das Bibellesen verbiete, zu wiederholen?

Diesem Ingrimme entspricht auch die Kampfesweise. Die Zeitungen, welche in wohlberechneter Planmäßigkeit das Gute, was von dem Clerus gewirkt wird, ignoriren; selbst auf das, was in ihrer Nähe geschieht, keine Rücksicht nehmen, raffen alles, was die Elberfelder, Allgemeine Deutsche, Frankfurter, Vossische Zeitung Nachtheiliges von Geistlichen berichten zusammen, und bringen es auf den Markt. Wie breit wurde nicht die Geschichte des Follenius getreten! Was haben wir nicht alles von Abbo lesen müssen! Doch hielten sie sich wenigstens nur an die Wahrheit, man würde es ihnen nachsehen, wenn sie Geschmack daran finden, ihre Blätter mit Auskehricht zu verzieren. Das ist aber nicht der Fall. Lügen werden auf Lügen gehäuft. Kommen dann Widerlegungen zum Vorschein, so werden sie den Lesern vorenthalten. Besonders sind es die Jesuiten, gegen welche die Zeitungen Alles sich erlauben zu dürfen glauben. Alle die dummen Aeuße-

rungen, welche dem Jesuiten Burgstaller in den Mund gelegt werden, haben unsere Zeitungen veröffentlicht, aber die Berichtigungen verschwiegen; die große Landlüge, daß mit den Missionen der Jesuiten die Verbrechen sich häufen, haben wir (Bresl. Z. Nro. 11 u. 25) öfters lesen müssen. Die Berichtigung derselben ist natürlich den Lesern nicht mitgetheilt worden. Findet sich in einem andern Blatte eine Widerlegung schamloser Lügen, so wird kurzweg dem Verfasser derselben der gesunde Menschenverstand abgesprochen, wie es (Bresl. Z. Nro. 85, Beil.) in einem Artikel aus Neisse geschah, der Angaben enthält, die nur Mitgliedern des fürstbischöflichen Hospitals bekannt seyn können. Ist irgendwo ein Unglück geschehen, so muß der katholische Clerus daran Schuld seyn. Lasen wir doch erst neulich (Bresl. Z. Nro. 238), daß die spanischen Wirren, in deren Folge viel alter Schutt, die Klöster nebst 12,000 Mönchen fortgeschafft worden, auf Rechnung des Clerus zu setzen sind. Reicht die productive Lügenhaftigkeit nicht aus, so werden Anekdoten als Thatsachen hingestellt. Unter dem Titel: „Opposition aus Versehen", liefert die Breslauer Zeitung (Nro. 141, Beil.) eine Geschichte, in welcher erzählt wird, daß ein junger Abbé, der im Collegium des Edgar Quinet, welcher Vorlesungen über die Jesuiten angekündigt hatte, protestiren wollte, in den Hörsaal eines Professors, der über Aristoteles las, gerathen sey, und eine lächerliche Protestation angebracht habe. Diese Erzählung, die das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit an sich trägt, wird mit folgender Nutzanwendung begleitet: „Wie ernst der Kampf, den die französische Geistlichkeit gegen die Universität begonnen, auch scheinen mag, so ist es doch kein Ruhm für die Verkündiger des göttlichen Wortes, daß ihre Opposition mitunter eine etwas systematische und unlautere ist". Ganz dieser an die Verfasser der epistolae virorum obscurorum erinnernden Kampfweise angemessen ist es, wenn die katholischen Missionsvereine (Bresl. Z. 1843, Nro. 61) als Nachahmungen der Gustaph Adolph-Stiftung geschildert,

wenn die Aufführung des Raupachschen Heinrich VI. in Berlin als „ein erfreuliches Zeichen der Unparteilichkeit" (Br. Z. 1843, Nro. 60) bezeichnet wird, wenn der versuchte Raub der Prager Monstranz (Br. Z. 1843, Nro. 189) dazu benutzt wird, um zu sagen, es könnte damit wohl dem Fanatismus der Katholiken Gelegenheit gegeben worden seyn, hervorzubrechen; wenn der gegen die katholischen Wittwen verübte Zwang vertheidigt (Br. Z. 1843, Nro. 177) und von Sibthorp gesagt wird, er sey wieder Hochkirchler geworden, weil er sich zur Anbetung Marien's nicht habe verstehen wollen. Es darf wohl nicht erst gesagt werden, daß vor der Verläumdungssucht dieser Blätter weder Stand noch Alter, noch Unbescholtenheit schützt, und vor ihrem Spotte nichts sicher ist, es mag noch so heilig und ehrwürdig seyn. Sie wissen recht gut, daß die Achtung der Geistlichen ein Lebensnerv des Katholicismus ist; darum geben sie sich alle erdenkliche Mühe, ihn zu durchschneiden, und den geistlichen Stand lächerlich zu machen. Hierin zeichnet sich besonders die Schlesische Chronik aus. Es wird der Proben nicht bedürfen. Die bereits mitgetheilten werden zeigen, daß die Abneigung gegen die katholische Kirche bei unserer Presse einen so hohen Grad erreicht hat, daß sie nur noch wenige Schritte zu thun hat, um bei dem ecrasez l'infame anzulangen.

Die beiden Zeitungen und die von einem Regierungsrathe redigirten Provinzialblätter bilden die Tonangeber für die Lokalblättchen. Damit man diesen Ausspruch nicht bezweifle, wollen wir von der Art, wie über religiöse Angelegenheiten in Lokalblättern gesprochen wird, aus einem Blatte, das in einer fast ganz katholischen Stadt, in Neisse erscheint, also doch einige Rücksichten zu nehmen hat, eine Probe mittheilen. In einer durch Freundeshand uns zugekommenen Nummer des Neisser Erzählers findet sich eine Räubergeschichte, in der ein Geistlicher auftritt, welchem der Name Augustin beigelegt wird. In einer Zusammenkunft mit dem

Räuber spricht dieser Geistliche, der ein frommer und berühmter genannt wird, „mit dem Rosenkranze spielend", also: „Du weißt, mein Sohn — es ist der Räuber gemeint — daß auch dein Beichtiger vor dir sitzt, und das erfordert deine ganze Aufmerksamkeit; du weißt ferner, daß ich dein Gewerbe wohl kenne, und nie bei der Freisprechung begangener Sünden zurückhielt, damit du doch rein, wie die weißeste Wolle, in den Himmel eingehest. Dies erfordert deinen Dank, mein Sohn, und da ich deine tiefe Verschwiegenheit, wie deinen christlichen Sinn kenne, so habe ich dich zum Werkzeuge eines frommen Zweckes erlesen". Diesen Zweck enthüllend, sagt der Pater zum Räuber weiter: „Wohlan denn, so vernimm ein Geheimniß, daß eigentlich nur die gelehrtesten und eingeweihtesten Priester wissen; du kennst gewiß alle unsere lieben Heiligen, aber du ahnst nicht, woher sie entsprangen. Wisse, ein Geweihter kann nie aus dem Schooße eines Ungeweihten hervorgehen, nein, er betritt die Welt nur dadurch, daß ein besonders gottgeweihter Mann mit einer reinen, untadelichen Jungfrau in Verbindung tritt! dieß leuchtet dir ein; zur Sache also. Es erschien nämlich ein Engel, der mir ankündigte, daß die Welt wiederum die gnadenreiche Fürbitte eines neuen Heiligen erhalten solle, und daß ich sündiger Mensch dazu ersehen sey, diesem Heiligen Vater zu seyn". Kann es eine massivere Gemeinheit geben? Gebildete werden sie mit Abscheu betrachten; aber bekanntlich besteht das Publikum der Lokalblätter nicht durchgängig aus Gebildeten. Der Umstand, daß ein Blatt, das seinen Lesern solche Nahrung gibt, aus Mangel an Abonnenten nicht eingehen muß, ist übrigens ein hinreichender Beweis, bis zu welchem Grade die Empfänglichkeit für die Einwirkung der schlechten Presse bereits bei uns gestiegen ist. Und in diesem Geiste wirken die Lokalblätter ziemlich alle.

Welche Richtung die nichtperiodische protestantische Presse eingeschlagen hat, ist bekannt. In Schlesien hat sie den Si-

pfel erreicht: denn der Fall, daß ein Generalsuperintendent sich über das Metten- und Vespernsingen der Mönche in eigener Schrift lustig gemacht hätte, ist unsers Wissens nur in Schlesien vorgekommen, und zwar im Laufe dieses Jahres. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient die Predigtliteratur. Wir wollen an zwei Beispielen zeigen, in welcher Weise die Prediger für ihren Zweck zu wirken suchen. In einer Predigt von Handel, die das Thema: „warum nennt sich die evangelische Kirche nicht die alleinseligmachende", behandelt, wird in der Einleitung von den bei gemischten Ehen katholischerseits geforderten Cautionen gesprochen und dann fortgefahren: „Man könnte sich wundern, wie es möglich ist, daß sie in einer sonst so gebildeten Zeit, wie die unserige ist, wieder hervortauchen. Doch liegt die Ursache davon so nahe! Denn so lange eine Kirche den Grundsatz festhält, daß sie die alleinseligmachende sey, und daß alle, die ihr nicht angehören, der ewigen Verdammniß anheimfallen, so lange sind nicht nur jene Erscheinungen erklärlich, sondern es können derselben auch noch betrübendere folgen. Denn kann wohl bei der heiligen Taufe von der unseligen Nähe eines Evangelischen ein Segen ausgehen? Könnte er nicht mit seiner Hand dem Kinde eher einen satanischen Geist einflößen?..... Sind nicht die Kinder einer solchen Ehe, wenn sie nicht dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche zufallen, geradezu der Hölle geweiht?..... Glaubet nicht, daß solche Grundsätze der Willkühr Einzelner zuzuschreiben sind, die etwa ihre Befugnisse überschreiten. Nein — die Kirche lehrt nicht anders". Doch man wird sagen: das ist ein Dorfpastor! Nun wohl! wir wollen den königlichen Consistorialrath, Superintendenten und ersten Prediger an der Hofkirche zu Breslau, Falk, reden lassen. In der „Reformationspredigt" (Breslau bei Korn 1843) sagt er: „das Eine Ich, welches man gemeinhin das liebe Ich zu nennen pflegt, ist in der That ein gar hassenswerthes. Es ist das Ich der Selbstsucht, welches ... für sich etwas seyn, gelten und

besitzen will, ohne Gott, und außer Gott ... das ist das ungöttliche Ich, welches zu allem Bösen verführt, welches wir, nach dem Befehle des Gekreuzigten, an's Kreuz heften sollen. Gegen dieses Ich, welches das Reich Gottes nur in äußern Gebehrden kommen sah, seine Erscheinung an bestimmte Oertlichkeiten und Personen knüpfte, ... welches auf dem Stuhle von Rom sich verkörperte, sich die Macht anmaaßte zu binden und zu lösen, zu verdammen und selig zu sprechen .... sind die Reformatoren zu Felde gezogen; gegen dieses Ich welches Tausende und aber Tausende zu Märtyrern werden ließ, Wiclefs Asche in alle Lüfte zerstreute, ... welches allenthalben den Gräuel der Verwüstung in den Weinberg des Herrn trug, hat Luther zu Worms vor Kaiser und Reich gesprochen, hat Zwingli sein Herzblut auf dem Schlachtfelde vergossen. Das andere (Ich) aber ist gerade das Gegentheil von ihm. Wo jenes nimmt, da gibt es; wo jenes sich hoffärtig zeigt, da erweist es sich demüthig; wo jenes trotzt, da duldet es; wo jenes sich der Ungerechtigkeit freut, da freut es sich der Wahrheit; wo jenes sich aller Theilnahme an fremdem Geschicke entäußert, da entäußert es sich selbst .... es ist das Ich der Liebe .... Für dieses Ich haben die Reformatoren freudig und heldenmüthig gekämpft .... sich verspotten, verschmähen in Bann thun lassen, Menschenruhm und Erdenglück, Kraft und Leben eingesetzt .... Und indem sie das Ich der Liebe retteten .... gaben sie dem Einzelnen seine christlich freie Persönlichkeit zurück, die allmählig einer herrschsüchtigen Priesterkaste leibeigen geworden .... Unser Glauben wird dann zum Wissen erhoben, wenn die Gründe, auf denen er beruht, so stark und entscheidend, so völlig für uns sind, daß wir von den Gegenständen unsers Führwahrhaltens eben so fest überzeugt sind, als von dem Daseyn dessen, was wir vor Augen sehen. Zu einer solchen Glaubensgewißheit konnte aber die Christenheit unmöglich zu einer Zeit gelangen, ... wo das Licht des Evangeliums unter dem Schäffel stand, und die Wächter des

verwüsteten Zions einen Jeden, der nicht von ihrer Zunft und Gilde war, abwehrten, den Schäffel aufzuheben, und sich an den Strahlen der neuen Sonne, der Gerechtigkeit zu erquicken; zu einer Zeit, wo Papst und Geistlichkeit sich für die Pförtner des Himmels, für die Erbpächter des Heils und der Religion ausgaben, ... wo sie allen Andern nur eben so viel und so wenig von der christlichen Wahrheit mittheilen mochten, als ihnen zur Erreichung ihrer hierarchischen Zwecke, zur Befestigung ihrer Macht, zur Erweiterung ihres Einflußes gut dünkte, — zu einer Zeit, wo sie den Gottesdienst in einer fremden, dem Nichtgelehrten unverständlichen Sprache abhielten, wo sie das eigene Lesen und Forschen in der Schrift den Layen untersagten, das Volk in der entsetzlichsten Unwissenheit schmachten ließen, ... um so die Masse im blinden Gehorsam und in unbedingter Unterwerfung zu erhalten, um auf diese Weise ihren Fuß auf den Nacken der Nationen setzen, und die Gewaltigen der Erde durch ihren Bannstrahl erschrecken zu können. Diesem unseligen Zustande der Geistestyrannei und des Wahnglaubens haben die Reformatoren großentheils ein Ende gemacht, nicht blos da, wo man ihre Verkündigung als eine göttliche annahm, und immer noch annimmt — nein, theilweise auch da, wo man ihr Zeugniß verwarf, und noch heute verwirft: denn ohne Reformation gäbe es kein Concilium von Trient, das doch wenigstens anfing, den alten Sauerteig auszufegen; — sie (die katholische Kirche) ist allmählig herausgetreten aus ihrer Starrheit, aus ihrer mumienhaften Verknöcherung.... Und wenn auch Rom das nämliche ist, wie damals, und bleiben wird und muß, so lange der Papst auf dem Stuhle Petri sitzt, und sich den Statthalter Jesu auf Erden nennt, wenn es von seinen selbstsüchtigen Satzungen auch nicht ein Titelchen fallen lassen kann, ohne selber zu fallen, so hat doch das Ich der Liebe .... bei den meisten unserer katholischen Mitchristen dergestalt Raum und Geltung gewonnen, daß sie ....

die Verkündigung nicht mehr glauben können: nur in mir ist Licht, draußen ist Finsterniß.... Fürwahr die Reformatoren haben uns die Mittel dargereicht, um unsers Glaubens gewiß zu werden, um .... dem Menschen, und nicht blos dem Cofessionsverwandten, eine Stätte des Brudersinnes, des innigsten Wohlwollens, der freundlichsten Theilnahme zu gründen*). Sie haben dieß gethan dadurch, ... daß sie es laut in die Welt hineinriefen, wie auch der Nichtgeistliche .... ebenso berechtigt, als verpflichtet sey, die Bibel zu lesen .... Wie hätten die Armen, deren Gottesbewußtseyn fast gänzlich im Schlummer lag, sie, denen es nicht gegönnt war, selber zu dem Born des Lebens hinzutreten und ihren Seelendurst an ihm zu stillen, sie, deren ganzer Gottesdienst sich fast nur auf das mechanische Hersagen gewisser Gebetsformeln, auf äußere Zeichen, Kasteiungen, auf Messe hören und Wallfahrten beschränkte, den Hauptgegenstand, auf den sich alles christliche Wissen beziehen muß, deutlich gewahren mögen...?... Kaum mehr als dem bloßen Namen nach war ihnen der bekannt, dem Gott einen Namen gab, der über alle Namen ist, in welchem sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind.... Ihre Knie beugten sich fast nur vor ihren Schutzpatronen, vor den wunderthätigen Bildern und Reliquien derer, die der römische Oberbischof heilig gesprochen. Sie konnten nicht wissen von dem einigen Mittler zwischen Gott und Menschen, von dem einigen Haupte der Gemeinde, von dem einigen Hohenpriester, ... das ward ihnen erst wieder offenbar durch die Männer, die den Eckstein, den die Bauleute verworfen hatten, auf seinen Platz stellten. Daß wir ihn haben, den lieben Heiland, den theuern Jesus .... das haben wir jenen Männern zu danken, das ist ihr Verdienst". So wurde gepredigt von einem königl. preuß. Consistorialrathe in der Hofkirche zu Breslau im Jahre eintausend achthundert und drei und vierzig!

*) Von welchen diese Predigt eine glänzende Probe gibt.

Und welche Mittel stehen uns nun zu Gebote, um den nachtheiligen Einfluß der Presse unschädlich zu machen? Um den nachtheiligen Einfluß, den die Leihbibliotheken ausüben, wenigstens zu schwächen, war, da dieser Pest nicht anders entgegengewirkt werden kann, ein Verein von Männern zusammengetreten, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, gute Bücher zu verbreiten. Allein ehe er seine Wirksamkeit beginnen konnte, mußte er sich um Concession bei dem Oberpräsidenten bewerben. Dieser aber scheint die Verbreitung guter Bücher sehr ungern zu sehen. In verschiedenen Städten sind seit dieser Zeit neue Leihbibliotheken entstanden, und mit Concessionen versehen worden; allein der Verein zur Verbreitung guter Bücher wartet schon mehrere Jahre vergeblich auf die Ertheilung der nachgesuchten Concession. Ein sehr schwaches Schutzmittel gegen das Gift der Romane, mit denen die Provinz durch die Leihbibliotheken überschwemmt wird, die um so mehr schaden müssen, je größer die Lesesucht ist, die von der Schule erzeugt worden, gewährt die Maßregel, welche einige Geistliche ergriffen haben, und darin besteht, daß sie sich einen Vorrath von guten Büchern anschaffen und sie Gratis verborgen. Allein auch dieses möchte die Bureaukratie verhindern, und eine der gegen die zur Criminaluntersuchung gezogenen Capläne zu Ottmachau vorliegenden Anklagen besteht darin, daß sie katholische Bücher den Leuten in die Hände gegeben haben. Der Geistliche wird am sichersten gehen, wenn er sich einen Vorrath von guten Büchern anschafft, und seinen Pflegebefohlenen sie für den Preis, um den er sie bezieht, abläßt. Keineswegs! Es ist der Fall vorgekommen, daß ein Geistlicher, der zu diesem Mittel seine Zuflucht genommen hatte, wegen Gewerbssteuerdefraudation von einem Magistrate zur Untersuchung gezogen wurde. So sorgfältig sorgt die Bureaukratie dafür, daß der Einfluß der schlechten Presse nur ja nicht geschwächt, die Dekatholisirung Schlesiens durch sie nur ja nicht aufgehalten werde.

Gegen die Verdrehungen und Verläumdungen der periodischen Presse gibt es ja fast gar kein Mittel. Die periodischen Blätter stehen nur dem Angriffe offen; einer Vertheidigung, die nur von fern katholische Angelegenheiten berührt, sind ihre Spalten verschlossen. Der Verläumdete findet kein Organ, das seine Rechtfertigung vor das Publikum brächte, das die Anklage gelesen hat. Wendet er sich um Schutz an eine Behörde, so wird ihm geantwortet, daß aus Rücksichten auf den Confessionsfrieden nicht nachgegeben werden könne, daß der Streit fortgesponnen werde. So ging es einem Geistlichen in Waldenburg. Ein Lokalblatt beschuldigte ihn, auf der Kanzel gesagt zu haben, daß die Protestanten keine Christen seyen. Er sandte eine Erwiderung ein, in der er diese Angabe für eine falsche erklärte. Sie wurde nicht aufgenommen. Die Regierung, an die er sich wendete, fand nicht für gut, daß der Streit fortgesponnen werde. Einige Tage nach dem Empfange dieses amtlichen Bescheides las man in der Schlesischen Chronik einen Artikel, in dem die falsche Angabe wiederholt wurde. Wenn es also gilt, katholische Priester zu verläumden, Lügen auszustreuen, die ihrer Natur nach nicht geeignet sind, die Gemüther zu beruhigen, fürchtet die Bureaukratie von einem Fortspinnen des Streites Nichts für den Confessionsfrieden. So verhöhnt man uns ins Angesicht! Das Kirchenblatt hat den Wunsch nach einer im katholischen Geiste redigirten Zeitung ausgesprochen. Die Gutmüthigkeit, mit der vorausgesetzt wird, es werde die Concession ertheilt werden, ist liebenswürdig; aber zeugt nicht von großer Umsicht. Haben nicht die Rheinländer einen ähnlichen Wunsch gehabt? Und wie ist es ihnen ergangen, als sie die Concession nachsuchten? Hat ihnen die Bureaukratie dieselbe nicht verweigert aus dem Grunde, daß ein Bedürfniß zu einer solchen Zeitung nicht vorhanden sey? Wenn das am grünen Holze geschieht, was würde erst am dürren geschehen? Wir sehen daher auch, daß die Zeitungen diesem Wunsche nur Hohngelächter und Spott entgegensetzen.

Sie kennen ihre Leute und wissen, daß sie sich auf sie verlassen, und daher die Entstehung einer dritten Zeitung nicht fürchten dürfen. Ueberdieß wäre diese Maaßregel nur eine halbe: denn, um die Verdrehungen, Verläumdungen, Lügen, welche die Tagespresse bei uns verbreitet, zu berichtigen und zu widerlegen, wäre ein eigenes, täglich in einem Bogen erscheinendes Organ erforderlich. Die Gründung eines solchen Organs liegt bei uns im Reiche der Unmöglichkeit; denn sie würde aus Rücksichten auf den Confessionsfrieden von der Bureaukratie nicht nachgegeben werden.

So sind wir denn lediglich auf das Kirchenblatt angewiesen. Aber was ist dieses eine, wöchentlich einmal erscheinende Blatt? Doch würden wir uns glücklich schätzen, wenn wenigstens diesem einen Blatte die freie Bewegung in dem Grade gestattet wäre, in welchem sie der großen Menge der übrigen in der Provinz erscheinenden, antikirchlichen Blättern verstattet wird. Leider aber hat die Bureaukratie, aus Rücksichten auf den Confessionsfrieden, auch hier jene Gerechtigkeitsliebe, von der nun schon viele eclatante Proben angegeben worden sind, walten lassen, so daß es ein wahres Wunder ist, wenn einmal ein Artikel durchgeht, der die hämischen Anfälle der antikirchlichen Presse zurückzuweisen bestimmt ist. Die Evangelien dürfen angegriffen werden, aber wehe dem, der die Zeitungen angreift! Er rührt die Augäpfel der Bureaukratie an. Ihnen ist jede Ungezogenheit gegen die katholische Kirche, den Vertretern der Letztern nur ungern eine bescheidene Nothwehr erlaubt. Wir sind daher bei einem Gegenstande angelangt, über den ein Mehreres gesagt werden muß.

Aus den vorstehend mitgetheilten Proben ist ersichtlich, wie frei die antikirchliche Presse sich bewegen darf, und die Schranken für sie nicht mit Aengstlichkeit abgesteckt sind. Begreiflicherweise würde diese Begünstigung der antikirchlichen Presse den beabsichtigten Zweck verfehlen, wenn der Verthei-

digung der katholischen Religion dieselbe Freiheit gegönnt würde, welche der Angriff genießt. Es hat daher die Bureaukratie für gut befunden, die katholische Presse in Ketten zu schlagen. Bekanntlich wurde vor einigen Jahren der Freiherr von Sandau auf Staatskosten, zu welchen die Katholiken pro rata beitragen, unter dem katholischen Volke verbreitet. Damit jedoch die antikatholische Saat nicht durch katholische Schriften wieder zerstört würde, ward die Widerlegungsschrift desselben, der Freiherr von Wiesau verboten. Diese beiden Maaßregeln bilden den Typus für die bei uns obwaltende Aufsicht über die Presse. Alles, was gegen die katholische Religion gerichtet ist, ist erlaubt; und wenn auch die Centralbehörden jetzt nicht mehr Alles, was für die katholische Religion geschrieben ist, verbieten; so fehlt es doch nicht an Provinzialbehörden, die auf eigne Faust Toleranzstücke aufführen, welche über den Sinn, in dem von ihnen die Parität aufgefaßt wird, keinen Zweifel übrig lassen. Einige protestantische „Diöcesen" hatten von der Bureaukratie ein Verbot der von den Geistlichen des Neisser Archipresbyterats nach vieljähriger, geduldiger Ertragung vielfacher Verläumdungen herausgegebenen „Widerlegung" verlangt. Da das Ministerium sich nicht dazu verstand, so glaubte der Oberpräsident ein Uebriges thun, und auf einen Verweis bei der bischöflichen Behörde antragen zu müssen.

Aus diesem Verfahren wird man leicht auf die Handhabung der Censur sich einen Schluß bilden können. Damit man jedoch einen Begriff von der Partheilichkeit bekomme, mit der bei uns verfahren wird, sollen einige Beispiele namhaft gemacht werden. Es ist aus öffentlichen Blättern bekannt geworden, in welcher Weise eine unter dem Titel: „der Antichrist" erschienene Schrift beschützt wurde. Diese Schrift, in der das Oberhaupt der Kirche als der Antichrist bezeichnet, und mit schauerlichen Verläumdungen überschüttet wird, wurde öffentlich in Blättern, die für das große Publikum bestimmt sind, angezeigt und angepriesen. In ruhiger Darstel-

lung sollte im Kirchenblatte das Ungereimte der Behauptung, daß der Papst der Antichrist sey, dargestellt werden; allein der Censor strich den ganzen Aufsatz durch, aus Rücksichten auf den Frieden unter den Confessionen, Rücksichten, die übrigens wiederholten Anzeigen jener protestantischen Verläumdungsschrift nicht entgegen standen. Diesem Beispiele wollen wir noch einige andere anreihen, welche die bureaukratische Taktik in ein noch helleres Licht stellen. Die Breslauer Zeitung hatte sich (1841, Nro. 253) erlaubt, die königliche Verordnung, welche ein milderes Verfahren gegen die Priester vorschreibt, die bei den Jesuiten studiert haben, zu tadeln, und von einer bevorstehenden Canonisation des Minister Thiers, „des Kindes der Revolution" zu reden; über die gesammte Geistlichkeit des Neisser Archipresbyterats nach Matrosenart zu schimpfen, und (das. Nro. 35) die Freigebung der Correspondenz mit Rom zu mißbilligen. Hiergegen sollten einige bescheidene Reclamationen durch den Druck veröffentlicht werden. Die Censur, die den Angriff gut geheißen hatte, bewilligte aus Rücksichten auf den Confessionsfrieden die Vertheidigung nicht. Mittlerweile hatte die Zeitung die Würtemberger Verhältnisse benützt, um (Nro. 277) von den Quälereien Roms zu reden. Dieses veranlaßte einige oberschlesische Geistliche und Layen beim Oberpräsidenten über die maaßlosen Angriffe Seitens der Zeitungen, und unter Beilegung der gestrichenen Beleuchtungen derartiger Angriffe über partheiische Handhabung der Censur Beschwerde zu führen. Der Oberpräsident erwiederte: daß die Beschwerden grundlos seyen, indem man von jeher auf eine unpartheiische Handhabung der Censur unausgesetzt Rücksicht genommen, und wenn Artikel, wie die Angeführten, gedruckt worden, so habe dies darin seinen Grund, daß sie aus andern erlaubten Zeitungen entnommen seyen; daß aus Rücksichten auf den Confessionsfrieden, die eine confessionelle Polemik nicht gestatten, die beigeschlossenen Beleuchtungen das Imprimatur nicht erhalten könnten. — Durch einige massive

Angriffe in den Zeitungen hatte sich das Kirchenblatt veranlaßt gesehen, die Tendenz der Zeitungen zu mißbilligen. Wie zu erwarten stand, fand sich die Breslauer Zeitung nicht bewogen, den hundertfach verdienten Tadel ruhig hinzunehmen. Sie suchte sich in einer verletzenden Weise (1842, Nro. 237) gegen denselben zu vertheidigen, und ihre Unpartheilichkeit dadurch darzuthun, daß sie den Verfasser der Rüge einlud, recht viele Beiträge dieser Art in die Breslauer Zeitung zu senden, wo sie jederzeit eiligst mit Dank veröffentlicht werden würden. Ein Geistlicher entsprach sogleich dieser Aufforderung, und sandte eine Berichtigung ein. Sie wurde, so ruhig sie auch war, von der Censur gestrichen. Es erfolgte nun eine Beschwerde an den Oberpräsidenten, welcher das Urtheil des Censors bestätigte, da durch diese Berichtigung leicht eine confessionelle Polemik hervorgerufen werden könnte, und das Ministerium des Cultus die Bestimmung habe ergehen lassen, jede confessionelle Polemik in den Zeitungen und Tagesblättern der Provinz Schlesien um so mehr zu unterdrücken, als dadurch das friedliche Zusammenleben der Bevölkerung gefährdet würde. Die gröbsten Verläumdungen und Schmähungen werden von den Protestanten ausgestoßen, und der Censor gestattet die Veröffentlichung derselben durch den Druck; allein die Katholiken müssen schweigen, damit es nicht zu einer friedenstörenden, confessionellen Polemik komme! Schreibt gegen die Katholiken, heißt es, wie ihr wollt, kein böses Wort wird Euch gesagt; auch habt Ihr nicht zu fürchten, daß die Katholiken sich wehren werden: denn auch die bescheidenste Nothwehr ist den Gemißhandelten bei Vermeidung der Strafe des Friedensbruches untersagt.

Von einer katholischen Presse also, die der protestantischen entgegenwirkte, kann bei uns nicht die Rede seyn. Ist auch einmal ein Lichtstrahl von der administrativen Censur durchgelassen worden, so sind noch nicht alle Besorgnisse beseitigt; denn es entsteht nun die Frage, ob ihn auch die juristische Censur vielleicht anstößig finden, und

ihn als aufregend zu dem Fundamente einer Criminaluntersuchung machen konnte. Die Leser werden staunen, eine juristische Censur erwähnt zu sehen; indessen wollen sie bedenken, daß von Schlesien die Rede ist. Unter den, der Criminaluntersuchung gegen die Capläne zu Ottmachau zu Grunde liegenden Verbrechen, ist auch ein im Schlesischen Kirchenblatte mit geistlicher und weltlicher Censur abgedruckter Artikel, der die Sonntagsentheiligung rügt, ausdrücklich genannt, und als „aufregend" bezeichnet worden.

Am Rhein helfen sich die Geistlichen, wie öffentliche Blätter melden, damit, daß sie Berichtigungen, wenn sie von den Zeitungen zurückgewiesen werden, von den Kanzeln bekannt machen. Wenigstens haben sie gedroht, zu diesem Mittel ihre Zuflucht nehmen zu wollen. Bei uns würde schon eine Drohung dieser Art zahllose Verdrießlichkeiten nach sich ziehen, die Ausführung derselben aber jedenfalls als eine aufregende Handlung eine Criminaluntersuchung zur Folge haben. Was soll also geschehen, um den verderblichen Einfluß der Presse zu schwächen? Es wird doch den Geistlichen unbenommen bleiben, vor besonders schlechten Erzeugnissen zu warnen? Daß hiemit wenig oder gar nichts ausgerichtet ist, leuchtet ein; doch soll auch dieses nicht geschehen. Das Kirchenblatt hatte die Geistlichen auf diese Pflicht aufmerksam gemacht. Da kommt nun die Zeitung (Br. Z. 1843, Nro. 178) hintendrein, und erklärt, mit staunenswerther Naivität: daß Geistliche, die sich darnach richten sollten, vor Gericht gezogen werden würden, wenn der neue Gesetzentwurf sanctionirt werden sollte, da §. 622 unter die Verbrechen der Geistlichen gerechnet werde, „ein Mißbrauch der geistlichen Amtsbefugnisse", und dieser stattfinde, „wenn die Ausübung der geistlichen Amtsbefugnisse in Handlungen, welche das gemeine Wohl gefährden, oder in willkührliche Bedrückungen oder Verletzungen Einzelner ausartet". Diese Anwendung des offiziellen Journals der schlesischen Bureaukratie zeigt wenigstens, wozu das neue Strafgesetz gut seyn wird. Da nun nach dem neuen

Strafgesetzentwurfe die Geistlichen kein eigenes Forum haben; so kann derjenige, der überführt worden ist, seinen Pflegebefohlenen vor einem schlechten Buche gewarnt zu haben, mit Betrügern, Dieben und Mördern vor Gericht gezogen werden.

So viel nun über die Schattenseite unserer kirchlichen Zustände. Wenn es aber Gott gefällt, Prüfungen zu schicken, so sendet er auch Trost. Diese Wahrheit hat sich auch bei uns bestätigt: denn noch ist das Vertrauen auf den guten Willen unsers Königs nicht geschwunden, wie viel auch geschehen ist, was mit den Worten desselben im Widerspruche steht. Auch muß zugestanden werden, daß S. Exc. der Herr Minister Eichhorn bei verschiedenen Veranlassungen ein viel edleres und gerechteres Benehmen an den Tag gelegt hat, als die Provinzialbeamten, und es würden sich gewiß die Klagen bedeutend vermindert haben, wenn es ihm möglich wäre, sich auf katholischen Standpunkt zu stellen, und die Ansprüche und Leiden der katholischen Kirche gehörig zu würdigen, und den Schleier der Täuschung zu zerreißen, mit dem Leute, denen der Gedanke an eine gerechte Behandlung der Katholiken das Unerträglichste von der Welt ist, sein Auge umziehen, und so das Urtheil dieses Staatsmannes irre leiten. Einen besondern Trost gewährt es den schlesischen Katholiken, zu sehen, wie ihr Bischof in diesen schwierigen Verhältnissen mit weiser Besonnenheit zu Werke geht, trotz seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit die nöthigen fürsorglichen Einrichtungen trifft. Bei verschiedenen Vorkommnissen hat derselbe nicht nur eine durchaus bischöfliche Haltung, sondern auch eine würdige, kirchliche Energie an den Tag gelegt. Indem ich nun im Begriffe stehe, diesen letzten Artikel den übrigen nachzusenden und das Material zu ordnen, um dieses und noch Anderes in einem zweiten Theile, der nach dem ursprünglichen Plane die Lichtseite unserer kirchlichen Zustände behandeln sollte, zu schildern; langt die Nachricht an, daß die Bemühungen wohlgesinnter Männer am Rheine Behufs der Aufhebung des polizeilichen Verbotes dieser Blätter, die

ich mir zum Organe gewählt habe, weil ich mit Bestimmtheit auf einen glücklichen Erfolg jener in Tagsblätter kund gewordenen Bemühungen rechnete, fruchtlos gewesen sind. Ich muß also diese Schilderung mit dem ersten Theile beschließen, und die Abfassung der Fortsetzung bis auf bessere Zeiten verschieben.

XVI.

Kirchliches aus Würtemberg.

(Eingesandt.)

Große Geister wachsen bekanntlich nicht wie Pilze über Nacht aus dem Boden, sondern entstehen nur selten, wenn das Zeitbedürfniß sie erweckt. Diesem stetigen Gesetze konnte sich auch das sonst illustre Würtemberg nicht entziehen und es war in der That nur der Macht der Ereignisse, dem Kreisen der inhaltsschweren Zeit zuzuschreiben, daß daselbst ein Sprößling geboren wurde, der nunmehr am Horizonte des wissenschaftlichen Gebiets als Stern erster Größe leuchtet. Es ist Jedermänniglich bekannt, wie das fremde kirchliche Ungethüm, als hätte es ein verbrieftes Recht dazu, sich auch in unserm Lande nach und nach zurechtsetzte und merkwürdiger Weise gerade bei den jungen und rüstigen Klerikern, statt Abwehr, Schutz und Anhang fand. In der Entfernung Mack's von Tübingen war nun zwar, wie es schien, die Hauptspitze seiner kriegerischen Wehr abgebrochen; aber bald zeigte es sich, daß hinter diesem Propugnator eine sehr schwer bewaffnete Schaar stand. Das Glück, das Bedürfniß, wie gesagt, wollte es, daß aus den Reihen der leider ziemlich abgelebten und lethargischen illuminaten Seite des Clerus ein Heros hervorstrahlte, der von dieser Seite seit Langem für desperate Fälle bereit gehalten und nun als ein zweiter Georg zum Kampfe gegen den Lindwurm aufgerufen wurde. Es sind nun bereits zwei Jahre, daß die genannte Mission an den, welchen wir hiemit meinen, Gehringer, früher Pfarrer in Mögglingen ergangen ist, und es liegen jetzt die Resultate seines großartigen Wirkens als Professor in Tübingen vollständig zu Tage. Man erwarte nicht, daß

wir den Compler seiner ausgedehnten Wirksamkeit beschreiben, es dürfte vollkommen genügen, wenn wir einige Proben mittheilen, um das Geniale und Tiefe besonders seiner exegetischen Erklärungen, die wir in der That mit der eines Maldonats, Cornelius a Lapide rc., vergleichen möchten, erkennen zu lassen. Zum Glück hat uns eine Recension in dem Archiv der Münchner theologischen Facultät, die aus Anlaß einer von Gehringer gegebenen synoptischen Zusammenstellung der vier Evangelien erschien, sowie einige frühere Notizen in diesen Blättern gehörig vorgearbeitet.

Die Vorzüge des mehr Genannten concentriren sich ohne Zweifel in der durchgängigen Originalität, mit der er theils ungeahnte und frappante Entdeckungen macht, theils bereits bekannte Wahrheiten in neuer pikanter und geistreicher Form vorträgt. Sein Ausgangspunkt ist: die Theologie des heutigen Tages von den Krücken der Spekulation und der gelehrten Präcedentien zu emancipiren und ihr als neugebornem Kinde zum erstmaligen Gehen zu verhelfen, eben deshalb auch von dem, was die Theologie bisher scheinbar zu Tag gefördert, „ein blos historisches Interesse zu nehmen“. Von mehr untergeordnetem Werthe ist die stricte Kürze, mit der Gehringer den Prolog des Evangeliums Johannis in einer halben Stunde erklärte und die Logoslehre also abfertigte: „Der λογος ist Fleisch geworden (vorher wird des λογος gar nicht erwähnt) bezieht sich auf die Geburt Jesu; vor der Geburt hieß er λογος, nach derselben Gottes- und Menschensohn. In diesen Worten hat Johannes seinen ganzen Glauben ausgedrückt. Die Form ist von den griechischen Gnostikern, wie auch die Worte λογος, φως, ζωη. Allein die Gnostiker personificirten diese Ausdrücke, Johannes aber nur den λογος, die übrigen nicht. Johannes wußte diese Wahrheiten, weil er mit Jesus in einem besonders vertrauten Verhältnisse stand“. Desgleichen sind Entdeckungen weniger bedeutungsvoll, wie, daß die eine Heerde Christi eigentlich truppweise zu denken sey. „Es gibt nur eine einzige christliche Kirche und darum scheint es, es sey unchristlich, verschiedene Kirchen anzuerkennen. Allein wie eine Heerde in mehrere Heerden abgetheilt werden kann, so kann auch die einzige Kirche in mehrere Kirchen abgetheilt werden. Wenn also die Trennung nur eine Abtheilung ist, so gebührt einer jeden Abtheilung der Name Kirche. Dieses ist sogar der Fall, wenn die Abtheilung wegen Unverträglichkeit oder auch Irrthum entstanden ist, wenn nur die Unverträglichkeit und der Irrthum nicht soweit gehen, daß sie die christliche Liebe und die christliche Wahrheit nicht ganz verdrängen“, daß strenggenom-

men die Stelle, „Ich und der Vater sind Eins", doch nicht ganz wahr sey." „Wohl sind sie dem Wesen nach Eins, doch gebührt dem Vater mehr Ehre, der Vater ist doch mehr und vor dem Sohn, der Vater mußte doch zuerst da seyn", daß die heutige lateinische Messe einen Mummenschanz enthalte. „Dieser reiche Schatz religiöser und sittlicher Elemente in der Messe ist aber leider dem Volke unzugänglich und wird umsonst vor ihm producirt", u. s. f.

Solche Resultate gelehrter Forschung, deren Verdienst Gehringer noch mit Andern theilt, erbleichen aber vor dem Glanze folgender durch langes und tiefes Studium gewonnenen, ihm ganz eigenen Errungenschaften, deren Treue wir auch nach der buchstäblichen Fassung vollständig verbürgen können. Text: Wer Ohren hat, der höre. Exegese: Es ist nicht so gemeint, als ob Jemand keine Ohren habe. Ohren hat eigentlich Jeder, weil sie zum menschlichen Organismus gehören. — Mtth. 19, 29: Und überhaupt Jeder, der — Kinder ꝛc. verläßt um meines Namens willen, wird es hundertfach wieder erhalten. Exegese: Die Stelle ist nicht wörtlich zu nehmen, denn Mancher hat zehn Kinder. Wenn er sie nun im Himmel hundertfach erhalten würde, so hätte er Tausend und das wäre doch Manchem zuviel. — Mtth. 24, 28: Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. Exegese: Auch das ist nicht eigentlich gesprochen; denn die Vögel haben einen gewissen Instinct, vermöge dessen sie solche Katastrophen (es ist vom Weltgericht die Rede) voraus fühlen, und da werden sie sich denn wohl nicht mehr um Nahrung umsehen, sondern in die Einsamkeit zurückziehen. — Text: Die ganze Gegend ging hinaus zu Johannes. Exegese: Das ist nicht wörtlich zu nehmen, denn die Gegend hat keine Füße, kann also nicht laufen. — Joh. 11, 39: Martha sagte zu ihm: Herr, er riecht schon; denn er liegt bereits vier Tage. Exegese: Daß Lazarus schon rieche, schloß Martha aus der Zeit. Denn wenn der Geruch so stark gewesen, wäre, daß sie es gerochen hätte, so hätte es Jesus auch gerochen und dann durfte es ihm Martha nicht mehr sagen. — Mtth. 23, 24: Blinde Führer! Die Mücke seihet ihr durch; das Kameel aber verschlucket ihr. Exegese: Die Juden glaubten, jedes Aas verunreinige, und wenn auch nur eine Mücke in einen Becher hineinfiel, und deßhalb ließen sie den Wein durch ein Tuch beim Trinken. Die Mücke stellt das Kleine vor, das Kameel das Große. Denn ein Kameel kann man nicht in einen Becher hineinlegen und, man kann es auch nicht verschlucken. — Apostelgeschichte 2, 5: Es hielten sich damals Juden und allerlei Nationen der Welt in Jerusalem auf. Exegese: Es waren viele Leute

da, aber aus Amerika waren keine da. — Joh. 19, 14: Es war aber ungefähr um die sechste Stunde. Exegese: Johannes konnte es nicht genau wissen, denn er hatte Angst, und da konnte er sich leicht um fünf Stunden stoßen. Er konnte nicht nach der Zeit schauen, wir können immer auf die Uhr schauen, Johannes nicht, denn damals konnte man die Zeit nicht so genau bestimmen. Mtth. 13, 55: Ist er nicht des Zimmermanns Sohn? Exegese: Bei Marc. 6, 3 heißt es: Ist er nicht der Zimmermann? Die Juden waren vielleicht so roh und nannten ihn einen Zimmermann. Matthäus aber wollte höflicher seyn, und nannte ihn deswegen eines Zimmermanns Sohn. — Gehringer glaubt, es bedürfe einer Erklärung, warum Maria auf den Gruß des Engels geantwortet habe, und gibt sie folgendermaaßen: Maria mußte etwas sagen, denn sie war in Verlegenheit, die Verlegenheit hebt man aber dadurch, daß man etwas sagt. — Luc. 14, 19: Ein Anderer ließ sagen: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gehe hin, sie zu probiren. Exegese: Das ist eine eitle Entschuldigung, da er sie schon gekauft hat; da half das Probiren Nichts mehr. — V. 20: Wieder ein Anderer ließ sagen: Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen. Exegese: Dieser hätte bei seinem Weibe noch lange seyn können; das Gastmahl war ja nur vorübergehend, nachher hätte er noch lange bei ihr seyn können. — Matth. 21, 12: Er trieb alle Käufer und Verkäufer zum Tempel hinaus rc. Exegese: Er that dieß mit Stricken. Woher nahm er aber die Stricke? Er nahm sie von den Ochsen, die daran angebunden waren. Er stieß auch die Tische der Wechsler und die Stühle der Taubenhändler um. Die Tauben selbst jagte er nicht hinaus, denn sie waren in Käfigen und konnten in diesen nicht fortfliegen. — Luc. 11, 37. 39: Es bat ihn ein gewisser Pharisäer, daß er bei ihm zu Mittag essen möge. Der Herr sprach zu ihm: Ihr Pharisäer haltet die Becher und Schüsseln von außen rein rc. Exegese: Es ist nicht wohl zu glauben, daß Jesus den Pharisäern solche Vorwürfe machte. Denn dieß wäre unschicklich gewesen, da er doch bei ihnen zu Tische saß. — Mtth. 9, 9: Er sah einen Menschen, Namens Matthäus, an der Zollstätte sitzen. Exegese: Warum sagt Matthäus wohl nicht „mich", sondern „einen Menschen"? Er thut dieß, um anzudeuten, daß ihm, obgleich er ein Zöllner war, doch die menschliche Würde nicht abhanden gekommen sey. — Joh. 18, 10: Petrus hieb ihm das rechte Ohr ab. Exegese: Dieß ist nicht so zu verstehen, als ob Petrus wirklich das Ohr abgehauen hätte. Denn sonst wäre es auf den Boden gefallen, und Jesus hätte es aufheben und ihm hinpappen müs-

sen. Er hieb ihm nur in das Ohr hinein. — V. 6: Sie wichen zurück und fielen zu Boden. Exegese: Der Boden war schlüpfrig und abschüssig, und da fielen sie denn hinunter. — Aus der Moral mögen als Belege desselben tiefen Geistes folgende Beispiele übergenügen. Der Mensch schiebt die Schuld gern auf Andere. Als Beispiel kann David gelten, der seine großen Sünden auf seine Mutter schob, da er sagte: In Sünden ward ich empfangen, in Sünden bin ich geboren. — Demuth ist die Selbstliebe mit Klugheit verbunden und gerichtet auf die persönliche Ehre. — Ein schönes Beispiel der Sanftmuth ist Esau. — Seit ein paar Jahrhunderten gibt es keine Heiligen mehr. Denn die Heiligen heutzutage leben still und versteckt, und man kann sie also nicht kennen. — Die katholische Kirche braucht gegenwärtig keine Missionen. Denn eine kranke Pflanze gibt keinen guten Saamen, und sie muß sich selbst vorher gesund machen.

Wir fürchteten, das originelle Gepräge des von der würtembergischen Aufklärung auf den Leuchter gestellten Professors zu verwischen und das Verdienst seiner Mittenten zu schmälern, wenn wir dem Allem ein einziges Wort als Commentar beifügten. Wir sprechen deshalb schließlich nur noch die Hoffnung aus, es werde uns (vielleicht wird Gehringer auch bald mit seinem Funde, daß das gesammte alte Testament in Distichen geschrieben sey, vor der literarischen Welt hervortreten) demnächst als die Spitze der Gehringer'schen Forschungen ein Speisezettel der heil. Schrift mitgetheilt werden, da er bei der jüngsten Concursprüfung pro seminario durch tiefsinnige Conjecturen bereits das Küchenpersonale folgendermaaßen ausfindig gemacht hat: Luc. 5, 29 heißt es: Auch bereitete ihm Levi in seinem Hause ein großes Gastmahl. Natürlich hat Matthäus das Gastmahl nicht selbst bereitet, sondern er hat es bereiten lassen. Wer hat es nun aber bereitet? (Auf diese Frage erfolgt natürlich von dem Examinandus keine Antwort.) Der Matthäus heißt hier Levi, dieser Levi heißt sonst ein Sohn des Alphäus, Alphäus aber war der Mann der Maria, der Schwester der Mutter Jesu. Diese seine Mutter wird also die Speisen zubereitet haben. Vielleicht hatte er auch eine Schwester, welche ihr dann im Bereiten der Speisen geholfen hat".

XVII.

Der Schwanenorden.

Die Wiedererweckung der Stiftung des frommen Churfürsten Friedrich II., und die völlige Umgestaltung derselben durch den jetzt regierenden König von Preußen hat bekanntlich in der protestantischen Schriftstellerwelt viele Federn in Bewegung gesetzt. Auch uns bietet diese jedenfalls denkwürdige Erscheinung Stoff zu einer Paralelle zwischen damals und jetzt. Die Frage: ob denn wirklich der Schwanenorden von 1843, mit der Gesellschaft unserer lieben Frauen vom Schwan, auch nur entfernt dem Geiste oder der Erscheinung nach verwandt sey? liegt jedem Katholiken zu nahe, als daß wir nicht versuchen sollten, sie authentisch und aus den Quellen selbst zu beantworten. —

Die erste Stiftung des Ordens erfolgte nicht im Jahre 1443, wie man häufig irrthümlicherweise angenommen, sondern durch eine Urkunde vom Michaelistage 1440. Diese ist in M. Bernhard Freiherrn von Stillfried-Rattonitz Stammbuch der löblichen Rittergesellschaft Unserer Lieben Frauen auf dem Berge bei Altbrandenburg oder Denkmale des Schwanenordens (Berlin 1842) zum ersten Male gedruckt und lautet in unser heutiges Deutsch übersetzt, wie folgt:

„Wir Friedrich von Gottes Gnaden Markgraf zu Brandenburg, des heiligen römischen Reichs Erzkämmerer und Burggraf zu Nürnberg, bekennen öffentlich in diesem Briefe vor Allen, die ihn sehen oder hören lesen, daß Wir Mannichfaltig, unter mancherlei Bekümmerniß betrachten (die) große Gnade, Hülfe und Wohlthat, die Wir empfangen von der hochgelobten Königinn, der Jungfrau Maria, indem sie es ist, die uns die Gnade wieder erworben und zuweggebracht hat, unsern Trost und Seligmacher, unsern Herrn Jesus Christus in diese Welt

gebracht, der um unser Schuld willen vor ihrem Angesichte den bitteren Tod leiden und uns von dem ewigen Tode erlösen wollte. Diese ist auch uns stets Vertreterin gegen unsern Herrn, also daß alle Sünder und Sünderinnen sichere Zuflucht zu ihr haben mögen, zu denen sie ihre barmherzigen Augen gnädiglich aufschlägt (erhebt) und (sie) mildiglich wieder zu Gnaden bringt. Und wiewohl um ihrer unaussprechlichen Güte und Gnade willen sie Niemand hier auf Erden vollkommen loben oder ihr danken mag; denn da sie von den Engeln, Patriarchen, Propheten, Aposteln und allen himmlischen Geistern gelobt und billig geehrt wird: wie möchte sie Jemand vollkommen loben, sie, die im Himmel mehr denn alles Lobes würdig ist? — so sollen wir dennoch hier auf Erden, ob wir gleich Sünder sind, ihr Lob nicht verschweigen; sondern mit ganzem Fleiße und stetem treuen Dienste (es) verkündigen und ihr Lob und Dienst vermehren nach unserm Vermögen. Denn die reine Jungfrau Maria ist so voll Gnade und überfließender Milde, daß sie uns alle zu ihrer Gütigkeit reitzt indem sie sagt: kommt zu mir alle, die ihr meiner begehrt, und ihr sollt von meinem Lobe erfüllt werden. Und obwohl alle Menschen zu ihrem Dienste und Lobe verpflichtet sind, so ist es doch billig, daß die, welche auf dieser Erde mehr Ehre und Ruhm, durch die Gnade ihres Sohnes, empfangen haben, auch mehr und höher denn andere Menschen ihr Lob, Ehre und Würdigkeit verkündigen, und ihren Dienst befördern. Da wir nun in dieser Welt erhöht sind, wofür wir unserm Herrn und der lieben Mutter billig und inniglich danken; so erkennen wir wohl, daß wir auch ihren Ruhm und Dienst nach unserm Vermögen mehren sollen, und haben deßhalb mit wohlbedachtem Muth, rechtem Wissen und freiem Willen gestiftet und selbst angenommen: Eine Gesellschaft (Orden) Unserer Lieben Frauen, die (d. h. deren Zeichen) wir tragen in solchem Sinn und Meinung, daß unser Herz, in Betrachtung unserer Sünde, in Bitter- und Wehtagen gleich als in einer Premse seyn soll; wir auch fernerhin der Gnaden und Hülfe der Jungfrau Maria, die sie uns erworben hat, und deren wir täglich inne werden, in unserm Herzen nicht vergessen; daß wir endlich auch unser Ende, wenn wir (einst) von dieser Welt scheiden, gleich dem Schwane, vorher bedenken sollen, und uns darauf vorbereiten, so, daß wir in unserer Seele stets unschuldig erfunden werden. Und wiewohl an allen Orten Unserer Frauen Lob billig verkündigt wird, so erscheint

es doch pflichtmäßig, daß wir die Stätten besonders auszeichnen, die sie selber auserwählt und mit mancherlei Wunderwerken verherrlicht hat; dergleichen viele in der Welt sind, und namentlich in unserm Lande auf dem Berge zu Brandenburg, wo der hochgeborne Fürst, Herr Heinrich, der Wenden König, seliger, eine schöne Kirche gebauet, und wo Unsere Liebe Frau viel Gnade erwiesen hat und täglich erweist. Diese haben wir für unsere Gesellschaft besonders erwählt und auserkoren, und haben gestiftet und stiften in Kraft dieses Briefes, daß der Dechant und die Herren auf dem Berge, so wie ihre Nachfolger, durch Einen Priester und Einen Schüler alle Tage unsrer Frauen Messe (lesen), und alle Abende Salve Regina singen sollen. Und damit der Dechant und seine Mitbrüder und deren Nachfolger dieses so zu ewigen Zeiten halten, so haben wir ihnen die (nöthigen) Einkünfte und Güter dazu verliehen und übereignet, wie unsre darüber gegebene Urkunde ausweiset. In dieser Gesellschaft sollen außer uns seyn dreißig Personen, die echt und recht zu Helm und Schilde geboren sind, und sieben Frauen. Wir, wie diese, sollen geloben und halten, daß sie alle Tage zu Ehren und Lobe Unsrer Lieben Frauen mit Innigkeit und Andacht beten sieben Paternoster und sieben Ave Maria, oder statt dessen armen Leuten sieben Pfennige geben; auch alle ihre (U. L. F.) Festabende, wie sie jährlich in der heiligen Kirche begangen werden, fasten, und die Feste selbst mit großer Würde begehen. Hier (in der Gesellschaft) soll auch kein Ehebrecher, oder offenbar Unkeuscher seyn, da die keusche Mutter wohl keuscher Diener würdig ist. Hier soll auch kein Verräther oder gewaltthätiger Räuber seyn, da solcherlei Bosheit und Gewalt zu ihrem Dienste nicht gehören. Auch sollen alle, die in dieser Gesellschaft sind, alle Quatember im Jahre vier böhmische Groschen an den Dechant und seine Mitbrüder auf dem Berge einsenden; dafür sollen diese mit Vigilien und Seelenmessen zu vier Zeiten im Jahr das Gedächtniß aller, die aus der Gesellschaft verstorben sind, feiern, diese Namen erwähnen und ihnen vor dem Volke (öffentlich) Gnade erflehen. Wenn Jemand in der Gesellschaft stirbt, der soll seine Gesellschaft, die er getragen hat (das Ordenszeichen) Unserer Lieben Frauen auf dem Berge einschicken und dabei opfern; wogegen dann der Dechant und seine Mitbrüder für ihn Vigilien und Seelmessen halten sollen. Zu dieser Feier soll der Dechant auf dem Berge alle, die in der Gesellschaft sind, einladen, und diese sollen dabei erscheinen, oder, wenn einer selbst nicht kommen könnte, einen rechtlichen Mann für sich senden, und was dies dem Dechant an Botenlohn und Zehrung

kostet, das sollen die aus der Gesellschaft erstatten und freiwillig bezahlen. Auch soll, wer in dieser Gesellschaft ist, oder in sie eintreten wird, vorsätzlich nicht zu viel trinken, indem davon viel Sünd und Bosheit kommt, und der ja eine Sünde nicht bedenken mag, der sich selbst nicht mehr kennt. Er soll auch seinen Mitgesellen treulich helfen und beistehen, da zu einer solchen Gesellschaft wohl gehört, daß die gegen sich treu handeln, welche sich zu dem allertreuesten Dienste, mehr denn andere Menschen verpflichten".

„Diese Gesellschaft, wie wir sie eingesetzt haben, soll ein Kleinod, welches hierin (gemalt) ist, täglich tragen und diese vorerwähnten Stücke stets fest und unverbrüchlich halten. Wenn Jemand das Gesellschaftszeichen nicht trüge, der soll, so oft er darin säumig befunden wird, dem, welcher ihn so findet acht Pfenninge geben, die den armen Leuten zufallen sollen".

„Zu Urkunde mit unserm anhangenden Insiegelt besiegelt und gegeben zu Berlin nach Gottes Geburt Tausend vier hundert und darnach im vierzigsten Jahre, am St. Michaelistage".

Bekanntlich ordnete eine spätere Urkunde vom 15. August 1443 die Erweiterung dieser ersten Stiftung an, und es ist ein schon von dem Freiherrn von Stillfried-Rattonitz (S. 13) berichtigter Irrthum, wenn man die Entstehung des Ordens in dieses letztere Jahr gesetzt hat. Die Erweiterung bestand hauptsächlich darin, daß die Zahl der Mitglieder unbestimmt gelassen wurde, und daß dieselben außer den Marken auch aus Sachsen, Anhalt, Meklenburg, Braunschweig, der Lausitz, so wie aus Franken, Hessen, Bayern, Oesterreich und Würtemberg gewählt werden konnten. Die Ordensglieder wurden dem Zwecke der Gesellschaft gemäß ermahnt, in den traurigen Verhältnissen der damaligen Zeit, wo ein zweites Schisma sich zu befestigen drohte, die heilige Jungfrau für die Eintracht der Christenheit und des Reiches an der heiligen Stätte zu Brandenburg anzurufen. Im Uebrigen blieben die Obliegenheiten der Bruderschaft die nämlichen, jedoch übernimmt der Kurfürst die Pflicht, jedem Ordensgliede, im Fall es verarmen sollte, Aufnahme und lebenslängliche Verpflegung an seinem Hofe, oder auf einem seiner Schlösser zu gewähren. Jeder soll täglich zu Ehren

der Gottesgebärerin ein Gebet sprechen, welches zu diesem Zwecke gedichtet war, und aus fünf sechszeiligen gereimten Strophen besteht. Die erste und letzte derselben lautet wie folgt:

Mutter aller Seeligkeit,
Dich lobt die Christenheit
Bei Pflicht zu allen Stunden;
Doch zu fürder Innigkeit,
Zu deines Lobes Würdigkeit
Hab ich mich verbunden.

An der letzten Stunde mein,
Wann ich leide Schmerz und Pein,
Und von hinnen verscheide;
Thu mir dann Maria Trost,
Daß ich selig ganz erlost
Fahre hin in dein geleyde. Amen.

Eine Gesellschaft, die so löbliche Zwecke verfolgte, konnte sich wie natürlich nur der Zustimmung des heil. Stuhles erfreuen, und nach einer Notiz in v. Raumer's Codex diplomaticus Brandenburgensis continuatus (Bd. I, S. 193) scheint Papst Nicolaus V. im Jahre 1447 auch diese Brüderschaft bestätigt zu haben.

Der Schwannenorden ist nicht das einzige Denkmal der unerschütterlich festen katholischen Glaubenstreue Friedrich's II. Er setzte im Jahre 1445 zu Prenzlau die nachfolgende Erklärung auf, und legte dieses Bekenntniß im Jahre 1453, ehe er eine Pilgerfahrt nach Rom antrat, öffentlich in der Domkirche zu Brandenburg ab.

„Ich Friedrich von Gottes Gnaden, Markgraf zu Brandenburg, bekenne Dir, allbarmherzigster Gott und Vater, die Gros-manigfaltigkeit und Unordentlichkeit meiner Sünde, Uebertretung und aller Ungerechtigkeit, die ich, je begangen habe, von der Taufe an bis auf diese Stund, und für alle meine Schuld und Pön gib Ich Dir zur Genugthuung, allerliebster Gott, den allerebelsten und überflüßigen Schaz des unschuldigen Leidens Tods und Bluts unsers Herrn Jesu Christi deines eingebohrnen Sohns, wann ich anderst nicht mag seelig werden,

noch deiner Gerechtigkeit genug thun, dann durch sein Verdienen; und ist es das ich es bettrieß (?) nicht bekennen mag, mit der Stimme und der Zunge, so bekenne ich es doch mit dem Herzen und der Schrift. Ich wil auch sterben seeliglich im rechten Glauben meines Herrn Jesu Christ, den Er selber und eigendlich hat gelehret seine Jünger, und darnach haben Sie ihn uns gelassen, und sein wiederum gestorben, in dem christlichen Glauben von grosser Gnad Gottes, Ich bin gebohren, gezogen und gewachsen, also wil ich sterben ein gut Christ, als die Römisch heilig Kirch glaubt, es ist mir aber leid, daß ich den nicht allweg mit guten Werken gezieret hab, als ich solt all mein lebentag, mit tugendlicher Zunehmung wider alle meine Sünd, und ists, daß der Feind mir zubliß oder eingebe, Unglauben, Irrsal, Verzagung, oder einigerlei Mißtrauen an Gottes Güte und Barmherzigkeit, so ich jetzund mit guter klarer Vernunft nicht volword, stat, noch will, und widerruf es von Grund meines Herzens, und widersprich aller teuflischen List und Gespennst, und lasse das urkundlich in dieser Schrift und all mein lebentag und in der letzten Noth, so will ich weder mit Willen oder Vollwort Sünden zufallen, oder bösen Werken wider Gottes Willen noch böser Eingebung des Feindes zu einer Gezeugnus eines starken Glaubens und ewigen guten Willens, als mir möglich sei, in dem vollkommensten Grad gröstes Glaubens, wenn ich groß Hoffnung hab, und ganz ein Getrauen in dem allmächtigen Gott, durch das Leben und Leiden Jesu Christi. Item ob Gott über mich gebent und verhengt, daß Ich in Todes Nöthen von Sinnen käme, und von Vernunft oder unbescheiden werde redend, oder sonst ungeschickt, oder mein Sinn und Vernunft jähling entstünden, doch mich Gott vor behüt, so bitt ich demütiglich alle, und begehre mit herzlicher Begierd und Lieb zu meiner armen Seelen Heil, daß man mich nicht versaum an Gottes Rechten, wann Ich je gern eine ganze Beicht thun wollte, und die heiligen Sakrament nehmen des heiligen wahren Leichnams Jesu Christi und der heiligen Oelung, mit starker Hofnung zu der ewigen Seligkeit; ich vergieb auch allen denen durch Gottes Willen, die je wieder mich gethan haben, von ganzen Herzen, und bitt Gott für sie, Ich geb auch wieder, was ich Unrecht hab, sicher und unsicher, bey lebendigem Leib; daß meine Erben nicht unrecht Gut erben, noch mein Seel übel fahre, wann sie mus ewiglich bleiben, so schicke ich das, und mache das verdienlich bei lebendigem leib, und stifte das nach meinem Tod auf, wäre es aber, daß es bei meinem leben so gänzlich nicht geschehe, so bestell ich doch, daß meine Erben und Nachkommen, alles was das sei, nach

meinem Tod vollkömmlich wiedergeben, und es in obgeschribener Maß gehalten werde, so seid ihr alle Gottes-Engelein meine Zeugen des Geschäfts und dieser Bekändnis, und hab ich jemand unrecht gethan, daß mir vergessen ist, oder nicht, so bitt ich alle, daß ich in allem meinem Leben, nie hätte gethan wider Gottes lieb und des Nechsten, und wider meine eigene Seele, von innen und aussen, und wann es möglich wäre, und Gott von Gnaden mir gebe, so wolte ich gerne alle tag meinen Blut Zehren überflüßig, zu einem Zeichen wahrer Reue, für alle meine Sünde, und für eine jedliche besonder (geben) und hab einen starken Fürsatz, mein Leben zu bessern, halten die zehn Gebot, beichten, klagen, büssen und gnug thun mit allen dem, daß ich vermag, und leiden gedultiglich, was Gott über mich gebeut und verhengt, wenn es alle zu wenig ist, gegen der höllischen Pein. Jesus von Nazareth, der Juden König, in dem Zeichen des heiligen Kreutzes verschreib ich mich dein zu sein ewiglich, Herr in deine Hände befehl ich meinen Geist, du bist mein Heil, Erlösung und Urstand, O gerechter Richter! Ich fürchte dich, O gütiger Jesu, ich leb, lieb und hoffe in dich, du magst mich behalten oder verdammen, Leib, Seel und alles, was du mir gegeben hast, das gieb ich dir, Ich wil dein sein lebendig und tod, hab mich in deinen Schirm, nicht verlasse mich Helfer in Nöthen, in deine Schiedung befehl ich meine Schiedung, der du mich erschaffen und erlöset hast, erbarm dich mein, nim mich auf und biß mir armen Sünder gnadig! es ist mir leid, daß mir meine Sünden nicht leider seyn, schreibe dein leiden und Marter mit deinem heiligen Blut in mein Herz, mit erneuter libe deiner libe, vergiß mich nicht in meiner letzten Zeit, gedenk mein und meiner Schickung in allem guten, du bist mein, so will ich dein seyn, in ewiger Ewigkeit, und das glaube ich vestiglich, und halte es also. Heiliger Engel, der du mir von Gott gegeben bist, du solst sein mein Zeuge mit allen Gottesheiligen. Ich empfehle dir diese Zetteln, daß du sie dem allmächtigen Gott zugebst in der Zeit meiner Noth, oder am jüngsten Gericht, daß ich die fröhlichste Stimme möge hören, nach glorificirtem Leib wieder erstehen, kommt ihr Gesegneten meines Vaters, und ererbt das Reich, das Euch und allen Auserwehlten bereitet ist von Ewigkeit, Amen. Mit meinem aufgedrucktem Insigel und mit meinem Gewissen versiegelt und geben zu Prenzlau, am Donnerstage nach Exaudi 1445".

Nach diesen Urkunden kann über die tiefreligiöse Gesinnung, wie über die kirchliche Rechtgläubigkeit Friedrich's un-

ter wahrheitsliebenden Lesern schwerlich ein Zweifel obwalten. — Desto unbegreiflichlicher ist es wie Georg Wilhelm von Raumer*) (Codex diplomaticus I. 160.) die Ansicht aussprechen kann: daß die religiöse Ueberzeugung dieses Fürsten, „so rein von Aberglauben und katholischen Beischmack" sey, daß man „große Hochachtung vor dem Verstande, der Gewissenhaftigkeit und sittlichen Ausbildung" desselben gewinnen müsse. — Herr von Raumer setzt hinzu: „Vergleicht man dieses Glaubensbekenntniß mit den Lehrsätzen und Bekenntnißschriften der Reformatoren im sechszehnten Jahrhundert, so wird man zu der Ueberzeugung gelangen, daß der krasse Aberglauben und die dicke Finsterniß, welche nach den meisten Geschichtschreibern vor der Reformation in Deutschland geherrscht haben soll, ganz übertrieben sey, und daß wenigstens die Fürsten einer bessern Erkenntniß sich theilhaftig machen konnten. Der menschliche Geist macht keine Sprünge: was im fünfzehnten Jahrhundert Einzelne erkannten, wurde im sechszehnten durch die Reformation das Gemeingut Vieler". — Uns sind diese Worte ein tiefbetrübender Beweis, wie der Irrthum im Glauben auch sonst in jeder andern Hinsicht redliche, achtbare und wahrheitsliebende Männer über Thatsachen verblenden kann, die dicht vor ihren Augen liegend zu ihrer Anerkennung nichts fordern, als gesunde Sinne und den Willen: selbige zu gebrauchen. Der Markgraf Friedrich II. erklärt, im Begriff eine Wallfahrt nach Rom anzutreten, wie er schlicht und einfach glaube, „als die Römisch heilig Kirch glaubt", bedauert jedoch mit demüthigem Sinne, diesen Glauben nicht noch mehr „mit guten Werken" geziert zu haben. — Es will uns bedünken, daß diese kindliche Unterwerfung unter

---

*) Ein sonst höchst verdienstvoller Kenner und Erforscher der brandenburgischen Geschichte, nicht zu verwechseln mit dem vielbekannten Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen und brockhausischen Touristen Friedrich von Raumer.

die Autorität der römischen Kirche, und die Anerkennung der Nothwendigkeit guter Werke neben dem Glauben, weder „von katholischem Beischmack frei“, noch dasjenige gewesen sey, was die „Reformatoren“ zum „Gemeingut Vieler“ machten.— Dagegen lehrt der Augenschein recht deutlich an diesem Exempel, wie falsch und ungereimt die so häufig vorkommende Meinung sey: daß die Verehrung der Heiligen, d. h. die Anrufung derselben um ihre Fürbitte bei Gott, das Vertrauen auf die Kraft des Verdienstes Christi schwäche. — Derselbe Fürst, der, dem katholischen Glauben treu, den Schwanenorden zur Verherrlichung der Gottesmutter stiftet, zeigt in der vorstehenden Urkunde, daß er recht wohl weiß: wie ohne die Erlösung durch den Sohn Gottes kein Mensch dem ewigen Verderben entgehen könne. — Der Cultus der allerseligsten Jungfrau und der Heiligen Gottes widersprechen diesem Glaubenssatze also nicht, sondern stehen mit demselben in innigster Harmonie. — Diejenigen aber, welche den Glauben der „römisch heiligen Kirche“ späterhin für eine Stiftung des Antichrists erklärten, haben, auf dieser Straße mit unabwendbarer Nothwendigkeit vorwärts getrieben, von der Verwerfung der Anrufung der Mutter um ihre Fürbitte, zur Läugnung der Gottheit des Sohnes, und von dieser zur Bestreitung der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu fortschreiten müssen, nicht weil sie wollten, sondern weil sie mußten, und weil die partielle Skepsis kraft innerer Nothwendigkeit ohne Rettung im Laufe der Zeit krebsartig immer weiter um sich frißt. Dieß sind die Lehren, welche wir aus den oben mitgetheilten Documenten ziehen.

Herr von Raumer meint nun freilich, daß diese marianische Sodalität, „nach Abschaffung einiger, auf den katholischen Gottesdienst bezüglicher Anordnungen von Fasten u. s. w. wohl verdient hätte, die Zeiten der Kirchenverbesserung zu überleben“. — Den wesentlichen Gesichtspunkt, auf den es hier ankommt, hat dieser sonst achtbare Schriftsteller nicht

mit ausdrücklichen Worten berührt, sondern durch ein weitschichtiges u. s. w. in Schatten gestellt. — Es ist die Frage: konnte eine, allein und ausschließlich zur Verherrlichung und gemeinsamen Verehrung der allerseeligsten Jungfrau gestiftete Bruderschaft die Zeiten der Kirchenspaltung überdauern? — Wer nicht allen und jeden Respect vor geschichtlichen Thatsachen verloren hat, wird zugeben, daß der Protestantismus seit seinem ersten Entstehen mit der äußersten Wuth und Erbitterung gerade die katholische Verehrung der Mutter Gottes und der Heiligen zu zerstören, und jede Erinnerung daran aus dem Gedächtniß des Volkes zu verdrängen beflissen gewesen ist. Eben so wird Niemand, der nicht mit Worten ein freveptliches Spiel treiben will, in Abrede stellen: daß ein Schwanenorden, ohne Beziehung auf die heilige Jungfrau und ihren Dienst, eben nicht mehr der von Markgraf Friedrich II. gestiftete, von Papst Nikolaus bestätigte, sondern etwas wesentlich Anderes gewesen wäre. — Hiernach ist auch die wunderliche Ansicht von Herrn von Stillfried Rattonitz zu würdigen, welcher (Stammbuch S. 22) zu glauben scheint, daß bei der Glaubensspaltung zum Erlöschen des Schwanenordens eine ausdrückliche Aufhebung desselben nöthig gewesen wäre. Derselbe Schriftsteller scheint darauf ein Gewicht legen zu wollen, daß noch im Jahre 1750 die Nonnen von der Congregation De Notre Dame zu Chatellerault in Frankreich die Seelen ihrer verstorbenen Mitschwestern dem Gebete der brandenburgischen Muttergottesbruderschaft empfahlen. Allein die Statistik des Protestantismus war eben nicht die starke Seite der guten Schwestern, und was die Meinung betrifft, daß der Schwanenorden gleichsam in latenter Weise fortgedauert habe, so hat dieselbe ungefähr den nämlichen Sinn, als wenn man behaupten wollte: alle vor der „Reformation" gemachten Meßstiftungen, Fundationen zu Anniversarien, ewigen Lampen, Processionen und sonstigen specifisch katholischen Einrichtungen dauerten rechtlich noch fort, wofern sich nicht ein besonderes Decret der Aufhebung

in Beziehung auf jedes einzelne derartige Institut nachweisen ließe. Es will uns bedünken, die königl. preußische Finanzverwaltung würde gegen dergleichen Aufstellungen vielleicht einige Einwendungen zu machen haben.

Werfen wir nach diesen thatsächlichen Aufklärungen die Frage auf: wie derselbe Orden, dessen Sinn und ursprüngliche Bedeutung aus den oben mitgetheilten Urkunden erhellt, sich zu dem heutigen Protestantismus verhalte, so können wir hier auf einige Erscheinungen der Berliner Literatur hinweisen, welche uns der Mühe überheben, selbst zu sprechen. — Die neue Stiftung scheint bereits seit mehreren Jahren vorbereitet zu seyn, wenigstens ist sie seit Kurzem der Gegenstand mehrerer Schriften und Erörterungen gewesen. Eins der umfassendsten Elaborate dieser Art ist die Schrift von K. F. Klöden (Director der städtischen Gewerbschule in Berlin und Ritter des rothen Adlerordens vierter Klasse): Zur Geschichte der Marienverehrung, besonders im letzten Jahrhunderte vor der Reformation, in der Mark Brandenburg und Lausitz, Berlin 1840. — Sie repräsentirt, in Form und Inhalt dem vorigen Jahrhundert angehörig, den gemäßigten, platten, breiten Rationalismus des norddeutschen Philisterthums, wie er die Brücke und den Uebergang aus der Verflachung der ältern protestantischen Aufklärung in die Tiefe des neuesten Pantheismus bildet.

Wer diese Scharteke gelesen, möge sich die einfache Frage beantworten: ob es auch nur möglich war, daß der Entwickelungsgang des Protestantismus auf diesem Standpunkte still stehen konnte, und ob der erste Schritt aus dieser Misere heraus nicht unumgänglich zu jener Crise führen mußte, wie sie in Strauß und Ruge, in Feuerbach und Bauer wirklich eingetreten ist. — Herr Klöden meint, in den ersten Jahrhunderten der Christenheit — (es sind dieselben, welche der Protestantismus früher einmal als Urchristenthum anzuerkennen affectirte!) in diesen Jahrhunderten sey eben eine Confusion

und wunderliche Misculanz zwischen der „neuen Lehre“ und der alten Heidenzeit entstanden.

„Die Geschichte der Einführung des Christenthums zeigt, daß in allen Ländern von vielen Gemüthern die neuen Lehren zwar aufgenommen, daneben aber auch sehr viele der alten beibehalten wurden. Ein Theil des bisherigen Glaubens mußte — — nothwendig geopfert werden, und für Viele waren dieß gerade Lehren und Gebräuche, welche ihnen vorzugsweise lieb geworden waren. In diesem Falle suchte man sich gern zu accommodiren, und amalgamirte, die alte mit der neuen Lehre und ihren Gebräuchen, und selbst die Kirche nahm, wo sie nichts Wesentliches aufzuopfern glaubte, öfter zu diesem Mittel ihre Zuflucht, um die Einführung des Christenthums zu erleichtern. — — Zwar eiferte die Kirche meistens gar sehr gegen eine solche Vermischung des Heidnischen und Christlichen, besonders in den ersten Jahrhunderten, denn je neuer eine Lehre ist, desto schärfer ist ihre Polemik gegen das Alte, um so sorgfältiger suchen ihre Verbreiter sie von demselben zu scheiden; allein — sie vermochten sich selber nicht frei davon zu erhalten, besonders im vierten Jahrhundert, wo das Christenthum bereits selbstständig geworden war“. — — — „Sehnsüchtig schauten die neuen Christen zurück nach der Herrlichkeit des alten Cultus, nach mancher lieb gewordenen Vorstellung, die sie aufgeben mußten, und leise regte sich der Wunsch in ihren Herzen, daß die neue Religion ihnen dafür nicht bloß durch Abstractionen einen Ersatz bieten möchte. Besonders aber scheinen die Frauen unglücklich gewesen zu seyn, sich den Himmel ohne eine Frau denken zu sollen, an welche sie ihre Gebete richten konnten, wie sie es bis dahin seit undenklicher Zeit gewohnt gewesen waren. In ganz Thrazien, Vorderasien, Syrien und Arabien war der Dienst der Astarte oder Astaroth ungemein verbreitet, wenn er auch nach Verfassung und Volkssitte in den einzelnen Gegenden etwas verschiedene Formen annahm, wie denn auch der Name in ihnen mit Alatha oder Alitta, Anais, Urania, Mylitta, Venus Anadyomene, Dione wechselte. Sie wurde im Lande oft nur schlechthin als die Königin des Himmels bezeichnet, und bald wurde sie unter dem Bilde des Mondes, bald unter dem des hellleuchtenden Abend- und Morgensterns dargestellt“.

Der geneigte Leser wird bereits ohne unsere Erinnerung merken, wo der ehrenwerthe Director der Berliner Gewerbschule hinaus will, der sich augenscheinlich die Aufgabe ge-

setzt hat: die protestantische öffentliche Meinung durch zweckdienliche Aufklärungen über die Verehrung der heil. Jungfrau auf die, nicht erst seit gestern vorbereitete Erneuerung der Stiftung des frommen Markgrafen vorzubereiten. — Durch die „Entstehung der Asceten“ in der christlichen Urzeit, fährt er fort, habe sich eine große Werthschätzung des ehelosen Standes ausgebildet, der, zum offenbaren Präjudiz des weiblichen Geschlechts, „gar bald den Nimbus der Heiligkeit annahm“. Natürlich mußte man nun darauf denken, „das weibliche Geschlecht in der Meinung der Zeit zu heben“. — Was lag näher, als „Eine aus dem großen Haufen herauszuheben, und sie mit besonderer Glorie zu umstrahlen. Es war die (sic) Maria, die Mutter des Heilandes, welche theils dieser Ansicht gemäß, theils um die göttliche Natur des Erlösers nicht zu gefährden, ungeachtet der Geburt desselben, als Jungfrau gedacht wurde, und gleichzeitig bildete sich für sie der Ausdruck (Θεοτοκος) aus, den wir zuerst in den Schriften des Bischofs Eusebius von Nikomedien (starb im Jahre 340) gebraucht finden“. — Man sieht, die Marienverehrung hat gleichen Schritt gehalten mit dem Glauben an den menschgewordenen Gott, den der neueste Protestantismus genau nach derselben Methode und aus denselben Gründen für einen Mythus erklärt, mit welcher der ältere den Krieg gegen die Gottesgebärerin führte. — Dabei ist aber dieser Schriftsteller einfältig genug, das Zeugniß des Kaisers Julian des Abtrünnigen anzuführen, ohne daß ihm auch nur eine Ahnung aufstiege, wie gerade die Einwürfe dieses ingrimmigsten Gegners Christi feierlich bestätigen, daß die Verehrung der reinen Jungfrau, die das fleischgewordene Wort gebar, ein ursprünglicher Bestandtheil der christlichen Lehre und des christlichen Lebens ist. Der kaiserliche Apostat, dem es an Kenntniß des kirchlichen Lehrbegriffs eben so wenig fehlte, als an einer literarischen Bildung und dialektischer Gewandtheit, sagt nicht etwa: dieser Mariencultus ist ein neuer Gebrauch, der sich bei Euch Christen erst kürzlich eingeschlichen hat, den Ihr

unserm Venusdienste abgeborgt habt, von dem Eure Apostel nichts wußten, den Eure Kirche verwirft; sondern er wirft den Christen vor: „daß sie nicht aufhören, die Maria eine Gottesgebärerin zu nennen“. An einer andern Stelle gibt er noch deutlicheres Zeugniß von der dogmatischen Bedeutung dieser Lehre, in dem er in ganz modern protestantischer Weise dagegen streitet. „Wenn aber“, sagt er, „das Wort Gottes ans Gott, aus dem Wesen des Vaters gekommen ist, wie ihr lehrt, warum sagt ihr, daß eine Jungfrau eine Gottesgebärerin war? Wie hat sie Gott gebären können, da sie Mensch war, wie wir“? —

So wenig Herr Klöden aus dergleichen Citaten ein Arges hat, so wenig verschweigt er, daß die Kirche, schon im vierten Jahrhundert, die Verehrung der allerseeligsten Jungfrau dogmatisch feststellte, und nach entgegengesetzten Seiten hin Mißbräuche abzuschneiden bemüht war, aus welchen sich wiederum mit der unzweifelhaftesten Gewißheit die unveränderliche Gleichförmigkeit und der wahre Sinn der katholischen Lehre bis auf den heutigen Tag, auch in Beziehung auf diesen Punkt, ergibt. — Die allgemeine Kirche verwarf den Irrthum der Kollyridianer, welche der heil. Jungfrau Brode als Opfer auf dem Altare darbrachten, die sie hernach verzehrten, wollte also keine Anbetung, und verdammte gleichmäßig als Ketzerei auf dem ökumenischen Concilium zu Ephesus (431) die Irrlehre des Nestorius, der die Eigenschaft der heiligen Jungfrau als Mutter Gottes bestritt. Bekanntlich hat der (ältere) Protestantismus zuweilen vorgegeben, daß er die vier ersten ökumenischen Concilien als maaßgebend für den christlichen Glauben anerkenne. Es ist interessant mit dergleichen, jetzt schon ziemlich verschollenen Ausflüchten die Art und Weise zu vergleichen, wie z. B. auch Herr Klöden sich des gebannten Irrlehrers annimmt. „Nestorius machte es“, sagt er, „der Gegenparthei besonders zum Vorwurfe, daß sie darauf ausginge, die Maria zu vergöttern und die Mutter dem Sohne gleich zu setzen. Dagegen suchten sich Cyrillus und seine Glau-

bensgenossen, namentlich auch sein gleichgesinnter Gefährte Proklus, Bischof von Cyzikus, zu verwahren; allein wie es in der Hitze des Streites so oft zu geschehen pflegt, daß eben das Angefochtene von der vertheidigenden Parthei um so mehr in übertrieben hohem Werthe dargestellt wird, je mehr die andere sich bemüht, es herabzuziehen, so ging es auch dem Cyrillus und Proklus bei ihrer Vertheidigung der Marienverehrung; sie gingen dabei so zu Werke, daß sie nicht mit Unrecht die Ritter und Verfechter der heil. Jungfrau genannt wurden, ungeachtet sie eine Vergötterung derselben nicht eingestehen wollten". — In diesem Sinne versteht Herr Klöden die, für die Verehrung der Mutter Gottes sprechenden Documente aller christlichen Jahrhunderte. — Die tief poetische, schöne Sequenz, welche auf dem Concil zu Constanz von den versammelten Vätern gesungen ward:

O stella perfulgida
Tu dira certamina
Maris hujus reprime!
Simonis navicula
Filii tunicula
Ne scindantur prohibe!
Portus navigantium
Preces supplicantium
Filiorum suscipe!

gibt ihm zu der eben so wohlbegründeten als scharfsinnigen Folgerung Anlaß: daß Maria hier die Stelle des heiligen Geistes vertreten habe, und dieß zwar, weil sonst bei dergleichen Anläßen das Veni sancte Spiritus gesungen zu werden pflege. — Nicht glücklicher ist der Schwanenorden selbst vor diesem gestrengen Richter. — Bekanntlich gliederte sich im Mittelalter das gesammte öffentliche Leben, nach den verschiedenen Ständen und Corporationen, und die in dieser Weise Verbundenen lagen gemeinschaftlicher Andacht ob, oder verrichteten als Genossenschaften gute Werke aller Art. — Immer war es jedoch ein und derselbe Glaube, eine und dieselbe

Kirche, welche wie der Dom des Himmels sich über den Fürsten des Reiches, wie über dem geringsten Leibeigenen wölbte; Gott stand allen Ständen gleich nahe, alle riefen dieselben Heiligen um ihre Fürbitte an, und dieselben Sacramente boten jedem dieselben Mittel zur Rettung aus einem Schiffbruche dar, in dem das ganze Geschlecht zu Grunde gegangen wäre, hätte nicht Einer sein Leben für Alle am Kreuze dahingegeben. Herr Klöden findet dagegen in diesem Orden ein ganz neues Element: „nämlich das Princip der Sonderung nach Ständen". — „Während", fährt er fort, „der Gottesdienst alle Stände vereinte, trennte sie der Mariendienst, unstreitig zum großen Behagen der vornehmeren Classen". — Dieser freiwilligen Stupidität begreiflich zu machen: daß, wenn die heilige Jungfrau, nach katholischem Gebrauche, immer und nothwendig mit der Formel: bitt für uns, angerufen werden muß, jeder Mariendienst zugleich, kraft logischer Nothwendigkeit, immer ein Gottesdienst ist, — wäre ohne Zweifel ein zu gewagtes Unternehmen. Wir stehen also lieber von vornherein davon ab, und überlassen diese Geschichtsforschung den rationalistischen Gelüsten ihres wahrheitssuchenden Herzens. — Uebrigens danken wir Herrn Klöden, daß er Seite 83 aus der Stiftungsurkunde von 1443 noch folgende, wohl zu beherzigende Aeußerung berichtet: „Er" (der Markgraf Friedrich II.) „wünsche nichts sehnlicher, als Friede und Einigkeit in der Christenheit, und habe darum große Arbeit, Mühe, Kosten und Zehrung nicht gescheut, wolle auch nach seinem Vermögen unverdrossen dazu helfen und rathen, wenn er das nur bei seinen Tagen noch erleben und sehen möchte. — Aber er kenne: daß er das nicht durch sein Verdienst erlangen könne, und so habe er mit voller Innigkeit und großer Zuversicht alle Sinne und Gedanken darauf gesetzt, daß er die Jungfrau Maria geehrt und gebeten, ihre gewöhnliche Milde der Christenheit erscheinen zu lassen, und ihre barmherzigen Augen ihr zuzuwenden, damit sie zu Frieden und Einigkeit komme und Christus um so fleißiger

verehrt und verkündigt werden möge". — Herr Klöden, der natürlich auch nicht von ferne versteht, was er berichtet, macht hierzu die ganz ehrbare und rücksichtsvolle Bemerkung: „Gewiß war diese Gesinnung eine höchst achtungsvolle und wohlgemeinte. In der Beurtheilung der ausgesprochenen Meinungen von der Maria greifen wir unsern Lesern jedoch nicht vor". —

Unsere Leser werden es uns nach diesen Reden wohl erlassen, das ganze Gewebe von Albernheit und Plattheit vor ihren Augen zu entfalten, welches Herr Klöden für eine Geschichte der Marienverehrung ausgibt. Es ist durchgehends eine rohe Verhöhnung einer Form der Andacht, welche sonst auf jedes nicht ganz verwilderte Gemüth tiefen Eindruck zu machen pflegt.

Nur die hoffärtige Barbarei des modernen Unglaubens versteht nicht mehr was Gebet ist; deßhalb ist ihr auch, wie billig, die Beziehung verschlossen, in welcher die Heiligen Gottes, die den schweren Kampf des Lebens siegreich vollendet haben, zur streitenden Kirche auf Erden stehen. Am wenigsten kann dem Stolze der Beschränktheit jener Werth klar gemacht werden, welchen der Gläubige auf die Fürbitte der heil. Jungfrau legt, welche ihren und unsern Schöpfer, den sie unter dem Herzen trug, mit jener innigsten und treuesten Liebe geliebt hat, der jeder vom Weibe Geborne, nur einmal in seinem Leben begegnet. Die Berliner Aufklärung geht taub und blind, und stumm und dumm an dieser Herrlichkeit des Glaubens vorüber, oder grinst sie, wenn sie ja davon Kenntniß nimmt, höhnisch von der Seite an, während, glaubwürdigen Augenzeugen zu Folge, viele Türken bereits anfangen sollen, der Mutter des Christengottes oft in der rührendsten Weise ihre Ehrfurcht zu bezeugen.

Wir haben hier den in der Weise des achtzehnten Jahrhunderts rationalistisch aufgeklärten Dogmenhistoriker mit seinem Urtheile über die ursprüngliche Idee des Schwanenordens gehört. — Vernehmen wir nun, was das junge Deutsch-

land über dessen Wiedererweckung zu sagen weiß. Am 12. Januar, (so berichtet die Berliner Spiekersche Zeitung vom 15.) „eröffnete der Dr. Theodor Mundt im Jagorschen Saale den Cyclus seiner Vorträge über die socialen Entwickelungen der Völker, vor einer zahlreichen und theilnehmenden Versammlung von Herrn und Damen“.

Der Redner erwähnte, daß eine Anerkennung der socialen Uebel neuerdings durch die Wiederbelebung des Schwanenordens an den Tag gelegt worden sey. — — Nachdem er gezeigt, wie die Wohlthätigkeit in ihrer Art zwar ganz vortrefflich wirke, ging er zu dem Beweise über, daß Krankenpflege und Armenbesuch doch nicht ausreichen könne.

„Mit dem Princip der Arbeit beginne das neue protestantische Weltalter, weshalb wir in einem innerlich und äußerlich protestantischen Staat zunächst darauf zurückkommen müßten. Hier wäre auch ein Schwan, Luther, erschienen und von Huß auf dem Scheiterhaufen geweissagt worden. Auch er habe die Arbeit als Princip erhoben, er habe sie als Freiheitsprincip gebraucht, indem er in seinem Zuruf an den Adel durch die an den Werkeltagen begangenen Feste die Arbeit des Volkes *) beeinträchtigt sah. Nachdem noch der Redner darauf hingewiesen, daß in Italien, dem Sitz der römischen Hierarchie, der Grundsatz der Arbeit nicht zur Geltung habe kommen können, während es gerade Luther vergönnt gewesen wäre, in Sachsen, dem gewerbfleißigsten Lande, aufzutreten, kam er wieder auf den Schwanenorden zurück, und erläuterte, wie der, seine Zeit erfassende, königliche Wille, selbst nach dem Eintritt der Kirchenverbesserung ein solches Institut zu beleben vermochte. Hiernächst stellte er das Thema: die eigentliche, von Rousseau vertheidigte Grundidee fest: daß der Mensch von Natur gut sey, zeigte, wie sich dieser Gedanke von den Widertäufern des sechszehnten Jahrhunderts ab durch die Geschichte ziehe, von

*) Soll wohl heißen des Adels, dessen Frohnen allerdings durch manche katholische Feste geschmälert waren. Luther, der sich bei den Zwingherrn damaliger Zeit einschmeicheln wollte, schämte sich nicht, wie Herr Mundt berichtet, es geltend zu machen, daß das Mark des gemeinen Mannes vom Adel bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt werden könne, wenn die Feste wegfielen, welche die Kirche angeordnet hatte. Bekanntlich schlug das Experiment gegen die Absicht, sowohl des Rathgebers als derer aus, die es machten.

Rousseau und der Revolution wieder aufgenommen sey, und gleichsam als Propaganda durch alle folgenden Systeme gehe".

Wir wollen dem Nachdenken unserer Leser über diese beherzigenswerthen Aeußerungen nicht vorgreifen, und schließen diese Zusammenstellung mit der Hinweisung auf einen Artikel der Frankfurter Oberpostamtszeitung vom 18. Januar. — Nachdem dort ausgeführt worden, wie gewisse Bestrebungen, „die mit dem Dombaufeste zu Köln ihren Anfang und mit dem Schwanenorden noch nicht ihren Schlußstein gefunden", dahin zielten, „einen positiven, allgemein christlichen Boden innerhalb der, in sich und mit sich gespaltenen Confessionen erheben zu wollen", — wird ein Factum berichtet, für dessen Wahrheit wir uns bis jetzt zwar nicht verbürgen können, welches aber, wenn es noch nicht geschehen ist, nothwendig und unvermeidlich in der einen oder andern Form eintreten wird.

„Man erzählt sich, es sey schon vor Jahren in Rom vertraulich angefragt, ob die Curie und die katholische Kirchenverfassung überhaupt gegen den Eintritt der römisch-katholischen in einen Orden etwas einzuwenden haben würden, der von einem protestantischen Fürsten ausgehend, allgemein-christliche Zwecke offen verfolge. Die Antwort, anerkennend den großen Zweck, soll für die Versöhnung, die man bekanntlich im Auge hat, gerade nicht erfreulich ausgefallen seyn; ein christliches Institut, welches von dem Coordinirtseyn der „sogenannten" christlichen Confessionen ausgeht, laufe dem Wesen des römischen Katholicismus ganz entgegen, stellt denselben geradezu in Frage, da die römisch-katholische Religion allein das Christenthum, wie es die Kirche überliefert, darstelle; die Werke der Barmherzigkeit unabläßig zu üben, gebiete dem Katholiken seine Religion, und die von der Kirche, deren alleiniger Mittelpunkt Rom sey und bleibe, längst sanctionirten, von der Kirche unmittelbar geleiteten Institute hätten die Aufgabe und den Beruf, die Werke der Barmherzigkeit unter der Aufsicht des Clerus zu fördern und zu lei-

ten. Es sey ein auffallender Weg, sich die Gnadenmittel der Kirche anzueignen, ohne vorher zur Kirche zurückgekehrt zu seyn. — — — — Man scheint das Einschreiten der römischen Kirche dadurch beseitigen zu wollen, daß man statt einen neuen Orden zu schaffen, den von einem noch katholisch gewesenen Fürsten herrührenden Orden renovirte, von dem man sagt, daß er nie ausdrücklich aufgehoben sey, und durch den Zusammenhang der oben erörterten Verhältnisse wird es auch klar, warum der souveräne König von Preußen durch seine Rechte an Chur und Krone die Uebernahme der Großmeisterwürde in jenem Orden gleichsam zu entschuldigen, oder doch zu rechtfertigen sucht".

XVIII.

Briefe aus Paris.

Fünfter Brief.

Daß die Universität die Gleichheit vor dem Gesetz, die Unverletzlichkeit des Gesetzes und die verheißene Freiheit des Unterrichts aufhebe, diese drei Punkte übergehe ich, und halte mich nur im Allgemeinen dem Gange der oben (Bd. 12, S. 472) angeführten Schrift folgend, an eine andere dreifache und ungleich gewichtigere Anschuldigung: daß dieselbe 1. die Grundwahrheiten jeder Religion und aller gesellschaftlichen Ordnung läugne und untergrabe. 2. Die allgemein christlichen Lehren angreife. 3. Diejenigen, welche der katholischen Religion ausschließlich angehören, in Frage stelle und verneine. Zu dem Ende werden die bisher in Gültigkeit bestandenen Lehren unter den genannten drei Gesichtspunkten und diejenigen der Universität einander gegenübergestellt.

I. Die Alten haben die Religion als unerläßliches Lebens- und Bindemittel jeder Gesellschaft anerkannt; selbst Voltaire hielt es für nothwendig, daß Fürsten und Völker den Gedanken an einen schaffen-

den, leitenden, vergeltenden und rächenden Gott nicht aufgäben. Frankreichs oberster Landesphilosoph dagegen lehrt: der Enthusiasmus habe Gott in der Welt wahrgenommen, hierauf eine Verehrung desselben geschaffen, und in dieser Gott nochmals gesehen. Die Philosophie sey das Licht der Lichter, die alleinige Autorität, — die Vernunft, der Gott des Menschengeschlechts; ihre Ideen wären Gott selbst; der Glaube sey nichts anderes als die Zustimmung der Vernunft zu dem, was sie als wahr anerkenne. Die Lehren dieses Philosophen aber werden von einer großen Zahl seiner Collegen, Untergebenen und Schüler in mannigfaltiger Weise bearbeitet, angewendet, vorgetragen. — Der richtige Begriff Gottes führt nothwendig auf denjenigen über das Gute und Böse, auf die gegenseitigen Verhältnisse, Pflichten und Rechte der Menschen, diese abgeleitet von der Erkenntniß eines obersten Schöpfers, Gesetzgebers, Richters, in Verbindung mit der Freiheit vernünftiger Wesen. Auch das wird durch die Alten, so Griechen als Römer bezeugt. Die Universität ihrerseits verkündet: zu glauben, daß Gott die Welt und den Menschen aus nichts erschaffen habe, ist Unsinn; der Mensch, seine Vernunft, selbst sein Körper, mit einem Wort, Alles, was sein Ich bildet, ist ein Ausfluß, ein Bruchstück, ein Theil Gottes selbst, gleich ewig mit ihm, Leib und Seele gleichen Wesens, Mensch und Welt gleichen Ranges, unendliche Thätigkeiten Gottes unter mannigfaltigen Gestaltungen; Tiger und Schlange, Bock und Wurm, Runkelrübe und Ichneumon sind Kinder, Theile Gottes, unsere Brüder und Schwestern, Geliebten. — „Gebt mir", sagt Herr Cousin, „die Charte eines Landes, seine Gestaltung, sein Clima, seine Gewässer, seine Luftströmungen, seine gesammte physische Geographie; gebt mir seine Erzeugnisse, seine Flora, seine Zoologie — und ich mache mich anheischig, von vornherein den Menschen dieses Landes zu beschreiben, und zu sagen, welche Rolle in der Geschichte derselbe spielen wird, nicht aus Zufall, sondern nothwendig, nicht in irgend einer bestimmten Zeitfrist, sondern in einer jeden". — Wie dergleichen Behauptungen zur menschlichen Freiheit sich stellen, und zu denselben eine freithätige, zurechnungsfähige Sittlichkeit sich verhalte, wird wohl keiner Erörterung bedürfen. Welche Hoffnungen dann lassen sich an eine Jugend knüpfen, die von ihren Lehrern (selbst von einem vormaligen Großmeister der Universität) sich muß sagen lassen: „der gesunde Sinn fragt nach dem Erfolg, und das öffentliche Interesse knüpft sich nur an große Sachen, ohne nach Princip und Zweck zu fragen". — Wollen wir die Klagen des Werkes: Memoire pour servir à l'histoire

de l'instruction publique, über den Sittenverfall unter der Jugend, wollen wir ähnliche Aeußerungen in öffentlichen Blättern und Gelegenheitsschriften, wollen wir Hrn. Carl Dupins Verbrechensstatistik, deren Fortschreiten und Verhältniß zum Unterricht wir zwar keineswegs dem Universitätsunterricht als Folge aufbürden, (da gewiß hier noch ganz andere Factoren in Berücksichtigung zu ziehen sind) vernehmen, so läßt sich doch die Frage stellen: ob dergleichen, in mannigfacher Form vorgetragene Lehren in jener Beziehung ohne aller Wirkung bleiben werden und können?

II. Alle christlichen Partheien legen die Weissagungen des alten, die Erfüllungen des neuen Testaments ihrem Glauben zu Grunde. Nach Herrn Cousin sind Prophezeihungen nur selbsteigene Steigerungen der innewohnenden Thätigkeiten, den Glauben an Wunder (in der heiligen Schrift von allen Christen angenommen) muß man mit aller Macht bekämpfen, weil bei demselben es dem Menschen unmöglich ist, besser zu werden. (Welche Logik?) Wenn der Christ in seinem Glauben eine unmittelbare Offenbarung, in der heiligen Schrift ein Wort Gottes verehrt, so mag er von Universitätslehrern vernehmen, wie sehr er sich täusche; wie Gott weder Stimme noch Sprache habe, um reden zu können, die Katechismen aber bloß Verdolmetschungen des menschlichen Bewußtseyns seyen. Eine Religion sey aus der andern entstanden; die Hebräische aus den alten Gottesdiensten, das Christenthum aus einem Gemengsel von Morgenland, Griechenland und Rom. (Quinet.) — Das Wort (Joh. 1, 1) ist das Verbleichen der jüdischen Einheit, befruchtet durch den Geist Persiens und des griechischen Egyptens. (Michelet.) Die Abhängigkeit von demselben, sagt ein Anderer, ist abgenützt, es bereitet sich eine neue Religion, die alles mit Glanz erfüllen, und der Welt den verlorenen Frieden zurückbringen wird. — Ferner haben alle christlichen Secten mit der Kirche die göttliche Eingebung der heiligen Schriften angenommen; die Männer der Universität sind über das hinweg. Die Offenbarung erfolgte für Juden, wie für Heiden durch die Organe der Natur. — Auf die Ueberzeugung von einer göttlichen Offenbarung stützt sich der Glaube der Weltschöpfung, der Erschaffung eines einzigen Menschenpaares und des Sündenfalls. Keine dieser gemeinchristlichen Grundwahrheiten, die nicht von einem, von mehreren Gliedern der Universität in Lehrbüchern, Vorträgen und andern Schriften angefochten, geläugnet würden. Nach Hrn. Cousin haben alle gründlichen Denker nachgewiesen, daß nie aus dem Nichts was hervorgehen könne, die Schöpfung eine Unmöglichkeit sey. Hat Gott die

Welt geschaffen, so hat er sie nicht aus dem Nichts geschaffen, sondern aus sich selbst. — Die Behauptung, daß alle Menschenraçen einen gemeinsamen Stamm haben, ist eine gewagte. — In Bezug auf den Sündenfall dürften es diese Franzosen mit den verdümmtesten deutschen Rationalisten der großen Wasserperiode aufnehmen. Dem Einen ist diese Lehre eine riesengroße Absurdität; den Andern nöthigt die Vernunft gegen diesen Theil der Theologie sich zu erheben; der Dritte erklärt, daß eine derartige Religion weder an den Fortschritt des menschlichen Geistes glauben, noch zu demselben ankommen könne. — Allen christlichen Secten ist das athanasianische Symbolum gemeinsam mit der Kirche, und mit ihr glauben sie an die Menschwerdung Christi. Jenes wird entweder ganz in pantheistische Lehren aufgelöst, oder geradezu erklärt: die arianische Philosophie sey der christlichen vorzuziehen, da ein Gott, größer als der andere, und ein Sohn, so groß als der Vater, nicht zu begreifen seyen. Auch habe Athanasius für dunkle Dogmen nur deßwegen gekämpft, weil er mit hellem Geist durchblickt, welche Macht in der Uebereinstimmung liege. (Daß der Arianismus bereits auf dem Wege sich befunden habe, die größere Uebereinstimmung für sich zu gewinnen, Athanasius somit den Zweck durch Vereitlung des Zweckes gesucht hätte, scheint der Professor nicht zu wissen.) — Die Vernunft ist der nothwendige Mittler zwischen Gott und den Menschen, sie ist das Wort, welches Gott und Mensch zugleich ist; zwar ist sie nicht das Wesen der Wesen, aber der Gott des Menschengeschlechts. Christi Erlösung und Mittleramt sind Mythen, Bilder, die vor der Sonne der Philosophie erbleichen werden. — Die christliche Lehre lautet: „werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist", und an sie knüpft sich das Gebot, daß der Körper der Seele unterthan seyn müsse. — Die Universitätslehrer setzen an die Stelle der christlichen Lehre den menschlichen Uebermuth: „Ich glaube", sagt Einer, „an die Legitimität, Souveränetät und Infallibilität der menschlichen Vernunft". Will man aber wissen, wie sie es mit der Herrschaft des Geistes über den Körper halten, so lese man in Michelets Geschichte von Frankreich diejenigen Stellen, in welchen er Ausschweifungen der Fürsten zu berichten hat; so höre man den Professor Nisard den Schriften der George Sand zwar eine schlechte Moral zugestehen, die aber durch die wunderwerthe Form aufgewogen werde. — Nach allgemein christlicher Lehre sollen wir Gott über Alles, und um Gottes Willen und den Nächsten wie uns selbst lieben. — Die Herren der Universität stellen die Liebe zu sich selbst voran (daß sie bloße Theo-

retiker seyen, kann man ihnen nicht vorwerfen, gegentheils sie sind hierin, wie nachher gezeigt werden soll, sehr praktisch.) Um ein Wesen, welches nicht Ich ist, besorgt, theilnehmend, voll Liebe seyn zu können, ist eine ungereimte Hypothese, das so hoch gepriesene Gebot: liebe deinen Nächsten, wie dich selbst — verräth die dickeste Unkenntniß der menschlichen Vernunft. (Hienach wären dieser Herren Leidenschaft und Vernunft identisch.)

III. Nach allem diesem wird über die Stellung der Universitätslehre zu der Lehre der katholischen Kirche kaum ein Zweifel obwalten können. Hr. Cousin gesteht in der Einleitung zu seinem Cour de l'histoire de la philosophie selbst: „Vielleicht erschüttert meine Philosophie den christlichen Glauben *); darin liegt nichts Strafbares, denn nicht Alles, was für rechtgläubig gelten will, ist es". Die Kirche stellt den Glauben, die Universität die Philosophie, und zwar ihre Philosophie, oben an. Lerminier bezeichnet in der Revue des deux mondes Quelle, Inbegriff und Zweck der Lehren seinen Genossen mit den wenigen Worten: „Ueber allen Dingen steht die Autorität des Menschengeistes". Eben dort sagt Herr Ampere: Die beiden großen Hämmer des sechszehnten und achtzehnten Jahrhunderts, Protestantismus und Unglaube (für die Zusammenstellung, vielmehr Gleichstellung, mag Ersterer seinen Dank besonders abstatten), haben die katholische Religion zertrümmert; schon geht jenseits der Berge die Sonne auf. — Nach katholischer Lehre ist die katholische Religion keine andere, als diejenige, welche Christus in die Welt gebracht hat, die durch die Apostel und alle ihre Nachfolger verkündet worden, für allen Raum und für alle Zeit bestimmt ist. — Den Universitätsherren zufolge ist der Katholicismus nicht das Christenthum, bloß eine Form desselben, der Quäker eben das, was der Cardinal. — Nach dem tridentinischen Concilium ist die Hierarchie, ihre göttliche Einsetzung, Mission und Jurisdiction ein Glaubensartikel. Dieses alles nun wird als obsoleter Kram nicht allein auf das Gründlichste beseitigt, sondern die Universität ist dazu bestimmt, da an die Stelle der Kirche zu treten. Hr. Salvandi erklärt in seinem Bericht an den König vom Jahre 1838 unumwunden: „Vermöge ihrer Einheit, ihrer Garantien, ihrer Gesetze findet sich die Universität in dem vollen Besitze der Macht einer ansehnlichen Hierarchie". Bei der Preisvertheilung im Jahre 1842, die mit zweimaligem Absingen der Marseillaise begonnen und durch den Vortrag eines Pro-

*) Man vergleiche sie mit seiner, in der Pairskammer gegebenen Erklärung, die ein späterer Brief mittheilen wird.

fessors des Collegs Carls des Großen über das pantheistische Thema: mens humanae divinae mentis particula, verherrlicht wurde, stellte die Rede des Großmeisters eben diesen Professor seinen Collegen als Vorbild auf: „Möge", sagte er, „die Wissenschaft durch eine ununterbrochene Reihenfolge von Männern, welche das Studium zu allen öffentlichen Verpflichtungen ausbildet, uns zu wohlgesinnten und beredten Männern und, wo möglich, zu Lehrern machen, demjenigen gleich, welcher in diesem Raum so reine Lehren vorgetragen, der uns solche Beweise seiner Weisheit und seiner Erleuchtung gegeben hat".

Kirchliche Lehre ist: an der Spitze des Episcopats und der gesammten lehrenden und leitenden Kirche steht, von Christus eingesetzt, St. Peters Nachfolger. Daß die Protestanten Guizot und Matter in der Gestaltung des Papstthums bloß Zufall Anmaaßung, Klugheit u. s. w. sahen, mag hingehen, es ist wenigstens zahmer, als in St. Peters Nachfolger den Antichrist und noch Aergeres zu sehen; daß aber ihre katholisch gebornen Amtsgenossen, Lehrer der Universität eines beinahe ganz katholischen Landes hierin mit ihnen wetteifern, kann doch echt katholischen Eltern nicht gleichgültig seyn. — Es ist ferner katholische Lehre, daß das Episcopat, in Verbindung mit seinem Oberhaupt, das untrügliche Organ der geoffenbarten Lehre sey. — Auch die Aeußerungen so vieler Universitätslehrer in dieser Beziehung könnten bloße Varianten genannt werden, welches die beiden vorhin Erwähnten angegeben haben. Schwänke, Unrichtigkeiten, Verdrehungen werden an die Berichte über die Concilien geknüpft; an wen aber die leitungsbedürftige Menschheit sich fortan zu halten habe, verkündet der Universitäts-Almanach vom Jahre 1838: „Uns kömmt es zu, die Geister in ihrer Ungewißheit zu leiten und zu lenken". — Kraft ihrer Einsetzung stellt die lehrende Kirche als unfehlbare Autorität sich auf. Die Universität vindicirt diese Autorität der menschlichen Vernunft.

Erst nachdem man in die, beinahe an allen Universitätsgliedern zum Vorschein kommende Negation des bis anhin anerkannten Christlichen, ihre Opposition gegen alles Positive, und in das Bestreben der Vornehmsten unter ihnen, an dessen Statt den trostlosen und die gesellschaftliche Ordnung auflösenden Pantheismus zu setzen, einen Blick geworfen hat, läßt sich Maret's treffliches Werk über den Pantheismus in der modernen Gesellschaft *) nach Verdienen würdigen, besser

*) Auf dessen gelungene Uebersetzung, über das Thema in der Hurterschen Buchhandlung zu Schaffhausen erschienen, wir mit Recht aufmerksam machen dürfen.

verstehen, die Nothwendigkeit seines Erscheinens begreifen, anerkennen, daß er damit einen wahren und wesentlichen Dienst erwiesen habe. Wer möchte die Richtigkeit seiner Schlußfolgerung antasten, wenn er sagt: „Sobald wer die volle Unabhängigkeit des menschlichen Geistes und der Vernunft als individuelle Thatsache annimmt, sich erzeugend aus den Meinungen eines Jeden und Alles, so ist man genöthigt, allen Meinungen, allen Religionen, allen Philosophien, allen politischen Systemen gleiche Gültigkeit zuzugestehen" (was ist, ist vernunftgemäß); „alle haben das gleiche Recht aufzutreten und sich hinzustellen. Sofort aber gibt es in den menschlichen Gedanken nichts mehr absolut Wahres, absolut Falsches, in den Handlungen nichts mehr absolut Gutes, absolut Böses. Der Menschengeist schwimmt in einer Art Mitte zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen gut und bös; seine Gedanken werden zum Traum eines Schattens. Um die thatsächlich bestehende Verschiedenheit mit der rechtmäßig in dem Menschengeist bestehenden Einheit zu vereinbaren, ist man genöthigt, die Verschiedenheit in der Einheit aufgehen zu lassen, und eine einzige Substanz anzunehmen. Man ist nicht im Stande, dieser logischen Nothwendigkeit zu entrinnen; diese Nothwendigkeit aber ist es, die eben zum Pantheismus führt".

Die früher erwähnte Zeitschrift: le monde catholique gab in einem Aufsatz ihres ersten Heftes: Observations sur l'enseignement philosophique de l'Université, einen Ueberblick über diese Lehre in ihren tiefsten Grundlagen, und schließt mit folgenden Worten: „Das ist der Unterricht, den die Universität den heranwachsenden Geschlechtern ertheilt, das der Dienst, den sie der Gesellschaft und der Civilisation erweist. Im Namen dieses Dienstes spricht sie mit hohem Ton die Fortdauer ihrer Monopole an. Eine ungereimte, alle Moral zerstörende Philosophie, die ihre Sätze, ohne vor Schande hinzufallen, nicht an das Tageslicht bringen dürfte; die genöthigt ist, dieselbe mit einigen wenigen, dem Christenthum abgestohlenen Lappen auszustaffiren, und in Wolken zu hüllen, die deutschen Träumern erborgt sind; eine Philosophie, die einzige vielleicht, welche selbst in dieser Zeit der Freiheit nicht einen Anhänger finden kann, der freimüthig oder albern genug wäre, öffentlich zu bekennen: ich bin ein Pantheist; eine Philosophie, welche keine Erörterung erträgt — das ist der Rechtstitel der Häupter der Universität an ihre intellectuelle Beherrschung Frankreichs; sie ist es, die sie zu der Anmaaßung und dem Hochmuth berechtigt, womit sie die Forderungen der französischen Familienväter zurückweiset.

Offen gesagt: „sie sind consequenter, als man sichs denkt. Auf je schwächerer Grundlage ihre Philosophie ruht, desto gefährlicher und verderblicher ist sie, desto tödlicher würde die Freiheit des Unterrichts ihr werden. Nun ist aber diese Philosophie nicht eine Ueberzeugung *), nicht ein Glaube; nein, sie ist mehr als dieß, sie ist ein Thron für ihre Bekenner, oder, was heutzutage dasselbe, sie ist eine Geldkiste. Wisset ihr denn nicht, daß die Stellung der Philosophen eine Quelle der Macht und des Reichthums ist; daß der Weg zu den Akademien, zu der Pairie, in die Ministerien durch sie hindurch führt? Um auf dieser Bahn zu Ehren zu gelangen, handelt es sich nicht um ein Bekenntniß philosophischer Wahrheit (sieht man ja in der Akademie der moralischen Wissenschaften Vertreter aller noch so entgegengesetzter Systeme!); nein, es handelt sich nur um Eines, darum nämlich, daß man mit einer gewissen Klugheit irgend welchen philosophischen Unsinn lehre, der dem Christenthum entgegentritt, somit die alleinige Sanction der öffentlichen Moral zerstört".

Aus diesen mancherlei vernommenen Stimmen wird es klar, daß der angehobene Streit keineswegs ein persönlicher, sondern daß er ein Principienstreit sey, — ein Streit des positiven Christenthums gegen einen, dessen Grundlagen unterwühlenden Philosophismus; ein Streit, nicht wie Einige meinen, bloß zwischen Clerus und Universität, sondern ein Krieg auf Tod und Leben zwischen dem christlichen Glauben, wie die katholische Kirche denselben von ihrem Erscheinen in der Welt bis auf dem heutigen Tage unverfälscht und unverändert bewahrt hat — und dem in ihr Gebiet hinübergreifenden heidnischen Unglauben mit allen seinen Folgen; zwischen dem christlichen Theismus und dem pantheistischen Atheismus der modernen spinozisch-schellingisch-hegelschen Speculation; derselbe Streit also, der auch auf deutschem Boden geführt wird, und auf diesem mitten im Schooße des Protestantismus sich ausficht; ein Streit, dessen Heftigkeit für einen Augenblick nachlassen, für die eigentliche Heeresmacht einen vorübergehenden Waffenstillstand zugeben kann, unter welchem aber die Partheien nur desto mehr sich verstecken, desto sorgfältiger sich rüsten und der seiner Natur nach früher oder später wieder sich erneuern wird, sich erneuern muß, indeß das Plänkeln auf Flügeln und Vorposten schwerlich wird eingestellt werden.

Durch die Professoren Cousin, Lerminier, Quinet u. A. wurde die pantheistische Philosophie aus Deutschland nach Frankreich verpflanzt,

und hier soll sie den zarten Sprößlingen der Zukunft dieses Landes mittelst der Lehranstalten der Universität eingepropft werden. Sie findet aber in der katholischen Mehrheit der Bevölkerung einen Widerstand, den jene Herren nicht erwarteten. In den vordersten Reihen kämpft dagegen, wie billig, der in unverfälschtem, positivem Christenthum auferzogene, in seinen Seminarien, die sich unter allen Lehranstalten bis anhin einzig noch von der Universitätsherrschaft rein erhalten haben, herangebildete Clerus, der daher von seiner hohen Warte herab, wie ich nachgewiesen habe, zuerst den Feind aufsuchte; zuerst in die Trompete stieß, zuerst mit offenem Visir in die Schranken trat. Unmittelbar hinter ihm und auf ihn gestützt, steht der durch so viele Stürme der Revolution zwar vielfach erschütterte und geschwächte, durch Gottes Schutz und treue Obsorge seiner Diener aber immer noch kräftige und in dem Kern des Volkes lebendige, in neuester Zeit zu neuem Frühlingsleben erwachte, katholische Glaube. Als dritte Reihe endlich stellt sich, wenn auch in dem Glaubensstreite indifferent, jedoch den pantheiistischen Irrsalen für längere Zeit unzugänglich, und das mystisch-speculative Gebräue, welches seine in deutscher Schule verbildeten, modernen Idealphilosophen ihm vorsetzen möchten, verachtend und verspottend — der practisch-gesunde, durchaus reale Sinn des französischen Volkes überhaupt.

Diese dreifache Macht, obgleich vielfach in sich getheilt, durch Parteiungen zerrissen, in eine Menge Fractionen zerspalten, steht dennoch, sobald ein fremder Feind eindringen will, wie Ein Mann da. Mögen im Anfang Manche aus dem dritten Glied, aus den religiösen Indifferentisten, in ihrer Blasirtheit gegen alles Herkömmliche, Längstgewohnte, auch gegen das, was über das Greifbare und über die materiellen Genüsse hinausgeht, den Fremdling bewundernd anstaunen, dessen Sprache sie nicht recht verstehen, der durch den ungewohnten Klang seiner Worte, durch einzelne, bisher nicht geahnete Gedankensblitze und Geistesraketen für einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit in Spannung versetzt — sie werden — es ist deß kein Zweifel zu hegen — sobald sie wahrnehmen, auch nur bloß ahnen, weß Geisteskind er sey, achselzuckend an ihm vorübergehen. Der Sinn des französischen Volkes ist dafür Bürge, daß selbst Manche derer, welche zur Zeit noch in etwelchem Enthusiasmus für den eingeschmuggelten Wechselbalg, der Beschränktheit des katholischen, gläubigen Volkes in Ansehung dieser Universitätsphilosophie spotten, zu ihr hintreten und bezeugen werden: ihr

habe richtig gesehen. Inzwischen bedarf es ernster Wachsamkeit, damit dieser Pantheismus nicht großen Schaden anrichte. Der vorkämpfende Clerus durchschaut es mit hellem Blick, daß er ihm nicht einen Fuß breit Landes freiwillig einräumen dürfe, daß er ihn angreifen und verfolgen müsse, überall, wo er sich zeige, daß er rüstig seyn solle, um ihn bis auf die letzten Wurzeln auszurotten.

Meine man aber nicht, daß bloß der katholische Clerus die Gefahren einsehe, welche mit der pantheistischen Richtung der Universität ihm drohen. Je schwächer das Gegengewicht ist, welches der Protestantismus demselben gegenüber zu stellen hat, je unzureichender die Garantieen sind, welche wider die Gefahr, am Ende von demselben verschlungen zu werden, in diesem selbst liegen, desto ernster mußte auch er sich aufgefordert finden, diesem Umsichgreifen einer antireligiösen, antichristlichen, antisocialen Doctrin seinerseits ebenfalls entgegenzutreten. Der protestantische Deputirte, Gasparin, hat diese Wahrheit berührt; und wenn er den öffentlichen Unterricht weniger von dieser allerschlimmsten der pantheistischen Seite ansicht, so geht er doch an die entschieden heidnische Richtung desselben, bekümmert es ihn, daß des Christlichen darin so wenig Rechnung getragen werde. Um daher den Einwurf: alles Vorgebrachte sind nur katholische Zeugnisse, die Urtheile sind bloß von katholischem Standpunkt gefällt, nun man kennt ja zur Genüge, wie wenig günstig dieser einer freien Entwicklung der Geister sich erweist, zu beseitigen, mag auch eine Erklärung von Herrn Gasparin noch vernommen werden. Er sagt: „Ich möchte es begreiflich machen, daß in den Collegien der Universität unsere Kinder nicht an ihrer rechten Stelle sind. Der gewichtigste Grund, dem man seinen vollen Gehalt nicht leicht wird absprechen können, ist der, daß in unsern Collegien in Wahrheit keine religiöse Erziehung sich findet. Das ist der unaustilgbare Fleck, die endlose Verdammniß gemischter Anstalten, daß sie die Religion auf ihre Stunde, gleich einem andern, und meistentheils das letzte, Unterrichtsfach verweisen müssen. Man mag seinen Unterricht im Christenthum besser oder schlechter erhalten, dasselbe durchdringt nicht alle Unterrichtszweige, es übt nicht jene absolute Herrschaft, die es von rechtswegen fordern darf. Die kommende Zeit wird sich nicht genug verwundern können, wenn sie vernimmt, daß eine Gesellschaft, die sich eine christliche nennt, sieben bis acht der schönsten Jahre der Jugend ihrer Kinder zum ausschließlichen Studium heidnischer Schriftsteller verwendete, und jene mit deren falschen Ideen, deren falschen Ruhm nährte; daß sie

dieselben ausschließend in dem Cultus gegen das Vaterland und die Ehre erzog und mit vielem Zeitaufwand und großer Anstrengung ihnen die dem Evangelium widerstrebendsten Gesinnungen einpflanzte; daß dieses Evangelium an eine so niedere, untergeordnete Stelle verwiesen ward, daß es gegen den Einfluß verabscheuungswerther, unsern angeborenen Neigungen schmeichelnden Lehren nur selten ein Gegengewicht zu bilden vermochte; und daß man unter dem Namen Jesu Christi sich anstrengte, Schüler des Socrates oder des Zeno, so viel als möglich heranzubilden".

XIX.

Literatur.

Gedichte in hochdeutscher, pfälzischer und oberbayerischer Mundart von Franz von Kobell. Zwei Bändchen. München, Verlag der literarisch-artistischen Anstalt 1843.

Es wird wohl der Fall nicht allzu oft in der Literatur vorkommen, daß ein Dichter, gleich Franz von Kobell, zugleich in der Schriftsprache und in zwei ganz verschiedenen Mundarten seines Volkes dichtet, also, daß er sein Herz gewissermaaßen zwischen drei Muttersprachen theilt.

Da es uns inzwischen an hochdeutschen Dichtungen nicht fehlt, und mancher unserer Dichter sich mächtigeren, freieren und höheren Schwunges auf den Flügeln unserer edelen Sprache erhoben: so wenden wir uns gleich zu dem Theile dieser Sammlung, worin sich das eigenthümliche Verdienst des Dichters, den hier nur ein sehr enger Kreis weniger Mitstreiter umgibt, am entscheidensten geltend macht, wir meinen die pfälzischen und oberbayerischen Gedichte.

Poesien in Volksmundarten bieten aber der Betrachtung

zwei Seiten dar: die sprachliche und die dichterische, die beide sehr verschieden sind. Es gibt bekanntlich gar manche solcher Gedichte, die nur in so weit einen Werth für uns haben, als wir aus ihnen einen einzelnen, der Schriftsprache fremden Dialekt kennen lernen; anderen dagegen begegnen wir, die, auch abgesehen von der Sprache, durch das verklärende Licht der Poesie eine höhere Weihe erhalten haben, und die daher auch, selbst in eine fremde Sprache übersetzt, den Stern ihres inneren Adels sich auf der Stirne nicht ganz verdunkeln lassen.

Es ist die wunderbare Himmelsblume wahrer Volksdichtung, welche Hebel in den lachenden Gefilden Alemanniens, in der Schweiz und im Breisgau, mit glücklicher Hand gepflückt, die auch Kobell, eigene Pfade einschlagend, in den volkreichen Thälern der Oberpfalz, hier beim Brunnen, in der Schenke, auf dem Markte, und dann wieder hoch oben auf den einsamen Alpenmatten des bayerischen Hochlandes, im Schatten uralter Tannen, am Saume des Hocheises, zu suchen ausgegangen. Und hat er auch für künftige Wanderer gar manche, abseits des Weges in stiller Verborgenheit duftende Blüthe zurückgelassen, wer wollte es läugnen, daß er seinen Hut mit einem schmucken Strauße geschmückt, dessen Anblick schon manches Herz in Heiterkeit und Ernst gerührt und erquickt hat. —

Die Zeit ist vorüber, wo man die Kenntniß der Dialekte als eine müßige Spielerei des Zeitvertreibes gering schätzte; die großen Fortschritte der neueren Sprachforschung haben uns ihren Werth richtiger würdigen gelehrt. Die vergleichende Grammatik, welche an Geschichte, Ethnographie und Geographie anknüpfend, den Sprachen nach ihrer Entwicklung und Verästung durch die Volksstämme und die Jahrhunderte folgt; die Untersuchungen über ihren physiologischen Organismus, über die Oekonomie und die Metamorphosen ihres Lautsystems, welches den Leib der Sprache bildet; ferner die Untersuchungen über das logische System ihrer grammaticalischen

Formen, ihrer lexicalischen Wortbildung und die syntactische Fügung der einzelnen Redeglieder; endlich die Betrachtungen über ihren psychologischen Gehalt, ihren Geist, ihre Seele, ihr Gemüth und, wenn ich so sagen darf, ihre Moralität — alle diese Forschungen haben uns von den verschiedensten Seiten her zu der Ansicht geführt: wie in den Sprachen, Gesetze der Natur, die wir früher kaum ahnten, und Gesetze des logisch denkenden Geistes, sich mit der menschlichen Freiheit und der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner Entwicklung wunderbar verknüpfen und verschlingen.

Von keinem, der dem Gange dieser Studien gefolgt ist, kann es heute mehr bezweifelt werden, daß jeder Dialect, auch des verachtesten Volksstammes, von der physiologischen Seite betrachtet, einen mehr oder minder ausgebildeten Organismus darstellt, und daß sich anderer Seits eine eigene Denk- und Empfindungsweise, eine eigene geistige Welt, darin ausspricht. Als einer höheren Ordnung angehörig, hat er darum auch mehr Anspruch auf unsere Beachtung, wie jede bloße Naturspecies. In nothwendiger Schlußfolgerung haben wir ferner hieraus die Ueberzeugung gewonnen: daß wir ein Volk nur dann nach allen seinen Kräften und nach allen Richtungen seiner Ausbildung kennen, wenn wir ihm in allen seinen Mundarten zugehorcht haben. Nur der ethnographische Geschichtsforscher, der jeder Zunge und Mundart seines Volkes auf dem allgemeinen Landtag Sitz und Stimme gewährt hat, daß sie dort in den Mutterlauten das Innerste ihrer Seele enthüllen, und sich in Freude und Leid aussprechen und aussingen können, nur dieser darf sich rühmen, den Volksgeist durchschaut zu haben.

Mit dieser richtigeren Einsicht in die Bedeutung der Mundarten haben wir zugleich auch die Ueberzeugung gewonnen, daß ihre Kenntniß uns nicht nur zum besseren Verständniß, sondern auch zur Bereicherung, zur Kräftigung, zur Fortbildung, zur Verjüngung und Lebendighaltung der gebildeten

oder Schriftsprache von großem Nutzen, ja beinahe nothwendig ist.

Die Sprache soll, wie schon der große Patriarch der italienischen, Dante, in seiner Abhandlung de vulgari eloquio es ausgesprochen, die Blüthe des gesammten geistigen Lebens einer Nation seyn; alle ihre Stände und Stämme, jedes Geschlecht, jedes Alter, jedes Lebensverhältniß soll aus dem Schatze seiner Empfindungen und Erfahrungen sein Edelstes als Beitrag dazu geben. Beraubt des beständigen Zuflusses neuer Säfte aus dem immer frisch quellenden Brunnen der Volksmundarten erstarrt die Schriftsprache unter den Händen medizinirender Akademiker zur todten Mumie, während umgekehrt die Volksmundarten durch ihre gänzliche Trennung von der Sprache des edleren und gebildeteren Theiles der Nation in roher, unfläthiger Verwilderung verkümmeren und verkommen.

Wer darum seine geistigen Kräfte dieser Wechselbeziehung zwischen Schriftsprache und Dialekten wie immer widmet; wer uns durch eine genauere Kenntniß einer unserer Mundarten zugleich auch unsere Schriftsprache allseitiger enthüllt und Beiträge zu ihrer Bereicherung liefert; oder wer umgekehrt das ungebändigte Roß einer Volksmundart lenkend und spornend, mäßigend, aneifernd und begeisternd, auf unbetretene Pfade des geistigen Gebiets hinanführt; wer seine Glieder gelenker, seinen Schritt fester und sicherer, seine Haltung edler und freier macht, mit einem Worte, wer einem Dialekte das Bewußtseyn der in ihm schlummernden Kräfte und Vorzüge weckt und ihn mit schöpferischem Geiste in diesen Kräften übt, der hat sicherlich Anspruch auf den Dank seines Volkes. So sind es also vorzüglich Grammatiker, d. h. die Sprachforscher, und die Dichter, d. h. die Sprachschöpfer, Sprachfinder, die trovatori, Troubadours, wie der romanische Süden sie nannte, denen dieses Feld eine reiche Aehrenlese darbietet.

Was nun unsere süddeutschen und zunächst die bayerischen Mundarten in grammatischer Beziehung betrifft, so haben sie in Schmeller einen Erforscher gefunden, wie sich keine an-

dere Zunge unseres Vaterlandes rühmen kann. Sein erstes Werk, wodurch er sich, von König Ludwig als Kronprinzen angeregt und unterstützt, einen ehrenvollen Platz neben Grimm unter den deutschen Grammatikern sicherte, erschien 1821: „Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt von Joh. Andreas Schmeller. Beigegeben ist eine Sammlung von Mundart-Proben, d. i. kleinen Erzählungen, Gesprächen, Singstücken, figürlichen Redensarten u. dgl. in den verschiedenen Dialekten des Königreichs, nebst einem Kärtchen zur geographischen Uebersicht der Dialekte. München, Thienemann". Dieser Grammatik folgte, indem des Verfassers rastloser Eifer mit den Fortschritten deutscher Sprachforschung immer voranschritt und so sein Gesichtskreis sich allmählig erweiterte, während der Blick immer tiefer in das Innere des sprachentwickelnden Geistes eindrang, als Frucht zwanzigjährigen Bemühens sein zweites und größtes Werk: „Bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provincial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen, allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet von J. Andreas Schmeller. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung von 1827 bis 1836, drei Bände".

Wir können neben der Anerkennung, die er bei dem größten germanischen Sprachkenner, Jakob Grimm, gefunden, für ihn kein rühmlicheres Zeugniß, als das von A. M. Rapp anführen. Dieser, dem würtembergischen Schwabenlande angehörig, hat bekanntlich über die physiologische Basis unserer Sprachen, die Disciplin der Lautverhältnisse und die organischen Gesetze ihrer Entwicklung, ein Werk unermüdlicher, gewissenhafter Forschung geschrieben, wie nur der uneigennützige Geist deutscher Wissenschaftlichkeit fähig ist. Es

führt den Titel: „Versuch einer Physiologie der Sprache, nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen von Dr. K. M. Rapp. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung". Im vierten Bande, auf die durchlaufene Bahn seiner Studien zurückblickend, sagt er mit edler Selbstverläugnung und hochherziger Anerkenntniß fremden Verdienstes: In Schmeller's Arbeiten ging mir ein neues Licht der Verständniß auf. Alles, was mich an der historischen Grammatik (Grimm's) hemmend und störend berührte, klärte sich hier; ja, es war mir der reinste und freudigste Genuß, das Meiste, was ich, noch unsicher, an den Sprachgesetzen zuerst glaubte gefunden zu haben, hier schon fertig ausgeprägt von einer geschickteren Hand vorgezeichnet zu sehen. „Es ist nur Weniges, worin meine Ansichten von der Schmeller'schen Lautbezeichnung noch differiren". An einer anderen Stelle (S. 106) fügt er noch weiter hinzu: „In Schmeller's „„bayerischen Mundarten"" und seinem Wörterbuch ist ein grammatischer Schatz niedergelegt, wie man ihn unserer Gemeinsprache wünschen möchte. Kaum ist eine europäische Sprache so gründlich beleuchtet worden".

Den Verächtern der Dialekte und ihren Gegnern, die im vermeintlichen Interesse einer uniformen Bildung darauf ausgehen, jede provinzielle Eigenthümlichkeit auszutilgen, hielt schon Schmeller, die Bedeutsamkeit der Mundarten richtig erfassend, vor: „daß man, um ein Volk in Masse höher heben zu können, dasselbe erst recht verstehen, seine Eigenheiten als Fundamente benutzen müsse, um Besseres darauf zu bauen; daß es also nicht klug sey, sie zu verachten und auf ihre Vertilgung auszugehen, sondern daß man vielmehr sie pflegen müsse, damit sie desto minder der Veredlung widerstreben, ja, daß sie selbst einen organischen Uebergang bilden zu dem, wovon sie früher der schroffe Gegensatz zu seyn schienen. „Denn dieses ist", fährt er fort, „einmal die Meinung, die ich in

Hinsicht auf Volksbildung und Volkserziehung von den Mundarten und ihrer Bearbeitung habe. Eine nicht geringere Bedeutung lege ich denselben in sprachwissenschaftlicher und historischer Rücksicht bei. Mir stehen die Mundarten neben der Schriftsprache da, wie eine reiche Erzgrube neben einem Vorrath schon gewonnenen und gereinigten Metalls, wie der noch ungelichtete Theil eines tausendjährigen Waldes, neben einer Parthie desselben, die zum Nutzgehölz durchforstet, zum Lusthain geregelt ist. Wenn die Erscheinungen der Mundarten gewöhnlich so betrachtet werden, wie der gemeine Einwohner Italiens, Griechenlands die Trümmer und Ruinen betrachtet, die ihn allenthalben umgeben, nämlich mit der ärmlichen Rücksicht, wie sie etwa aus dem Wege zu räumen, oder allenfalls wozu sie zu verwenden, zu benutzen wären: so können sie auch anders, ja mit einem Anklange von jenem Hochgefühle betrachtet werden, mit welchen die Reste einer grauen Vorzeit freilich nur den ergreifen, der von einer anderen Seite her mit denselben bekannt ist. Und ich gestehe, daß es etwas ähnliches war, was mir Vorliebe für diese Art von Forschungen und Geduld gab zum Fortfahren in denselben". Indem nun Bayern für seine sämmtlichen Zungen durch Schmeller unter den deutschen Grammatikern auf's rühmlichst vertreten wird, hat es für seine pfälzische und oberbayerische Mundart in Kobell einen Dichter gefunden, der die Arbeiten des Grammatikers am besten erläutert und vervollständigt.

Durch den Charakter einer Zeitschrift hier auf die engen Gränzen übersichtlicher Andeutungen gewiesen, werden wir uns bei dieser Anzeige zunächst auf die oberbayerischen Gedichte beschränken, um an ihnen das Vorausgeschickte zu bewähren, und die Wechselbeziehnung der Mundart und des Volksstammes zu zeigen und zugleich den Dichter zu charakterisiren, in wie weit er, dem Genius seiner Sprache sich hingebend, von den ihm zu Gebote stehenden Mitteln Gebrauch machte.

Wir beginnen mit dem Geiste der Sprache, der uns aus diesen Gedichten anweht.

Bekanntlich bildet das Bayerische, im Gegensatze zum Niederdeutschen, ein Glied in dem Ringe oberdeutscher Mundarten, welche sich in ihrer Gesammtheit über Thüringen, Obersachsen, Schlesien, das Westfranken am Niederrheine, Ostfranken am Main, über Schwaben links des Lechs und durch Alemannien am Oberrheine, im Breisgau, Elsaß und der Schweiz ausbreiten; als ein besonderes Glied dieser oberdeutschen Mundarten steht die bayerische, aufs innigste verbunden mit ihrer österreichischen Schwester, in Tirol, Salzburg, Steiermark, Oesterreich und Kärnthen, in entschiedenem Gegensatze zu ihren oberdeutschen Nachbarinnen, den alemannisch-schwäbischen und fränkischen Zungen.

Was nun zunächst das Aeußere, den Laut der Sprache betrifft: besteht hier die Eigenthümlichkeit des Nieder- oder Plattdeutschen vorzugsweise darin, daß es mit der Zungenspitze bei geringer Oeffnung des Mundes zwischen den Zähnen gleichsam spielend gellispelt wird, — eine Eigenschaft, welche die englische Sprache auf die Spitze getrieben hat; — zeichnen sich ferner die Dialekte in unseren Alpengegenden, namentlich in der Schweiz, umgekehrt dadurch aus, daß der Sitz ihrer rauhen, der tiefen Brust entsteigenden Aussprache in der Gurgel und dem hinteren Gaumen ist: so scheint das Charakteristische der bayerischen Aussprache vorzüglich daran geknüpft, daß die Worte mit dem inneren vollen Munde ausgesprochen werden; allein die Lippen öffnen sich nur widerstrebend dem gewaltsam hervorgestoßenen Laute; gleich einem mit Macht durch eine enge Felsenspalte sich vorstürzenden Alpenwasser muß das Wort in fortdauerendem Anprall, Takt auf Takt, seine Bahn sich durch den Engpaß erzwingen; der Fluß der Rede erhält dadurch etwas, wie Puls- oder Wogenschlag Getheiltes und Unterbrochenes, etwas Donnerndes. Büßt die Rede dadurch auch den Zauber eines in sanfter Harmonie ruhig und klar dahinrinnenden Stromes süßtönen-

den Wohllautes; erscheint sie voll arger Mißtöne, rauh, hart und gewaltsam: so gebührt ihr dafür der Ruhm einer großen, jeder Weichlichkeit und Verzärtelung fernen Kraft und Energie; sie hat, wie die bayerische Sprache von sich selbst sagen könnte, Schneide; und hierin trägt sie über ihre etwas sanfter tönende aber schwächere Schwester in Oesterreich den Preis davon.

Mit dieser ihm eigentlichen Kraft verbindet das Bayerische, dem am Alten und Hergebrachten mit Liebe und Treue zäh festhaltenden Sinne des Stammes gemäß, einen gewißen alterthümlichen Stempel; gibt es ja vielleicht keine andere deutsche Mundart, die in ihren Worten und grammatischen Formen so viele Anklänge an die früheste Vorzeit unserer Sprache und die Einsamkeit des Urwaldes bewahrt hätte. Das Urtheil, welches daher die Römer einst fällten, als Karl der Große seine deutschen Sänger mit ihren rauhen Kehlen nach Rom sandte, dort den gregorianischen, kunstreichen Gesang zu erlernen: es sey ihnen vorgekommen, als ob leere Fäßer über Steine polternd dahinrollten, wenn die Söhne des Nordens die Lippen zum Gesang geöffnet, dasselbe könnte auch jetzt noch ein durch seine süße Sonettensprache verwöhnter Italiener fällen, wenn er auf dem Lande in einer Schenke aus dem Munde unseres gemeinen Volkes die harten Consonantenhäufungen, untermischt mit breiten Vocalen in bellender Weise hervordonnern hörte.

Es ist eben der Charakter des Landes, der sich in seiner kräftigen alterthümlichen Sprache spiegelt. Besteigt man die Voralpen des bayrischen Hochlandes, schreitet man oben über dem Kamm jener luftigen Vorberge, die sich aus der Hochebene erheben, und überschaut man das unabsehbar vor den Blicken ausgebreitete Land zu seinen Füßen: so gewahrt das Auge, wie nicht leicht in einem anderen deutschen Gebiete, noch in breiten, düstern, viele Stunden weit sich hinziehenden Strichen dunkelgrüne Waldungen allenthalben darüber ausgestreut; sie fassen ausgedehnte Wiesen lichteren Grünes

und gelbe Saatfelder ein; zwischen hindurch aber rinnen und spinnen die Bäche und Flüße ihr silbernes Netz. Mancher große wohlarrondirte Hof liegt nach altgermanischer Weise auf diese grüne Fläche ausgestreut; die Dörfer selbst tragen noch mehr oder minder den Charakter einzelner aneinandergereihter Höfe; die Bauart der Häuser ist keine städtische, sondern eine ländliche; statt der Fabriken und ihrer Dampfmaschinen und schnurrenden Räder, herrscht hier die friedliche Stille des Feldes, die feierliche Einsamkeit des Waldes; der kostbarste Hausrath des nach alter Weise aus Holz gefügten Hauses bildet der Pflug, die Axt und der Hirtenstab.

Will man sich daher eine ächt bayerische Landschaft vorstellen, wie der Wanderer sie hier bei jedem Schritte begegnet, so denke man sich ein kleines, grünes Thal. Eine nur wenig betretene Straße durchschneidet es; seine Bergwände sind mit dunkelen Tannen bewachsen, sein von einem Bache durchflossener Boden ist zur Hälfte Ackerfeld, zur Hälfte Wiese; hie und da stehen mit halbdürren Aesten, die Zeugen vergangener Jahrhunderte, uralte im Winde ächzende Eichen weisbemooster Rinde. Mitten aber in dieser Einsamkeit, von einem kleinen Garten und einigen Obstbäumen umgeben, liegt der Hof des Bauern; ein schlanker mit „einem Buschen", bunten Bändern und vielen Figuren geschmückter Kirchweihbaum überragt ihn hoch und grüßt den Wanderer schon aus der Ferne; der Hausthüre gegenüber rinnt ein Brünnlein klaren Wassers; ihm zur Seite steht ein hohes, altes Crucifix von Holz, frische Blumen schmücken die Füße des Heilandes, ein Betstuhl steht darunter. Unweit davon in der Wiese, von einer jener alten Eichen beschattet, liegt eine kleine weiße Kapelle mit einem Glöckchen; dicht vor dem Hause aber selbst läuft eine lange Kegelbahn hin; die schwere Kugel und der Krug klaren, kräftigen Bieres gehen abwechselnd von Hand zu Hand; eine Kastanie beschattet die Spieler; auf der hölzernen Gallerie des Hauses stehen einige „Nagerlstöcke", dahinter an der Wand, unter dem Dache, hangen drei von un-

zähligen Kugeln durchschossene Scheiben längst erbleichter Farbe; durch die offenen Fenster des Hauses hört man den hellen wehmüthigen Klang der Zither; man sieht die Bursche, eine Feder und Blumen auf dem Hut, mit stampfenden Füßen und schnalzenden Händen und Zungen, die lachenden Mädchen in ihrem heiteren Feiertagsgewand umtanzen. Dazwischen hört man eine kräftige Stimme in fröhlicher Weise singen:

A frischa Bua bin i,
Ha' d Feder aufgsteckt,
In 'n Raaffer und Schlagng
Hat mi koane beschreckt.

Diendl wo feit's?
Und was habn's dir denn 'thō?
Hat dei Schatz di verlaßn,
Nimm mi dafür ō.

Und lüfti und schneidi
Gehts aufamal zu,
Es draht sī fein 's Diendl,
Es schnacklt der Bua.

Der loamī is, seī Lebtā nie
An Juchezer hat thō,
Na Bua, a so an armi Seel,
Is nit der rechte Mō.

Der aber schneidī is, verstehst,
Den koaner narr'n kō,
Und der was is und is aa was,
Dees is der rechte Mō.

Dees boarisch Blau, dees Farbi,
Hat gar an guten Halt,
Sunst waar der boarisch Himmi
Schō gschoß'n, er is alt.

das heißt:

Ein frischer Bub bin ich,
Hab die Feder aufgesteckt,
Im Raufen und Ringen
Hat mich keiner erschreckt.

Mädel wo fehlt's?
Und was thaten sie dir?
Hat dein Schatz dich verlassen,
Nimm mich dafür an.

Und lustig und muthig
Gehts auf einmal zu,
Es dreht sich fein das Mädel,
Es schnalzt der Bub.

Wer lahm (schlaff) ist, sein Lebtag nie
Einen Jauchzer hat gethan,
Nein Bub, so eine arme Seel'
Ist nicht der rechte Mann.

Wer aber muthig ist, verstehst,
Den keiner narren kann,
Und wer was ist und ist auch was,
Das ist der rechte Mann.

Das bayrisch Blau, die Farbe,
Hat gar einen guten Halt,
Sonst wär der bayrisch Himmel
Schon geschossen, er ist alt.

Diendl wie freust mi du,
Kimmt ma grad für,
Als wie wann i koan Himmel bräucht,
Bist du bei mir.

Wahr is's, schöne Sternei'n
Geit's dort ohne End,
Aber du bist ma lieber
Als's ganz' Firmament.

Mädel, wie freust mich du,
Kömmt mir grad vor,
Als wie wenn ich keinen Himmel bräuchte,
Bist du bei mir.

Wahr ist's, schöne Sternlein
Gibts dort ohne End,
Aber du bist mir lieber
Als das ganze Firmament.

So wird getanzt und gesungen, getrunken und gekegelt, die Musik wird rascher, das Stampfen und Schnalzen und Jauchzen lauter und wilder,

Und drunter und drüber
Geht Alls durchanand,
Es is als wann Kirter war
Uebrall im Land.

Und drunter und drüber
Geht Alles durcheinander,
Es ist als wenn Kirchweih wär
Ueberall im Lande.

Da erschallt plötzlich das Glöckchen in der kleinen Wiesenkapelle, es läutet zum Ave Maria; jetzt wird auf einmal Alles stille, die Musik schweigt, die Kegel ruhen, Tänzer, Sänger, Trinker und Spieler und Schützen alle entblößen ihr Haupt und beten bei dem einsam tönenden Klang der Glocke den jungfräulichen Gruß. —

Verlassen wir den friedlichen Hof des Bauern; wandern wir aus dem stillen Wiesenthale des Niederlandes den Bergen zu; folgen wir den Alpenwassern, die raschen Sprunges, gleich den tanzenden Burschen, die Hochebene durcheilen, zu den Bergen des Hochlandes:

„Wo 's Edlweiß blüht in der Felsenwand".

Hier in dem Gebiete schäumender Wasserfälle und rauschender Wildbäche, wird Alles luftiger, großartiger, kühner; steile Berghänge und tiefverborgene Felsenthäler und finstere Schluchten finden wir hier, wo die mächtigen, von Alter und Wind zusammengebrochenen Tannen zu hunderten, ja zu tausenden, mit fußhohem Moose überdeckt, dahinmoderen und den jungen Nachwuchs aus ihren Leichen aufwachsen lassen. Jn

dieser wunderreichen Alpenwelt tönt das jodelnde Lied jauchzender Lust durchdringender und heller; allein auch die düstere, in der Einsamkeit brütende, tiefe Melancholie und die wehmuthvollste Sehnsucht singen ihre Klagen hier in schmerzlicheren, herzdurchschneidenden Tönen.

Da steigt der Hirt sicheren Fußes die höchste Felsenwand hinan, eine Blume, den Preis seiner Kühnheit, zu pflücken; er steckt sie auf den Hut, und ihn auf der schwindelnden Felsenspitze schwenkend singt er:

Lusti' was alberisch is!	Lustig was auf Alpen ist!
Alberisch bin I,	Von der Alp bin ich,
Z' A'lbm obm haut frische Leut,	Auf den Alpen sind frische Leut,
Und daß'n sag I.	Und das sag ich.
Z' A'lbm is 's eiskald,	Auf der Alpe oben ists eiskalt,
Geht allewal da Wind,	Geht allewell der Wind,
Müss'nt frische Leut seỹ,	Müssen frische Leut seyn,
Sũst dastarrt'n s' g'schwind.	Sonst erstarrten sie geschwind.
An albmerisch' Grasal	Ein Alpen-Gräslein
Wachst ausse bei'n Staẽ,	Wachst außen beim Steeg,
Und an almerisch Deanel	Und ein Mädel der Alpe
Hat sovel feĩns Taè.	Hat so ein schöns thun.
Frisch auffi auf d'A'lbma,	Frisch auf, auf die Alpe,
Frisch eĩ hi ã 's Gwändt!	Frisch ein, an die Felswand,
Und das mi' meĩn Deanel	Und daß mich mein Mädel
Ã'n Juchezen kennt.	Am Jauchzen erkennt.

Auf einer andern Höhe aber, weit von ihm, wo seine Lust nicht hindringt, sitzt vielleicht in der todtenstillen Einsamkeit nackter Felsen, wo keine Blumen blühen, eine Sennerin, die in Wind und Wetter, ein Lied ihrer Klage, das der Schmerz zuerst ihrer eigenen Brust erpreßt, in das Thal hinabsingt, wo der Treulose wohnt; der Hirtenbube der nächsten Alpe hört es; er singt es weiter und bald erschallt es von Mund zu Mund, die Thäler auf und ab.

Je höher wir aber in dem tieferen Hochgebirg hinansteigen, um so finsterer, wilder, menschenfeindlicher wird die im Eis-

hauche der Gletscher erstarrende und ersterbende Natur; hier in der stummen Oede

wo gar koa Baam,	wo gar kein Baum,
Koa˜ Latschn nimmer steht,	Kein Strauch mehr steht,
In lauter Felsn, lauter Gwänd',	In lauter Felsen, lauter Wänden,
Wo 's grausi aba geht,	Wo's grausend abwärts geht,
Da ziegt a weißer Nebi 'rei˜,	Da zieht ein weißer Nebel herein,
Von Hoch=Eis kimmt er 'rauf.	Vom Hocheis kömmt er her.

Hier braucht es allerdings „a Schneid", wenn der Mensch in diesen Schrecken nicht gleich der Natur in Trübsinn vertrauern und erstarren will.

Aber auch hier schreitet längst den kalten übereisten Felswänden frischen Muthes ein Jäger daher:

„Der fangt ihm a an uralts Gsangl o˜" *).

Und die Wände ringsum hallen davon wieder, wenn er singt:

„Wenn der Spielhahn falzt und gurglt auf'n Schnee,
Ischt a frischer Jager bei der Höh" **).

So ist das Volk, das in diesen Bergen und draußen auf der Hochebene wohnt, ein abgehärtetes. Nicht nur von Norden, sondern auch von Süden wird es über die hohen Eisberge von kalten Winden angeweht; es bedarf einer tüchtigen, nachhaltigen Nahrung, und die gewähren ihm Bier und Knödel, die sein Mark und Bein kräftigen, daß es starken Knochenbaues den Mühseligkeiten und Stürmen des Lebens Trotz bietet. Und daran fehlt es ihm nicht. Heißt ja wetteren bei ihm schon so viel als stürmen, und bedarf es beinahe immer des Wettermantels, um sich gegen Sturm und Winde, Schnee und Regen zu schützen.

Sind ihm aber die Tage milden, frühlinglichen Sonnenscheins:

Wenn d'Nachtigall singt
Und der Gukn schö˜ schreit.

*) „Der fängt sich auch ein uraltes Gesangstücklein an".

**) Wenn der Spielhahn falzt und Laut gibt auf dem Schnee,
Ist ein frischer Jäger bei der Höhe.

nur mit karger Hand zugemessen, so fehlt es doch auch seinem Lande nicht an Poesie. Italien so nahe, strahlt sein Himmel an sonnigen Tagen in dem tiefen Blau des Südens, wie nicht leicht anderwärts in deutschen Landen; ist seine Luft auch rauh und kalt, so ist es doch eine reine Alpenluft, die das Leben erfrischt und erweckt; Alpenblumen wachsen an den Ufern seiner raschen Wasser; die Felsen seiner Berge reizen seinen kühnen Geist, sie zu ersteigen; die Einsamkeit seiner Wälder locket es hinaus und nähren seine Leidenschaft zur Jägerei; kriegerisch ist daher vor Allem sein Sinn und Furcht ihm fremd. Kein deutscher Stamm hat mit mehr Ausdauer die größten Beschwerden und Mühsale des Krieges ausgehalten, und in mehr als einer Hinsicht ist das Wort wahr, welches König Ludwig dichtend seinem Volke zugerufen:

„Bayern! zu verderben seyd ihr nicht“.

Endlich gibt ihm seine, in allen Drangsalen und Versuchungen vergangener Jahrhunderte heldenmüthig bewährte Treue zum alten, heiligen Glauben einen sichern Halt, daß es mit freudiger Ruhe, voll Vertrauen und Hoffnung, mitten in den Wettern des Lebens fest dasteht.

Mit diesem seinem ihm von Gott beschiedenen Erbe hat der bayerische Stamm seinen Theil an der Geschichte des Vaterlandes gewirkt. Ward ihm durch die Gunst des Glückes auch nicht ein so ausgebreiteter Länderbesitz in den Schooß geschüttet, wie seinem österreichischen Bruder: so hat Bayern doch in großen Wendepunkten nicht minder sein entscheidendes Gewicht in die Waage der Weltgeschichte gelegt. Es ist wahr, der Leu und der Adler haben nicht selten „mit anand sakrisch g'raafft“ zu ihrem beiderseitigen Schaden, allein der Löwe hat auch mehr denn einmal, wenn die Pfeile der Jäger des Adlers Flügel durchschossen, mit aufopfernder, brüderlicher Treue und ritterlicher Todesverachtung, die eigene Brust dem feindlichen Geschosse für ihn preisgegeben; siegreich haben seine Fahnen mit dem Blau und Weiß auf der Höhe des

weißen Berges, bei der Befreiung von Wien, und auf den Wällen von Belgrad geweht.

Daß aber eine solche Nationalität, deren getreuer Spiegel die Sprache ist, gar manche Seite der Poesie darbietet, leuchtet wohl von selbst ein; es fließt ihr hier ein reicher Quell, aus dem noch mancher Dichter vollauf schöpfen kann, und in der That ist auch Kobell nicht der Einzige, der seinen Krug zu diesem kühlen, frischen Bergbrunnen getragen; vielleicht wird sich uns auch die Gelegenheit darbieten, noch anderer nicht minder rühmlich zu gedenken. Hat der Dichter übrigens auch manche der zarteren, tiefer klingenden Saiten, die sich hier gar oft unter einem rauhen und unscheinbaren Aeußeren verbergen, kaum mit der äußersten Fingerspitze berührt, viel weniger erschöpft: so enthalten seine Lieder und Dichtungen doch auch vielfache Anklänge, die uns das oben geschilderte Bild lebendig vor die Seele rufen.

Jenem kriegerischen, an der Jagd und dem frischen Waldmannsleben hangenden Geiste gemäß, der unwiderstehlich hingerissen sich durch keine Gefahr von der Wilddieberei abschrecken läßt: hebt die Sammlung sogleich charakteristisch mit dem Walde an. Es ist eine Wetternacht, es geißt, es blitzt und kracht, da klopft es an der Hüttenthür:

„Steh auf und laß mi ein zu dir".

Es ist die Stimme des geliebten Schützen, die Sennerin springt ihm entgegen und öffnet herzerfreut; bebt aber vor der bleichen Schreckensgestalt zurück. „Ich war", spricht er, „zur Abendbirsch auf einen Zehnerhirsch ausgegangen, da stand plötzlich der Förster vor mir

„Und fahrt mi'n Stutz'n glei in Wang,	Und fahrt mit dem Stutzen gleich an die Wange,
Natürli wart i aa nit lang,	Natürlich wart ich auch nicht lange,
Bei mir schnallt's eh', — du lieba Gott,	Bei mir knallts eher, — du lieber Gott,
Er rührt si nimma, er is tod".	Er rührt sich nimmer, er ist todt.

Mit den Händen bedeckt der Unglückliche in düsterer Verzweiflung das Gesicht; das Mädchen ist außer sich vor Schrecken

D'rauf sagt er no: „Jetzt' bet' für mi,	Drauf sagt er noch, jetzt bet für mich,
Zum letzt'nmal heunt sich i di".	Zum letztenmal heut seh ich dich.

So stürzt er in Sturm und Regen davon, nie hat sie wieder etwas von ihm gehört; und es wird still und todt auf der Alpe, ihre Hand schmückt keine Kuh mehr mit dem Kranze, ihr bleicher Mund singt kein fröhliches Lied ihrem Schatz, das ihr jauchzendes Herz auf ihn gedichtet:

Und sie, gar krank, werd nimma g'sund,	Und sie gar krank, wird nimmer gesund,
Und bet' bis an ihr letzti Stund	Und betet bis zu ihrer letzten Stund
Für den, der's in dersell'n Nacht,	Für den, der sie in selber Nacht
Hat vor'n Tod um's Leb'n gebracht.	Vor dem Tod ums Leben hat gebracht.

Heiterer klingt das Waldhorn des Pinzgauer Jägers im folgenden Liede; er folgt der schneeweißen Gemse mit dem goldenen Ringe, von der er geträumt, immer tiefer und tiefer ins wildere Gebirg der Gastein; endlich ist sie ihm schußrecht; es knallt, sie fällt, sie stürzt die Wand hinab; in einer Spalte aber fängt sich der Lauf des Thieres mit dem goldnen Ringe

Und schau, rundum glanzt überall
Der Fels von lautern Goldmetall.

Der glückliche Entdecker des Goldwerks führt seine Braut heim, die dem armen Jäger der harte Vater versagt hatte, wenn er ihm nicht einen goldenen Krug bringe. Tragischer aber wird der Ton in dem dritten Jägerlied „die Sennderinn", das die entsetzliche Rachewuth schildert, die unter einem scheinbar phlegmatischen Aeußeren in dem bayerischen Charakter verborgen liegt und furchtbar losbricht, wenn er gereizt wird. Die Sennerin findet den Förster blutend und an den Händen und Füßen gebunden da liegen; es ist zum erbarmen; er bittet sie die Stricke zu lösen, sonst ist's um ihn geschehen. Sein Anblick aber weckt die Flamme lang verhaltenen Grimmes; das Messer gezückt neigt sie sich zu seinem Ohr hinab:

Mein Buabn hast d'erschoßn mir,	Meinen Schatz hast du erschossen mir!
Was moanst, was ghört denn dir dafür.	Was meinst, was gebührt denn dir dafür.

Da schneidet sie ein Kreuz von Tannen, keilt es an der Stelle ein, damit man wisse wo einer liege, wenn es Schnee

gibt. Noch einmal blickt sie ihn furchtbar an, wirft das Messer weg und geht davon. Aber schrecklich wie die Rache, ist auch die Buße der Unglücklichen. Der Winter ist gekommen mit grimmiger Kälte, es schneit Tag und Nacht, die Eismassen donnern und krachen.

Da wadt a Wei˜ in tiefn Schnee, Tracht't nach der Wallfahrt auf der Höh', Gar bloach is's und is muttersloa, Wer werd denn jetzt a Wallfahrt toa? Bei so an Wetter, s is a Graus, Da jagt ma ja koan Hund nit 'naus. Und s Wei˜ dees arbet' bis in d'Nacht, Hat d'Wallfahrt nimmer mehr damacht, Gar bald verwaht und kloa˜ verschniebn, Is s' todt am Kreuzweg liegn blieben.	Da watet ein Weib im tiefen Schnee, Trachtet nach der Wallfahrt auf der Höh, Gar bleich ists und ist mutters allein, Wer wird denn jetzt eine Wallfahrt thun? Bei solchem Wetter! es ist ein Graus, Da jagt man ja keinen Hund hinaus. Und das Weib quälet sich bis zur Nacht, Hat die Wallfahrt nimmer mehr bracht, Gar bald verweht und eingeschneit, Ist's todt am Kreuzweg liegen blieben.

In dem Gedichte „die Almrosn" ist der Uebermuth der Verwegenheit geschildert, die gern mit den Gefahren spielt. Das stolze, schöne Mädchen spricht:

Willst du mei˜ Hand, mueßt a was wag'n,
Nix werth waar s', sollt'st di d'rum nit plag'n,
So steig' ma 'nauf auf selli Wand,
Die schirfest weit in ganz'n Land *).

Er wagt den Todesgang; schon hat er auf schwindelnder steiler Höhe den Rosenbüschel gefaßt, da fangen unter seinen Füßen die größten Steine zu rollen an, das ganze Felseneck stürzt in den Abgrund und er wird mit seinen Blumen unten im Thal begraben:

Am Achensee herunt in Thal, Da is a Grab, du kennst es bald, Es wachs'n Almros'n drauf, Und drüba schaugt a Wand hoch auf, Dort liegt der armi, guati Bua, Dort liegt er in der ew'gen Rua.	Am Achensee unten im Thal, Da ist ein Grab, du kennst es bald, Es wachsen Alpenrosen drauf, Und drüber schaut eine Wand hoch auf, Dort liegt der arme, gute Bub, Dort liegt er in der ew'gen Ruh.

*) Willst du meine Hand, so mußt du auch was wagen,
Nichts werth wäre sie, solltest du dich drum nicht plagen;
So steig mir dort auf die Wand,
Die steilste weit im ganzen Land.

Und steht das Kreuz no heunt dabei,	Und steht das Kreuz noch heut dabei,
Dees er als Zoach'n seiner Treu	Das er als Zeichen seiner Treu
Für's Diendl trag'n auf die Wand,	Für das Mädel trug auf die Wand,
Die schirfest weit in ganz'n Land.	Die steilste weit im ganzen Land.

Ein harmloser Scherz dagegen ist „der bsunderni Baam“. Der alte Förster verweigert dem Bewerber die Tochter, wenn er nicht das Unmögliche thue und ihm einen Baum im Walde zeige, den er nicht in seinem Buch aufgezeichnet. Der schalkhafte Witz eines Freundes kömmt dem Armen zu Hülfe: er macht dem Vater einen Purzelbaum vor:

„Da hat der Förschter freilich g'schaut“.

Daß es übrigens dem Bayern, der tief in seinem Lande wurzelt, in der Fremde nicht leicht wohl wird, begreift sich gar leicht; diesen heimathsehnsüchtigen Klageton, an die jüngsten Ereignisse anklingend, schlägt eines der letzten Lieder der Sammlung „der Nußhecher“ an. Dem Vogel mit den bayrischen Farben ruft der bayrische Landsmann zu: gib acht, daß dich kein Grieche rupft. Traurig wird es ihm in dem Lande zu Muth, wo keine Eichen, keine blumigen Wiesen grünen, wo Alles zum Tode verbrannt ist. Auch an den andern Vögeln findet er keine Freunde; denn

Die griechischn Vögl, die mehreren san	Die griechischen Vögel, die mehreren sind
Vom Habicht- und Adlergschlecht,	Vom Habicht- und Adlergeschlecht,
Bei selli Kameradn no ja, da kimmt	Bei solchen Kameraden nun ja! da kömmt
A' boarischer Nußhecher recht!	Ein bayrischer Nußheher recht.

Das ungastliche Land hat seitdem alle angesiedelten Deutschen, wie rechtlose Missethäter hinausgejagt; die europäische Diplomatie hat keine Hand für sie gerührt; Bayern aber kann seine verstoßenen Kinder aus Schimpf und Noth mit den Thalern Max Emanuels lösen:

Weil's an' Angedenka is,	Weils ein Andenken ist,
Daß der Boar 'n Türkn gmoastert,	Daß der Bayer den Türken gemeistert,
Wie der no' 'was gwesn is.	Als der noch was war.

XX.

Zweites Sendschreiben an einen deutschen Staatsmann.

In meinem vorigen Schreiben, mein hochverehrter Freund, habe ich Ihnen einen jener Schriftsteller vorgeführt, welche in neuester Zeit das Wort zur Rettung des loyalen, oder conservativen Protestantismus genommen haben. Wir haben daraus den Kern und Mittelpunkt der kirchlich-politischen Grundsätze des letztern kennen gelernt. — Erlauben Sie mir heute in diesem Texte weiter fortzufahren. — Es wird Ihnen nämlich ohne Zweifel eine Broschüre zu Gesicht gekommen seyn, welche sich damit beschäftigt, die geheimsten Tiefen des Willens und der Absicht der historisch-politischen Blätter zu durchforschen, und löblicher Polizei die Gräuel, welche der Verfasser dort entdeckt hat, zur schleunigen Remedur dringend an's Herz zu legen. — Das Büchlein ist gleichzeitig mit dem in meinem vorigen Schreiben beleuchteten Meisterstücke des Ajar, in derselben Leipziger Verlagshandlung, erschienen und gleichzeitig mit diesem würdigen Producte versandt. Dem Geiste nach sind beide Zwillinge. — Ich will mich darauf beschränken, einige bloß die Sache selbst und den Inhalt der denunciatorischen Broschüre betreffende Bemerkungen hinzuzufügen. Sie kennen die nahe liegende Vermuthung über die Person des Ajar. Die geistige Physiognomie desselben würde dafür sprechen, daß die Hypothese in Betreff der Identität der Autoren beider Schriften richtig sey; die innere geistige Beziehung derselben ist nicht zu verkennen, die sich zu einander verhalten, wie der theoretisch-positive und der polemisch-negative Theil eines und desselben Systems. Und dieses System ist es, mein verehr-

tester Freund! auf dessen unabweisliche Consequenzen ich, ohne weitere Rücksicht auf die Person, Ihre Aufmerksamkeit zu lenken wünsche. Von der theoretischen Ansicht, die Ajax in Betreff des Verhältnisses von Staat und Kirche predigt, bis zu dem, in dem Vorworte des Büchleins von V. A. H. enthaltenen Aufrufe zur Eröffnung einer Wolfsjagd auf die Katholiken in Deutschland läuft eine abschüssige Eisenbahn; wer sie betreten, hat es nicht mehr in seiner Gewalt, willkührlich still zu stehen, und die gefährliche Prämisse treibt von selbst, auch ohne allen bösen Willen des Einzelnen, zur gefährlichen, jede Möglichkeit eines Friedens ausschließenden Consequenz im Urtheilen und Handeln. — Wenn „der Fürst der natürliche Souverain der Kirche wie des Staates" ist (Ajax S. 47), wenn dieser Grundsatz der „religiösen Souverainetät" des Landesherrn gar keines Rechtstitels bedarf, sondern schon aus dem allgemeinen Begriff einer sittlichen Gemeinschaft folgt (S. 48), wenn „die fürstliche Souveränetät als solche, um der durch sie ausgesprochenen Ideen willen, an der Spitze der Kirche steht" (S. 54); wenn „erst durch Uebertragung der höchsten Kirchengewalt an die souveränen Fürsten das Verhältniß der Kirche zum Staate in ein naturgemäßes, organisches, lebendiges umgewandelt wird" (S. 49), wenn „das monarchische Princip erst durch die Reformation zu dieser, ihm gebührenden Bedeutung gelangt ist" (S. 48); wenn erst „die priesterliche Gemeinde des Protestantismus das schwere Problem, dessen Lösung dem deutschen Vaterlande so viel Blut und Kampf kostete, zur endlichen und definitiven Entscheidung brachte", — welche Stellung muß dann eine Staatsgewalt, die sich alle diese Grundsätze aneignen, sie als Theorie ihrer Regierungsweisheit, als leitende Ideen ihrer Staatspraxis anerkennen sollte, welche Stellung muß sie zur katholischen Kirche und allen Katholiken nehmen, denen ihr Glaube und ihr Gewissen kein Markten und Feilschen über dieß, was Gottes ist, gestattet? Urtheilen Sie selbst, ob ein dauernder Friedens- und Rechtszustand zwischen einer solchen Gewalt

und ihren katholischen Unterthanen auch nur denkbar sey. Der Katholik behauptet und glaubt: daß seine Kirche eine vom Staate gesonderte, unabhängige, mit einem selbstständigen, unabhängigen, von Gott eingesetzten Oberhaupte versehene Gesellschaft sey. — Hochverrath! denn dem Fürsten, als dem natürlichen Souverain der Kirche wird dadurch ein Recht bestritten, welches auch ohne allen positiven Titel aus der bloßen Idee der Souverainetät fließt. Ja! aber der Glaube so vieler Millionen Menschen bringt es doch nun einmal so mit sich, daß sie diese Souverainetät der weltlichen Landesfürsten über ihre Kirche auf das allerbestimmteste ablehnen müssen? Antwort: Gerade deßhalb muß dieses naturwidrige Verhältniß, in ein „naturgemäßes“ verwandelt, und die katholische Bevölkerung Deutschlands gelockt oder genöthigt werden, daß sie in die priesterliche Gemeinde des Protestantismus eingehe, weil diese allein das schwere Problem: die wesentliche Einheit der Kirche mit dem Staatsorganismus herbeizuführen, definitiv gelöst hat. — Ist diese Verschmelzung der katholischen Kirche mit den Confessionen in dem Tiegel des Staates, einmal als Aufgabe des Letztern anerkannt, so ergibt sich die Stellung gegen die katholische Presse von selbst. Dann ist der Moment gekommen, wo die saubere Cohorte der Delatoren ihr nächtliches Werk beginnen kann. Dann frisch an's Werk, Ihr redlichen Jünger des Titus Oates! Nehmt Euch ein Exempel an Herrn V. A. H. In dem offenen Sendschreiben, mit welchem ihn abzufertigen Einer der Mitarbeiter an diesen Blättern (Bd. XI, S. 457) ihm die unverdiente Ehre angethan, entdeckt er den verbrecherischen Plan einer neuen Pulververschwörung. Die Nichtachtung seines kirchlich-politischen Systems, welche erwähntes Sendschreiben sich freilich zu Schulden kommen läßt, spricht eine Ansicht und Gesinnung aus, „welche den, in Preußen, wie in allen protestantischen Staaten zu Recht bestehenden Zuständen als eine unbedingt unversöhnlich revolutionäre, destructive entgegensteht“. Daraus ergeben sich „sehr bedenkliche Möglichkei-

ten", — „sofern nicht zur rechten Zeit und in rechter Weise und von Seiten aller Betheiligten ein merkliches Einschreiten und Steuern geschehe". — Denn der verborgene Zweck jener allerdings sehr geringschätzigen Beurtheilung der politischen Lucubrationen des Herrn Professor H. ist: „Restauration des heiligen, römischen Reichs deutscher Nation, wie es vor der Reformation bestanden", mit einem noch näher zu bestimmenden terminus a quo des „Restitutionsedicts". — Dergleichen unsinnige Forderungen (es ist Herr H. selbst, der sie im Namen der histor.-polit. Blätter macht, und sich dann nicht erinnert, „sie irgend wo so naiv und offen ausgesprochen gehört zu haben als hier"!) dergleichen Forderungen erinnern („si licet parva componere magnis) zu sehr an O'Connel und seine Repealagitation, als daß sie nicht zu der Befürchtung berechtigte, daß sie unter Umständen ähnliche Befürchtungen" (also Befürchtungen von Befürchtungen!) „und Nachtheile herbeiführen könnte". — Man braucht, selbst in Bayern und Oesterreich „jene Ansichten und Gesinnungen einer rheinischen, polnischen und schlesischen Repealagitation nur zu kennen, um sie unbedingt zu desavouiren und zu verdammen". Und wenn trotz dieser Insinuationen Bayern und Oesterreich bleiben was sie sind, — katholische Länder, die, Gott sey Dank! noch von katholischen Regentenhäusern beherrscht werden, dann eröffnet dasselbe Gesindel eine Polemik gegen jene Staaten, wie der berüchtigte Freund der Wahrheit in der hermesischen Sache sie begonnen, V. A. H. mit minderem Geschicke aber nicht geringerer Bosheit sie fortgesetzt hat. — Zwischendurch aber immer die heuchlerische und feige Versicherung: „Ihr Katholiken führt Krieg mit uns, nicht wir mit Euch"! — Und wenn alle diese Schwänke nicht verhindern konnten, daß das unehrliche Treiben tiefe Entrüstung und allgemeines Mißtrauen auf der katholischen Seite erregte, dann erschallt zuletzt das offene Halloh zur Wolfsjagd auf alle die, welche in Deutschland wirklich noch katholisch denken und fühlen, und den Verrath an der Kirche, der ih-

nen täglich und stündlich angesonnen wird, mit gebührender Verachtung von sich weisen. Dann ist es nach den Worten der Vorrede zur Denunciationsschrift von V. A. H. hoch an der Zeit, „diese Thiere zu jagen; wobei denn jeder edle deutsche Waidman ohne Zweifel sich seinen Schafwolf oder sein Wolfsschaf versprechen darf. Denn sie sagen mit Recht: unser aber ist Legion“! (in Deutschland wenigstens vier und zwanzig Millionen) „darum frisch und fröhlich die Jagd begonnen, und allen Gefährten im deutschen Vaterlande, die Theil nehmen wollen, Gruß und männlichen Handschlag“! —

Dieß, theurer Freund! ist der Friede, wie ihn die Wortführer des conservativen Protestantismus verstehen und herbeiführen möchten. Ich weiß, was sie mir auf diese Vorhaltungen erwiedern werden. — Das Individuum, welches die in Rede stehende, in Form und Inhalt gleich abgeschmackte Schmähschrift verfaßte, sey mit nichten der Repräsentant der deutschen protestantischen Welt. Ich weiß es, und es fällt mir nicht ein, den deutschen Protestantismus in seiner Gesammtheit für das unehrliche Gebahren eines Einzelnen verantwortlich zu erklären. — Ich habe jenen engern Kreis im Auge, dessen Bestrebungen, wie Sie meinten, mit den katholischen, politisch-antirevolutionären Ansichten und Gefühlen paralell laufen sollten. Gerade die Richtung Jener meine ich, welche den politischen Frieden der verschiedenen Religionen in unserm deutschen Vaterlande, — der allerdings für uns Alle die große deutsche Haupt- und Lebensfrage ist und bleibt, — auf folgende drei Pfeiler gründen zu können glauben: daß sie erstens die consequente Fortentwickelung des Protestantismus (eines von Natur negativen Elements!) durch die Staatspolizei still stellen, und selbige für immer geschlossen erklären möchten; daß sie zweitens (der Kirche gegenüber) die Glaubensunterschiede, ebenfalls mit Hülfe von Polizei und Censur, verwischen und verwaschen wollen, und zu diesem Ende die Kirche von ihrem Mittelpunkte zu tren-

nen, oder wie sie es nennen: „Romanismus und Katholicismus" zu unterscheiden versuchen; daß sie endlich drittens das in dieser Weise gewonnene, form- und inhaltslose Chaos eines vermeintlich conservativen Protestantismus, der, wie sie hoffen, der Mittelpunkt einer neuen Universalkirche werden wird, mit Hülfe der Staatsgewalt zur Basis dessen machen wollen, was sie den christlichen Staat nennen. — Diese Richtung, welche auch den oder die Verfasser der hier besprochenen Broschüren zu ihren Wortführern zählt, führt, wie ich Ihnen im Bisherigen nachzuweisen die Ehre hatte, nicht zu jenem Frieden, den wir so sehnlich wünschen, wie Sie, sondern sie vergiftet den Streit und verpflanzt die literarische und confessionelle Fehde, eben durch Herbeiziehung der Staatsgewalt, unmittelbar und ohne alle Rettung auf das politische Gebiet, von dem sie fern zu halten gerade unser beiderseitiges Streben ist.

Sie werden mir ohne Zweifel entgegnen: daß ich nicht berechtigt sey, aus den augenscheinlich verunglückten Versuchen eines Schriftstellers von untergeordnetem Range Schlüsse zu ziehen auf den Willen und die Absicht des gesammten, von mir bezeichneten Kreises von Staatsmännern und Gelehrten. Mehr oder weniger sey es, wie Sie mündlich äußerten, das Loos jeder Sache und jeder Macht unter dem Eigennutz und der Beschränktheit Jener zu leiden, die sich als Schweif an ihre Vertheidiger hängen. So habe ja auch während des Kölner Streites die „Meute", die sich der weltlichen Regierung annahm, dieser mehr Nachtheil bereitet, als die entschiedensten, katholischen Gegner, die nur den Mißbrauch bestritten, aber das Princip und die Grundlage der irdischen Macht heilig hielten. Nicht ohne Schwierigkeit und eigenen Nachtheil habe später in Preußen ein edler, hoher Geist, dem solche Niedrigkeit ein Gräuel gewesen, die schlechten und vergifteten Werkzeuge abthun können. Dergleichen Zeug wachse aber wieder, wie Pilze, über Nacht, und so lange Berufungen und Anstellungen von Menschen ausgehen,

seyen arge Täuschungen und Mißgriffe möglich. — Sie haben Recht, und ich gebe Ihnen unbedenklich zu, daß Sie über die hier bezeichneten, bessern Stimmungen und Tendenzen genauer unterrichtet seyn können, als ich. Räumen Sie mir aber auch dafür ein, daß wir Andere, denen es nicht gestattet war, einen Blick in die Herzen und Gemüther zu werfen, nur nach der äußern Erscheinung urtheilen, und auf den Willen und die Absicht lediglich aus dem schließen können, was der Mund, die Feder oder die That verräth. Dieß beherzigend, werden Sie es auch erklärlich finden, daß die Ansicht in Deutschland immer weiter um sich greift: jene Theorie, wie Ajax sie entwickelt, und V. A. H. sie in Praxis übersetzt, sey eben nicht bloß eine desavouirte Ansicht eines beschränkten Kopfes, sondern das Programm eines in ganz andern Sphären gebilligten, und für Gegenwart und Zukunft angenommenen Systems. Sie kennen ohne Zweifel die allgemeine Meinung des deutschen lesenden Publikums in Betreff des ministeriellen Schutzes, dessen sich die Berliner literarische Zeitung erfreut? — Wäre es nicht wenigstens rathsam gewesen, jene Lehren des Ajax, die nach mehr als einer Richtung hin, auch den Geduldigsten erbittern, und insbesondere jedes katholische Gefühl empören mußten, in jenem (gleichviel ob wirklich oder vermeintlich) semioffiziellen Organe als solche zu bezeichnen, die den Absichten jeder deutschen Regierung fremd bleiben müßten? Statt dessen begegnen wir dort (in Nro. 80 vom 1. October 1843) einer Beurtheilung jenes Products, die ohne das leiseste Zeichen einer Mißbilligung versichert: „die concrete Einheit von Kirche und Staat schaut sich in der Persönlichkeit des Herrschers", und an Ajax rühmt: „daß er sich durch große Klarheit, Ruhe und Energie auszeichne".

Sie werden mir zugeben, daß solche Aeußerungen im Munde amtsmäßiger Vertheidiger dessen, was heute in Berlin als conservative Loyalität gilt, jeden Unbefangenen befremden müssen. — Diese Bedenken wachsen, wenn wir das

politische System jenes Blattes, so weit es die kirchlichen Verhältnisse berührt, aus andern Aeußerungen desselben zusammenstellen. — In dieser Beziehung muß ich namentlich Ihre Aufmerksamkeit auf die Recension der Schrift von Moriz Carrière: Der Kölner Dom als freie deutsche Kirche lenken. Da das wenig gelesene Blatt Ihnen vielleicht nicht zu Handen seyn möchte, lege ich eine Abschrift dieses überaus merkwürdigen Aufsatzes bei.

„Berliner literarische Zeitung Nro. 85 vom 25. October 1843. ——————— Es liegt nicht in unserer Absicht, dem Ideal einer deutschen Kirche, wie es uns in dem Carrière'schen Buche vorgeführt wird, eine Aufmerksamkeit zu schenken, welche uns nur allzuweit das Reich der Wirklichkeit aus dem Gesichtskreise rücken würde. Dagegen wollen wir uns auf den Boden des wirklichen und lebendigen Daseyns stellen, hier noch einige Worte der Frage widmen, in welchem Sinne wir von einer deutschen Kirche zu reden berechtigt sind. Der Name einer deutschen Kirche hat einen schönen, hohen, jeden Deutschen mit zauberischer Gewalt ergreifenden, friedlichen und heimathlichen Klang, welcher lockend genug ist, der Bedeutung dieses Namens mit einigen prüfenden Blicken nachzugehen".

„Wir sind ein Volk von Brüdern und haben es oftmals bewährt, daß wir brüderlich einander lieben und ehren und zusammenstehen in Freude und Leid. Und dennoch geht durch keine Nation ein so tiefer kirchlicher Riß und Zwiespalt hindurch, wie gerade durch die deutsche. Ueberall, nicht blos in romanischen, sondern auch in germanischen Landen, ist die Hauptmasse des Volkes zu einer kirchlichen Einheit verbunden; aber im Lande der Deutschen gibt es eine Nationalkirche nicht, sondern Wittenberg und Rom, Genf und Wittenberg theilen fortwährend sich und streiten in dem Herzen der Nation".

„Es hat diese kirchliche Uneinigkeit nicht gemildert, was wohl Viele als Vorbereitung und Anfang eines allgemeinen kirchlichen Friedens in Deutschland ansehen mochten: die in vielen deutschen Staaten zwischen den evangelischen Gemeinschaften lutherischen und reformirten Bekenntnisses eingegangene Union. Denn auch innerhalb der unirten Kirche haben die frühern Gegensätze sich erhalten, und die frühern Kämpfe sich fortgesetzt. Die unirte Kirche bietet uns den Anblick derselben Bewegung der Richtungen, derselben Spannung der Gegensätze, derselben

sehnsüchtigen und liebevollen Rückkehr zu der eigenen kirchlichen Eigenthümlichkeit dar, deren Erscheinungen uns auch in den evangelischen Kirchen fremder Zungen sowohl, als in den gesonderten deutschen, evangelischen Kirchen begegnen. Wie in den Niederlanden und England die streng kirchliche Richtung mit verjüngter Kraft hervorgetreten ist, in der englischen Kirche sich sogar bis zum Puseyismus gesteigert hat, wie dieselbe Richtung in Schottland die Nationalkirche in zwei Stücke zerrissen hat: so sind auch im evangelischen Deutschland die kirchlichen Gegensätze zu neuem, frischen Leben erwacht, der allgemeine rationalistisch-supranaturalistische Gegensatz ist durch den immer mehr in den Vorgrund drängenden confessionellen Gegensatz in den Schatten gestellt worden, und selbst innerhalb der unirten evangelischen Kirche kämpft das lutherische Bekenntniß mit dem reformirten in wachsender Rüstigkeit. Daß in der unirten Kirche die beiderseitigen Symbole fortwährende Gültigkeit besitzen, ist eine, von allen Stimmberechtigten längst festgestellte Thatsache, und die Frage der Zeit, an deren Lösung Kirche und Wissenschaft arbeiten, ist nicht, ob die beiderseitigen Bekenntnisse, sondern wie in der Kirche die zweierlei Bekenntnisse conservirt werden können. Wie so auf evangelischer Seite die verschiedenen Kirchengemeinschaften ihre Eigenthümlichkeit mit neuer Schärfe hervorstellen, so geschieht dieses nicht minder bei dem römisch-katholischen Theil der deutschen Nation, und die daraus fließende, größere Spannung zwischen Katholiken und Protestanten gibt sich auf dem Gebiete des Lebens und der Wissenschaft in wiederholten Zeichen kund. Weiter als je, da Alles sich auf seine ursprüngliche Eigenthümlichkeit zurückzieht, und mehr und mehr gegen einander abschließt, scheint daher unsere Zeit von dem Ziele einer einigen deutschen Kirche entfernt zu seyn".

„Aber für das schärfere Auge verschwindet dieser Schein, und es erblickt hinter diesen kriegerischen Manifestationen die Vorboten und Anfänge eines tieferen, kirchlichen Friedens und eines innigeren Zusammenschlusses der getrennten Kirchengemeinschaften deutscher Nation".

„Denn nicht da möge man die höhere Einheit suchen, wo die bisherigen Formen als veraltete gewaltsam zerbrochen worden und Alles form- und gestaltlos in einander fließet, wo man die alten, festen Dogmen als νεκύων ἀμενηνὰ κάρηνα in das Schattenreich entlassen will und aus einem Extract derselben ein neues Bekenntniß zusammenflicht, welches durch Unbestimmtheit und Allgemeinheit möglichst allen Genüge zu leisten sucht, oder wo man die Symbole ganz verabschiedet in der Meinung, nur also der heiligen Schrift ihre gebührende Ehre erwei-

sen zu können. Wenn man also dahingibt, was man für die unwesentliche oder gar hinderliche Hülle der kirchlichen Wahrheit achtet, so verliert man mit der Hülle zugleich den Kern, und bringt man es wirklich auf solchem Wege zu einer Einheit, so ist diese Einheit wenigstens keine kirchliche mehr. Diese vielmehr kann sich nur daraus ergeben, daß die eigenthümliche Form der einzelnen Kirchengemeinschaften immer reiner ausgeprägt und immer bewußter aufgefaßt wird, und eine jede die Stelle immer deutlicher zu erkennen und einzunehmen trachtet, welche ihr als dem Theile eines organischen Ganzen zukommt. Darum ist die Anhänglichkeit an das eigenthümliche Bekenntniß in jeder Kirchengemeinschaft die alleinige Weise, wie die Anhänglichkeit an die kirchliche Wahrheit sich bezeugen kann, und wo daher die Kirchen entschiedener und reiner ihr Wesen auszuprägen beginnen, da athmet die Kirche selbst, welche in den Kirchen ihr Daseyn hat, zu neuem Leben auf".

„Freilich wollte man bloß auf den Kampf und Widerspruch achten, in welchem die einzelnen kirchlichen Gemeinschaften in Lehre, Cultus und Verfassung mit einander stehen, so müßte man den Vorwurf sich gefallen lassen, daß man Widersprechendes gutheiße, wenn man die feste Anhänglichkeit bei Diesem an das Römisch-Katholische, bei Jenem an das Lutherische, bei dem Dritten an das Reformirte Glaubensbekenntniß als ein erfreuliches Zeichen begrüßte. Wäre nur auf der einen Seite die Wahrheit, auf der andern nur Unwahrheit, so wäre es ohne Zweifel sehr thöricht und gottlos, wenn man das erneuerte Leben einer Kirchengemeinschaft, bei welcher die Wahrheit nicht ist, die erneuerte Befestigung derselben in ihrem unwahren Bekenntniß mit freudigem Antheil bewillkommen wollte. Aber es lebt unter den Differenzen allenthalben die kirchliche Wahrheit fort, und wenn ich daher z. B. als Lutheraner daran meine Freude habe, daß ein römisch-katholischer oder reformirter Christ mit aller Entschiedenheit seiner Kirche und Dogmen zugethan ist, so beruhet meine Freude nicht auf der Unwahrheit, welche mich von ihm trennet, sondern auf der auch in seinem Bekenntniß verborgenen kirchlichen Wahrheit, welche uns einigt. Wenn gleich der Krystall der reinen Lehre in der einen Kirchengemeinschaft ungetrübter erscheint, als in der andern, so liegt doch allen so viel wahrhaft Christliches und Apostolisches zu Grunde, daß man keiner von ihnen es absprechen darf, ein Theil der wahren Kirche zu seyn".

„Diese gemeinsame Wahrheit, welche den verschiednen, auf deutschem Boden zusammentreffenden und herrschenden Confessionen zu Grunde liegt, ist der Anfangspunkt unserer kirchlichen Einheit, und

die von unserer Zeit errungene Anerkennung jenes Gemeinsamen bei allem Verschiedenen ist dann zugleich das Bewußtseyn von jener, wenn auch erst im Keime vorhandenen Einheit, welche sich immer lebendiger entfalten und immer enger innerlich wie äußerlich, die getrennten Kirchengemeinschaften aneinander ketten wird. Wenn auch die schöne, reine, göttliche Gestalt der Wahrheit dadurch, daß eine einzelne Seite derselben mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, die andere dagegen übersehen und in ihrem Werthe verkannt und gekränkt wird, bei der einen Confession weniger vollkommen hervortritt als bei der anderen: so ist doch damit, daß wir auch in der unvollkommen und entstellenden Hülle die edlen Züge der ewigen Wahrheit aufzufinden wissen, für's Erste dieses gewonnen, daß keine Kirchengemeinschaft die andere als eine völlig unberechtigte wird verbannen wollen, sondern eben um der kirchlichen Wahrheit willen, an welche jede ihren verhältnißmäßigen Antheil hat, alle einander als Glieder des großen katholischen Leibes der Kirche brüderlich ehren, lieben und tragen werden. Daran schließt sich dann aber noch des Weiteren, daß eine jede, indem sie die andere in ihrem verhältnißmäßigen Antheil an der kirchlichen Wahrheit anerkennt, zugleich diesen Antheil zu erhöhen und zu verstärken sucht. An die Wahrheit, welche bereits in der andern Gemeinschaft ist, anknüpfend, geht sie darauf aus, diese Wahrheit von der Beimischung des Irrthums mehr und mehr zu läutern: ein Bestreben, welchem diejenige Gemeinschaft mit dem meisten Erfolge sich widmen wird, in welcher die Wahrheit am reinsten vorhanden ist. Diejenige Confession, welche die Wahrheit einseitig ausgebildet hat, wird durch ihren Verkehr mit der anderen, welche die Wahrheit vollständiger erfaßt und ausgeprägt hat, von ihrer Einseitigkeit geheilt und zu einer höheren Stufe hinangebildet: wogegen auch sie auf die vollkommenere den heilsamen Einfluß übt, daß sie ihr gerade die von ihr selbst vorzugsweise festgehaltene Seite der Wahrheit als eine nie zu vernachläßigende vor Augen hält. So muß der Streit der Confessionen dazu gereichen, den Irrthum auszuscheiden und die Wahrheit, welche von dem Irrthum mehr oder weniger gebunden ist, frei zu machen. Je reiner eine Confession die Idee der Kirche in ihrer Erscheinung realisirt und demzufolge auch in ihrer Wissenschaft begreift, desto größere Kraft und Fähigkeit wohnt ihr bei, die übrigen zu läutern und zu reinigen, und an das Centrum der Wahrheit heranzuziehen, in welchem sie selbst sich befindet. Ist dieser Purifications- und Attractionsproceß so weit gediehen, daß die eine Gemeinschaft sich zu der Stufe der anderen emporgearbeitet hat, so

hört sie eben durch dieses Factum auf, eine besondere, von der höhern als niedere getrennte Gemeinschaft zu seyn: beide sind innerlich eins geworden, und die Stunde hat geschlagen, wo die äußerlichen Zwischenmauern fallen. Dieses Centrum der Wahrheit stellet in Deutschland die Kirche dar, welche auf das Augsburgische Bekenntniß vom Jahre 1530 gegründet ist. In der Kirche Augsburgischer Confession vereinigen sich die hellen Strahlen der Wahrheit, welche außerhalb dieser Kirche nur vereinzelt und gebrochen erscheinen. Darum hat Alles, was von der Kirche in Deutschland außerhalb der Augsburgischen Confession dasteht, auf sie seine Richtung genommen und strömt ihr, in wenn auch verborgenem, doch mächtigen und unaufhaltsamen Zuge als dem Mittel- und Gipfelpunkte der Wahrheit zu. Daß selbst die römisch-katholische Kirche Deutschlands sich diesem Zauber nicht hat entziehen können, sondern von der Gewalt dieser Strömung mit fortgerissen wird, davon soll hier als ein keineswegs isolirtes, oder nur auf die Wissenschaft — welche doch auch ohnehin nicht als vom Leben losgerissen gedacht werden kann — beschränktes Zeichen an die rechtliche Aufnahme protestantischer Elemente erinnert werden, welche die Möhlerische Symbolik (?) als einen freilich nicht eingestandenen, jedoch protestantischerseits hinlänglich nachgewiesenen Raub zur Schau trägt".

„Während in Beziehung auf das Verhältniß der Confessionen untereinander die allen gemeinsame kirchliche Wahrheit die Grundlage bildet, auf welcher sich dieselben zu einer immer tieferen und lebendigeren Einheit erheben, so ergibt sich von demselben Anfange aus derselbe Fortschritt in Beziehung auf das Verhältniß der Confessionen zum Staat. Die Einheit zwischen Kirche und Staat ist da am ausgebildetsten und innigsten vorhanden, wo die Kirche die reinste und vollkommenste Gestalt hat, während das, was von Wahrheit in den minder vollkommenen Kirchengemeinschaften ist, dieselben wenigstens hindert, den Staat so hinunter oder hinauszustoßen, daß dadurch alle gerechte Würdigung desselben, alle Liebe und alles Vertrauen zu ihm aufhören müßte. Keine Kirchengemeinschaft hat sich der liebevollen Hingebung an den Staat völlig entziehen können, selbst die römisch-katholische nicht. Sie ist mit vielen Banden der Liebe und Dankbarkeit an die Staaten geknüpft, in welche sie ihren Bestand hat, und die Wahrheit, welche in ihr ist, leidet es nicht, daß ihre einseitige Vorstellung von dem, was die Kirche ist, sie dahin treibe, in keinem Sinne mehr eine Landeskir-

che seyn zu wollen. Der Trieb, Landeskirche zu werden, ist allen Kirchengemeinschaften mit der ihnen zu Grunde liegenden Wahrheit eingepflanzt. Bis jetzt und so lange sie auf einer verschiedenen Stufe der Wahrheit stehen, sind sie es noch in verschiedenem Sinne. Aber je mehr die in ihnen vorhandene Wahrheit sich verklärt, je inniger die frei werdende Wahrheit sie unter einander bindet, desto inniger wird sich eine jede auch mit dem Staat zusammenschließen! So sucht in den deutschen Landeskirchen die deutsche Kirche ihre letzte und vollkommenste Verwirklichung".

„Soll die Vereinigung von Deutschen aller Confessionen zum Weiterbau des Kölner Doms uns das Symbol einer deutschen Kirche in diesem Sinne seyn, so nehmen wir die Deutung mit Freuden auf. Eine deutsche Kirche in anderem als in diesem von der Geschichte selbst vorgezeichneten Sinne aber kennen wir nicht".

Die leitende Idee dieses Aufsatzes bedarf keines Commentars. Wir müssen es dem Verfasser Dank wissen, daß er den pseudochristlichen Indifferentismus, in welchen er den Gegensatz der Kirche und der unkatholischen Bekenntnisse auflösen will, nur schwach durch einige süßliche Redensarten verhüllt, und das eigentliche und wahre Ziel, dem die Kirche durch alle diese irenischen Manipulationen entgegen geführt werden soll, möglichst offen und unverholen beim rechten Namen nennt. — Der Dekatholisirungsproceß soll durch mehrere Stadien gehen. Die Kirche soll zuerst dahin gebracht werden, die Secten nicht etwa wie bisher als unberechtigten Irrthum auszuscheiden, sondern sie als Glieder „des großen katholischen Leibes" der Kirche brüderlich anzuerkennen. Dafür wird sie dann auf der zweiten Stufe: „als diejenige Confession, welche die Wahrheit einseitig ausgebildet hat, durch ihren Verkehr mit der andern, welche die Wahrheit vielseitiger erfaßt und ausgeprägt hat, von ihrer Einseitigkeit geheilt und zu einer höhern Stufe hinangebildet". Drittes Stadium: „Ist dieser Purifications- und Attractions-Proceß so weit gediehen, daß die eine" (d. h. die katholische) „Gemeinschaft sich zu der Stufe der andern emporgearbeitet hat, so hört sie eben durch dieses Factum auf, eine besondere, von der höhern als niedere ge-

trennte Gemeinschaft zu seyn". Dann hat auf dem vierten Stadium „die Stunde geschlagen, wo die äußern Zwischenmauern fallen". Nun zerfließt die römisch=katholische Kirche in Deutschland „in dem Centrum, welches auf das Augsburgische Bekenntniß vom Jahre 1530 gegründet ist". Kraft einer liebevollen Hingebung an den Staat gibt sie dann „ihre einseitige Vorstellung von dem auf, was die Kirche ist", und Kirche und Staat verschwimmen nun zu jener Einheit, die das protestantische Territorialsystem seit dreihundert Jahren zu vermitteln, mit treuem Eifer beflissen gewesen ist.

Der hier in seinen Schlagewortern bezeichnete Plan ist lange schon von katholischer Seite als der eigentliche Zielpunkt der Umtriebe und Bemühungen gewisser süßredenden Gegner geahnet worden. Diese aber haben sich lange gehütet, durch ein so offenes und ehrliches Geständniß, wie das obenstehende, die Schwachen zu warnen und sich selbst die Maske abzureißen. Daher die Wichtigkeit dieser Erklärung der literarischen Zeitung, welche über die Zwecke und Absichten der Beförderer des irenischen Indifferentismus nothwendig am besten unterrichtet seyn muß. — Erlauben Sie mir jetzt dieser Darlegung des Planes zur allmähligen Zerstörung und Untergrabung der Kirche in Deutschland nur noch wenige Worte der Kritik beizufügen. — Ich glaube nicht, daß dieser Anschlag der Kirche gefährlich werden kann; er hilft vielmehr wesentlich die pseudochristliche Mitte und Halbheit zwischen der katholischen Wahrheit und dem vollendeten Pantheismus, als völlig unhaltbar und nichtig nachzuweisen, und Jedem, der nur noch einigermaaßen eines logisch geordneten Gedankens fähig ist, die Wahl zwischen dem vollendeten Irrthum des absoluten Unglaubens, der entschiedenen Verwerfung jedes Restes, Schattens und Namens von Christenthum einerseits, und der katholischen und römischen Kirche, als dem vollen, historischen Christenthume andererseits gebieterisch nahe zu legen. — So viel muß auch dem Beschränktesten einleuchten, daß ein System nicht das Christenthum seyn könne, welches den spe=

ciellen Inhalt des Glaubens für gleichgültig zum ewigen Heile erklärt, und Zustimmung und Anerkennung für sich fordert, zugleich aber zugibt, daß die (von Gott geoffenbarte!) Wahrheit erst durch einen fortlaufenden Proceß der Ausscheidung des Irrthums gewonnen werden könne. Kern und Mittelpunkt dieses vermeintlichen Christenthums soll die Augsburgische Confession von 1530 seyn, deren Werth und Gültigkeit unter den Protestanten selbst von jeher eben so bestritten war, wie ihr eigentlicher Inhalt und dessen Auslegung zweifelhaft. Und diese Entdeckung, daß in jener, ursprünglich auf die Verheimlichung des Abfalls von der allgemeinen Kirche berechneten Erklärung einiger deutscher Fürsten und Reichsstädte die höchste und letzte Offenbarung Gottes niedergelegt sey, diese Entdeckung erfolgt zu einer Zeit, wo der deutsche Protestantismus, durch das Gottesurtheil der Geschichte gerichtet, bereits einem mit Trümmern bedeckten Oceane gleicht, und die letzten kärglichen Reste des protestantischen Symbolglaubens durch die Union für immer zu Grabe getragen sind. Von diesem Systeme des pseudofrommen, indifferentistischen Protestantismus gilt in noch höherm Maaße, was die **literarische Zeitung** (Nro. 80, 1843) von **Schleiermacher** sagt: „Platonische Dialectik, Spinozistischer Substanzbegriff, Kantischer Kriticismus, Lessings polemische Meisterschaft, Fichte'scher Idealismus, Jakobis Gefühlstheorie, Schellingisches Identitätsprincip, der ästhetisch-religiöse Subjectivismus der Romantiker und herrnhuterischer Mysticismus, — das Alles vereinigt sich in ihm zu einem äußerst originellen Gesammtbilde, so daß man ihm eben so großes Unrecht thun würde, wenn man ihn einen Spinozisten oder Fichtianer oder Herrnhuter u. s. w. nennte, als wenn man den Einfluß eines jener Bildungselemente auf diese Proteusnatur läugnete". Daß ein solches Christenthum, wie das in diesen Worten geschilderte, eben **kein** Christenthum sey, sondern ein Zerrbild voll Täuschung und Widerspruch; eine Spottgeburt, „worüber Himmel und Hölle lacht", darüber kann zwischen Ihnen und

mir kein Streit seyn. Und wenn dieser Karrikatur des Christenthums zu Liebe, die eine große allgemeine Anstalt zur Erlösung für alle Zeiten und Völker bei uns Deutschen in acht- und dreißig Landeskirchen, die ewige Wahrheit in acht und dreißig Landeswahrheiten aufgelöst werden soll, und wenn man uns zumuthet, dieses längst unhaltbar gewordene, heute aber bereits von Freund und Feind verspottete Territorialprincip für „die letzte und vollkommenste Verwirklichung der christlichen Wahrheit zu halten“, — so können wir solchen Wahnsinn zwar aufrichtig bemitleiden, aber wir können ihn nicht als gefahrdrohend für die Kirche ansehen. Vielmehr hilft diese Doctrin auf dem kirchlichen Gebiete den trüben Nebel jenes pseudochristlichen Indifferentismus niederschlagen, der heute zwischen dem Glauben an einen persönlichen Gott und der offenen und unverholenen Läugnung desselben schwebt, und allen schwächern Charakteren und untergeordnetern Geistern die ungeheuere Kluft verbirgt, die beide Gegensätze trennt. Je herrischer und hoffärtiger diese falsche Mitte verfochten wird, desto besser für die Sache Gottes und der Wahrheit! Wenn aber eben diese Weise der Vermittlung in die Staatspraxis eines Landes überzugehen drohte, wenn eine Regierung auf diese Theorie ihren „christlichen Staat“ bauen wollte, wenn sie es sich zur Aufgabe setzte, ihre katholischen Unterthanen zur Höhe jener irenischen Ansichten „emporzuarbeiten“, wenn sie für diesen Zweck die ihr zu Gebote stehenden Hebel in Bewegung setzte, wenn sie durch die Censur, durch die Polizeiaufsicht auf Geistliche und Prediger, durch die öffentliche Erziehung, durch den Einfluß auf die Wahl der Bischöfe und hundert ähnliche Mittel für eine vermeintlich christliche Universalkirche arbeiten wollte, dann, mein theurer Freund! wäre es Angesichts des Rückschlags, der von katholischer Seite her nicht ausbleiben würde, hoch an der Zeit, vor solchen Mißgriffen, als vor dem größten Nationalunglück zu warnen, welches unser Vaterland in diesem Augenblicke treffen könnte!

Daß jene Gleichgültigkeit gegen den bestimmten Inhalt des christlichen Glaubens zu größerem Frieden, ja! auch nur zu einer mildern, duldsameren Gesinnung unter den Bekennern der verschiedenen Religionen in Deutschland führen könne, dieß zu wähnen, wäre schon ein großer und gefährlicher Irrthum. Diejenigen Protestanten freilich, die schwach genug wären, an eine solche Vereinigung zu glauben, würden sich mit jenem kleinen Kreise (vorgeblich katholischer) Pseudomystiker, die ihrer Kirche schon längst abtrünnig zu werden, und der neuen Fahne zu folgen Neigung hatten, in dem neuen Mischcultus friedlich und liebeseelig zusammenfinden. Aber die neue Secte würde sich vom Augenblicke ihres Entstehens an im allerschroffsten Widerspruche wissen, nicht nur mit jenen mehr oder weniger altgläubigen Fractionen des Protestantismus, denen eine solche Religionsmengerei ein Gräuel wäre, sondern vornämlich mit allen wirklichen, der gegenwärtigen, lebendigen und sichtbaren Kirche, als dem Organ des heiligen Geistes auf Erden, in aller Treue gehorchenden Katholiken. Es würde sich zeigen, daß die Kirche ein fester, auf einen Felsen gegründeter Bau ist, der das beabsichtigte, unmerkliche Verfließen und Verschwimmen, nach welcher Seite hin es auch sey, — schon durch den Zusammenhang mit dem gemeinsamen Oberhaupte und Mittelpunkte schlechthin unmöglich macht. — Daher wechselt denn auch die indifferentistisch-fromme Lieblichkeit, bei Nennung des Namens Rom, urplötzlich Ton und Farbe. Dann bäumt sich der Dämon; dann zeigt er sich in seiner wahren Gestalt, dann schlägt die pietistische Süßlichkeit urplötzlich um, in die schauerlichen Zuckungen einer schäumenden, zähnefletschenden, kreischend wüthigen Besessenheit. Als ein Beispiel derselben, mag die Expectoration derselben literarischen Zeitung in Nro. 100 ihres vorigen Jahrganges gelten. „Um seine Macht als die unmittelbar von Gott ihm übertragene zu erweisen“, heißt es dort, „muß sich der Papismus die lügenhafteste Verdrehung der Geschichte und der Bibel erlauben“. — „Durch die gründlichste Forschung ist es

ausgemacht, daß Petrus nicht Bischof zu Rom gewesen". — Sonach ist „der Papismus ein Lügengebäude, das sich auf dem Grunde eines pantheistischen Pelagianismus erhebt", — „ein Lügenbau", „ein babylonischer Thurm". Pius VII. hat, wie Jedermann weiß, 1816 die Unterthanen jedweden ketzerischen Fürsten von jeglichem Eide der Treue losgesprochen; „bei Ranke kann man nachlesen, daß die Jesuiten die Idee der Volkssouveränetat in Gang gebracht haben". „Der oberflächlichste Kenner der Geschichte weiß, daß die päpstlichen Länder, Italien, Frankreich, Spanien, Belgien, Irland, die Heerde der Revolution sind". — Spanien, (welches, um es beiläufig zu bemerken, die Crise jenes allgemein europäischen Fiebers bereits überstanden zu haben scheint, in dessen erstes Stadium der protestantische Norden Deutschlands seit 1840 getreten,) wird, nach eben diesem christlichen Staatspolitiker, „nie genesen, bis es das Universalmittel, das Evangelium" (das unitistische von 1817?) „gläubig annimmt". — Und was das Widerlichste ist, nachdem diese Species der pietistischen Wahrheitsliebe sich einen Augenblick gezeigt hat, wie sie ist, greift sie eiligst wieder nach der irenischen Larve, die ihr entfallen. Es müsse zwischen „Romanismus und Katholicismus" unterschieden werden. Den letztern vindicirt sich die Berliner Christlichkeit als ihr Eigenthum, „erkennt ihn aber auch in jenem (pelagianischen Pantheismus?) als vorhanden an, obwohl mit allerlei Irrthümern entstellt". Die Früchte wären ihnen schon recht, aber gegen den Baum und dessen Wurzel haben sie eine unüberwindliche Abneigung. „Wir bekennen mit Schmerz unsere Zerrissenheit, den Zerfall unsers kirchlichen Lebens und Gottesdienstes, die Gräuel, welche der Unglaube unter uns angerichtet hat. Wir wissen eben so, daß sich im Schooße der römischen Kirche noch gar Vieles erhalten hat, was auch uns wohl anstände". „Auch uns würden die tiefen Gebetstöne Palästrina's und Allegri's zum Himmel erheben. Auch bei uns sollten die Künste in den Dienst der Kirche treten, und uns einen Vorschmack ge-

den von der Herrlichkeit, der in den Geist verklärten Natur, und der in die Erscheinung versenkten Geisterwelt. Wir sehen beschämt in römischen Kirchen Tausende in einem Momente niederknieen und dem Herrn gemeinschaftlich ihre Sünden bekennen oder Loblieder singen. Wir sehen nicht ohne Selbstanklage den langen Zug der barmherzigen Schwestern durch ihre Städte und Dörfer dahin wandeln, nicht mit leeren Toleranzphrasen, wie unsere Rationalisten, die, wenn sie den Glauben vor sich haben, die intolerantesten Leute von der Welt sind, sondern mit Werken der aufopfernden Liebe. Eine strengere Kirchenzucht, eine reichere, dem ganzen Volke zugängliche Liturgie, eine hingebende Werkthätigkeit, eine lebendigere Durchdringung aller Lebenssphären von den himmlischen Mächten der Religion, eine festere Einheit im Bekenntniß, eine größere Selbstständigkeit der Kirche und so vieles Andere könnten wir gar wohl gebrauchen, und haben in all diesen Beziehungen Ursache, Buße zu thun. Denn an uns liegt die Schuld und nicht an den Reformatoren, welche mit den ungerechtesten Beschuldigungen zu überhäufen unter englischen und Deutschen Puseyiten jetzt Mode geworden ist. Kann denn Einer Alles thun. gibt es denn etwas Vollkommenes unter der Sonne? Wahrlich Luther und Calvin halten die Vergleichung mit jedem Kirchenvater, Papst und Scholastiker aus. Aber freilich muß man sie im Zusammenhang kennen, um sie richtig zu beurtheilen! Im Princip des Protestantismus sind jene Mängel keineswegs begründet. Wir haben die Schätze, warum heben wir sie nicht? Vielmehr wurzeln wir ja auf dem ächt katholischen, apostolischen Grunde. „Christus, und nur Christus ist unsere Gerechtigkeit, sein Wort, und nur sein Wort“ (das eben Jeder versteht wie der Privatgeist es ihm eingibt) „die absolute Richtschnur unseres Glaubens und Lebens. Wir sind im Kern, am Herzen gesund und blos an den Extremitäten erkrankt, der Papismus ist in seiner Wurzel wurmstichig und

schwindsüchtig. Es ist besser mit einer Hand zum Himmel eingehen, als mit beiden Händen zur Hölle fahren".

Warum ich dieses widerliche Gemälde vor Ihnen entfalte, mein hochverehrter Freund? — Ich wollte Ihnen durch den Augenschein den Beweis liefern, daß zwischen einer katholischen Gesinnung und dem Berliner conservativen Protestantismus, der aus jenen Organen spricht, gerade wegen des Widerspruches in dem innersten Kerne des geistigen Lebens, ein Bündniß auf dem Felde der politischen Theorie und Praxis nicht minder unmöglich sey, als zwischen Christus und Belial, und daß an eine unvermerkte Verschmelzung dieser Gegensätze nicht zu denken sey. — Sie äußerten, wenn ich nicht irre, daß wir ja mit den Gegnern der Kirche, wenn auch nicht in den politischen Grundideen, so doch in vielen praktischen Folgerungen übereinstimmen könnten. Ob wir dann, weil wir verschieden über den Papst dächten, nicht auf dem Felde reiner Verwaltungsfragen, z. B. über die beste Gemeindeordnung, gemeine Sache machen könnten mit loyalen Protestanten, gegen die liberalen Zerstörer des monarchischen Princips? Ohne Zweifel! Allein mit jener rücksichtslosen Freimüthigkeit, die Sie an mir kennen, antworte ich Ihnen auch: So lange die Realisirung jener Idee der „Universalkirche", welche hinter allen bisher beleuchteten, vermittelnden Aeußerungen steht, als eine Aufgabe der Regierung gefaßt, so lange es als ein Zweck des „christlichen Staates" gedacht wird, die Katholiken, wenn auch noch so allmählig, mit Hülfe dieser gegenseitigen Anerkennung zur „Augsburgischen Confession", oder auch nur zur Lossagung von Rom „empor zu arbeiten", so lange wird das tiefe Mißtrauen, welches die unausbleibliche Folge solcher Rückhalte ist, jedwedes, auch das äußerlichste Lebensverhältniß durchdringen und vergiften, und wir würden uns nichts als den herben Schmerz einer neuen Täuschung bereiten, wenn wir glauben könnten, mit solchen Grundsätzen jemals zu andern Resultaten gelangen zu können, als zu denen, welche Deutschland seit dreihundert

Jahren als Früchte des Territorialsystems geerndtet hat. Umgekehrt findet sich die Eintracht in Betreff aller Nebendinge von selbst, wenn wir in der Hauptsache unsern gegenseitigen Standpunkt im Klaren, und unsere rechtliche Freiheit gesichert wissen.

Und dennoch muß es unser Ziel seyn: eine Form und einen Zustand des Lebens zu erreichen, welche uns deutschen Katholiken und Protestanten auf beiden Seiten volle Freiheit der Bewegung und der Entwickelung sichert, und dadurch ein einträchtiges, politisches Zusammenhalten nach außenhin möglich macht. — Dieß Ziel müssen wir erreichen, oder — untergehen.

Gibt es ein Mittel, die fortwährende politische Gefahr unserer kirchlichen Spaltung zu beseitigen, wie wir beide es wünschen und für nothwendig erkennen, so ist dieß Ziel nur auf dem umgekehrten, als dem bisherigen Wege zu erreichen: die Staatsgewalt als solche muß dahin streben, sich außerhalb des Bereiches aller und jeder kirchlichen Conflicte, auf ein völlig neutrales Gebiet zu stellen; sie muß ihre Aufgabe darauf beschränken, Gerechtigkeit zu üben und den äußern, handgreiflichen Landfrieden zu wahren. Sie muß zu diesem Ende den Gedanken an Gründung einer neuen Universalkirche ein- für allemal aufgeben, und darf weder jene Protestanten mit Kriminalprocessen verfolgen, welche, wie Edgar Bauer, die letzten Consequenzen aus der Läugnung einer sichtbaren Kirche ziehen, noch umgekehrt jene schlesischen Capelläne, deren „ultramontane“ Ueberzeugungen dem universalkirchlichen Indifferentismus unbequem sind. Der geistige Kampf, sowohl der Confessionen unter sich, als der Anhänger des positiven Christenthums mit dessen Gegnern muß ungehemmt und ungehindert seinen Gang gehen, und die Schlichtung muß allein Gott und der Natur der Dinge anheimgestellt werden. Das wirkliche Christenthum und die Wahrheit werden darunter keinen Schaden leiden, sondern

bei weitem besser fahren, als mit den Widersprüchen eines halb anerkannten, halb desavouirten Territorialsystems.

Ich habe Alles sehr genau erwogen, was Sie meiner Ansicht entgegensetzen können. Ich verkenne die großen Nachtheile und Gefahren dieses Ganges nicht; ich gründe ihn auch auf keine allgemeine Theorie, aber ich halte ihn in mitten der Gefahren, die unsere Zeit umgeben, für das mindere Uebel, — und, was die Hauptsache ist, — die Geschichte geht diesen Weg und wird ihn gehen, wir mögen unsern Willen dazu geben oder nicht. — Es versteht sich dabei von selbst, daß ich von keiner deutschen Regierung weder Sprünge, noch gewagte Experimente verlange, sondern einen ruhigen, allmähligen Entwicklungsgang für die conditio sine qua non alles Bessern erkenne. — Nur das fordere ich von jeder Staatsgewalt, daß sie ihre Zeit verstehe und sich, ohne romantischen Grillen Gehör zu geben, das Ziel, welches sie verfolgt, klar, bestimmt und ehrlich gegen sich selbst und Andere vor Augen halte.

Vielleicht komme ich, wenn Sie es erlauben, ein anderesmal auf den nämlichen Gegenstand zurück.

XXI.

Ein communistischer Beitrag zur Lehre vom göttlichen Rechte.

Es ist eine alte Wahrnehmung, daß jeder Irrthum nur Kraft hat durch die Portion der Wahrheit, die er in sich birgt; darum ist es heilige Pflicht für diejenigen, welche sich die Bekämpfung der herrschenden Irrthümer einer Zeit zur Aufgabe gesetzt haben, vor Allem ihr Augenmerk auf die wahren Beschwerden zu richten, die ihnen zu Grunde liegen. Dann muß der Irrthum für die Wahrheit selber Zeugniß geben, und der Sieg kann nicht zweifelhaft seyn. Dieser Sieg ist aber dann nicht bloß eine Wiederherstellung der Wahrheit, wie sie vorher erkannt war, sondern auch eine Erweiterung ihres Gebietes.

Ein Sendschreiben, welches der bekannte Communist, Louis Blanc*), in der zweiten Hälfte Septembers vorigen Jahrs an den Redacteur der neuen Zeitung, la réforme, gerichtet, und das nachher andere Zeitungen aus diesem Blatte wieder abgedruckt haben, gibt uns Anlaß zu diesen Bemerkungen und wird deren Wahrheit erweisen. Louis Blanc nimmt darin zum Hauptthema den politischen Verfall der sogenannten bourgeoisie, der herrschenden Bürgerklasse in Frankreich. Was ihm dabei besonders merkwürdig erscheint, ist, daß diese bourgeoisie selber mit leidenschaftlichem Eifer daran arbeite, ihre eigene Herrschaft zu untergraben. Die Einführung roher Militärgewalt aber ist, seiner Meinung nach, das, was ihr droht. Vor lauter Furcht vor den Picken bringe man sie, meint er, falls sie nicht auf der Huth sey, allmählig dahin, die allerbrutalste und schmählichste Bajonettenherrschaft über sich ergehen zu lassen. Dieß zu erweisen, geht er in eine merkwürdige Erörterung der französischen Zustände ein.

„Unter bourgeoisie“, sagt er, „verstehe ich die Masse der Bürger, welche, im Besitze der Instrumente zur Arbeit oder eines Capitals, ihre Fähigkeiten auszubilden vermögen, und nur bis zu einem gewissen Grade von anderen Menschen abhängen“. Ihr gegenüber steht das Volk. Unter Volk versteht Louis Blanc die Masse der Bürger, welche, der Instrumente zur Arbeit entbehrend, in sich selbst nicht die Mittel ihrer Entwicklung besitzen, und daher in Hinsicht der ersten Lebensbedürfnisse von Anderen abhängen. „Zum Volke also gehört der Schriftsteller, welcher aus Mangel an Geld, um seine Bücher drucken zu lassen, sich zum grausenhaften moralischen Selbstmord verurtheilt sieht**); zum Volke gehört der Mensch der Entbehrung, der aus Armuth die Schätze seiner Intelligenz zu vergraben oder in den Wind zu streuen genöthigt ist; zum Volke gehören Alle die, ohne Rücksicht auf Kenntnisse, Erziehung, Einsicht, Kummer leiden um Nahrung, Kleidung und Obdach. Die wahre Eintheilung der Gesellschaft ist also eigentlich die, welche uns auf der einen Seite die Besitzer der Arbeitsinstrumente, auf der anderen die Besoldeten aller Art zeigt. Die Ersteren sind mehr oder minder

*) Louis Blanc bekennt sich zwar nicht dem Namen, wohl aber seinen wesentlichen Grundsätzen nach zur Parthei der Communisten.

**) Man muß die Mystères der Pariser Schriftstellerei und Buchhandlung kennen, um den vollen Sinn dieser Aeußerung zu verstehen.

frei". Die Anderen sind Sklaven." „Die Ersteren bilden die bourgeoisie. Die Anderen bilden das Volk. Diese so beklagenswerthe Abtheilung ist nichts weniger als willkührlich: sie geht aus dem Wesen der gesellschaftlichen Ordnung hervor, wie sie im Jahre 1789 begründet wurde". Damals war freilich, wie L. B. bemerkt, der Gegensatz nicht sichtbar. Als Sieyes die Nation definiren wollte, mit Ausnahme des Adels, sagte er nicht: Es ist die bourgeoisie und das Volk; Nein, sondern: Es ist der dritte Stand. Ein gemeinsamer Haß, ein gemeinsames Rachegefühl für lange erlittene Bedrückung hatte Alle zu Brüdern gemacht. Aber die Gesetzgeber von 1789 und ihre Nachfolger sind schuld, daß nachher der Zwiespalt sich eingestellt. „Sie sahen nicht", sagt Louis Blanc, „oder wollten nicht sehen, daß in einer aus Reichen und Armen gebildeten Nation das Princip der Autorität dreimal heilig ist; und daß in einer Gesellschaft, wo es noch Proletarier gibt, die Freiheit nur eine gehässige Lüge, nur der heuchlerische Inbegriff aller Arten von Tyrannei ist. — Man denke sich zwei Menschen, im Begriffe eine Reise anzutreten: der eine gesund, frisch, kräftig; der andere krank und wund. Vor der Revolution von 1789 dachte die Regierung, statt diesem zweiten die Hand zu reichen, nur daran, wie der erstere bequemer und schneller vorankäme. Im Jahre 1789 ging es anders; die Regierung wurde gefesselt, und man sagte zu den zwei Menschen: „Der Weg ist offen, eure Rechte sind gleich; geht"", Und doch konnte der Kranke erwiedern: „„Was nutzt es mir, daß der Weg geräumt ist? Mag immerhin kein besonderer Schutz meinem Nachbarn zu Theil werden er kann ihn entbehren; er ist kräftig und gut zu Fuß; aber ich? Was schwatzt ihr mir von gleichen Rechten? Das ist ein grausamer Spott"". Diese Sprache hätten im Jahre 1789 die Proletarier führen können. Fanden sie nicht wirklich über sich Leute im Besitze aller Arbeitsinstrumente, im Besitze des Bodens, des Geldes, des Credits, der Hilfsmittel, welche die Cultur des Geistes gewährt? Sie aber, die weder Besitzungen noch Capitalien, weder Vorschüsse noch Erziehung hatten; die an dem Arbeitslohn von gestern nicht so viel ersparen konnten, um den andern Tag feiern zu können; welchen Werth sollten sie auf das Geschenk der also metaphysisch aufgefaßten und als ein Recht bezeichneten Freiheit legen"?

„Was kümmerte sie das Recht, zu schreiben und zu sprechen, sie, die dazu weder Geschick noch Muße hatten? Was kümmerte sie das Recht, unbeirrt von den Plackereien der öffentlichen Behörden zu le-

den; sie, welche durch ihre Verborgenheit und ihr Elend selbst davor geschützt waren“.

„Was kümmerte sie das Recht, Atheisten zu seyn; sie, denen es, um nicht ihr Daseyn zu verfluchen, ein Bedürfniß war, an Gott zu glauben? Was kümmerte sie das Recht, emporzusteigen und ihr Glück zu machen; sie, denen die nöthigen Instrumente abgingen, um sich zu bereichern“.

„Die politische Freiheit, die Gewissensfreiheit, die Gewerbsfreiheit, alle diese für den Bürgerstand so einträglichen Eroberungen, waren also für sie nur ein eingebildeter Gewinn, eine Fopperei, da sie, zwar wohl das Recht, aber nicht die Macht hatten, sie zu benützen“.

„Die Freiheit besteht nicht im Recht, sondern in der Macht des Menschen, seine Kräfte und Fähigkeiten unter der Herrschaft der Gerechtigkeit und unter dem Schutze der Gesetze zu gebrauchen“.

„Das haben die Gesetzgeber von 1789 mißkannt; das haben eben so ihre Nachfolger von 1830 verkannt; und darum ist die Bedrückung, obwohl aus dem politischen Wörterbuche gestrichen, doch in den innersten Tiefen der gesellschaftlichen Ordnung geblieben. Braucht man dafür Belege? Sie sind leider nur allzuhäufig“.

„Hat der Arme in der That die Freiheit, seinen Verstand zu bilden durch Unterricht, und sein Herz durch Erziehung? Nein, denn als Kind ist er für seinen Vater nur ein Zuwachs zum Taglohn, und seine Familie, statt ihn in die Schule zu schicken, um zu lernen, sendet ihn aus lauter Elend in die Werkstätte, wo man ihn bezahlt, während man ihn durch zu frühzeitige und übermäßige Arbeit erschöpft, und die Quellen der Jugend, der Gesundheit, der Einsicht und des Lebens in ihm versiegen macht. Die Freiheit der Verträge besteht sie in der That für den Armen? Nein; denn zwischen dem Armen, der verhungern muß, wenn man seine Dienste nicht annimmt, und dem Reichen, der nur einen Gewinn verschiebt, wenn man sich nicht seinen Bedingungen fügt, ist der Kampf nur scheinbar, in der Wahrheit aber besteht die Tyrannei. Wenn die Zahl der Taglöhner, welche die Verwendung ihrer Kräfte suchen, das Bedürfniß der Production übersteigt, so muß eben der Söldling Leib und Seele um einen Spottpreis hingeben: er muß die Scala des Abschlags herabsteigen, bis zu dem furchtbaren Punkte, unter welchem er nicht mehr erklecklich leben könnte. Waren sie frei, jene bleichen Arbeiter, die einst von den Hö-

hen der Croix rousse nach Lyon herabsteigend, eine schwarze Fahne wehen ließen mit der entsetzlichen, aber erhabenen Aufschrift: Durch Arbeit leben, oder im Kampfe sterben?

„Gibt es in der That für den Armen eine Freiheit der Presse? Nein; denn der Gesetzgeber hat absichtlich durch die Unerschwinglichkeit der Cautionen und die ungerechte Stempelauflage die Macht der Presse lediglich in den Händen der Reichen concentrirt....

„Der Arme, in welchem Gott die Keime des Genies niedergelegt, hat er in der That die Freiheit, sie zu befruchten? Nein; denn ist er gebildet, aber ohne Namen, so bleibt ihm nichts übrig, als der Knecht fremder Speculationen zu werden; und ist er als Taglöhner geboren, so ist sein Loos, zu leben und zu sterben im Dienste irgend einer Maschine“.

„Hat im Allgemeinen der Arme in der That die Freiheit, reich zu werden durch Arbeit, durch Beharrlichkeit und eine gute Aufführung? Nein; denn in dem abscheulichen, in dem grausamen Aufstrichhandel, den man die freie Concurrenz nennt, hängt der Arme nicht von seiner Klugheit ab, er gehört sich nicht selber an, er gehört dem Zufall an. Ein Bankrott in der Ferne, eine neue Anwendung der Wissenschaft auf das Gewerbe, die Erfindung einer Maschine, was braucht es mehr, um ihm die Arme abzuschlagen, um ihn keuchend und darbend in die bittere Wahl zwischen Aufruhr oder Almosen zu stürzen? Der Arme soll reich werden! Wer weiß denn nicht, daß heut zu Tage nur die Geld erwerben, die schon welches besitzen? Ein Mensch widmet sich einem Gewerbe, zu dem er eben kaum mehr als seine Einsicht und seine Thätigkeit mitbringt; gleich kommt ein Speculant und setzt sich in Concurrenz mit einer Million Capital. Wie soll der Unglückliche der Gefahr entrinnen, unter dem Rade des triumphirenden Speculanten zermalmet zu werden? Hat nicht die Gewerbefreiheit dem Capital eine Allgewalt verschafft, vor der Alles weichen oder zerstieben muß? Ist nicht in diesem entsetzlichen, barbarischen allgemeinen Kriege aller individuellen Anstrengungen der Sieg im Voraus der Stärke, d. h. dem Gelde gewiß“?

„Genießt der Arme die Freiheit, sich Beschützer und Fürsprecher zu wählen“?.....

„Es ist also klar: heute, wie im Jahre 1789, wie im Jahre 1830, ist die große Frage immer die, die Proletarier der That nach frei zu machen dadurch, daß man anstatt der Concurrenz die Association, anstatt des Gehen-Lassens eine erhabene Schutzanstalt, anstatt der Commandite des Privatcredits die des Staatscredits einführt. Die Wiederherstel-

lung des Autoritätsprincips ist es also, wonach die wahren Democraten vorzugsweise trachten müssen, oder, mit andern Worten, sie haben nicht so fast darauf zu sehen, für die bestehenden Freiheiten Gewährschaften zu finden, als das Volk dahin zu bringen, daß es von denselben Gebrauch mache".

„Und nun, haben die Gesetzgeber der bourgeoisie in diesem Sinne die zu lösende Aufgabe gefaßt? Daß das Regiment der Gesellschaft der *bourgeoisie* gebührte, darüber kann kein Zweifel seyn: sie hatte das Recht dazu durch die Ueberlegenheit ihrer Einsichten. Aber regieren heißt, sich aufopfern. Indem aber die *bourgeoisie* das Princip der Freiheit verkündete, das sie allein zu benützen im Stande war, hat sie nur ein Werk der Selbstsucht vollbracht".

„Allein jede schlechte That bringt, dem Himmel sey Dank, ihre eigene Strafe von selbst mit sich. Gott hat nicht erlaubt, daß in der Bosheit Vernunft sey".

„Die Selbstsucht ist nicht bloß die Sache einer niedrigen Seele; sie ist auch die Sache eines beschränkten Geistes, und die Unterdrückung ist eine Dummheit. Sobald die bourgeoisie die Vormundschaft über das Volk, die ihr anvertraut war, aufgab, war es ganz natürlich, daß das Volk ihr Angst machte, und daß sie es als Feind betrachtete, weil sie es nicht zum Schützling hatte. Daher diese ungeheuere Furcht vor dem morgigen Tag, dieses Beben vor dem Unverhofften, dieses Mißtrauen gegen jede Bewegung und alle diese schmutzigen Aengstlichkeiten, welche heutzutag in Frankreich das Charakteristische der bourgeoisie ausmachen"....

Wir brechen hier ab in der Uebersetzung aus dem Sendschreiben des L. B., weil das, was zunächst folgt, obwohl in seiner Art nicht minder lehrreich, doch zu unserm unmittelbaren Zwecke minder wesentlich ist. Er hebt darin hervor, daß das Königthum, als das Symbol der erblichen Uebertragbarkeit der höchsten und wichtigsten Verrichtungen in der Gesellschaft, eine Anomalie, eine Inconsequenz sey in dem System der bourgeoisie, welche dieses Princip verworfen habe, als sie die Feudalprivilegien vernichtet, selbst die erbliche Pairie abgeschafft und erklärt habe, daß das Verdienst den Vorzug haben solle vor der Geburt. Er versichert, beide Principien könnten nicht neben einander bestehen.

Wenn man glaube, daß in England etwas dergleichen vorhanden sey; wenn man behaupte, daß es in England dreierlei Gewalten gebe,

wovon die eine der König, die andere das Haus der Lords und die dritte das Haus der Gemeinen sey, so sey dieß ein gewaltiger Irrthum; denn diese sogenannten drei Gewalten seyen in der That nichts als dreierlei Aeußerungen einer und derselben Gewalt, nämlich der Aristocratie. In Frankreich aber sey in der That das eine Princip, das Königthum nämlich, auf dem Punkte, das andere völlig zu verdrängen und zu absorbiren. Zu dem Ende würden einerseits alle möglichen Kunstgriffe angewendet, um die herrschende Bürgerklasse durch die Sucht nach Gewinn von der Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten abzulenken und in der öffentlichen Meinung zu verderben; andererseits würden, mit Beseitigung der Bürgermiliz, die furchtbarsten Heereskräfte in Bereitschaft gesetzt, um sie nöthigen Falls durch die Gewalt der Waffen zu bändigen und zu erdrücken. Also möge die bourgeoisie sich vorsehen. Sie möge sich erheben gegen die Stationirung der Truppen im Innern des Reiches, statt an der Gränze; sie möge sich erheben gegen die Befestigung von Paris, und möge sich ernstlich annehmen der Interessen des Volkes, damit nicht mit ihrer politischen Macht zugleich auch ihre gesellschaftliche Stellung verloren gehe.

Was L. B. in dieser letzteren Beziehung am Schluße seines Sendschreibens sagt, ist zu lebendig und wahr, als daß wir uns versagen könnten, es hier zu übertragen.

„Die bourgeoisie mache sich zur Schutzherrin (tutrice) des Volkes; es ist ihre Pflicht, und ich habe mich bemüht, zu zeigen, daß es auch ihr Interesse ist. Denn am Ende kann man doch der bourgeoisie nicht absprechen, daß sie der Sache der Civilisation außerordentlich große Dienste geleistet hat, und ihre Interessen sind uns nicht minder theuer, als die des Volkes.......... Wer hat denn ein Interesse bei der Erhaltung der gesellschaftlichen Einrichtung, wie man sie uns gegeben hat“?

„Niemand, niemand, der Reiche so wenig, wie der Arme, der Herr so wenig, wie der Arbeiter. Ich für meinen Theil überzeuge mich gern, daß die Leiden, welche eine unvollkommene Civilisation erzeugt, sich unter verschiedenen Formen über die ganze Gesellschaft ausbreiten. Denkt euch in das Daseyn dieses Reichen; es ist voller Bitterkeit“.

„Wie so? Hat er nicht Gesundheit, Jugend, Weiber, Schmeichler? Glaubt er nicht wenigstens, er habe Freunde?. Aber er ist am Ende mit allen Genüssen, das ist sein Elend; er hat die Begierde erschöpft,

das ist sein Uebel. Das Unvermögen in der Uebersättigung, das ist die Armuth der Reichen; die Armuth ohne die Hoffnung".

„Unter denen, die wir glücklich nennen, wie viele gibt es nicht, die sich duelliren, nur um eine Gemüthsbewegung zu haben? Wie viele, die den Strapatzen und Gefahren der Jagd bloß trotzen, um den Qualen ihrer Ruhe zu entrinnen? Wie viele, die in kränklicher Empfindsamkeit langsam an verborgenen Wunden dahinsterben, mitten in einem scheinbaren Glück, tief unter dem Maaße des allgemeinen Leidens! Neben denen, die das Daseyn zurückstoßen, wie eine bittere Frucht, sehet die, welche es wegwerfen, wie eine ausgepreßte Orange. Welche sociale Unordnung offenbart sich nicht in dieser ungeheuren moralischen Unordnung! Und welche furchtbare Lehre liegt nicht für den Egoismus, für den Hochmuth und alle Arten der Tyrannei in dieser Ungleichheit der Genußmittel, die alle auf ein gleiches Leiden und Elend hinauslaufen"!

„Und dann auf jeden Armen, den der Hunger bleich macht, kommt ein Reicher, der vor Furcht erbleicht. — „„Ich weiß nicht"", sagt Miß Wardour zu dem Bettler, der sie gerettet hat, „„was mein Vater für unseren Retter zu thun gedenkt, aber gewiß wird er euch für euer Lebtage vor der Noth bewahren. Nehmet unterdessen diese Kleinigkeit. — Damit ich etwa"" erwidert der Bettler, „„jede Nacht, wenn ich von einem Dorf zum andern gehe, beraubt und angegriffen werde, oder damit ich, was nicht viel besser ist, stets in der Sorge sey, es zu werden! Und wenn man mich eine Banknote auswechseln sähe, wer wäre nachher so thöricht, mir ein Almosen zu geben""?

„Wunderbarer Dialog! Walter Scott ist hier nicht mehr bloß Dichter, er ist Philosoph, er ist Publicist. Zwischen dem Blinden, der in dem Kästchen am Halse seines Hundes ein Geldstück klingen hört, und dem Könige, der jammert über die seinem Sohne versagte Dotation, welcher ist wohl der Glücklichere"?

„Was aber wahr ist im Bereiche der philosophischen Ideen, ist es minder wahr im Bereiche der politischen? Für die Gesellschaft gibt es, Gott Lob, weder theilweisen Fortschritt, noch theilweisen Verfall. Die ganze Gesellschaft erhebt sich, oder die ganze Gesellschaft sinkt. Werden die Gesetze der Gerechtigkeit besser begriffen, so gereicht es allen Classen zum Vortheil. Verdunkeln sich die Begriffe des Rechtes, so leiden alle Classen darunter. Eine Nation, bei der eine Classe bedrückt ist, gleicht einem Menschen mit einer Wunde am Beine: das kranke Bein verwehrt auch dem gesunden alle Bewegung. Wie paradox darum auch der Satz klingen mag, so ist er doch wahr: Bedrücker und Be-

drückte; beide gewinnen gleichmäßig dabei, wenn die Bedrückung zerstört wird; beide verlieren gleichmäßig dabei, wenn sie erhalten wird".

Ja es ist sehr wahr, und vor Allem für diejenigen, welche das Edelste und Beste im Menschen und in der menschlichen Gesellschaft bedrücken, das Gewissen nämlich, die Religion und die Kirche. Denn hier allein liegt das Heilmittel für alle die Leiden, die Louis Blanc mit so beredten Worten schildert, und die so schwer auf allen Theilen der menschlichen Gesellschaft lasten.

Was beklagt Louis Blanc? Den Mißbrauch der Freiheit in der Benützung des Eigenthums. Und was schlägt er dagegen für Mittel vor? Die Abschaffung des Eigenthums und die Vernichtung der Freiheit. Denn das ist der Gedanke der Communisten-Schulen, der im Hintergrunde steckt, und den die Worte: „Association statt Concurrenz, Schutzanstalt statt Gehenlassen, Staatscommandite statt Privatcredit", nur schwach verschleiern. Man bemerke wohl, daß Louis Blanc damit auf eine Umgestaltung des Staates hinweiset; daß er den Staat in eine Schutzanstalt für den Proletarier gegen die Uebermacht der Reichen verwandelt, und durch die höchste Gewalt die Association an die Stelle der freien Concurrenz gesetzt wissen will. Das heißt aber nichts anderes, als daß an der Spitze der Gesellschaft eine Gewalt stehen sollte, welche über Capital und Arbeit der Mitglieder und über die Früchte beider, nach dem Gesetze der Gleichheit, in der Art verfügte, daß die Einen keinen Ueberfluß, die Andern keinen Mangel hätten. Und um die bourgeoisie für diesen Plan zu gewinnen, schildert er ihr den Ueberfluß als die Ursache aller ihrer bittersten Leiden, deren sie sich je eher, je lieber entledigen sollte, und stellt ihr in Aussicht, daß sie ja doch, vermöge ihrer höhern Einsicht, das Regiment der Gesellschaft führen und in der Ruhe, Sicherheit und Freudigkeit des Daseyns, die sie damit erlangte, reichen Ersatz für die Opfer finden würde, die er jetzt von ihr begehrt. Das ist der langen Rede kurzer Sinn.

Das Recept ist verkehrt; aber die Diagnose ist richtig. Und sie paßt nicht bloß auf die bourgeoisie des heutigen Frankreichs, sondern auf Alle, welche, im Besitze der Macht und des Einflusses, die Pflichten nicht achten, die sich an diesen Besitz knüpfen, und damit nicht nur das Unglück Anderer verschulden, sondern auch ihr eigenes Glück verscherzen, ihre Macht unterwühlen und sich unter den Trümmern der gesellschaftlichen Ordnung ein trauriges Grab bereiten. Man denke sich an die Stelle des Louis Blanc einen Priester, und lege ihm, statt

des absurden Planes einer die Rolle der göttlichen Vorsehung spielenden, allgemeinen Staats-Obervormundschaft die Aufforderung zu freiwilligen Opfern und zur gewissenhaften Benützung und Anwendung der von Gott den Reichen und Mächtigen der Erde anvertrauten Mittel für die Beförderung seiner Ehre und des Heils ihrer Mitmenschen in den Mund, so kann man sich nichts Wahreres und Ergreifenderes denken. Zugleich aber kann man sich auch keine schlagendere Verdammung der revolutionären Grundsätze wünschen, als diese Standrede eines der ersten Vormänner der modernen Demokratie.

Er wirft der bourgeoisie vor, daß sie ihre Pflicht gegen das Volk verabsäumt habe. Er fordert sie auf, diese Pflicht zu erfüllen, sich zur Schutzherrin des Volks zu machen. Und der Grund dafür ist? die Ueberlegenheit, die sie durch Einsicht und Vermögen besitzt.

An die Ueberlegenheit der Einsichten und des Vermögens sind also Pflichten und ein gesellschaftlicher Beruf geknüpft! Wenn dem so ist, so lastet allerdings ein schwerer Vorwurf auf der herrschenden Classe der Geldreichen, welche von dem Uebergewichte, das ihr Verhältniß zur heutigen Volks- und Staatswirthschaft ihnen gewährt und sichert, nur die Vortheile, aber keinerlei Lasten übernehmen wollen. Und es ist unstreitig die erste und wesentlichste Aufgabe der modernen Politik, sie aus der parasitischen Stellung, die sie einnehmen, heraus- und in das lebendige, organische Wechselverhältniß von Vortheil und Pflichten einzuführen, worauf alles gesellschaftliche Leben, und Recht und Gerechtigkeit in demselben beruht. Aber es ist dann auch eine ebenso unabweisbare Forderung der allergemeinsten Logik und Consequenz, daß man gesellschaftlichen Einfluß und politische Geltung nicht bloß dem Geldreichthum zugestehe, sondern ebenso dem Grundeigenthum, der geistigen Bildung, der hausväterlichen Gewalt und allen in der Gesellschaft wirkenden, selbstständigen Kräften, einer jeden an ihrem Orte. Wie man auch gegen die hieraus sich entwickelnde hierarchische Gliederung der Gesellschaft sich sträuben und feindselig ankämpfen möge; nach Wegräumung aller Unterschiede bleibt doch der des Vermögens. Er bleibt als das erste Resultat und als das letzte Bollwerk der individuellen Freiheit, unzerstörbar wie diese. Gerade daß man ihn allein gelten läßt, macht ihn aber so drückend und furchtbar. Denkt man indessen auch ihn hinweg, so steht eben der geistigen Ueberlegenheit doch noch gegenüber die rohe Gewalt, und wenn erstere die letztere zu meistern vermag, so ist ihr Regiment um so drückender und zerstörender, falls nicht die Meister im Reiche der Geister, von Wahrheit und Liebe ge-

trieben, den Beruf und die Pflicht anerkennen, die Gabe, die ihnen zu Theil geworden, nicht bloß für eigenen Genuß und Vortheil, sondern zur Unterstützung Anderer, zum Heile und Vortheile der minder Begabten und Schwächeren zu gebrauchen. Davon also hängt Alles ab. Was von einer Kraft und Gabe gilt, das gilt von allen, und nur ihr einträchtiges Zusammenwirken kann einen wahrhaft befriedigenden Gesellschaftszustand herbeiführen.

Vergebens trägt man sich aber mit Planen, die Reicheren und Stärkeren zu zwingen, daß sie ihrem natürlichen Berufe sich fügen. Nur augenblickliche Aufregung oder vielmehr stete Unsicherheit, damit aber immer steigendes Elend und immer härtere Bedrückung des schwächeren Theiles kann der Erfolg solcher Bestrebungen seyn. Je wilder die Stürme des Radicalismus einherbrausen, desto fester werden die aufgestachelten egoistischen Triebe der Stärkern in den Mantel der Gewalt und des unerbittlichen Rechtes sich hüllen. Nur der milde, wärmende Strahl der Religion kann sie vermögen, ihn abzulegen.

Man lasse also die Religion wenigstens frei gewähren, und setze nicht dem Einfluß, den sie naturgemäß übt, künstliche und gewaltsame Hindernisse in den Weg.

Das Volk der Armen und Schwachen kann nur durch sie Schutz finden gegen den natürlichen Egoismus der Mächtigen und Reichen. Mit dem Einfluß, den sie auf letztere übt, steigt und fällt seine Freiheit und Wohlfahrt. Die Reichen und Mächtigen können nur durch sie Schutz finden gegen den Neid und Haß, gegen die Auflehnung und Rache des Volkes. Mit dem Einfluße, den sie auf dieses übt, steigt und fällt ihre Sicherheit und ihr Ansehen.

Vergebens bilden die Reichen und Mächtigen der Erde sich ein, der Religion nur als eines Kappzaumes gegen das arme Volk sich bedienen zu können, damit es in das unabänderliche Geschick seiner Dürftigkeit und Abhängigkeit sich willig füge, während sie nur ihrem eigenen Willen folgen, d. h. ihren unersättlichen Gelüsten fröhnen. Auf dieses heuchlerische System sich selbst heiligender Gewaltthat hat Gott den Fluch der Revolution gelegt, und wen die Erfahrung unserer Tage nicht belehrt hätte, dem bewiese die beredte Sprache eines Louis Blanc und so vieler seiner Genossen, daß man der Logik des Volksgeistes nicht willkührlich Schranken setzt.

Aber auch mit der Rückkehr zur Religiösität, oder vielmehr mit dem Streben darnach ist nichts gedient, wenn und so lange nicht der Kirche wieder ihre Anerkennung und Geltung zu Theil wird. Daß

das Volk vergebens auf die sogenannte Religiösität seiner Herrn sich verlassen und vertrösten würde, so lange diese selbst ihre eigenen Richter in Sachen des Gewissens sind, und das natürliche, öffentliche Organ des Gewissens, die Kirche, als Staatsanstalt in ihrer Gewalt und Botmäßigkeit steht, das ist endlich einem Jeden klar, und daher kommt es wohl, daß gegenwärtig selbst unter den Protestanten auf die Emancipation der Kirche vom Staate von allen Seiten so eifrig gedrungen wird.

Daß die Herrn der Erde ihrerseits auf das Ansehen der Kirche sich vergebens zu stützen hoffen, während sie diesem Ansehen keine andere Stütze gönnen wollen, als eben ihre eigene weltliche Macht, das ist, wegen des Circulus vitiosus, der darin liegt, wohl unschwer einem Jeden deutlich zu machen, der überhaupt nur drei Sätze im logischen Zusammenhange zu fassen im Stande ist. Aber damit ist's noch nicht genug; auch das muß noch erkannt werden, daß selbst die Achtung vor dem Eigenthum und jedem sich daraus entwickelnden Rechte auf die Dauer und gegen die Logik der einmal aufgeregten Leidenschaften nicht bestehen kann, außer durch die Anerkenntniß eines persönlichen Gottes und einer von diesem gestifteten Kirche.

Ist die Weltordnung nur das Ergebniß eines blinden Processes, dessen Spitze der Mensch mit seinem Selbstbewußtseyn bildet, so ist auch das Verhältniß des Menschen zur Sache kein anderes, als was er selbst aus seiner Willkühr, nach seinem Gutbefinden bestimmt hat. Im gesellschaftlichen Leben hängt es dann lediglich ab von dem Verhältnisse der Menschen unter einander, und da ist nicht abzusehen, warum bei fortschreitender Ausbreitung und Steigerung des Selbstbewußtseyns in den Massen nicht eben so das ausschließliche Verfügungsrecht eines Menschen über eine Sache aufhören sollte, wie früher schon das gleiche Verfügungsrecht eines Menschen über den anderen aufgehört hat; mit andern Worten, warum nicht das Eigenthum eben so endlich vor der Aufklärung weichen sollte, wie die Sclaverei. Im Gegentheile, der Schluß von einem Verhältnisse auf das andere stellt sich als ein ganz natürlicher, ja nothwendiger dar; und wenn nur die Herrschaft des Geistes über die Materie der Inhalt des im Menschen sich realisirenden Weltgesetzes ist, so muß auch unter geistig gleich Entwickelten ein gleiches Recht der Herrschaft anerkannt werden. Jeder ist also auch darnach zu ringen befugt; und Jedem gehört, was er hat, nur so lange er es zu behaupten vermag. List und Gewalt tritt also an die Stelle der rechtlichen Ordnung; außer es wären die Menschen so einfältig, sich

durch Verträge gebunden zu achten, denen keine andere Wahrheit inne- wohnte, als ihre eigene Ansicht von dem Vortheile, sie zu schließen. Diese müßte doch wohl, zumal nach der Theorie vom Fortschritte, alle Kraft verlieren vor der späteren gründlicheren Ueberzeugung von dem Vortheil, sie zu brechen.

Also kann nur auf der Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen, der einem Menschen den Besitz und die Herrschaft einer Sache gegeben, oder gestattet hat, nur auf der Ehrfurcht vor Dem, ohne dessen Wissen und Willen nicht ein Haar von des Menschen Haupte fällt, die Achtung und Anerkennung des Eigenthums unter den Menschen bestehen. Die Geschichte beweist es so gut, als die Erfahrung unserer Tage. Alle alten Völker haben gleich den Juden, das Land, das sie bewohnten, als von der Gottheit ihnen angewiesen betrachtet, und unter deren Lei- tung und Genehmigung den Besitz und Genuß desselben unter sich ver- theilt*). Darum war ihnen das Eigenthum heilig. Und wenn das Christenthum diese sonderthümliche Grundlage der alten Staaten und ihres Rechtes zertrümmert hat, so geschah es nur, weil, nachdem das Wort Fleisch geworden und allen Menschen, die eines guten Willens sind, Frieden verkündet hatte, auch Allen der gleiche Schutz des göttli- chen Willens zur Seite stand in dem Besitz- und Freiheitsstande, in wel- chem der Ruf zum ewigen Leben sie traf, und der den Ausgangspunkt ihrer freien Wanderung zur heiligen Malstatt des göttlichen Gerichtes bilden mußte**).

Es war ein freies Geleit, einem Jeden von der Kirche ausgestellt, das nur durch die Verletzung der unerläßlichen Bedingungen dieser äu- ßeren, irdischen Gemeinschaft verwirkt werden konnte. So war der Be- sitz geheiligt und der Freiheit ihr Spielraum gesichert für Juden und Heiden, für Reiche und Arme, für Hohe und Niedere. Was Wunder, daß in dem Maaße, als das christliche Bewußtseyn schwand, auch das Eigenthum schwankte und der Rechtssinn sich trübte!

Wenn aber das Eigenthum nur geachtet und vollends an den Be- sitz desselben die Idee einer gesellschaftlichen Pflicht und Sendung nur geknüpft werden kann in Kraft des Glaubens an eine dabei waltende göttliche Vorsehung; wie kann man dann gleichzeitig annehmen, daß Gott in Bezug auf den Besitz der höheren geistigen Güter, der Wahr- heit und der Mittel zum ewigen Heile, uns dem blinden Zufalle oder

*) Sieh Hüllmann, das Staatsrecht des Alterthums.

**) Matth. XIII. 29, 30. Koloss. III. 11, 18 — 25.

unserm eigenen Wahne überlassen; wie kann man glauben, daß er für eine ordentliche Verbindung der Menschen unter einander gesorgt, für deren Verbindung mit ihm aber keine Anstalt getroffen habe? Das heißt zu gleicher Zeit ihm die höchste, allumfassendste Liebe und Weisheit auf der einen, und die unbegreiflichste, grausamste Thorheit und Gleichgültigkeit auf der andern Seite zuschreiben. Die eine Annahme hebt die andere auf; und wer nicht an eine Kirche glaubt; der kann nur aus Gedankenlosigkeit noch Glauben an eine Vorsehung hegen. Wer aber an diese nicht glaubt, für den ist auch nichts heilig, und für den gibt es keine andere Schranke, als die seiner Kraft, keinen anderen Zügel, als den der Furcht. Diesen sucht denn auch Louis Blanc bei der bourgeoisie anzuwenden: aber offenbar vergeblich; denn wenn er sie im Interesse ihrer Selbsterhaltung auffordert, sich zur Schutzherrin des Volkes zu machen, so setzt dieses auf Seite des Volkes eine Dankbarkeit für die Leistungen der bourgeoisie voraus, die nur aus der Anerkennung ihrer Freiheit, d. h. ihres Rechtes entspringen könnte.

Da diese nur im religiösen Glauben wurzelt, der ohne Kirche nicht besteht, ja ohne sie eine wahre Thorheit ist; so stellt sich als das klare, unabweisbare Ergebniß der ganzen Erörterung die ergreifende Einsicht heraus, daß das furchtbare Zerwürfniß der Menschheit in sich selber, welches in unseren Tagen bis zu den letzten Grundlagen der Gesellschaft im Eigenthum und in der persönlichen Freiheit vorgedrungen, nichts als die nothwendige Folge des allgemeinen Abfalls von der Kirche — daß außer der Kirche kein Heil ist — selbst für das äußere, irdische, materielle Leben. Deßwegen erblicken wir in dem von Louis Blanc der bourgeoisie gemachten Vorhalt über ihre gesellschaftlichen Pflichten ein kostbares Zeugniß für das göttliche Recht; nicht als verwechselten wir die Religion mit dem Rechte, und als wollten wir jene, wie dieses zu einem Gegenstande des Zwanges und der Gewalt machen; sondern weil vielmehr umgekehrt daraus sich ergibt, wie dem Zwange das Recht entschwindet, sobald aus dem Rechte der Glauben gewichen ist, so daß die Kirche, welche den Glauben bewahrt, zugleich auch als die einzige Schutzwehr der Freiheit, weil als die wahre Trägerin alles Rechtes unter den christlichen Völkern sich darstellt.

Aber noch eine andere Ueberzeugung entwickelt sich für uns aus der ernsten Betrachtung der von Louis Blanc in ihrer ganzen Blöße und Schroffheit geschilderten Zustände: die nämlich, daß es heutzutage nicht mehr gut wäre, wenn in den Ländern weit vorgeschrittener Cul-

tur die Kirche selbst noch zu den Reichen und Mächtigen der Erde gehörte; denn sie wäre dann selber Parthei im Streite, und würde einen schlimmen Tausch treffen, wenn sie statt der geistigen Gewalt, womit sie über Regierenden und Regierten steht, auf die irdischen Beherrschungsmittel ihr Vertrauen setzte, um deren willen die Einen sie beneiden, die Andern ihr mißtrauen, beide Theile sie hassen würden. Wünschen wir daher für die Kirche in Frankreich etwas, so ist es die Freiheit und Selbstständigkeit des gemeinen, für Alle geltenden Privatrechtes; an Gewalt im Staate aber nichts, als den Einfluß, welchen der Vertreter der Wahrheit zuletzt immer durch die Macht der öffentlichen Meinung auf die öffentlichen Angelegenheiten ausüben muß und ausüben wird.

XXII.

Aus einer Lobrede auf Peter des Großen.

Vor etwas mehr als hundert Jahren ist in Deutschland ein in vieler Beziehung merkwürdiges Buch erschienen, betitelt: „Das veränderte Rußland, in welchem die jetzige Verfassung des geist = und weltlichen Regiments, der Kriegsstaat zu Lande und zu Wasser, der wahre Zustand der russischen Finanzen, die geöffneten Bergwerke, die eingeführten Akademien, Künste, Manufacturen, ergangene Verordnungen, Geschäfte mit denen asiatischer Nachbarn und Vasallen nebst der allerneuesten Nachricht von diesen Völkern; ingleichen die Begebenheiten des Czarewitzen und was sich sonst Merkwürdiges in Rußland zugetragen, nebst verschiedenen bisher unbekannten Nachrichten vorgestellt werden. Frankfurt und Leipzig, bei Nicolai Försters und Sohnes seel. Erben". Die „Neue verbesserte Auflage" trägt das Datum 1738. Das Buch, drei Theile in einem dicken Quartanten, enthält eine weitläufige, nach Weise damaliger Zeiten mit manchen Detailstücken, auch

Episoden variirte und unterhaltend gemachte, mit vielen Kupferstichen illustrirte Regierungsgeschichte Peters des Großen. Der ungenannte Verfasser beruft sich in der Vorrede auf genaue und gründliche, durch zweimaligen Besuch und im ganzen eilfjährigen Aufenthalt erworbene Kenntniß des Landes; er nimmt, wie es scheint, mit Grunde, das Verdienst für sich in Anspruch, der Erste zu seyn, der die „neubegierige" europäische Welt von den großen Metamorphosen in Rußland in genugthuende Kenntniß setze, denn eine frühere Biographie des Czaren, und eine Schrift über die russischen Sachen vom Capitain Perry hätten nur unvollkommene Nachrichten verbreitet *). Aus diesen Ursachen habe er auch „die zum Bücherschreiben hegende Abneigung" auf „Begehren hoher Gönner und Freunde" überwunden, und sein Licht den Lesern leuchten lassen. — Der Autor ist ein großer Lobredner seines Helden. Bei der Naivetät und Treuherzigkeit aber, die vor einem Säculo noch in der Welt, in der deutschen besonders, zu begegnen war, bleibt das Buch dennoch für den Leser durchsichtig, und er mag unverwehrt selber urtheilen. Es müßte eine interessante Aufgabe seyn, das Buch mit den neuesten Aufklärungen über Rußland, etwa mit jenen des Grafen Custine, zusammen zu halten, und in vergleichender Anschauung beider Zustände schrittweise zu brauchen. Wir geben dem Leser hier nur ein paar bezeichnende Züge, die Stellung der russischen Kirche zu ihrem Gebieter betreffend, wie sie von dem Czarismus verstanden, und von dem Popenthum anerkannt wurde, und zwar aus dem Munde dieses letztern.

Am 29. Juni 1725, als am Gedächtnißtage des Namensfestes Peters des Großen, welcher am 28. Jäner desselben Jahres Todes verfahren war, hielt der Erzbischof von Pleskow und Narwa, auch Vicepräsident des heiligen Synods, Theophanes, nach den Worten unsers Autors, „eine solenne

*) Das wichtige Diarium des österreichischen Bothschaftssecretärs Korb hatten die Russen secretirt. S. oben Bd. 2. S. 397.

und wohlgefaßte Lob- und Gedächtnißrede" auf den Helden jenes Buches und Landes, die derselbe Autor auch „wegen ihres sehr beträchtlichen Inhalts" aus dem Russischen übersetzt und seinem Werke einverleibt hat. Im Laufe derselben läßt sich der erzbischöfliche Redner also vernehmen *).

„Wenn er (Peter) nur einzig und allein unsere Wohlfahrt durch die militärische und politische Verfassungen befördert hätte, so wäre er höchst preiswürdig. Wir sehen solches an den Römern, die ihren Romulum und Numam mit dem höchsten Ruhme verehren, weil der erste durch den Krieg, der andere durch den Frieden ihr Vaterland in Sicherheit gesetzt, gleich wie der König David mit den Waffen und Salomon mit seiner Weisheit Israels Heil und Wohlfart gegründet hat".

„Unser Petrus aber hat allein dieses und jenes zu Stande gebracht. Er allein ist unser David, Salomo, Romulus und Numa gewesen, gleich wie alle Nationen solches mit uns gestehen und bezeugen müssen, auch noch neulichst der polnische Ambassadeur in seiner vor dem kaiserlichen Throne gehaltenen Rede solches bekräftigt hat."

„Nunmehr wollen wir unserm Petrum auch als einen christlichen Monarchen betrachten, und uns belehren, was er in geistlichen und in denen das ewige Leben betreffenden Sachen gethan habe".

„Das Predigeramt ist nicht das höchste Amt. Gott hat die Oberaufsicht desselben denen weltlichen Regenten anvertraut".

„Diese sind nicht verbunden, in eigner Person Krieg zu führen, wo sie es nicht aus Noth oder Lust thun; jedoch müssen sie für die Ordnung und Anführung der Armen Sorge tragen. Die Handelschaft ist eben so wenig ein königliches Geschäft, aber eine königliche Sorge für derselben glücklichen

*) Wir folgen treu dem Wortausdrucke des deutschen Uebersetzers, und machen nur die Rechtschreibung dem Leser bequemer.

Fortgang. Gleiche Bewandtniß hat es mit den mechanischen Wissenschaften, mit der Oekonomie und Agricultur".

„Auf eben solche Weise nun ist es keine Pflicht der Könige und Regenten, daß sie selbsten die wahre Religion predigen, allein sie sind in ihrem Gewissen verpflichtet, dahin zu sorgen, daß die reine christliche Lehre vorgetragen, und das Regiment der Kirche gut geführt werden möge. Wir lesen aus dem Buche der Könige, daß einige derselben in Ansehung des Kirchenregiments gerühmet, und andere getadelt worden sind; gleich wie denn auch Eusebius dem Constantino Magno wegen der von ihm beobachteten so königlichen als geistlichen Pflicht das große Praedicatum eines Bischofes beigelegt hat. Fraget nun, geliebteste Zuhörer, ob unser Petrus denen frömmesten Israelitischen und Christlichen Königen es gleich, oder zuvor gethan habe"?

„Unbegreiflich scheint es zu seyn, daß er eine so große Sorgfalt auf die Kirche und Religion verwendet, da er mit Feldzügen, Kriegsoperationen, Erbauung der Schiffe und Vestungen und andern unzähligen Sachen ohnabläßig beschäftigt gewesen. Jedoch hat Gott auch hierin ihn zum Wunder der Welt gesetzet; denn die Aufrechthaltung und Verbesserung des Kirchenregiments lag ihm so sehr auf dem Herzen, daß er um ihrentwillen seine wichtigsten Geschäfte unterbrach, und dabei einen Eifer zeigte, den wir nicht mit Stillschweigen übergehen müssen".

„Die Blindheit und seelenverderbliche Thorheit der abtrünnigen Roskolniken, einer ketzerischen Secte, betrübte ihn. Er wußte, daß eine große Menge seiner Unterthanen durch ihre falsche Lehre in das ewige Verderbniß gestürzet würde. Deswegen wandte er aus väterlichem Erbarmen alle ersinnlichen Mittel an, um diese arme Leute aus der Finsterniß in das Licht zu führen. Er ließ zu ihrer Bekehrung schriftliche Predigten und Vermahnungen aufsetzen, und bemühete sich theils mit Gnadenversprechungen, theils mit Zwange, sie aus ihrem Verderben und Irrthum zu reißen; ließ sie auch deß-

wegen auf ein Concilium citiren. Diese löbliche Bemühung ist auch nicht fruchtlos gewesen, weilen wir in unsern Kirchenbüchern viel tausend Proselyten angeschrieben finden. Die Uebrigen aber, welche in ihrer Halsstarrigkeit sich nicht verantworten wollen oder können, haben an jenem Tage ein schweres Urtheil zu erwarten".

„Petrus bestrebte sich nicht weniger den verderblichen und thörichten Aberglauben auszurotten. Die unglückliche Leute, welche damit behaftet sind, leben in einer ihren Seelen höchst gefährlichen Sicherheit, weil sie von Gott abgeführt werden in einer Zeit, da sie meinen, sich ihm zu nähern; denn der Mensch erkennet und bekennet, daß er wegen aller andern begangenen Missethaten ein Sünder ist; aber den Aberglauben stehet er als eine Gott wohlgefällige Sache an, so daß er mitten in seinem Verderben sich der Seligkeit gewiß hält. Weil nun unser Monarch solches reiflich einsahe und beherzigte, so weckete er das russische Predigeramt von dem bisherigen Schlafe auf, damit vorgängig die Geistlichen allem abergläubischen Wesen entsagen, die Verehrung körperlicher Dinge kraft der Erlösung Christi abschaffen, die Anbetung der Bilder verbieten, und das Volk lehren möchten, Gott im Geiste und in der Wahrheit anzurufen, und seine Gebothe zu halten. Der Monarch zeigte uns das Unwesen, welches die Heuchelei anrichtet. Er bewies, daß diejenigen, welche sich solchem Laster ergeben, gottlose Leute sind, weil sie die Heiligkeit verkehren, ihren Bauch zum Gott machen, anbei das gemeine Volk zu ihrem ärgerlichen Wandel mit anreitzen, das helle Licht des Evangelii mit unaufhörlichem Grübeln verdunkeln, und die Menschen von der Liebe Gottes und des Nächsten abwendig machen".

„Gewiß, solche Geistliche sind als die ärgesten Feinde der Welt, der Kirche und des Vaterlandes anzusehen; deßwegen war Petrus beflissen, seine Unterthanen vor diesem süßen Gifte auf alle Art und Weise zu bewahren. Zu dem Ende hat er die falschen Wunder, die Trauer-Erscheinungen,

die Todes-Vorbothen, die teufelische Besessenheit gänzlich vertilget, die Erz-Betrüger, welche unter dem Scheine der Heiligkeit mit verworrenen Haaren, in zerlumpten Kleidern, ja in Ketten und Banden einhergingen, von den Frommen zu unterscheiden gewußt, sie gebührend bestrafet, folglich das dreimal verfluchte pharisäische Wesen tödtlich gehasset, und das Gegentheil, nämlich die Aufrichtigkeit des Herzens, zur Uebung gebracht. Wobei wir eines Exempels zu gedenken nicht umhin können. Als einstens in dem Synodo wegen Erwählung eines Candidaten zum bischöflichen Amte berathschlagt wurde, ließ er die weisheitsvollen Worte hören: Weil wir zu dieser Würde einen vollkommen geschickten Mann schwerlich finden werden, so muß derjenige, welcher ohne Falschheit und Heuchelei, treu und aufrichtig ist, angenehm seyn. Dieses waren gewiß sinnreiche Worte, denn ein wahrer, aufrichtiger Christ, der sich durch den Geist Gottes leiten lasset, bemühet sich ohne große Gelehrsamkeit zur geistlichen Wissenschaft zu gelangen".

„Es ist nun weltkundig, was Petrus hierin gethan, und wie er zu Erreichung eines so heilsamen Endzweckes alles was er gehöret, alles was ihm gerathen wurde, und was er aus eigener Vernunft nützlich und dienlich fand, hiezu angewendet hat".

„Hieher gehört auch die von ihm verfügte Einrichtung der Schulen, Verfertigung theologischer Bücher, Uebersetzung der alten Kirchenlehrer, und Verbesserung der übersetzten heiligen Schrift sowohl, als die zu einer ganz andern Gestalt gebrachten Klosterordnungen. Damit nun solches alles feste Wurzeln schlagen, und gute Früchte tragen möchte, so wurde die Jugend zur Lehre des wahren Glaubens und der heiligen zehn Gebote angehalten, auch in solcher Absicht ein eigener Synodus angeordnet".

Bis hieher unser Redner. —

Wir wissen nicht, ob nicht vielleicht im Verlaufe dieses Redestückes der Leser sich an ein Wort des erwähnten Gra-

sen Custine erinnert hat, welches dieser aus dem Munde eines hochgestellten russischen Fürsten und Staatsmannes vernommen zu haben versichert; daß nämlich in Rußland die Sprache nur noch ein Fallstrick sey, und darum jede Unterredung in diesem Lande der Ausdruck einer religiösen oder politischen Hypocrisie. So weit in der Ausbildung, wie anno 1840, konnte die russische Sprache im Jahre 1725 noch nicht gediehen seyn, denn ein Jahrhundert, ein virtuoses in Bildungen aller und dieser Art, liegt ohne Frage dazwischen; aber die Bildsamkeit in dieser Gattung, die beginnenden Erfolge einer unwidersprechlichen Anlage, scheinen in vorliegender Probe ohne besondere Penetration wahrgenommen werden zu können. Wie ununterrichtet wir uns den russischen Bischof immerhin vorstellen wollen oder sollen, — und wenn er derjenige selbst wäre, dessen Unwissenheit Peter mit den von ihm so sehr gerühmten Worten im Synod entschuldigt, und dergestalt zum Bischofthum befördert hat — so bliebe es dennoch nicht begreiflich, nicht vorauszusetzen und kaum denkbar, daß ein in den Grundlehren des Christenthums unterwiesener, durch die äußern Bedingungen seines Standes zu einiger Kenntnißnahme von der Bibel und den Kirchenschriftstellern nothwendig veranlaßter Christ so wenig im Besitze seines Glaubens sey, um mit aufrichtigem Ernst und innerlich unwidersprochener Zuversicht die dürren, schamlosen Worte zu predigen: daß das priesterliche Amt in Sachen des Heils und des Glaubens nicht das höchste sey, und daß es Gott der Oberaufsicht der weltlichen Regenten unterworfen habe. Mit wie wenig oder viel Aufrichtigkeit und Selbstzustimmung dieselben gesagt sind, kann uns übrigens gleichgültig seyn; wir nehmen Act von der Thatsache, daß sie dastehe, und zwar gleich zu Anfang des die Religion betreffenden Passus in der Rede, unumwunden, uneingeleitet, unbevorwortet; ein ursprünglicher Gedanke, eine aus Jupiters Haupt hervorspringende Minerva. Wie schnell und energisch ist der Gedanke des Russen, und wie viel Umwege und Mittelstufen hat hingegen der langsam denkende,

schwerfällige Deutsche durchmachen müssen, um bei demselben glücklichen und beruhigenden Resultate anzulangen! Da ging es, protestantischer Seits, erst über ein langes Gerede von evangelischer Freiheit oder hegelischen Musterstaatsthum hinweg, und katholischen Theils, über die Höcker und Abwege jansenistischer Streitmeinungen von Freiheit und Gnadenwahl, und andern nicht zur Sache gehörigen Dingen, so wie durch die langweiligen Gewinde febronianischer Kirchenrechtsweisheit, und sie wollen doch noch nicht, wenn auch lange Jahre tüchtig geschult, und in Compendien und Verordnungen belehrt, zu rechtem Begriffe und vollständigen Glaubenseinmüthigkeit rücksichtlich des Satzes gelangen, den das gesammte russische Volk, wie durch einen einzigen Knutenstreich urplötzlich belehrt und bis in alle Spitzen seiner Nerven überzeugt, mit unüberwindlicher Stirne seither zu bekennen keinen fernern Anstand nimmt. Vieles andere haben die Moskowiter von uns Europäern, durch denselben großen Peter, langsam und mühevoll gelernt; in diesem Einem Punkte haben sie uns rasch, in einem gewaltigen Sprung überhohlt, und die Unserigen lernen wieder von ihnen, schon ein Jahrhundert lang. So wäscht eine Hand die andere, und so geht die Wechselwirkung der Cultur über die Erde. Aber wie recht russisch diese Bestrebungen der Unserigen sind, das scheinen viele, Lehrer und Schüler bei uns, nicht immer mit der nöthigen und gerechten Anerkennung einzugestehen und selbst zu begreifen. Es ist nicht genug, daß man eine Lehre hat. Sie muß mit dem ganzen übrigen Denk- und Gefühlsprocesse, mit den gesammten inneren und äußeren Lebensbedingungen in Einklang und Zusammenwuchs gebracht seyn, wenn auf Ursprünglichkeit oder wenigstens auf vollendete Durchbildung der Erkenntniß Anspruch gemacht werden will. Die Metempsychose bekannten viele Völker. Nichts desto weniger ist sie wohl nirgends aus der ursprünglichen Vorstellungsweise von den Verhältnissen der göttlichen und menschlichen Dinge, von dem Bestande dieser Welt und dem Ziele der darin wandeln-

den Wesen so unmittelbar hervorgegangen, und mit den gesammten Einrichtungen und Uebungen des Lebens so in Zusammenhang gestellt, wie bei den Indiern. Eben diese Indier nehmen daher mit Recht die Priorität in dieser Lehre, und die Anerkennung der vollkommensten Durchschauung (nämlich als darin Befangene) und Durchbildung derselben für sich in Anspruch. Anderswo, und wäre es in Aegypten, steht jene Lehre mehr wie ein Angesetztes, einzeln Vorhandenes, weniger Begriffenes und gratis Behauptetes aus. Eben so ist die Lehre, die der russische Popenfürst, wie die Rede auf den Glauben kommt, geschwinde vor allen andern auszusprechen sich hastet, so spezifisch und wesentlich russisch, wie jene indisch, kann nur unter russischen Lebensbedingungen blühen und Frucht bringen, und wird, da den dabei Interessirten mit einem dürren Bekenntnisse derselben nicht gedient seyn kann, zur Erzielung der gedachten Blüthe und Früchte eben jene Bedingungen mit Naturnothwendigkeit herzuführen. Wir wollen nun allerdings nicht sagen, daß den Russen der große Wurf dieses Gedankens zuerst gelungen, und in so ferne hinkt unser obiges Gleichniß. Die Identificirung der geistlichen und weltlichen Gewalt, das heißt die Knechtung der erstern unter die letztere, ist in der Welt so alt, wie die Lüge und wie die Sünde; keine falsche Religion hat dieses unausweichliche Corollar jeder ersten Unwahrheit in Auffassung der göttlichen Dinge abzuhalten gewußt, und die heidnischen Gemeinwesen oder islamitischen Staatsconcentrationen beruhen ganz und allein auf demselben. So ist auch auf christlichem Boden, sobald man von der Integrität der göttlichen Wahrheit und der katholischen Einheit sich entfernte, ob man nun auf byzantinischen oder protestantischen Wegen gewandelt hat, immer das Ende der Bahn dahinaus gegangen, oder darauf gerichtet gewesen. Dennoch aber hat irgend ein bewahrendes Etwas, sey es die Nähe der Ueberlieferung, oder die katholische Nachbarschaft, oder die Wissenschaft, oder der germanische Freiheitssinn, die gänzliche Hinausführung und

allseitige Durchbildung des Gedankens, zum wenigsten bisher, gehindert und davor gerettet. In Rußland dagegen, dem spät zum Christenthum berufenen, zum Theile aus unreinem, byzantinischen Munde belehrten, nach Stammesart und erlebter Geschichte zur grenzenlosen Unterwürfigkeit geübten; ferne von Rom, ferne von den Einrichtungen und Entwickelungen der christlich organisirten Gesellschaft, in dem Lande ohne Wissenschaft, das eben so sehr und noch mehr, als die übrigen Slaven germanische, seinerseits mongolische Einwirkung erfahren hat — hier war der Boden breit und des Säemanns gewärtig, hier lagen die Elemente in einer nicht leicht wieder zu begegnenden Weise gegeben und verfügbar zu dem antichristlichen Bau einer Autokratenkirche, die mittelst einer einzigen, immerwährenden Simonie von unendlichen Dimensionen das Heilige den Zwecken der Herrschaft dieser Welt, im Eintausche für deren Güter zu beständigem Gebrauche stellt, nachdem sie selbst, von eben jener Gewalt, die geistlichen Aemter, so ihr die Schätze des Heiligthums in die Hand legen, um den Preis der Mancipation an dieselbe erhandelt oder erschlichen. Wie die krystallrechte Flüssigkeit bei dem leisesten Anstoße in die Formationen schießt, und in denselben erhärtet, so figurirte sich die russische Kirche, des Zusammenhanges mit dem Mittelpunkte des Lebens zu Rom Jahrhunderte lang entwöhnt und in innerlicher Schwäche aufgelöst, dem Dienste des Herrschers, wenn auch bis dahin nicht theoretisch zugesprochen, so doch praktisch hingegeben, — auf das Machtwort ihres ersten Cäsars zu dem Bau und Styl, die er ihr angemuthet, und lernte, jetzt auch nach Grundsatz und Lehrbegriff, im Widerspruch mit dem Geboth des Heilands, dem Kaiser Alles zu geben. Nur unter ganz gleichen Bedingungen könnte ein solches Experiment, so vollständig, an einem andern Ort, zum zweitenmal gelingen. Gelänge es auch nur zum Theile, so würde es, was es nicht an Voraussetzungen vorgefunden, an Wirkungen und Ergebnissen hinter sich herziehen. Wenn daher unter Deutschen, was wir nicht mit Ge-

wißheit behaupten wollen, Solche sich vorfänden, die da von jenem Bilde angezogen, den deutschen Nachahmungstrieb auch an diesen Lehren zu üben Lust oder Willen hätten, so ist es an ihnen, sich zu der Vorstellung aufzuklären und zu ermuthigen, daß sie damit Rußland, das ganze Rußland, nichts als Rußland über uns hereinzuführen, auf den geradesten und sichersten Wege sind.

Aus dem Satze stammen die Folgesätze, wie aus dem Baum die Zweige. Es verlohnt der Mühe, in Kürze zu bemerken, wie viel an solchen unser Redner, aus dem unerschöpflichen Thema, in seinen wenigen, aber viel aussprechenden und viel verbergenden Worten abgeleitet. Er dispensirt seine Souveraine von der Verpflichtung, ihren Völkern selbst zu predigen, und überwältigt die etwaigen Zweifel seiner Zuhörer durch den unwiderstehlichen Vergleich des heiligen Amtes mit der Handelschaft, der mechanischen Wissenschaften, der Oekonomie und Agrikultur, oder dem Kriegshandwerk, da sie ja auch nicht verbunden sind, in eigener Person Krieg zu führen, „wo sie es nicht aus Noth oder Lust thun". Da in den gebrauchten Ausdrücken sowohl als Gleichnissen eigentlich nur eine Indulgenz, eine Erlaubniß zur Erleichterung der Fürsten, nicht aber ein Verboth enthalten ist, so mögen sie, im Sinne des Autors, eben sowohl hingehen, und des Predigeramtes pflegen, „so sie es etwa aus Noth oder Lust thun". Den Beruf und die Fähigkeit dazu räumt ihnen der nächste Satz des Redners reichlich ein, da er sie in ihrem Gewissen verpflichtet, dahin zu sorgen, „daß die reine christliche Lehre vorgetragen und das Regiment der Kirche gut geführet werden möge". — Siehe da „die reine christliche Lehre!" — heilige Worte ohne Zweifel, die aber in Deutschland, ein dreiviertel Jahrhundert, entweiht und entkräftet, vom Pastorenmunde zu Pastorenmunde, aus dem Zeitungsblatte in das Zeitungsblatt gingen, als leicht anfaßliche, schimmernde, geduldige Formel, um jeden oder keinen Gedanken damit zu bedecken, und den flachen oder vagen Religionstrieb damit zu

bestechen! Also auch damit ist der langsame Deutsche zu spät gekommen, und hat dem schnell schreitenden russischen Geiste ohne Zweifel die Priorität lassen müssen!

O magna Carthago probrosis
Altior Italiae ruinis!

Diese „rein christliche Lehre“ also, und die gute und rechte „Führung des Kirchenregiments“ muß nun natürlich derjenige am besten verstehen, der sie einzuschärfen und zu überwachen in seinem Gewissen verpflichtet ist. Mit jener Schlauheit und Unredlichkeit, die den Sectengeistern eigen ist, hat der Pope den Namen Constantins, und die Könige in Israel ins Mittel gezogen, die da geeifert haben für den Dienst des Herrn, und den Bestand seines Hauses auf Erden. Er unterschlägt die hier alles entscheidende Thatsache, daß jene, was Lehre des Herrn, oder sein Wille ist in Führung seiner heiligen Gemeine, mit demüthiger Unterwerfung aus dem Munde seiner Kirche (vorchristlichen oder christlichen) vernommen, daß sie dieser nur den Arm geliehen, und so viel an ihnen war, deren Beschlüsse und Ordnungen vollstreckt haben mit den Hülfsmitteln ihrer Macht und ihres Einflußes. — Nachdem er seinen Peter kraft der ausgibigen Folgefruchtbarkeit seines ersten Satzes, von der Pflicht, die Kirche zu hören, die ja ihm unterworfen ist, und ihn zu hören hat, völlig freigehalten, kann es dann auch nicht mehr Wunder nehmen, daß er ihm, dem alleinigen Statthalter Gottes auf Erden, mit einer Phrase nachlobredet, die über einem kaum geschlossenen Grabe wirklich schauderhaft und abscheulich klingt. Der wahre christliche Sinn sieht jedem, auch vor dem menschlichen Urtheil noch so vollendeten Abgeschiedenen nur mit zitternder Hoffnung „in das Haus seiner Ewigkeit“ nach, weil er dahin gegangen ist, das furchtbare, unwiderrufliche Urtheil aus dem Munde des allerhöchsten und höchstgerechten Richters zu empfangen, der „Jerusalem mit Leuchten durchforscht“, und „vor dem auch die Sterne nicht rein sind“; und wenn er auch in den Abgründen der Barmherzig-

keit und des erlösenden Verdienstes seines Heilandes seine frohe Beruhigung findet, so wird er sich doch hüten, in vermessenem Preise des zu Gerichte berufenen Sünders zugleich die göttliche Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zu lästern. Unser Russe aber hat für seinen Helden nur die Frage zu stellen, ob er esden frömmsten israelitischen und christlichen Königen gleich oder zuvor gethan?

Ein anderes, natürliches Corollar zieht der Redner aus seiner These; es ist der Beruf und die Befähigung seines Regenten, eine Lehre zur Ketzerei zu stempeln und zu behandeln. Die zahlreichen, in vielfache Spaltungen und Lehrmeinungen auseinandergehenden Secten der Roskolniken oder russischen Dissidenten, die, wie verkehrt oder irrthümlich auch ihre Behauptungen seyn mögen, wenigstens in so ferne nicht Unrecht haben, als sie die Autorität der dort, zwar nicht durch das Gesetz, aber durch den Willen des Autocraten etablirten Kirche anzuerkennen verweigern, wurden von Peter, der ohne Zweifel ihre subtilen Lehrunterschiede mit dogmatischer Gründlichkeit, und mit dem ihm nach dem dasigen Systeme eingebornen oder eingekrönten Lichte zu schätzen und zu richten wußte, der Ketzerei bezichtigt, und „theils mit Zwange" zu den Schaaren der russisch-orthodoxen Gläubigen zurückgebracht. Der Protopope applaudirt hiezu. Er versichert, die Anzahl der Bekehrungen, schwarz auf weiß, durch die Kirchenbücher belegen zu können. Auf jeden Fall diesen letzten Stempel der Bekehrung, die Eintragung der Namen in ihre Diptychen, hat der Czar den Lehrern seiner Kirche übrig gelassen.

Aber nicht nur die Ketzerei, der Autocrator definirt auch den Aberglauben. Dieß ist das dritte Corollar, welches der Pope aus seinem Satze zieht. Czar Peter lebte und wirkte in den Tagen der beginnenden Aufklärung. Dieses neu aufgehende Licht vergoldete damals eben nur erst die obersten Höhen und Berggipfel; die Niederungen, selbst noch das Mittelgebirg, blieben in Dunkel oder Dämmerung verhüllt.

Der Czar lernte in diesem Lichte den Aberglauben hassen; da er aber kein klares Auge mitgebracht, um in dem Lichte die Gegenstände, oder auch die Qualität des Lichtes selbst zu unterscheiden, so sehen wir ihn mit diesem Schlagwort blind in seinem Stoff wüthen, gleich unbewußt des eigentlichen Zieles, wie der Wirkung seiner Streiche. Wirksamer ohne Zweifel, als aller Unterricht seiner europäischen Meister, hat ihn eine eigene politische Wahrnehmung, und ein über den bloßen Instinct erhabenes, richtiges Gefühl, daß in dem Aberglauben das eigentliche Reich seiner Popen sey, und dessen Zerstörung oder Behinderung im Lande das Volk von jenen emancipiren und ihm selbst in die Hand liefern würde, auf diese Straße gezogen. Wir untersuchen hier nicht, wie oft und weit er hierin, für seine eigenen Zwecke, das Ziel überworfen, und warum manche seiner Nachfolger mit Rückschritten auf diesem Wege sich besser berathen glaubten. Der Bemerkung werth aber ist das Verhalten des Popen, der dem Impulse folgsam, den er von seinem Machthaber empfangen, und in Demuth geständig, daß es einen solchen bedurft habe, „um das russische Predigeramt:*) aus seinem bisherigen Schlafe zu wecken", in gleicher Unklarheit und Unwissenheit mit seinem Herrn, und mit der aufgeklärten Meute, die diesen erzogen, unter dem Titel des Aberglaubens losschlägt auf Gerades, und Verkehrtes, auf Gerechtes und Verruchtes, daß allein diese schmähliche Bloßstellung einer Kirche, die die Wissenschaft des Heils verachtet hat, und in ihren Gedanken dahin geschwunden ist, weil sie von dem Mittelpunkte der Einheit, dem Pfeiler und der Grundveste aller Wahrheit sich geschieden hat, zu reichlicher Belehrung Stoff und Anlaß gibt. — Die aus dem Schlafe geweckte russische Geistlichkeit, bedeutet uns der Redner, ward von ihrem Czaren angewiesen, „vor-

*) Dieser öfter gebrauchte Ausdruck gehört ohne Zweifel dem protestantischen Uebersetzer, und der Russe wird seinen Stand wohl anders bezeichnet haben.

erst alles abergläubische Wesen von sich selber abzuthun, hierauf die Verehrung körperlicher Dinge, Kraft der Erlösung Christi, abzuschaffen, die Anbetung der Bilder zu verbiethen, und das Volk zu lehren, Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, und seine Gebote zu halten.

Die Verehrung körperlicher Gegenstände wissen wir, da der Bilder insbesondere gedacht wird, nur auf die Reliquien der Heiligen zu beziehen. Der verrätherische russische Erzbischof läßt sich ein wesentliches Dogma und eine heilige Uebung seiner Kirche unterwürfigen Muthes von seinem Imperator zum Aberglauben stempeln, und ist mit einem einzigen gewaltigen Sprunge aus der dicken, abergläubischen Betäubung, die er selber seinen Standesgenossen zuerkennt, in den Unglauben oder wenigstens in die Glaubensdürftigkeit der protestirenden Gemeinden hineingekommen. Und damit erfüllet würde, daß sie „Licht Finsterniß, und Finsterniß Licht", nennen werden, so muß jene Abschaffung „Kraft der Erlösung Christi" geschehen, kraft welcher eben jene kostbaren Ueberreste der Tempel des heiligen Geistes, der lebendigen Glieder Christi selbst, deren Erlösung vollendet ist, und an denen keine Schuld und kein Schaden der Sünde mehr haftet, heilig geworden sind und berufen, ihre glückseligen Geister dereinst im Himmel wieder zu bekleiden; kraft welcher Macht in ihnen wohnt, der Bosheit des Feindes zu wehren, und Kraft von ihnen ausgeht zu Segnung und Heiligung der noch im Glauben wallenden und unvollendeten Glieder Christi auf Erden. So wahr ist es, daß sich denjenigen die Herrlichkeit und Nothwendigkeit jedes einzelnen Glaubenssatzes verdunkeln muß, die nicht den ganzen Willen des Glaubens in der aufrichtigen Unterwerfung an diejenige Kirche bewahrt haben, welche Gott „alle Wahrheit" zu lehren eingesetzt, und auf den Felsen Petri gegründet hat.

Was die „Anbetung der Bilder" betrifft, so vermuthen wir eine Freiheit der Uebersetzung aus protestantischer Feder. Denn wir sind zu gerecht, auch gegen die russische Kirche, um

vorauszusetzen, daß eine wirkliche Abgötterei jemals in ihr bestanden, wie gegen den sprechenden Hierarchen, daß er ihr eine solche, seinem todten Gebieter zu Liebe, angedichtet haben sollte. Aber etwas muß er doch gesagt haben, was unser Uebersetzer in jener Weise wieder zu geben Gelegenheit fand. Ohne Zweifel also hat er zugleich mit der Verehrung der Reliquien, auch die Verehrung der Bilder in die Kathegorien des Aberglaubens geordnet, und sich dadurch neuerdings außerhalb des Kreises derjenigen Wahrheiten gestellt, welche die russische Kirche nach ihrem Ausscheiden aus der katholischen, wenn auch als unfruchtbare Reste, noch gerettet hatte.

Weiterhin wird uns gesagt, der Czar habe „die falschen Wunder, die Trauererscheinungen, die Todesvorboten, die teuflische Besessenheit gänzlich vertilgt". — Es steht dem russischen Bischofe wohl, solch eine Macht dem abgelebten Czaren einzuräumen; seine Kirche scheint sich der ihrigen völlig nicht mehr bewußt zu seyn.

Im Verlaufe des Kapitels über den Aberglauben folgt auch ein damit zusammenhängender Ausfall über die Heuchelei. Die Heuchler definirt der Czar bei unserem Redner als Leute, welche „ihren Bauch zum Gott machen, das gemeine Volk zu ihrem ärgerlichen Wandel mit anreizen, das Licht des Evangelii mit unaufhörlichem Grübeln verdunkeln, und die Menschen von der Liebe Gottes und des Nächsten abwendig machen". Wir überlassen unsern Lesern die Entscheidung, in wie ferne alle diese Merkmale unter einander, und mit dem sonst gewöhnlichen Begriffe der Heuchelei bestehen können, und gedenken dieser Stelle nur, um eine Probe mehr zu geben, wie sehr man von aller gewöhnlichen Klarheit und Ordnung der Gedanken abstehen muß, um einen Czar auf solche Weise zu loben.

Endlich, und nach abgethaner Verehrung aller körperlichen Gegenstände, und der von ihm definirten Heuchelei, belehrt der Czar noch seine Popen, wie sie das Volk belehren

sollen, Gott „im Geiste und in der Wahrheit" anzubeten. Wiederum eine vernutzte Wendung, ein heiliges Wort Gottes gegen Gott zu gebrauchen, wofür die Pastoren dem Popen in Schuld stehen, und an welcher diese abermals das unbestreitbare Recht des früheren Besitzes und Gebrauches vor der aufgeklärten Salbung eines gewissen Gelichters ohne Frage voraus haben. Es erging dieser Wahrheit wie jener Andern, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt sey. Nach der richtigen Bemerkung eines großen Deutschen wußte man diese mit Geschick dahin zu gebrauchen, um dieses Gottesreich der Wahrheit völlig aus der Welt hinauszukomplimentiren. Eben so verstand man, „im Geiste anbeten" unsichtbar, unvernehmbar, unbemerkbar, am bequemsten, als: gar nicht anbeten; der Wahrheit sich zu rühmen hatte man noch dazu in den Kauf. Von den Kindern des geläuterten Christenthums ist solch eine Weise nicht befremdend, daß aber wiederum der Russe der erste dahinterkam, und mit den Hochgebildeten und Tiefgelehrten am gleichen Ziele zusammentrifft, mag keine angenehme Begegnung seyn. Die Lüge ist immer wohlfeiler zu haben, als sie mancher sich kosten läßt.

Als viertes und letztes Corollar aus seinem Satze überweist der Pope seinem Selbstherrscher das Recht zur Einrichtung der theologischen Studien, Besserung der gangbaren geistlichen Bücher, und Umänderung der Klosterordnungen. Bei diesem Punkte sahen wir ihn lange ankommen, hier ist der Eck- und Schlußstein des Systems. So wie der Despotismus nicht vollendet ist, so lange er noch den innerlichsten, geistigen Menschen, das Gebieth des Glaubens und der Kirche aus seiner Sphäre gelassen hat, so ist auch die Willkühr über das Geistliche noch nicht vollendet, so lange sie nicht die Pflanzstätte des künftigen Lehrers und Priesters ergriffen, die Träger des Wortes geschwichtigt, das Salz dumm gemacht hat, um dann in eben denjenigen, die zu den Hüthern des Heiligthums, zu Flammenzungen gegen jeden Eingriff in dasselbe berufen sind, geschmeidige Werkzeuge ihrer

eigenen Attentate, und entwaffnete Zuseher oder Mitvollstrecker der Verheerung zu finden. Auch an andern Orten als in Rußland hat man in philosophischen Collegien, Primärschulen, Generalseminarien 2c. 2c. des jungen Leviten sich bemächtigt, den lautern Wein der Lehre ihm in vielfältiger Verdünnung zugetrunken, und von dem Essig und der Galle fremder Lehre zugemischt; man hat seine Gewalt, wie es genehm war, ihn üben gelehrt, und ihn schwächlich erzogen zu seinem Berufe, daß viele krüppelhaft umgingen lange Jahrzehnde, und das Unkraut überwucherte im Volk, das die Trägen und Gebundenen auszujäten unterlassen. Auch an andern Orten als in Rußland hat man die geheimen Herde der christlichen und priesterlichen Vollkommenheit, die Prophetenschulen des neuen Bundes, die Klöster, mit scheelsüchtigem Auge angesehen, an ihren frommen Institutionen gemäkelt, gekürzt und gelängert, ihre nothwendigen Freiheiten beeinträchtigt, ihre Regel, das Werk heiliger Stifter, einer Recensur unterworfen, und an den, in den Gemeinzimmern aushängenden Exemplaren, die der Gewalt des Tages mißbeliebigen Stellen mit vermessener Lächerlichkeit „verpickt". Der Russe ist nur abermals früher gekommen, und ist abermals Ideal, Muster und Vorbild geworden. Er hat verstanden, was seines Zweckes war; es ist an uns, zu verstehen, was des unserigen ist, wenn wir einen andern, als der Czar haben.

Wir bitten unsere Leser um Vergebung, daß wir sie mit dem Gerede über eine Albernheit von hundert Jahren her so lange aufgehalten. Aber diese alte Albernheit ward uns ein abermaliger Zeuge für eine neue Pfiffigkeit, ein um so sicherer und zuverläßigerer, da sie in ihrer Unmächtigkeit sich selber keine Form gegeben, sondern wie todtes Wachs nur Kunde von dem Siegel brachte, das sich in sie gedrückt hat, und selbst in ihrer Arglist den fremden Epigonen klar wie die Unschuld redete. Die Zustände, die sie uns in wenigen, aber schätzbaren Worten enthüllte, sind keine vergangenen, verlebten, mit denen die Geschichte fertig ist. Sie sind auf ihrem Boden in=

zwischenher ins Ungethüme ausgewachsen, und finden sich als Strebung hie und dort. — Wie es die Aufgabe der Geschichte überhaupt ist (d. h. der wirklichen, geschehenden, nicht der geschriebenen), in den verschiedenen Epochen des Weltlaufes irgend eine andere, besondere, große Wahrheit den Menschenkindern ans Herz zu legen, in tastbarer Begreiflichkeit herauszustellen, und Gott darin zu verherrlichen: so scheinen unsere Tage den Beruf zu haben, diejenige Wahrheit zu verkündigen, die wir auch aus dieser schlechten Begebenheit und aus unsern geringen Worten abnehmen mögen. Denn nichts ist so schlecht, daß man nicht Wahrheit daraus lernen könnte, und so fern es diesem Zwecke dient, ist wieder Alles gut genug.

Ehre und Gehorsam gebühren jeder königlichen und obrigkeitlichen Gewalt; die Ehre, weil ihr Gott die Ehre gegeben hat, und der Gehorsam, weil sie die Trägerin der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden ist, die das Schwert führt „zum Schutze den Frommen und zur Rache den Bösen“, und weil, „wer der Obrigkeit widersteht, Gott widersteht“. Im Lichte der Wahrheit erscheint erst jede Wahrheit in ihrer ganzen Schönheit, Würde und Vollendung; „in seinem Lichte schauen wir das Licht“. Höher als die katholische Lehre hat keine andere die Majestät der Könige erhoben; sie hat sie verehren gelehrt als Stellvertreter des ewigen Richters und Vaters auf Erden, als „Erdengötter“ in einem viel tieferen und wahreren Sinn, als diejenigen beabsichtigen, welche dieses Wort in lästernder oder höhnender Meinung mißbrauchen. Sie hat ihnen die heilige Salbung aufs Haupt gegossen, und ein Sacramentale der Kirche ausgespendet, um denjenigen zu zeichnen und zu weihen, den der Herr sein Volk zu regieren ermächtigt hat. Sie hat ihnen den Gehorsam der Beherrschten gesichert, in dem sie, was die Gewalt erwarten oder gebiethen darf, den Völkern zur Gewissenspflicht machte, und sie anwies, jeder menschlichen Obrigkeit zu gehorchen, „nicht nur der Furcht, sondern des Gewissens willen“ und selbst

„nicht bloß den Guten, sondern auch den Bösen". Die Sprache der Kirche, indem sie nur die heiligsten und erhabensten unter den menschlichen Verhältnissen zu Bildern verwendet für den Allerheiligsten, nennt ihn wiederholt einen „König der Herrlichkeit", der da einzieht als Sieger in die Pforten seines Reiches. Es ist unmöglich das Königthum besser zu ehren, zu befestigen, wie die katholische Kirche gethan hat. Sie hat wahrhaftig dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist.

Dieselbe Kirche lehrt uns auch Gott geben, was Gottes ist. Sie lehret uns noch eine andere Ordnung glauben, als die Ordnung der Natur; den Menschen sich als Bürger noch eines andern Reichs betrachten, als dem er in seinem irdischen Bestande zu Gehorsam verpflichtet ist. Wie der König an die Spitze gestellt ist der Ordnung dieser Welt, ihre Weise regelt, ihre Gesetze festigt, ihre Reihen anordnet, so hat Gott noch eine andere Hierarchie gesetzt, Fürsten und Gewaltige eines Reiches, das nicht von dieser Welt ist. Diese reden aus Gottes Munde und gebiethen sein Gesetz; sie wirken mit Gottes Kraft, und thun seine Werke. Ihre Reihen hat der Heiland selbst geordnet, und mit seinem Stellvertreter in der Ordnung der Gnade und der Erlösung gekrönt. In diesen Reihen ist für eine weltliche Gewalt nicht Raum. Jene haben bei einer solchen nicht anzufragen, wie sie zu reden, noch was sie zu thun haben. Würden sie von irdischen Gewalten beeinträchtigt, oder erführen sie die Zumuthung, einem anderen Geboth, als dem ihrer Sendung zu gehorchen, so haben sie mit ihren Vätern, den ersten Aposteln, zu entgegnen: „Urtheilet selbst, ob es recht sey, daß man dem Menschen mehr als Gott gehorche". Denn Alles hat Gott den Fürsten gegeben; sein Wort aber, sein Heil und sein Reich hat er sich vorbehalten. In diesem Reich entscheidet nicht Papinian, sondern Petrus, dort richtet nicht Justinian, sondern Christus.

Der Kirche gegenüber ist nichtig jede Berufung auf Gewalt oder Gesetz. Eine solche Berufung ist bereinst vernom-

men worden: „Wir haben ein Gesetz und nach dem muß er sterben". Gleiche Berufungen vernahm die Welt seither und vernimmt sie oft. Die das Gesetz damals in Anspruch nahmen, tragen von daher einen achtzehnhundertjährigen Fluch. Zahllose, die es inzwischen versucht, sind zerstäubt, und es wird ihre Spur auf Erden gesucht. Einer von ihnen, dem nicht viel an Stärke sich vergleichen, verbüßte, ein gequälter Prometheus, an den einsamen Felsen geschmiedet die Schuld des geraubten heiligen Feuers. Denn niemand darf an dieses Hand legen, wer nicht vom Hause Aarons ist, noch weniger profane Gluth substituiren. — Das geringste, aber auch das größte, was Gott an den Menschen zu fordern hat, ist, daß ihn dieser gewähren lasse. Die reinste Handlung Gottes aber ist in dem Wirken seiner Kirche. Wer diese zu hemmen sucht, trachtet, so viel an ihm ist, Gott zu binden. Er begeht an der Menschheit das unverantwortliche, das ärgste, das äußerste Verbrechen. Es gibt wirklich ein unveräußerliches Menschenrecht; freien Weg zu Gott zu haben.

Wie ein hellleuchtender Tag ist diese Wahrheit über die Völker und Geschlechter dieser Zeit hereingebrochen. Sie steht heute an der Spitze der Ueberzeugungen, klar, unabweislich, eine unmittelbare Wirkung Gottes in den Gemüthern. Nach Freiheit der Kirche dursten alle Herzen, schreien alle Geschlechter, seufzt mehr oder minder sich bewußt jedwede Creatur. Die alten, müden Menschen des Welttheils, nachdem sie den Winden aller Lehren gelauscht, und Cisternen gegraben haben aller Orten, begehren wieder in vollem Strome zu trinken aus dem Quell des lebendigen Wassers. Sie liegen auf den Knieen ihren Herzen vor den Machthabern dieser Welt, bittend, daß ihnen nicht gewehret werde. — Die Vesten der alten Ordnung wanken in ihren Fugen, und mögen nicht Widerstand leisten den braudenden Wogen der Geschicke; sie mahnen ihrerseits, indem sie den Einsturz drohen, daß es des ewigen Felsens bedarf, um die Gebäude der Menschen darauf zu gründen. — Am lautesten drängte und mahnte (wer

nur der Thierstimmen kundig wäre!), ein rastloses Brüllen und Schnauben, Heulen und Pfeifen vieler wilder und unholder Gattungen, begehrend, daß die Wehre abgethan und die Emancipation der Bestialität decretirt werde von den Vätern des Volkes. — Zwischen allen diesen spricht die Kirche ihr ruhiges, altes, ernstes Wort. Sie bietet den Segen und den Fluch der verstreichenden, wie der ewigen Tage. Sie heischt ihre Freiheit als ihr unvergängliches, heiliges Recht vom Anbeginn bis zum Ende der Zeiten. Ob ihr diese gewähret werde, oder vorenthalten, das ist die Frage von dem ferneren Bestande oder Nichtbestande der gegenwärtigen Gesellschaften und Staaten. — Aber, richtig begriffen: ganze, volle, unverkürzte, ungehinderte, unbeschrieene, unbeneidete Freiheit. Heil allen denen, die da Ohren haben, die Stimme der Zeit zu hören und darnach thun werden! Aber wehe den Andern, die ihre Ohren und Herzen verhärten! Denn schon geht über die Erde hin ein großes Geräusch, wie von den Füßen derjenigen, die ihre Vorgänger in gleichem Beginnen hinausgetragen haben, und auch sie hinaustragen werden.

XXIII.

Portugal.

In dem Augenblicke, wo die öffentlichen Blätter die Reise unsers hoffnungsvollen Königssohnes nach Portugal meldeten, haben wir die bekannten Erinnerungen des Fürsten Felix Lichnowsky aus dem Jahre 1842 wieder zur Hand genommen, und wir müssen jetzt um so mehr die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieselben leiten, als sie in Betracht der neuesten Ereignisse in jenem schönen, unglücklichen Lande einen höchst willkommenen Beitrag zur nähern Kenntniß der dort handelnden Personen und Partheien und zur unbefange-



nen Würdigung der dortigen Zustände liefern. Dem Minister Costa Cabral, der jetzt die eigentliche Zielscheibe der Empörung ist, hat der Fürst mehrere Seiten gewidmet, und wir entlehnen demselben zunächst das, was zur Würdigung seiner, in diesem Augenblick so bedeutenden Persönlichkeit dienen kann.

„Antonio Bernardo da Costa Cabral wurde im Jahre 1803 zu Fornos de Algostra, Provinz Oberbeira, geboren und gehört einer zwar nicht altadelichen, aber begüterten Familie an. Sein Vater gab allen seinen Söhnen eine bessere Erziehung, als es gewöhnlich in Portugal der Fall ist; drei von ihnen waren schon in ihrer Jugend Mitglieder der Cortes und bekleideten die bedeutendsten Aemter in der Magistratur und beim Tribunal des öffentlichen Schatzes. Antonio Bernardo begann in seinem fünfzehnten Jahre die höhern Studien an der Universität zu Coimbra und erhielt nach fünf Jahren die juridische Doctorswürde. Dann wählte er den Advokatenstand, den er jedoch bald auf Wunsch seiner Familie aufgab, um sich der Magistratur zu widmen. Zuerst zum Richter in Fora de Perella ernannt, ward er darauf eines der Mitglieder des in Terceira errichteten Gerichtshofes und während der Regentschaft daselbst als Beisitzer des obersten Kriegsrathes bestellt. Dom Pedro, der ihn später in Oporto als Secretär des Generalauditors der Armee fand, gab ihm die königliche Procuratur bei dem Obertribunal dieser Stadt. Hierauf ward er Richter des ersten Gerichtshofes der Açoren und dann des Obertribunals von Lissabon. Als am 7. März 1838 Soares Baldeira in Folge stets zunehmender Anarchie seiner Stelle entsetzt ward, kam Costa Cabral an die Spitze der Verwaltung. Hier eröffnete sich ihm eine glänzende Gelegenheit, jene Energie zu entwickeln, von der er später so viele Beweise gegeben. Die Hauptstadt, den Excessen eines anarchischen Zustandes Preis gegeben, befand sich in völligster Unordnung; alle gesetzlichen Verhältnisse waren der Auflösung nahe; den Ministern, die diesem Zustande abzuhelfen suchten, fehlte es an Muth und Talent; die Börse und alle Kaufmannsläden waren geschlossen, keine Geschäfte wurden mehr gemacht, die ganze Bevölkerung stand unter den Waffen und verstärkte die zwanzig Bataillone der Nationalgarde, die größtentheils aus den exaltirtesten Revolutionärs bestanden und nur von ihres gleichen angeführt wurden; selbst dem Throne drohte Gefahr. Da ergriff Costa Cabral mit kräftiger Hand die Zügel der Verwaltung, fünf Tage darauf waren alle Meuterer entdeckt, entwaffnet und Lissabon sah

den Tagen der Unordnung und Gesetzlosigkeit die vollkommenste Ruhe und Sicherheit folgen. Costa Cabral war seit 1835 beständig Mitglied des Parlaments gewesen, seine Stellung in demselben war bald bedeutend, und 1839 hatten seine Verdienste vom letzten Jahre ihm einen solchen Ruf gegeben, daß, obwohl er noch jung war, die Königin ihn in den Ministerrath berief und mit dem Portefeuille der Justiz und geistlichen Angelegenheiten beauftragte. Durch königliches Decret vom 28. Januar 1842 seiner Stelle wegen der Bewegung des Vorabends dieses Tages (die durch telegraphische Depesche eben in Lissabon bekannt geworden) verlustig erklärt, trat er im nächstfolgenden März wieder in das Cabinet als Minister des Innern. Ihm verdanken die Portugiesen mehrere der wichtigsten Gesetze, die von ihm entworfen und eingeführt wurden: eine Reform des Gerichtswesens, ein Gesetz über das Verwaltungswesen und eine neue Organisation der Nationalgarde. Während des Bestehens der Ministerien, deren Mitglied er war, wurden die politischen Verbindungen mit den nordischen Mächten eröffnet und wieder hergestellt, Unterhandlungen mit der römischen Curie angeknüpft, Tractate über den Handel im Allgemeinen und den Sklavenhandel mit England und ein Handels- und Navigationsvertrag mit den nordamerikanischen Freistaaten abgeschlossen. Auf seine große Majorität gestützt, fährt Costa Cabral noch heute fort, den Kammern Vorschläge zu machen, die ein geregeltes Ersparungssystem einführen und allerlei Mißbräuche abschaffen sollen; eine Richtschnur der innern Administration und Maßregeln für die öffentliche Sicherheit beschäftigen ihn gleichfalls. In letzter Zeit hat er eine Commission aus den unterrichtetsten Deputirten und intelligentesten Männern zusammengesetzt, den öffentlichen Unterricht zu organisiren; ihre Arbeiten sind bereits bedeutend vorgeschritten und während der nächsten Sitzungen (1843) soll ein hierauf bezügliches Gesetz den Kammern vorgelegt werden. Die Wege und Verbindungen im Innern des Landes, diese wichtige, in Portugal so vernachlässigte Branche, ist ein Gegenstand der besondern Sorgfalt dieses thätigen Ministers, ungeachtet der vielen Schwierigkeiten, die eine mehr als halbhundertjährige Degradation, zerrüttete Finanzen und ein gebirgiges, felsiges Land nothwendig darbieten müssen. Alles, mit Einem Worte, berechtigt zur Hoffnung, daß unter einer so kräftigen Verwaltung, die im innigsten Einklange zur Krone steht, dieses schöne, von Gott so reich begabte Land aus seinem lethargischen Zustande sich erheben wird, wenn nur die Intriguen und die widersinnige Opposition jener Leute und Fractionen, die für monarchisch und ordnungliebend gel-



ten wollen, nicht den Gang der Regierung hemmen und ihre segensvollen Maaßregeln hinausschieben oder zerstören".

Es ist das natürliche Loos der südlichen, mehr als andere der Gewalt der Leidenschaften und den Eingebungen des Augenblickes preisgegebenen Völker, daß ihre Geschicke vorzüglich von der Persönlichkeit derjenigen abhängen, die sich eben an ihre Spitze gestellt finden. Deßwegen haben die geistreichen, von freier Auffassung und feiner Beobachtung zeugenden Schilderungen des Fürsten Lichnowsky über den Hof von Lissabon, den Herzog von Palmella und die Leiter der verschiedenen Partheien jetzt ein doppeltes Interesse. Aber unser Blick wendet sich unwillkührlich von denselben weg zu ernsteren Betrachtungen, über die herrschenden Einflüsse und durchgreifenden Bewegungen, denen eben diese Persönlichkeiten selbst unterliegen. Und in dieser Beziehung gehört das Bild Portugals zu den lehrreichsten, welche die Gegenwart darbietet. Welch' ein Contrast zwischen vormals und jetzt. Zu welcher Höhe wurde Portugal unter Johann I., unter Dom Pedro und Alfons V. und unter König Emmanuel dem Großen durch die Macht des christlichen Glaubens gehoben! Zu welcher Erbärmlichkeit ist es unter dem Hause Braganza durch den Zerfall mit Rom, durch die hochmüthige Ueberspannung der königlichen Gewalt, und durch die Macht des Unglaubens und der auch in seinem demoralisirten Clerus herrschenden Freimaurerei herabgesunken! Wer läugnen möchte, daß es die Macht des Glaubens war, die in früheren Zeiten Portugal so hoch emporgehoben, der lese Schäfers Geschichte Portugals, besonders von der Stelle an, wo er den christlichen Tod der Gemahlin Joao's I. schildert. (Bd. II, 270 ffg.) Wer aber nicht anerkennen wollte, daß in dem Verfall der Religion der Hauptgrund des jetzigen Verfalles der Nation zu suchen sey, der erkläre es, wenn er kann, wie auf einmal in dem sonst so ruhm- und thatenreichen Lande statt der hochherzigsten Aufopferung nur der maaßloseste Ehrgeiz und Egoismus, statt des unbeugsamsten Heldenmuthes nur weich-

liche Feigherzigkeit, statt des großartigsten Unternehmungsgeistes nur die erbärmlichste Intriguensucht zum Vorschein kamen. Ist es dieselbe Sonne, welche jene Riesenstämme des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundertens großgezogen, die diese Gift- und Schlingpflanzen des siebzehnten und achtzehnten gezeugt hat; oder sind es die Nebel des Hochmuths und der Zweifelsucht, die, vom Norden herabgekommen, über dem schönen Lande sich gelagert und seinen Boden vergiftet haben? — Man hat freigebig die Jesuiten mit allem Fluche belastet, der Portugal in den letzten zwei Jahrhunderten getroffen hat. Wenn die Jesuiten ein Vorwurf trifft, so ist es der, daß sie nicht längst, den Staub von ihren Schuhen schüttelnd, einem Hofe den Rücken kehrten, der sich ihrer nur bediente, wie mancher verzärtelte Kranke seines Arztes, den er um so mehr zu Rathe zieht und um Palliative foltert, je weniger er Muth und Willen hat, die wahren Heilmittel anzuwenden, durch die er allein genesen könnte. Indessen sind die Jesuiten fort, längst fort, und um Volk und Land ist es nur um desto schlimmer geworden. Ein glühendes, bewegliches Volk, wie die Portugiesen, bedarf mehr, als irgend eines, des stützenden Ansehens der Tradition und des sänftigenden Einflusses der Religion. Man hat ihnen beides genommen, und statt dessen eine fremde Bildung einimpfen wollen, für die nicht ein gesundes Element in der portugiesischen Natur zu finden war. Kein Wunder, daß das Volk verkümmerte! In dem Buche übrigens des Fürsten Lichnowsky verdanken wir es wohl dem ritterlichen Sinne des Verfassers, daß es, mit Ausnahme der Stellen, wo von Pombal die Rede ist, nirgend den herrschenden Vorurtheilen huldigt, und mit einem unbefangenen Urtheil überall die Achtung verbindet, die der katholischen Kirche und ihren großen Schöpfungen gebührt. Möge Gott dem Fürsten das Gute, das sein Buch in dieser Hinsicht an vielen Orten wirken kann, zum Verdienste anrechnen.

XXIV.

Nachtrag zu dem Artikel über den Schwanenorden im vorigen Hefte Nro. XVII. Seite 241 u. f.

Der von dem Churfürsten Friedrich II. gegründete Schwanenorden hatte zu seinem Mittelpunkte die Marienkirche auf dem Berge bei Brandenburg, an welcher von dem ersten Markgrafen aus dem hohenzollerischen Hause, Friedrich I., im Jahre 1435 zu dem früheren noch ein neues Capitel von Prämonstratensern gestiftet worden war. Die Schicksale jener Kirche, so wie jenes Ordens konnten daher auch nicht unberührt bleiben in einem Werke des Prorectors M. W. Heffter, welches im Jahre 1840 zu Potsdam erschien und die Geschichte der Kur- und Hauptstadt Brandenburg zu seinem Gegenstande hat. Es ließen sich aus diesem Buche noch manche interessante Notizen über den Schwanenorden hervorheben; doch indem wir für die frühere Zeit nur darauf aufmerksam machen, wie schon im Jahre 1459 die St. Georgen-Capelle zu Ansbach (die sogenannte Ritter-Capelle) unter Albrecht Achilles zum Mittelpunkte für die Ordensritter in Franken gemacht und von Papst Pius II. mit bedeutenden Indulgenzen versehen wurde, wollen wir hauptsächlich nur darauf hinweisen, was mit der Marienkirche und dem Orden unter Joachim II. geschah. Nachdem dieser nebst seinen Räthen im Jahre 1539 zu Spandau aus den Händen des Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen und sich von der katholischen Kirche entschieden losgesagt hatte, wurde in der Stadt Brandenburg selbst der katholische Cultus abgeschafft. Der Verfasser des oben erwähnten Werkes läßt sich darüber (S. 306) vernehmen, wie folgt: „Was nun von unevangelischen Dingen noch nicht abgeschafft war, wurde jetzt abgeschafft und aller Gottesdienst nach dem Willen der Kurfürsten eingerichtet. Brandenburg hörte somit auf, dem Papste und der katholischen Kirche anzugehören: nicht mehr nach Rom brauchte es hinzublicken, von da

den Bannfluch zu fürchten oder für schweres Geld sich Ablaß und Indulgenzen zu erbitten. Das fünfhundertjährige Band war zerrissen. Der Landesherr bekam zur weltlichen Macht auch die kirchliche und konnte nun mit verstärkter und ungetheilter Kraft in die Angelegenheiten unserer Stadt eingreifen. Und das haben unsere Fürsten seitdem wacker gethan: — an dem Kirchlichen lernten sie die strengere Handhabung des Regiments in allem Uebrigen"! — Ueber die Marienkirche aber theilt derselbe Autor (S. 313) Folgendes mit: „Ueber das Kloster auf dem Marienberge fehlt es uns zwar aus dieser Zeit an Nachrichten; doch ist es wahrscheinlich, daß es sich ebenfalls nach und nach auflösete. Joachim I. hatte ihm noch 1536 seine Privilegien und Besitzungen bestätigt, und es hatte sich selbst nach dem Ausbruche der Reformation der Glaube an eine besondere Heiligkeit der Marienkirche erhalten, dermaßen, daß aus beiden Städten, besonders wenn der päpstliche Ablaß ertheilt wurde, ein mächtiger Zusammenfluß von Menschen jeglichen Alters und Geschlechts zu ihr hinauf geschah. Dann ergossen sich schon des Morgens vor Sonnenaufgang die Einwohner Brandenburgs in so reichem Maaße dahin, daß die Kirche die Andächtigen nicht fassen konnte. Allerdings mußte auch die herrliche, freie, hohe Lage des Tempels die Menschen anziehen und zur Andacht locken. Jetzt ward indessen jede katholische Ceremonie, die sich nicht mit der ächtchristlichen Lehre vertrug, aufgehoben, auch kein neuer Domherr mehr gewählt, der Orden der Ketteuträger bald nachher aufgelöst (1554), ob durch eine besondere Urkunde, ist zweifelhaft. Der Glanz des Stiftes auf dem Berge war also dahin: noch hatte er kein Jahrhundert gedauert. Er verwaiste allmählig. Die letzten Prämonstratenser sollen nach Italien gewandert seyn. — Die Klostergebäude sammt der Marienkirche blieben leer und unbenützt stehen. Von den Einkünften des Klosters nahmen die Visitatoren ein vollständiges Verzeichniß auf". Der Verfasser fährt hierauf unmittelbar fort: „So athmeten die Brandenburger endlich in einer neuen Atmosphäre, nach der sie vierunzwanzig Jahre geschmachtet hatten". Dann heißt es Seite 323: „die Marienkirche selbst aber nebst dem Kloster überreignete der Churfürst 1551 dem Domcapitel mit dem Beding, einen Klausner daselbst zu unterhalten zur Bewachung der Gebäude und der darin befindlichen Sachen. — Diese Vorsichtsmaaßregel kam jedoch für viele Alterthümer in der Kirche bereits zu spät; denn 1551 schrieb der Churfürst den Domherrn: „„Nachdem die Kirche des Klosters aufm Berge vor unserer Altstadt Brandenburg nunmehr ganz ledig ist, und durch muthwillig, loses Gesindel, was da-

rinnen an Gemälden, Tafeln und andern Dingen gewesen ist, Vieles daraus gestohlen worden und wir solches durch unsere ernsten Verbote bisher nicht gänzlich heben können, sondern da, wo wir gleich die Thüren haben lassen mit verhauten Steinen, Brettern und Holz zumachen und verwehren, doch dasselbige insgeheim, da man nicht allewegs zusehen kann, wieder aufgerissen worden ist, und die Kirche deßhalb offen stehen bleibt und, wo länger so zugesehen wird, weiter deformirt" (man wollte ja reformiren! —) „und beraubt werden möchte, so haben wir demnach bedacht, euch dieselbige zu überlassen. Ihr möget sie alsobald einnehmen und für Euer Eigenthum — haben und halten, und wollet ihr nur darauf bedacht seyn, daß die Thüren und Löcher, wodurch man bisher oft aus- und eingebrochen ist und Schaden gethan hat, alsbald zugemacht — werden"" und so weiter. Diese Worte sind ein kläglicher Beweis, wie man damals mit der Marienkirche" (dem reinen Evangelium zu Liebe) „und dem, was sie in sich barg, verfahren ist, und man weis nicht, ob man mehr die Rohheit des Pöbels, den selbst die Heiligkeit des Ortes nicht von der Plünderung und Vernichtung der Alterthümer zurückschreckte, oder die Sorglosigkeit der damaligen Behörden und ihre Gleichgültigkeit gegen die historischen Denkmäler der Vorzeit anklagen soll. Was ist durch solche Barbarei unserer Zeit, was unserer Stadt verloren gegangen! Von den zahllosen Schildern der Ritter des Schwanenordens, z. B. womit die Kirche geschmückt war, ist auch nicht ein einziges bis auf die Gegenwart gekommen".

Diese Stellen aus dem angeführten Autor sind selbstredend, sie bedürfen keines Commentars.

XXV.

Literatur.

Geschichte der k. schwedischen und h. sachsenweimarischen Zwischenregierung im eroberten Fürstbisthume Würzburg i. d. J. 1631 — 1634. Von Dr. C. G. Scharold, k. b. Legationsrath, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Würzburg bei Voigt und Mocker. I. und II. Heft. 1842 und 1843. 8.

Johannes von Müller sagt irgendwo, es würde seine liebste Beschäftigung seyn, Usurpatoren des Ruhmes ihre Kränze zu rauben, und dieselben wahrhaft großen Männern aufzusetzen. Die neuesten geschichtlichen Untersuchungen und Erörterungen haben bereits viel in diesem Sinne geleistet, und wenn früher die Entstellungen der Geschichte hauptsächlich von protestantischer Seite ausgegangen waren, so müssen wir doch dankend anerkennen, was in unseren Tagen namentlich von Protestanten für eine allmählige Restauration [illegible] Geschichte gewirkt worden ist.

Zu denjenigen Charakteren der neueren Geschichte, über welche bisher absichtlich und unabsichtlich die größten Irrthümer verbreitet wurden, gehört unstreitig Gustav Adolph. Man war so sehr gewöhnt, die hundertmal wiederholten Darstellungen, welche nur Lichtseiten an ihm erblicken ließen, unbedingt als baare Wahrheit hinzunehmen, daß — als vor sechs und dreißig Jahren unser alter, gründlicher Westenrieder es wagte, eine andere Auffassungsweise geltend zu machen, sein Urtheil als eine Stimme in der Wüste verhallte. Welche Genug-

thuung würde es dem wackern Veteran gewährt haben, hätte er es erlebt, wie in neuerer Zeit die phantastische Darstellung der nüchternen weichen mußte, und wie die besseren, selbst unter den protestantischen Geschichtschreibern, z. B. Leo, K. A. Menzel, von der Decken, Gfrörer, Barthold u. s. w. durch tieferes und unpartheiisches historisches Studium auf denselben Weg gelangt sind, so daß nunmehr das Urtheil über den gepriesenen Helden so ziemlich fest steht. Zwar wird sich Niemand beigehen lassen, die großen Eigenschaften bestreiten zu wollen, welche ihn als Feldherrn und Staatsmann auszeichnen, und welche ihm jedenfalls einen hervorragenden Platz in der neuern Geschichte sichern. Besonders aber wird man es keinem Schweden verübeln, wenn er mit Stolz auf diesen König blickt, der halb Europa vor dem schwedischen Namen erzittern machte. Daß aber wir Deutsche uns nun schon seit länger als zweihundert Jahren einreden lassen, den Eroberer Gustav Adolph als einen Glaubenshelden, als Retter der deutschen Unabhängigkeit, als Märtyrer für die Gewissensfreiheit zu verehren, das ist ein starker Beweis unserer — Gutmüthigkeit und unsers Mangels an nationaler Gesinnung. Indeß ist es leider eine bekannte Sache, daß die Massen von jeher zur abgöttischen Verehrung für despotische Charactere geneigt waren, wie wir dieß auch in unserer Zeit in Bezug auf Napoleon sehen, — und es mag daher noch eine gute Weile hergehen, bis in Betreff Gustav Adolphs eine seit zwei Jahrhunderten zur Gewohnheit gewordene Ansicht, welche den Partheizwecken so dienlich gewesen, verdrängt werden kann.

Deßhalb begrüßen wir mit Freude jeden neuen Beitrag, welcher dazu dient, der geschichtlichen Wahrheit ihr Recht widerfahren zu lassen, und wollen es daher auch nicht versäumen, über die vorliegende interessante Monographie des Herrn Legationsrathes Scharold unsern Lesern Bericht zu erstatten. Das Archiv zu Würzburg bewahrt eine Reihe wichtiger Actenstücke, den Aufenthalt Gustav Adolphs und der Schweden in jener bischöflichen Stadt und in dem dazu ge-

hörigen Fürstenthume betreffend, und der genannte Verfasser hat sich einer sehr verdienstlichen Arbeit unterzogen, indem er unternommen, aus jenen archivalischen Quellen, in Verbindung mit den schon bekannten Nachrichten, eine zusammenhängende Darstellung zu liefern.

„Durch die machiavellistische Politik des Cardinals Richelieu zum Verbündeten für Frankreichs erbfeindliche Pläne gegen Oesterreich=Spanien verlockt und mit französischen Hülfsgeldern unterstützt, landete der junge, eroberungssüchtige Schwedenkönig Gustav Adolph im Juni 1630 mit einem mäßigen Heere von 15,000 Mann auf deutschem Boden". Diese Worte, mit welchen das uns vorliegende I. Heft beginnt, scheinen uns die Gesammtheit der Verhältnisse, durch welche die Theilnahme Gustav Adolphs am deutschen Kriege hervorgerufen ward, nicht genau darzustellen. Man könnte daraus schließen, G. A. habe keine sonderliche Lust gehabt, sich in die deutschen Händel zu mischen, und erst durch Richelieus Aufforderungen und Versprechungen sey er dazu angereizt worden. Die Thatsachen sprechen jedoch anders. Man darf nur den III. Band der Geschichte Schwedens von Geijer durchsehen, um sich zu überzeugen, daß G. A. von seinem Regierungsantritte an sein Augenmerk hauptsächlich auf Deutschland gerichtet hatte. Auch die deutschen Protestanten hatten schon vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges hoffnungsvolle Blicke auf den jungen kampflustigen Herrscher im Norden geworfen. Die „Union" trat als Vermittlerin zwischen Schweden und Dänemark auf, und je näher der große Kampf rückte, desto häufiger wurde der Verkehr zwischen diesen beiden Reichen und dem protestantischen Deutschland. Die geheimnißvolle Reise, welche G. A. im Frühjahr 1620 — gerade da die Liga sowohl als die Union ihre Truppen zu sammeln begann — nach Deutschland und an den Rhein unternahm, stand ohne Zweifel in Verbindung mit den von den deutschen Fürsten erhaltenen Aufforderungen. Den Usurpator von Böhmen, Friedrich V., unterstützte G. A. mit Geschütz

und Munition; es finden sich Spuren, daß er selbst mit den aufrührerischen Ständen von Ober= und Niederösterreich Verhältnisse angeknüpft hatte. Eben so trat er mit Bethlen Gabor, dem Vasallen der Türken, der dem Kaiser den Besitz von Ungarn streitig machte, schon frühzeitig in Verbindung.

Den 23. October 1623 schrieb er an Friedrich V.: „Hoc enim S. V. de Nobis sibi persuadeat, voluntatem Nobis neutiquam defuturam juvandi et Serenitatem Vestram et causam communem, *modo se detulerit occasio*". Nicht minder lebhaft waren die Versicherungen, welche — in einem Briefe von 24. August 1624 — der Reichscanzler Oxenstjerna dem pfälzischen geh. Rath Camerarius machte. Sein König, schrieb er, denke „Tag und Nacht", wie den „Evangelischen" in Deutschland geholfen werden könne. Es war nahe daran, daß Gustav Adolph schon damals thätigen Antheil am deutschen Kriege genommen hätte. Die lebhaftesten Unterhandlungen waren darüber mit England, Frankreich und Holland im Gange; nur die Eifersucht Christians IV. von Dänemark verhinderte das Gelingen derselben. Mit großem Verdruße sah sich der Schwedenkönig durch diesen Nebenbuhler auf die Seite gedrängt, und er verhehlte seine bittere Stimmung darüber so wenig, daß er durch einen eigenen Gesandten, Gabriel Oxenstjerna, mehrere deutsche Fürsten von der Theilnahme an Christians Unternehmen abmahnen ließ. Auch gab er die Hoffnung keineswegs auf, daß auch für ihn einmal die Zeit zum Einschreiten kommen werde. „Hoc assecurare possum" schrieb der Kanzler Oxenstjerna den 5. August 1625 an Camerarius, „et tu Regi tuo persuade, non rejectas esse a S. R. M. Domino meo cogitationes consiliaque restituendae rei communis', sed repositas ad tempus, dum exspirantibus hisce procellis meliores se offerant rei gerendae occasiones".

In gleicher Weise lag dem gegen Polen unternommenen Kriege nebenbei die Absicht zu Grunde, Veranlassung zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu bekommen.

Darum suchte auch Gustav Adolph den Kriegsschauplatz von Liefland aus immer näher gegen Deutschlands Gränzen heranzuziehen. Allein trotz der lauen Vertheidigung der Polen, und trotz des Umstandes, daß die polnischen Protestanten, ihr Vaterland verrathend, den fremden Eroberer begünstigten, konnte er es doch zu keinen entscheidenden Resultaten in diesem mehrere Jahre andauernden Kriege bringen. Der Antrag der französischen Vermittlung kam ihm daher um so erwünschter, als er durch das Hülfgesuch der Stadt Stralsund bereits Gelegenheit zu entschiedener Theilnahme am deutschen Kriege erhalten hatte. Allerdings wurde die schwedische Invasion Deutschlands dadurch erleichtert, daß Richelieu den Waffenstillstand mit Polen vermittelte; aber einerseits waren die Verhandlungen über ein zwischen Frankreich und Schweden abzuschließendes Bündniß schon eine geraume Zeit vorher im Gange gewesen, — andrerseits unternahm Gustav Adolph den Einfall in Deutschland selbstständig und ohne der französischen Subsidien vollkommen versichert zu seyn, indem der Allianzvertrag erst ein gutes halbes Jahr nach der Landung (mithin nichts so „eilends", wie der Verfasser S. 2 meldet) zum Abschlusse kam. Wir wollen hiedurch keineswegs die monströse Politik Richelieus vertheidigen, nur meinen wir, daß der Vorwurf des sogenannten Machiavellismus nicht den Cardinal allein, sondern zum guten Theil auch seinen Verbündeten trifft.

„Die Zerstörung der von Tilly nach langer Belagerung eroberten Stadt Magdeburg und die von dessen Soldatesca verübten schreienden Gewaltthätigkeiten in Sachsen bewogen den Churfürsten zum Abfalle vom Kaiser und zum Anschluß an Gustav Adolph". Auch hier können wir dem Verfasser nicht völlig beistimmen. Tilly war zu gleicher Zeit Oberfeldherr des Kaisers wie der Liga und des Churfürsten von Bayern. Von letzterem hatte er durchaus keinen Auftrag, Sachsen feindlich zu behandeln; wohl aber hatte er vom Kaiser den bestimmten Befehl erhalten, den sächsischen Churfür-

sten zur Niederlegung der Waffen zu zwingen. Ob dabei wallensteinische Intriguen im Spiele waren, wie Gfrörer (Gesch. G. Adolphs S. 856) vermuthet, muß in Ermangelung sicherer archivalischer Nachrichten dahin gestellt bleiben. Man kann allerdings annehmen, daß der unentschlossene Churfürst Johann Georg, wenn er von Tilly nicht bedrängt worden wäre, wohl noch länger gezögert haben würde, sich in Gustav Adolphs Arme zu werfen; sicher aber ist, daß der Einfluß seines Generallieutenants Arnim hiebei mächtig auf ihn wirkte. Derselbe hatte schon früher Verbindungen mit G. A. unterhalten, und auch jetzt ließ es letzterer nicht an Versprechungen fehlen, wie unter andern ein bei Förster (Wallensteins Briefe, B. III. Anh. S. 120) abgedrucktes Schreiben zeigt. Nicht nur Maximilian von Bayern, sondern auch der Churfürst von Mainz mißbilligte den Angriff gegen Sachsen; auf jeden Fall war die Zerstörung Magdeburgs nur von geringer Einwirkung auf den Entschluß des sächsischen Herrschers.

Tillys Invasion in Sachsen wurde die nächste Veranlassung zu seiner Niederlage bei Leipzig. Unmittelbar nach dem entscheidenden Siege wandte Gustav Adolph sich mit seinem Heere gegen Franken. Hier beginnen die interessanten Mittheilungen des Verfassers aus den ihm zu Gebote stehenden archivalischen Quellen.

Die Gränzfeste Königshofen leistete nur geringen Widerstand. Schon hier fielen dem Schweden viele aus den benachbarten Klöstern und Schlößern geflüchtete Kostbarkeiten in die Hände. Am 11. October verließ der Fürstbischof seine Residenz Würzburg, am 14. Morgens erschien der schwedische Vortrab vor dieser Stadt. Auf dem Zuge dahin wurden die kleineren Städte um bedeutende Summen gebrandschatzt: „zu Neustadt a. d. S. mußten die Bürger 11,000, zu Münnerstadt 8000 Thaler baares Geld erlegen, und nebstdem all ihr Silbergeräthe, Becher, Gürtel u. s. w. übergeben; auf den Dörfern wurde geplündert und gemordet, gesengt und ge-

brennt". Nach einigen Unterhandlungen öffnete die Stadt am 15. ihre Thore; der Commandant, Rittmeister Keller von Schleitheim, zog sich in die Feste Marienberg zurück, wo er alle Aufforderungen zur Uebergabe standhaft abwies. Aber nach dreitägiger Beschießung gelang es den Schweden, den 18. in der Frühe um vier Uhr die Bergfeste zu erstürmen. „In der ersten Wuth tödtete der siegende Feind Alles, was ihm in die Hände fiel, selbst die wehrlosen Soldatenweiber, einige Räthe und Geistliche". Unter letzteren war der Prior der Karthäuser, der Kapuziner-Quardian P. Leopold, von Geburt ein Freiherr von Gumpenberg, und sein Ordensbruder P. Simeon. Beide wurden zur Kapelle hinausgeschleppt und mit einer Streitaxt erschlagen. Sie starben den schönen Märtyrertod für ihren Glauben. Selbst die Kapelle ward mit Erschlagenen angefüllt. (Man wollte in der Folge diese Gräuelthat damit entschuldigen, daß man vorgab, die Mönche hätten aus „Fanatismus" mitgefochten.) „Deutlich hörte man unten in der Stadt das schauerliche Jammergeschrei." Die Zahl der Ermordeten belief sich auf siebenhundert, darunter waren auch zwei fürstliche Räthe, Joachim Truchseß und der Lic. Zyrer. „Das entsetzliche Gemetzel dauerte bis nach sieben Uhr des Morgens, wo der König selbst aufs Schloß kam. Mit einem starken Gefolge, worunter der Herzog Bernhard von Weimar, die Grafen Thurn und Solms rc. rc., ritt er über die in ihrem Blute noch röchelnden Leichname weg, und beim Anblicke der ermordeten Priester soll er selbst gesagt haben, daß man ihrer hätte schonen sollen. Dem Morden geschah nun Einhalt. — Der König begab sich sogleich in das Zeughaus und freute sich beim Anblicke des schönen Vorrathes von Geschütz und Waffen aller Art. . . Eben so wohl gefielen ihm die vielen und schönen Wagen und Pferde im dortigen fürstlichen Marstalle, die er sich alle zueignete. Aus der fürstlichen Silberkammer wählte er sich, was ihm von dem Gold- und Silbergeräthe, den Edelsteinen und Perlen behagte. Das Uebrige überließ er seinen Offizieren und Sol-

baten zur Beute. Alle Kostbarkeiten und Gelder der Landesobereinnahmen und der Gerichtsstellen, so wie der Stifter, Klöster und einzelner reicher Bewohner waren dort aufgehäuft. Ein Schatz von unermeßlichem Werthe, von der Stadt und vom Lande, befand sich also in den Händen des so sehr gefürchteten Feindes".

Unersetzlicher war der Verlust an Schätzen der Kunst und Literatur. Die Bibliothek „war eine der berühmtesten in Deutschland; sie enthielt sehr schätzbare Handschriften und die Werke der vorzüglichsten Schriftsteller, mitunter in kostbarem Einbande mit silbernen Beschlägen, und war besonders unter der vierzigjährigen Regierung des gelehrten Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn ansehnlich vermehrt worden. Diese Bücher- und Handschriften-Sammlung wurde nachher sammt den ebenfalls sehr reichhaltigen und werthvollen Bibliotheken der Universität und des Jesuitencollegiums größtentheils nach Schweden abgeführt und der Universität zu Upsala einverleibt". Noch jetzt soll zu Upsala eine große Anzahl unausgepackter Bücherkisten aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges stehen. Wen erinnert dieß nicht an die bekannten Verse unsers unsterblichen Dichters? Besonders da durch den Titel der schwedischen Könige (Suecorum, Gothorum *Vandalorumque* R.) der Vergleich so nahe liegt.

Indessen war dieß nur der Anfang des großen Raub- und Plünderungszuges durch ganz Süddeutschland. Im Jahre 1635 sah der französische Reisende Ogier (Ephemerides p. 250 — 52) in der Schatzkammer zu Stockholm, die früher wohl nicht sehr reichlich ausgestattet war („profecto ante Gustavum tenues erant ac modestae illae divitiae"), eine große Anzahl silberner und goldener Gefäße, zum Theil mit kostbaren Edelsteinen besetzt; darunter waren sechs silberne und vergoldete Pocale von vier bis fünf Fuß Höhe, schwere goldene Kreuze und Monstranzen von unnachahmlicher Arbeit, dann Kelche und andere kirchliche Gefäße von allen Gestalten. Was die Frömmigkeit von acht Jahrhunderten den Tem-

pein Gottes geschenkt, ward jetzt die Beute der kirchenräuberischen Gräuel des Vandalenzuges.

„Noch Vormittags kehrte der König in die Stadt zurück. Am folgenden Sonntage, den 9/19. October, feierte er mit seinem ansehnlichen Generalstabe ein Dankfest ob der raschen und glücklichen Erfolge seiner Unternehmungen. Die Feierlichkeit fand in seinem gewöhnlichen Speisezimmer Statt, wo sein Hofprediger, Johann Fabricius, eine mit Gebeten und Gesängen untermischte Rede hielt. Sie schloß mit einem Banket, wobei alle Gäste den erebenzten Steinwein sich trefflich schmecken ließen, und in ihrer Fröhlichkeit ein Lied anstimmten, das der König selbst lustig mitsang".

„Die auf allen Wegen, Gängen und Zimmern des erstürmten Schlosses zerstreut liegenden Leichname der Ermordeten gaben einen scheuslichen Anblick. Der Stadtrath traf daher gleich in den ersten Tagen Anstalt zu ihrer Beerdigung, ehe sie in Verwesung übergingen und durch ihre Ausdünstung die Luft verpesteten; hundert und fünfzig Bürger mußten frohnweise das ekelhafte Geschäft übernehmen".

Nun wurde das ganze Fürstenthum von den Schweden in Besitz genommen. „Zwar hatte der König überall den Einwohnern versichert, daß sie bei ihrer Religionsübung nicht nur ungestört gelassen, sondern von ihm sogar geschützt werden sollten; es zeigte sich aber doch bald, daß mindestens seine Unterbefehlshaber der lutherischen Religion — zum Nachtheil der katholischen — ihre Gunst und Unterstützung zuwandten. Ja er selbst verschenkte gleich anfangs das Gebiet des Deutsch-Ordens, die Grafschaft Schwarzenberg und die leuchtenbergische Herrschaft Grünsfeld an andere Herren, welche dann aus allen Dörfern die katholischen Pfarrer vertrieben, und dafür lutherische Prediger einsetzten". Der Verfasser beschreibt hierauf das Schicksal der Klöster und Pfarreien auf dem Lande. Die Klöster „wurden ohne Ausnahme rein ausgeplündert und vom König an seine vornehmsten Offiziere verschenkt". Sogar die zinnernen Orgelpfeifen und die ku-

pfernen Dachrinnen bot man zum Verkaufe aus. Einzelne Mönche wurden das Opfer „der ersten feindlichen Mordwuth“; die übrigen mußten ihre stillen Zellen räumen, und den neuen Besitzern Platz machen. „Alle Kirchen und Pfarrhöfe wurden ausgeplündert. Kein katholischer Seelsorger durfte sich öffentlich in seiner Amtstracht sehen lassen; er wurde verspottet, mit Schlägen oder auf andere Art mißhandelt, nicht selten sogar ermordet“. Besonders grauenvoll ist das Schicksal des Pfarrers Wagner von Altenmünster. „Ein geborener Thüringer hatte sich derselbe zu Würzburg von der reformirten Religion zur katholischen gewendet, und eine Anstellung als Pfarrer im erwähnten Orte erhalten. Als solcher erwarb er sich allgemeine Liebe. Die schwedischen Soldaten wollten ihn zum Widerrufe bereden, und da ihre Drohungen nichts vermochten, führten sie ihn nach Mainberg, und suchten ihn durch die grausamsten Qualen zu zwingen“, — wir verschonen unsere Leser mit der Erzählung derselben, — bis sie ihn endlich erschossen und in den Main warfen. Auf solche Weise ward des Königs feierliches Versprechen gehalten, die Einwohner in Ausübung ihrer Religion zu schützen.

Am 25. October brach das schwedische Hauptheer von Würzburg auf; aber erst am 19. November verließ der König diese Stadt. Die großen Verheerungen, die er im ganzen Lande duldete, so wie die zahlreichen Dotationen, die er machte, deuten darauf hin, daß er damals wohl noch nicht ernstlich daran dachte, das schöne Fürstenthum für sich selbst zu behalten; erst im Verlaufe seiner ferneren Erfolge scheint er zu diesem Entschlusse gekommen zu seyn. In den Unterredungen, die er im Junius des folgenden Jahres (1632) mit den Nürnberger Rathsherren hatte (s. Breyers Beiträge, S. 215 ff.), gab er deutlich zu erkennen, daß er diejenigen Orte, die er „von den Papisten durch die Waffen mit Gott erlangt, als Würzburg, Mainz u. a. in seiner Gewalt behalten wolle“, wobei er sich auf Hugo Grotius de jure belli et pacis berief.

In Würzburg ward nach seiner Abreise eine schwedische „Landesregierung des Herzogthums Franken" eingesetzt. An ihrer Spitze standen Veit Ulrich Truchseß von Wetzhausen und Adam Herrmann von Rotenhan zu Rentweinsdorf als Statthalter, dann der Advocat J. Fr. Schmidt, genannt Fabricius aus Schweinfurt als Canzler. Indessen hörten die Excesse der schwedischen Soldaten nicht auf; sogar das Plündern und Brennen dauerte fort. Was die neue Landesregierung vorzugsweise beschäftigte, war 1) die Beschlagnahme der Güter des entflohenen katholischen Clerus, 2) die Entscheidung der Reclamationen protestantischer Gemeinden und ihrer vordem vertriebenen Prediger. Daß hiebei allenthalben zu Gunsten der Protestanten gesprochen wurde, versteht sich von selbst; eine große Anzahl von Kirchen, welche durch die Gegenreformation des Bischofs Julius (s. Ranke, Fürsten und Völker, Bd. III, S. 120 ff.) dem alten Glauben wieder gewonnen worden waren, fiel nun abermals der neuen Lehre anheim.

Da Würzburg erst unter Bischof Julius eine sehr bedeutende Rolle als katholischer Staat gespielt hatte, und namentlich Ursache gewesen war, daß der Ausbreitung der Reformation in den fränkischen Landen Schranken gesetzt wurden, so war die Eroberung dieses Bisthums ein Ereigniß, an welches sich die bedeutendsten Folgen knüpfen mußten. Daß es nie wieder eine geistliche Herrschaft erhalten sollte, geht aus den von dem Verfasser angeführten Maaßregeln, daß es protestantisch werden sollte, insbesondere aus dem Seite 38 bemerkten Benehmen gegen die Grafen von Wertheim hervor. Interessant ist auch zu sehen, wie die Nürnberger von der Noth der Würzburger Vortheil zogen, und von dem schwedischen Raube, was sie konnten, an sich brachten. Wie wenig übrigens die so gepriesene Kriegszucht der schwedischen Truppen wirklich bestand, erhellt aus den zahllosen Uebertretungen der vom König erlassenen schützenden Verordnungen. Als Gustav Adolph seine Hand auch nach den Gütern des Juliusspita-

Wertheim (die protestantische Linie), welche dafür dem Könige Gustav Adolph und der Krone Schweden Vasallentreue schwo- ren. Gleiches geschah von den Grafen von Erbach, Ho- henlohe, Solms u. s. w., nachdem für sie ebenfalls reiche Dotationen von dem Hochstifte abgerissen worden waren. Ei- nen beträchtlichen Antheil an dem Raube erhielt die Reichs- stadt Schweinfurt, welche gleich Anfangs schwedische Besa- tzung eingenommen und dem Könige gehuldigt hatte.

Unterdessen dauerten die Gewaltthätigkeiten der Solda- tesca fort, und alle Versuche des Königs, eine bessere Dis- ciplin herzustellen, zeigten sich wirkungslos. Diejenigen, wel- che die Schweden mit so großer Sehnsucht erwartet hatten, fielen nun auch dem allgemeinen Geschicke anheim, und es gab nur ein Mittel, diesen Drangsalen wenigstens für seine Person zu entgehen, nämlich der Eintritt in schwedische Kriegs- dienste, indem man aus den Reihen der Bedrängten in die der Bedränger übertrat. Ein großer Theil des norddeutschen Adels diente bereits unter Gustav Adolphs Fahnen; die pro- testantischen Edelleute aus Franken, Schwaben und Rhein- land schlossen sich ihnen an. Alle zusammen wütheten aber mit solcher Unmenschlichkeit im eigenen Vaterlande, daß selbst den Schweden das Ding zu arg wurde, und Gustav Adolph im Lager vor Nürnberg jene berühmte Strafrede an seine deutschen Söldlinge und Bundesgenossen hielt: „Ihr Fürsten, Grafen, Herren und Edelleute, ihr seyd diejenigen, welche an ihrem eigenen Vaterlande Untreue begehen, indem ihr selbst es ruinirt und verheeret. Ihr Obersten und Offiziere, vom höchsten bis zum niedrigsten, ihr seyd diejenigen, die da steh- len und rauben, ohne Unterschied, keinen ausgenommen; ihr stehlt sogar euren Glaubensgenossen und gebt mir Ursache, daß ich einen Eckel an euch habe.... Hätte ich euch gekannt, ihr Deutschen, daß ihr so wenig Liebe und Treue zu euerem eigenen Vaterlande trüget, ich hätte kein Pferd euretwegen gesattelt, geschweige meine Krone und mein Leben für euch eingesetzt“. — Dieß letzte war nun freilich nicht buchstäblich

zu nehmen, noch weniger aber die folgenden Sätze, in welchen G. A. versicherte, er habe vom deutschen Reiche nicht so viel bekommen, daß er sich davon ein Paar Hosen könne machen lassen, und von allem Eroberten habe er nicht einen Schweinstall für sich behalten.

Bei dem allgemeinen Elende, das die schwedische Invasion in Franken verbreitete, war nur eine Classe von Menschen, welche davon Nutzen zu ziehen wußte, nämlich die Juden. Sie waren es, sagt der Verfasser S. 132, „welche den Soldaten das geplünderte Gut, wie es immer Namen hatte, um ein Spottgeld versilberten, und den bedrängten christlichen Gemeinden und Einzelnen durch allerlei falsche Verträge und geringe Darlehen Leib und Seele, Gegenwart und Zukunft abwucherten, und somit des Krieges Drangsale zu ihrem größten Vortheil ausbeuteten".

Bereits gegen Ende des Jahres 1631 hatte der schwedische Hofprediger Fabricius „die Versicherung gegeben, in einem halben Jahre werde das Stift Würzburg zur evangelischen Religion gebracht werden". Im folgenden Frühjahr ward auch wirklich mit „Anstellung einer evangelischen Reformation der Kirchen im Herzogthum Franken" und mit „Einrichtung des Predigtamtes nach der ungeänderten Augsburgischen Confession" begonnen. (Doch ward bei einer andern Gelegenheit empfohlen, „den Gegentheil nicht gleich mit Feuer, Schwerdt und Verfolgung zu bekehren, sondern das Unkraut mit dem Waitzen aufwachsen zu lassen".)

Endlich am 17. Mai erließ die königlich schwedische Regierung ein gedrucktes, überall angeschlagenes „Patent, die Einführung der evangelischen Religionsübung im Hochstift Würzburg betreffend". Man versprach sich, fährt der Verfasser fort, daß die Katholiken, wenn sie einige Zeit die protestantischen Predigten besucht, dann zu vermeintlich besserer Einsicht und Ueberzeugung kommen und mit hellen Haufen zum Protestantismus übergehen würden. Um sochen Erfolg zu befördern, wurden die erledigten katholischen Seel-

sorgerstellen vor der Hand nicht mehr besetzt. Jetzt fiel allerdings dem katholischen Volke die Binde von den Augen; man sah nun deutlich, wie viel auf das feierlich geleistete Versprechen wegen Aufrechthaltung des katholischen Glaubens zu geben sey. Dr. Schleupner aus Hof wurde als Generalsuperintendent nach Würzburg berufen, und bald darauf ward angefangen, die Pfarreien mit Predigern der „allein seeligmachenden Augsburgischen Confession“ zu besetzen. Dabei wachte der neue Generalsuperintendent mit besonderer Sorgfalt, daß sich nicht solche Candidaten einschlichen, „die entweder unrichtig in der Lehre, oder an Ceremonien gewöhnt seyen, welche sie sich nicht leicht abgewöhnen ließen“.

Während G. A. im Lager bei Nürnberg stand, mußte das Würzburger Land trotz seiner Erschöpfung fortwährend zum Unterhalte des schwedischen Heeres beitragen. Die Königin von Schweden weilte während dieser Zeit eilf Wochen lang in der Stadt Würzburg. Unter dem Gefolge, das mit ihr einzog, befand sich auch ein als Kapuziner gekleideter Affe zu Pferd. Solche zarte Spöttereien waren damals an der Tagesordnung. Den gesammten höchst zahlreichen Hofstaat mußte die Stadt die ganze Zeit über auf das Reichlichste verpflegen. Von der Königin selbst wird nichts Anderes bemerkt, als daß sie große Freude am Fischen gehabt, und sich von der in der Stadt herrschenden Pest nicht gefürchtet habe.

Das vorliegende II. Heft schließt mit dem Tode Gustav Adolphs. Dieses wichtige Ereigniß ward dem Rathe zu Würzburg erst am 26. November „von dem Canzler Fabricius, im Beiseyn des k. Statthalters und der Räthe, auf der Kanzlei mit leichenrednerischen breiten Phrasen eröffnet“, und „damit man sich darob ja nicht erfreue, zugleich beigefügt, daß in dem blutigen Treffen, darin der König von Schweden gefallen, dagegen die kaiserliche Armee aus dem Felde geschlagen und nach Böhmen zurückgetrieben worden sey, und daß, da die Stadt Würzburg nicht allein dem Könige, sondern auch seiner Krone und Nachkommenschaft den Eid der Treue gelei-

stet habe, sie hieran blos erinnert und von einer neuerlichen Huldigung bis auf weiteres befreit werde".

Wir wollen hoffen, daß der Verfasser uns recht bald durch die Fortsetzung seines interessanten und verdienstvollen Unternehmens erfreue. Dasselbe ist uns besonders in dem gegenwärtigen Augenblicke doppelt willkommen; denn gerade jetzt — da der Name des Schwedenkönigs täglich als Aushängeschild gebraucht wird, für eine anscheinend auf gemeinnützige, in der Wirklichkeit aber auf rein polemische Zwecke gerichtete sich immer mehr ausbreitende Gesellschaft — muß es zeitgemäß erscheinen, alles hervorzuheben, was zur näheren Charakteristik des so vielfach über Gebühr gepriesenen Herrschers beitragen kann. Diese Affectation, den Namen eines auswärtigen Königs an der Stirne zu tragen, eines Eroberers, der unserm deutschen Vaterlande tiefblutende Wunden geschlagen, möge sie allen Unbefangenen über die wahre Tendenz jenes Vereins die Augen öffnen!

XXVII.

Briefe aus Paris.

Sechster Brief.

Alle bisher geäußerten Ausstellungen gegen die Universität erfolgten zum Theil in Flugschriften, zum Theil in Tagsblättern; alle Beschwerden wurden bloß privatim auf dem Gebiete der freien Meinungsäußernng laut, alle Angriffe trugen im Grunde nur einen Privatcharakter an sich. Aber nicht bloß auf öffentlichem, auch auf offiziellem Wege sollte Etwas geschehen; — Petitionen mit dem Begehren um Freiheit des Unterrichts wurden den Kammern eingereicht. Hundert Einwohner von Dijon forderten diese, durch die Charte versprochene Freiheit, und verlangten: 1) daß jedem Bürger von erprobter Kennt-

niß und Sittlichkeit gestattet werde, unter unmittelbarer Aufsicht des Staats Schulen zu eröffnen, an welche die Universität kein (Besteurungs-) Recht zu üben habe; 2) daß die Prüfungs-Juri für das Baccalaureat aus unpartheiischen, vom Universitätseinfluß freien Männern bestehe. — Hundert und sechszig Einwohner des Departements der Maine und Loire forderten in einer gedruckten Eingabe Aehnliches. — Zweihundert dreißig Einwohner von St. Brieu an der Nordküste verlangten nicht bloß Verwirklichung der Charte, erklärten sich nicht allein gegen das Universitäts-Monopol, sondern auch gegen einen vor zwei Jahren durch den Minister des öffentlichen Unterrichts gestellten Antrag über Freiheit des Unterrichts, weil derselbe nur zum neuen Wall für das Monopol geworden sey. Fünfzig Wähler der Stadt Bolbek im Departement der Nieder-Seine erklärten sich bloß mit einem solchen Gesetz befriedigt, welches die Freiheit des Unterrichts in Wirklichkeit gewähre, und zwar in der Art, daß ihre Söhne als Bachelieurs-en-lettres angenommen würden, ohne in den Universitätscollegien ihre Studien gemacht zu haben. Vierundvierzig Einwohner von Dieppe, zweihundert von Nancy, hundert und neunundreißig von Dünkirchen sprachen auf gleiche Weise sich aus. Durch den Gesetzesvorschlag von 1841, sagten sie, werde bloß das Monopol durch einen Schein von Freiheit übertüncht. Sie verlangen als Recht: freie Concurrenz aller Erziehungshäuser, welche gut, wenigstens nicht als schlecht bekannt sind, Ausschließung nur derjenigen, in welchen man Unsittlichkeit und Unordnung dulden würde. Die Bittsteller von Dünkirchen wollen die Erziehung ihrer Kinder nach Belieben religiösen Corporationen überlassen, ohne daß die Universität zum Richter derjenigen Professoren sich aufwerfe, die vom Staat weder ernannt noch bezahlt seyen. Aehnliches sprach sich noch in manchen Eingaben aus, unter denen vorzüglich diejenige von Nantes den Männern des Zwangs unter dem Aushängeschild der Freiheit in der Deputirtenkammer höchlich mißfiel, denn es ist darin gesagt: „Seit achtzehn Jahrhunderten war in Frankreich der öffentliche Unterricht frei, mit Ausnahme der kurzen Regierung Julians des Abtrünnigen, der Zeit der Schreckenstage von 1793, und der seit der ungesetzlichen Gründung der Universität verflossenen Zeit. Jahre der Unterdrückung und der Sclaverei können gegen Jahrhunderte der Freiheit und der Ehre nichts beweisen“.

Uebrigens ist dieß nicht das Erstemal, daß dergleichen Petitionen eingehen. Schon im Jahre 1839 waren solche eingelaufen und damals

dem Bureau der Nachweisungen (Bureau de renseignemens) übergeben worden. In der Sitzung des Jahres 1840 wurden von neun Petitionen gleichen Inhalts sieben der Gegenstand zweier Berichte des Grafen Tacher an die Pairskammer (23. Mai und 3. Juli). Im Jahre 1841 lagen acht vor; es wurde aber nicht darüber berichtet, weil damals vor der ersten Kammer der Gesetzentwurf der Deputirtenkammer über den Secundärunterricht schwebte. Dießmal hatten sich die Petitionen sowohl an die Pairskammer, als an die Deputirtenkammer gemehrt. So war nun der Angriff von allen Seiten, durch alle Mittel erhoben. Universitätsherr zu seyn ist aber eine lohnende, lockende, gewinnreiche Sache. Diese Herren fechten nicht für eine dürre, armselige Idee, sondern für eine recht greifbare Realität; und wenn sie auch nicht wissen, an wen sie glauben, so wissen sie doch genau, was sie haben. Die oberste Lehranstalt ist das College de France, an dieses schließen sich die Sorbonne, die Normalschule, andere Colleges. Eine Anstellung an dem College de France bringt 5000 Franken ein, wofür höchstens zwei wöchentliche Vorlesungen zu halten sind. Keiner ist auf diese Anstellung beschränkt, sondern jeder hat noch seinen wohlbezahlten Platz an einem andern, oft an mehr als einem Colleg. An der Sorbonne machen sie sichs gar bequem; da wählt sich jeder Professor (der Abbé Glaire, Professor der Moral, macht einzig eine Ausnahme) seinen Stellvertreter, dem er die Hälfte des Gehalts überläßt, die andere Hälfte dafür bezieht, daß er seinen Namen auf das Lectionsverzeichniß zu drucken gestattet. Daß der Stellvertreter über dasjenige Fach Vorlesungen halte, für welches der figurirende Professor angestellt ist, ist gar nicht nothwendig. Jeder liest, was ihm beliebt, so daß oft das eigentliche Fach gar nicht besetzt ist. Mit diesen Anstellungen sind dann häufig noch andere, nicht minder einträgliche verbunden, wie z. B. Hr. Michelet bei der Direction des Reichsarchivs einen weitern einträglichen Posten bekleidet. Da ferner die Lehrbücher für alle Unterrichtsanstalten von dem Universitätsrath bestimmt werden, so sind diese Herren meistentheils Verfasser derselben, weil das Mittel, zahlreichen Absatz, vermehrte Auflagen, sich selbst aber ansehnliches Honorar zu verschaffen, ausschließlich in ihren Händen liegt, so daß von einer Jahreseinnahme von 20,000 Franken und darüber bei mehr als Einem gesprochen wird. Im Hintergrunde winken noch Ministerstellen (Salvandi, Guizot, Villemain), die Pairswürde (Cousin), andere Lockungen. Sollte man ein so wohlgefügtes, ein so wohnliches Gebäude der Chimäre der Freiheit und eines zusagenden, der Menschen edelste An-

lagen und höchstes Bedürfniß berücksichtigenden Unterrichts, sollte man es hiedurch der Gefahr der Erschütterung, vielleicht gar zukünftiger Verödung preis geben?

So ward nun von ihnen der Kampf aufgenommen, denn auszuweichen war ihm nicht mehr. Die radicalen Blätter eröffneten denselben als Leichtbewaffnete, voran der alte Jesuitenriecher Constitutionel, unermüdet in nichtssagenden Erwiederungen auf die katholischerseits beigebrachten Thatsachen. Um sich den Anstrich gewissenhafter Besorgniß für Frankreichs Sittlichkeit zu geben, denuncirte er zwei Werke, die in den rein geistlichen Anstalten bei dem Unterricht für die künftigen Priester zu Grunde gelegt werden; das eine: Compendium theologiae moralis, quod ad usum theologiae candidatorum ex variis auctoribus, praesertim ex B. Liguorio, excerpsit J. V. Moullet; dann: J. Gasp. Saottler in sextum decalogi praeceptum, in conjugum obligationes et quaedam matrimonium spectantia praelectiones, ex ejusdem theologia morali universa excerpsit, notis et novis quaesitis amplificavit etc. P. J. Rousselot. Aus diesen Schriften will er den Beweis führen, daß die zum geistlichen Stande bestimmten Jünglinge mit allen denkbaren, selbst mit kaum denkbaren Unsittlichkeiten vertraut gemacht würden. Um seinen Lesern dieses beliebt zu machen, werden Stellen nicht allein aus ihrem Zusammenhange herausgerissen, sondern darüberhin noch verstümmelt und zum Mehrbedarf irrig übersetzt. Dafür ist er erst durch den hochw. Bischof von Chartres in einem besonders erschienenen „Brief über eine neuerdings gegen den Moralunterricht der Geistlichkeit erhobene Anklage“, hierauf durch den hochw. Bischof von Straßburg in eine an den Univers gerichteten Zuschrift nach Gebühr zurückgewiesen worden.

Als Hauptorgan wählten sich die Universitätsherren das Blatt Siecle, eines der verbreitetsten in Frankreich, und ganz in den antireligiösen Grundsätzen, in dem allermodernsten Liberalismus und in der Apotheose der materiellen Bestrebungen wirbelnd und schäumend. In dieses ließen sie ihre Philippiken gegen das, was sie unter der allgemeinen Benennung Jesuiten begriffen, abdrucken, und für Alles, was in Frankreich wider den christlichen Glauben, wider die Kirche und wider eine gefestigtere Ordnung der Dinge sich verbindet, Allarm schlagen.

Behutsamer, wenn nicht schleichender, gemäßigter, wenn nicht perfider, trat das ministerielle Journal des Debats auf. Hier wimmerte

es mit dem Constitutionel über die erwähnten, Sittlichkeit untergrabenden Werke, dort lächelte es mit dem Siecle zu der Verbreitung der pantheistischen Lehre. In Beziehung auf das Erstere bezeichnet der Bischof von Chartres dieses Blatt mit folgenden Worten. „Ein Journal, welches der gefährlichste Feind der Kirche ist, welches die treulosesten und boshaftesten Angriffe mit einem Schein der Höflichkeit übertüncht, dabei sich zum officiellen Rathgeber und Leiter der Bischöfe aufwerfen möchte, obgleich gewisse, ihm sehr geläufige Veröffentlichungen, deren empörende Frechheit Jedermann kennt, sich mit einer solchen Sendung schlecht vertragen". In Bezug auf das andere erstattete dasselbe in einer der ersten Nummern des Monats Juni Bericht über eine öffentliche Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften und über das Programm derselben: Von den besondern Merkmalen der Gewißheit. Da gab es folgende Theorie eines indischen Philosophen von der Gottheit zum Besten: „Seit Anfang der durch ihn erschaffenen Welt ist Gott in den Schlaf versunken. Gott schläft und die Welt ist sein Traum. Gott schläft, und alle physischen Revolutionen, alle Entwicklung der Sphären, alle sucessiven oder gleichzeitigen Schöpfungen, die sein Träumen ergötzen, haben blos Schein, keine Wirklichkeit. Die Welt ist der Traum Gottes. Wenn Gott erwachen und in seiner allmächtigen Einheit einzig seyn wird, wird aller Schein in sein ursprüngliches Nichts zurückfallen. Die Scheinbilder von Schöpfungen und Wesen, von Erdkreisen und Planeten, von Systemen und Ansichten werden auf immer zerrinnen. Gottes Traum wird zu Ende gehen". Der Leser sollte wohl glauben, das ministerielle Journal de Debats werde diese Stelle herausgehoben haben, um derselben ihr Recht anzuthun. Keineswegs; es knüpft folgende Bemerkung an sie an: „Ich sehe nicht ein, was man folgerichtig gegen diese kühne und vollkommen logische Hypothese einwenden könnte".

Wer sollte es glauben? selbst die unter Mitwirkung der Düdevant (G. Sand) gegründete Revue independante hielt sich für berufen, im Namen der Keuschheit und Züchtigkeit mit dem Unterricht in den geistlichen Seminarien eine Lanze brechen zu müssen. Wer hätte von dem Busenfreund der Verfasserin einer Lelia, Valentin u. a. Werke dieser Art solches erwarten mögen? Dennoch geschah es in einem Aufsatz mit der Ueberschrift: les Jesuites et leurs livres.

Die Revue des deux mondes natürlich durfte auch nicht zurückbleiben. Da war es Hrn. Libri, der ebenfalls die Jesuiten aufmarschi-

ren, und die Mährchen von ihren Reichthümern, die Sage von ihrer Gewandtheit sich Vergabungen zu verschaffen, ihre immer von Neuem beklatschte Rolle spielen ließ. Seinem Vorgeben nach müßten die Frauen du sacré Coeur den Bettelsack für sie anlegen, was immer mit dem besten Erfolg geschehen. Nun war es aber um diese Zeit in Paris stadtkundig — und Hr. Libri hätte Solches noch leichter erfahren können, als Schreiber dieses es erfahren hat — daß die Frères de la foi in der Rue des postes seit längerer Zeit wegen des Ankaufs eines Hauses in der größten Geldverlegenheit sich befanden, daß sie während der letzten Fasten bittere Noth, selbst Hunger litten, oft nicht einmal genug Brod hatten; daß mitleidige Frauen zusammen traten, um einige Säcke Bohnen für sie zu kaufen und der Küchenbruder, als diese ins Haus getragen wurden, vor Freude Thränen vergoß, daß er endlich wieder einmal im Stande sey, den Tisch decken zu können. Eine Gesellschaft, welche Geldmittel besitzt, mag sich wohl arm stellen, daß sie aber bei jenem Hunger leide, wird wohl schwerlich Jemand zu glauben geneigt seyn. Aber der Altvater schon hatte gelehrt: „Lüget, Lüget, immer wird etwas haften. Nur dann, wenn die Lüge Uebels stiftet, ist sie ein Laster, eine sehr große Tugend, wenn sie Gutes (d. h. Uebel und Gutes nach seinem Sinne) stiftet. Erhebet euch daher zur wahren Tugend! Man muß lügen, wie ein Teufel, nicht zaghaft, nicht bloß zeitweilig, sondern keck, unausgesetzt".

Das große Wort, welches als Halloh durch das gesammte Feldlager des Religionshasses, der Kirchenfeindschaft, der Revolutionssympathien und des verfeinerten Jacobinerthums von Seite der bedrängten Universität erschallen sollte, war gefunden, es lautete: Jesuiten. Diese Vogelscheuche ward aufgestellt als Zielpunkt, gegen welchen flammende Philippiken losgedonnert wurden. Sie fochten gegen denselben mit grimmigen Hieben in den Zeitungen, in den Monatsschriften, in den Flugblättern, in der Deputirtenkammer; sie sahen ein Ungethüm mit gähnendem Rachen, bereit, Frankreich alsbald zu verschlingen, sobald an der Universität nur das mindeste gerüttelt, die verheißene und so ernstlich verlangte Freiheit gewährt würde. Und doch hatten sich die wenigen eigentlichen Jesuiten (Frères de la foi), welche hie und da in Frankreich sich befinden, in den Streit gar nicht gemischt, war niemand unter ihnen in demselben aufgetreten; ist ihre Zahl, ihre Stellung, ihr Einfluß keineswegs so, daß ein allgemeiner Hanibal ante Portas deßwegen erhoben werden müßte. Das Wort Jesuit wurde

jetzt zum allgemeinen Stichwort. Je sorgsamer man sich vor einer Definition hütete, was denn in solcher Ausdehnung unter Jesuit zu verstehen sey, desto mannhafter, gewaltiger, trotzesfreudiger und unermüdlicher warf man mit dieser Benennung um sich; denn es entging nicht, wie hiedurch die Aufmerksamkeit von dem Wesentlichen, was katholischer Seits gegen die Universität vorgebracht würde, abgelenkt und auf ein ganz anderes Feld verpflanzt werde; man wußte mit Gewandtheit eine Volte zu schlagen. So viel ließ sich aus den losgerissenen Declamationen entnehmen, daß das Wort Jesuite zur gemeinsamen Benennung für alle diejenigen ausgeprägt werden wollte, welche aus den angeführten Gründen mit dem Universitätsunterricht sich nicht befriedigt erklären konnten, welche diese Gründe offen, unumwunden und klar auseinander setzten, welche mit dem Verlangen nach Freiheit des Unterrichts demselben wieder eine religiöse Unterlage zu geben, und hiemit Frankreichs Zukunft besser zu sichern beabsichtigten.

Als Hastati in dem begonnenen Kampf aufzutreten, hatten die Herren Michelet und Quinet sich gerüstet. Die öffentlichen Blätter mußten die Stelle der Trompeter übernehmen und laut es verkünden, daß der erste am 4. der andere am 10. Mai seinen Sturmlauf beginnen werde. Die Auditorien waren an diesen Tagen vollgepropft. Die vordersten Reihen nahmen Blaustrümpfe ein, welche sich wohl berufener und geneigter glauben mußte, den Quirllöffel in einem Dekokt des Aufkläricht herumzutreiben, als in einer ehrlichen und mundenden Chokolade. Dann folgten etwelche Männer, die ihren Athem zum Fortschieben des Jahrhunderts ruhmvoll zu gebrauchen gedenken; hierauf die Repräsentanten der hoffnungsvollen, durch die Universitätsweisheit dickgesäugten Jugend; im Hintergrund, als Bergparthei der entgegengesetzten Gesinnung, stellten sich Jünglinge auf, welche die Seiltänzersprünge der sich Producirenden scharf beobachteten, die Finten, der um sich Hauenden lieber parirt, zwischen den Applaus der Bewundernden gerne einen schneidenden Mißton gepfiffen hätten, in Erwägung der Localität und des Terrains aber es für klüger erachten mußten, an sich zu halten; denn der Applaus, der die noblen Kämpfer begleitete, war immer, um so lauter und anhaltender, je klangvoller ihr Salmigondi, je angemessener einem solchen Auditorium derselbe war.

Kein Wunder, daß in den Hörsälen beider großen Geister fortan von nichts anderem gesprochen wurde, als von der Rotte Loyolas. Phi-

losophie der Geschichte, Entwicklungsgeschichte der Südvölker, was jeder der Lectionsverzeichnisse als Lehrgegenstände mochte angekündigt haben. — Alles wurde über jenem ausschließlichen Thema hinausgesetzt, Alles war rein vergessen. Wagte Jemand einen Zweifel, ob dergleichen in Ordnung sey, so wurde ihm erwiedert: Keineswegs sind wir außer dem Text, das eben ist der wahre. Am 17. Mai wurde (was jede weitere Bemerkung überflüssig macht) Edgar Quinets Vorlesung mit Absingung der Marseillaise eröffnet — wahrlich die glänzendste Rechtfertigung der wider die Universität erhobenen Anklage; wahrlich die kräftigste Unterstützung der bei den Kammern eingereichten Petionen, so fern die Kammern nicht die klangvollsten Stimmen zum Vortrag jenes Gesanges in sich schlössen. Lamartine soll bei dieser Veranlassung sich geäußert haben: „Ohne für eine der beiden Partheien mich zu erklären, muß ich wenigstens ein Unterrichtssystem tadeln, welches die Jugend, anstatt in der Liebe zu Gott und seiner Gesetze, in der Art und Weise unterrichtet, wie Verschwörungen angezettelt werden müssen“.

Unter den Tagesblättern war das Siècle dasjenige, welches seit dem Beginne des Krieges die Vorträge der beiden genannten Professoren entweder bruchstückweise oder vollständig dem größeren Publikum mittheilte. Man darf nur dieselben lesen, um sich zu überzeugen, welch ein würres Chaos der verschiedensten Gedankenelemente in den Köpfen jener Vorfechter des Universitätsmonopols sich kreuzte. Stibil und Brahmanius, Fourrieristische und St. Simonianistische Ideen, Schellingsche Naturphilosophie und Hegelsche Logik, alles muß seinen Tribut liefern; aber die gelieferten Bruchstücke fließen nicht in einander, sondern berühren sich unverschmolzen. In Quinets Rede von 10. Mai spielt besonders die Religion der Zukunft (womit folgerichtig für die bisherige der Scheidebrief ausgestellt ist) eine große Rolle. Einzelne geistreiche Gedanken, etwelche Wärme der Ueberzeugung, eine reiche Phantasie, eine begeisterte Sprache ist darin nicht zu verkennen. Doch ließe sich auch mit dem Hochw. Bischof von Chartres sagen: „man bemerkt in der Rede einen orakulirenden Styl, nebliche Ausdrücke, geschraubte Phrasen. Diese kleinen, übrigens immer sehr durchsichtigen Dunkelheiten, diese leichten Bemühungen, den Gedanken ein wenig zu verwirren, hindern jedoch nicht, die eingeflochtenen Ansichten und Lehren, so klar zu durchschauen, daß nur die größte Verstocktheit, oder der vollständigste Stumpfsinn sie mißkennen könnte“. Welchem Urtheil darüber man beipflichten wolle, das ist gewiß, daß in Hrn. Quinets Gedanke und Wort al-

len Positive — christliche in mystischen Dunst und Nebel zerrinnt. Diese Religion der Zukunft, deren Morgenröthe bereits am Sehekreis wahrgenommen werden soll, heißt: „das erneuerte Evangelium, der widergeborne Gott, der erweiterte Christus". Die Evangelisten, Apostel und Missionäre dieser neuen weltbeglückenden Botschaft sind: die Denker, die Schriftsteller, die Dichter, die Philosophen. Lese man vollends folgende, ins Deutsche nur schwer überzutragende Stelle, und wundere man sich noch, wenn Diener der katholischen Religion über solche Dinge sich entsetzen, wenn gut katholischen Eltern für ihre, in solche Lehre gegebene Söhne bangen wird! „Der vergrößerte, erneuerte, gleichsam zum zweitenmale aus dem Grabe erstandene Christus läßt sich nicht so leicht dienstbar machen; er wird in keinen Raum, d. h. in keine besondere Religion eingegränzt, er zertheilt sich, er bietet sich dar, er verbindet sich allen. Ein mächtig religiöses Leben tritt hervor nicht allein in dem Katholicismus, auch in dem Protestantismus; nicht allein in dem positiven Glauben, auch in der Philosophie. Die Bewegung beschränkt sich nicht allein auf den Süden Europas; ich sehe sie gleichmäßig gähren in der germanischen, wie in der slavischen Raçe, bei denjenigen welche man Häretiker nennt, wie unter den Rechtgläubigen".

Läßt sich die Schlußfolgerung abweisen, daß, wenn ein Lehrer der Universität dergleichen Ansichten auf offenem Lehrstuhl aussprechen und in Blättern abdrucken dürfe, dieselben auch von den Häuptern der Universität gebilligt werden, daß sie ähnliche Ansichten hegen und ihren Schülern mittheilen; wie feierliche Versicherungen des Gegentheils ein Minister der öffentlichen Unterrichts oder ein Mitvorstand der Universität über deren strenge Aufsicht auf die Orthodoxie ihres Universitätsunterrichts immerhin geben möge?

Daß sie hiezu sich genöthigt sahen, — wie sehr auch der vorhandene Wolke von Zeugen gegenüber diese Versicherungen in Nichts zerrinnen — bleibt immerhin ein günstiges Zeugniß für Frankreichs Gesinnung, für das in ihm sich regende Bedürfniß dessen, was ihm noth thue. In selber Erkenntniß, daß man dem Kind seinen wahren Namen nicht geben, das Ziel auf welches man lossteuere, vor Jedermanns Augen nicht enthüllen dürfe, folgten von Seite der Universitätsmänner Versicherungen auf Versicherungen, wie gut sie es mit der positiv christlichen Religion, mit der katholischen Kirche meinen, wie weit mehr sie dieselbe zu stützen, als zu untergraben beabsichtigten, wie sehr es ihnen um deren Flor und Bestand vor Allem zu thun seye — aber ha-

ben nicht Hegel und seine Schule dieses alles' seiner Zeit ebenfalls gesagt? Haben diese nicht im Anfang das Panier der christlichen Orthodoxie ebenfalls geschwungen? Wer erinnert sich nicht der Versicherungen, unter denen die Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik von Berlin in die Welt traten? — Gut. — Jüngere, aufrichtigere Schüler des Meisters haben dagegen wenige Jahre nachher erklärt: sie schämten sich der falschen Maske; haben dieselbe von sich geworfen und sich als diejenigen gezeigt, die sie sind. Die Schale ist zerbrochen und der Kern liegt nur zu sehr am Tage. Strauß, Bruno Bauer, Feuerbach, Danner, Frauenstädt, Richter, Ruge, Sallet, Schefer und Andere haben der Welt und der Christenheit offen gesagt, welches der wahre Sinn der Hegelschen Philosophie, der Grundgedanke und Entzweck alles Pantheismus sey, heiße er Spinozismus oder Hegelianismus, — die Zerstörung nämlich des Christenthums.

Es ist wahrhaft merkwürdig, wie der Minister des öffentlichen Unterrichts in beiden Kammern, Hr. Cousin aber in der Pairskammer sich windet, um die erhobenen Anschuldigungen von der Universität abzuwälzen, um derjenigen einer pantheistischen Lehre zu entschlüpfen, um diese in den Mantel einer ächt katholischen, christlichen Lehre zu hüllen. Nachdem Ersterer auf das Studium seines im März ertheilten Berichtes über den Secundarunterricht verwiesen hatte, vertheidigte er die Religiösität des Universitätsunterrichts mit folgenden Worten: „Nein, meine Herren! es ist nicht wahr, daß deßwegen, weil die Charte keine Staatsreligion mehr aufdringt, die Religion im Unterrichtswesen der Staatsschulen weniger Platz einnehme. Gleichheit in der bürgerlichen Ordnung ist nicht Gleichgültigkeit in der sittlichen; dem Recht, welches das Gesetz aufstellt, steht die wesentliche Pflicht zur Seite, die Reinheit des öffentlichen Unterrichts zu wahren. Nie werden wir zugeben, daß die Schulen darum weniger religiös seyn dürfen, weil der Staat mehrere Culte beschützt. Eben darum wäre es weder religiös noch politisch, wenn man sagen wollte, es gebe keine andern Christen als die Priester, und in jedes Layen Hand wäre der Unterricht in Gefahr. Nein! der heilsame Einfluß des Priesterthums, so lange dasselbe in seinem gesetzlichen Gebiete bleibt, kann sich ganz gut mit allen Arbeiten des Layenunterrichts verbünden und einen. Dieser Unterricht von pflichtgetreuen Männern ertheilt, macht die Geister für alle sittlichen und religiösen Gefühle empfänglich, und ist dessen weit entfernt, sie davon abzuziehen. Ich glaube, daß die Layenerziehung, die in vergangenen Zeiten häufig sich religiös und rein erzeigt hat, dieses noch heut-

zutage so seyn kann; daß die Söhne, auch den Schulen des Staats anvertraut, nichts destoweniger gewissenhaft in dem Cultus und in dem Glauben ihrer Väter erzogen werden".

Herr Cousin seiner Seits ließ sich vernehmen: „Der allgemeine Unterricht der Universität hat die katholische Religion zur Grundlage, so will es der 38. Artikel des Decrets vom Jahre 1808. Woher aber will man beweisen, daß dieselbe auch die Grundlage jener besondern Wissenschaft seyn müsse, die man Philosophie nennt? Die Philosophie lehrt jene großen natürlichen Wahrheiten, welche, Gott sey Dank, nur durch die Vernunft enthüllt werden, und auf denen überall die Familie, die Sittlichkeit, die Würde des Menschenlebens, die Sicherheit der Staaten beruht. Diese Wahrheiten bilden ein solides, festes Lehrganzes, welches nicht der religiöse Unterricht selbst ist, nicht seyn kann, aber vollkommen gut an denselben sich anschließt. Noch einmal, meine Herren! Sie sind Staatsmänner, die sich in die Einzelnheiten der Schule nicht einzulassen haben; mein Gewissen aber legt mir die Verpflichtung auf, dieser Versammlung Genüge zu thun, indem ich Ihnen hier mit der genauesten Sachkenntniß erkläre, daß in dieser Stunde, in der wir sprechen, in keinem Colleg des Königreichs auch nur ein einziger Satz gelehrt wird, der directe oder indirecte den katholischen Glauben verletzte. Ich setze hinzu (und ich wünsche, daß meine Worte auch außerhalb dieses Raumes vernommen werden), daß, wenn ein einziger Lehrer der Philosophie an der Universität von der tiefen und aufrichtigen Ehrerbietigkeit sich entfernte, die er der katholischen Religion schuldig ist, er aufs kräftigste daran erinnert würde. Aber, Gott sey Dank! weder der Hr. Minister, noch ich, der ich in dem königlichen Rathe mit der Ueberwachung des philosophischen Unterrichts beauftragt bin, bedürfen solcher Energie, denn überall finden wir verständige Mitwirkung. Die Universität ist gewohnt, die Philosophie, welche sie lehrt, aus den reinsten Quellen zu schöpfen, aus denjenigen, aus welchen die Religion oft selbst schöpft. Descartes, Leibnitz, Malebranche, Fenelon, Bossuet, das sind die verehrten Meister, die der Lehre unserer Schulen vorstehen. Durch dergleichen Meister inspirirt, treu dem Geiste des siebenzehnten Jahrhunderts, ohne deßhalb hinter den Fortschritten unserer Zeit zurückzubleiben, hätte die Philosophie der Universität Anspruch auf einige Anerkennung; sie war weit entfernt, Verläumdung zu erwarten".

Herr Cousin rieth also der Kammer, sich nur getrost auf des Ministers und seine Wachsamkeit zu verlassen; gewiß werde alsdann der

katholischen Religion kein Leid geschehen. „Nicht ein Wörtchen solle in einem philosophischen Curs ausgesprochen werden, welches Familienvätern oder Staatsmännern den mindesten Grund zu Besorgniß geben könnte. Fordere man aber Unterrichtsfreiheit, so könnten die bisherigen Bedingungen durch neue unbedenklich ersetzt werden, so fern das Recht des Staats, in die Erziehung der heranwachsenden Generation sich hineinzumischen, unversehrt bleibe. (D. h. unbedenklich lasse sich Freiheit des Unterrichts ertheilen, sobald nur keine Freiheit damit verknüpft werde.) Dieses Recht des Staates sey eben das Recht der Universität, denn in Sachen des Unterrichts heiße der Staat Universität. Die Sorge der Regierung um den öffentlichen Unterricht nach dem bisherigen System sey auch bisher immer von den glänzendsten Erfolgen gekrönt worden.

Es müssen an diese Oratio pro domo einige Bemerkungen angeknüpft werden. Als Mann von Fach sprechend, sollte Cousin wissen, daß „jene großen natürlichen Wahrheiten, welche, Gott sey Dank! (wie fromm in dem Munde eines Philosophen!) nur durch die bloße Vernunft enthüllt werden", nichts weniger als „ein festes und solides Lehrganzes" bilden. Als Mann von Fach hätte er wissen sollen, daß gerade auf philosophischem Boden von dem Einen geläugnet wird, was der Andere behauptet, der Eine morgen niederreißt, was der Andere gestern aufgebaut hat. Am wenigsten aber darf die moderne Speculation, womit sich die Herren Cousin, Villemain, Lerminier, Quinet u. A. jenseits des Rheins die Taschen gefüllt haben, „ein festes und solides Lehrganzes" genannt werden. Oder hatte vielleicht Hr. Cousin, indem er von dem festen und soliden Lehrganzen der natürlichen Vernunftwahrheiten sprach, seine eigenen, in die Welt hinausgejagten philosophischen Schriften im Auge? Da möchte wohl dieser eklectische Philosoph es gerathen finden, zuvörderst eine Definition von solid und fest zu geben. — Durch die Versicherung energischer Mahnung gegen denjenigen Philosophen, der nur einen einzigen Augenblick von aufrichtiger Ehrerbietung gegen die katholische Religion sich entfernte, hat Hr. Cousin den Dank weder der philosophischen (derjenigen nämlich, die von positiver Religion überhaupt nichts mehr wissen will), noch der protestantischen, noch der katholischen Presse geärndtet. Von den beiden erstern versteht es sich von selbst; man lese nur das Feuilleton der Revue independante vom 25. Mai, dann den Semeur; aber auch die letztere sah nur zu gut ein, daß es weder Hrn. Villemain, noch Hrn. Cousin mit ihrem katholischen Glaubensbekenntnisse Ernst sey. Eine

etwelche conservative Anwandlung hat beiden, im Augenblick des Be-drängnisses, die frommen Versicherungen abgelockt, wo nicht ausgepreßt. Wie tief auch der Wolf in den Schafspelz sich hüllen mochte, er blickte doch heraus. Hatte nicht Hr. Cousin unmittelbar zuvor gesagt: „Die großen Wahrheiten, auf denen das Familienleben, die Sittlichkeit, die Sicherheit des Staates beruhe, würden durch die Vernunft aus sich selbst herausgefunden"? Wozu dann noch die Brücke der christlichen, und dann vollends noch der katholischen Religion? Wäre aber Hr. Cousin von einem Mitgliede der Versammlung darum angegangen worden, er möchte doch einen Fall nennen, in welchem eine Erinnerung, und gar noch eine „energische" Erinnerung eingetreten sey, so hätte er wohl in etwelche Verlegenheit kommen mögen, wenn er anders nicht mit der Entgegnung sich geholfen hätte: Dieser Fall sey noch nie vorgekommen, was für die Wahrheit seiner Versicherungen am augenscheinlichsten spreche; wonach man einfach anzunehmen hätte, diese Herren sprächen anders auf ihren Lehrstühlen, als sie in ihren Büchern schrieben.

Herr Cousin hat eine Reihe hochverehrter Namen genannt, welche als Meister der Lehre ihrer Schulen vorstünden; Namen, gegen welche wohl wenig wird eingewendet werden. Es hieße aber eine große Unwissenheit oder eine unbegreifliche Leichtigkeit, sich täuschen zu lassen, voranszusetzen, wenn der Eklektiker dem Wahn sich hingeben könnte, seine Schlauheit, in der er über die andern Quellen seiner compilatorischen Thätigkeit, einen Hume, Kant, Fichte, Schelling, Hegel herumschleiche, um den Vorwurf des Skepticismus und Pantheismus von sich abzuwälzen, werde nicht durchschaut. Sollten wohl die deutschen Philosophen, die er entweder geplündert oder verunstaltet hat, für eine solche Verläugnung ihm Dank wissen?

Wenn übrigens Hr. Cousin auf die aufrichtige Ehrerbietung der Universitätsphilosophen gegen die katholische Kirche, ja, seinem Standpunkte gemäß hätte er selbst hinzufügen können, gegen das Christenthum, so ungemein viel sich zu gut that, so erinnern wir uns wohl, daß in ähnlicher Weise auch in Deutschland von den Rationalisten, die aus dem Glauben alles Göttliche rein abgezogen haben, wie von den Philosophen, die es in ihre Träumereien transvasiren, stets gesprochen worden ist. Beide, und die Letzteren selbst noch mehr als die Ersteren, bedienen sich gewisser christlicher Formeln, hinter welche sie ihr Nichts, oder ihr wildfremdes Etwas verstecken, und dann keck sagen: was wollt ihr, stellen wir nicht dieselben Lehren voran, deren Vernichtung ihr

uns beschuldigt? Die Münze hat so ziemlich äußerers Ansehen und Gepräge der wahren, aber der Metallgehalt ist ein durchaus anderer. Deßwegen mochte auch Hr. Cousin auf jene Ehrerbietung, auf „kräftige Erinnerung" hinweisen, wenn es anders wäre.

Herr Abbé Bautain hat später nachgewiesen, daß die eklektische Philosophie allerdings gewisser christlichen Formeln sich bediene, daß es aber bloß Formeln seyen, die antichristlichen Lehren als Hülle angehängt werden. Sie spricht wohl von Gott, aber mit Hegel setzt sie die Idee als diesen Gott. Sie bedient sich der Ausdrücke der christlichen Dogmen, diese aber sind nichts weiter, als Symbole der Wahrheit an sich, und die biblischen Erzählungen Allegorien oder Mythen. Die Trinität ist die Thesis, die Idee an sich, der Vater, der sich noch nicht erkennt; der Sohn, in dem der Vater sich offenbart und beobachtet, ist die Antithesis, die Idee für sich; der heilige Geist ist die Synthese, das logische Band, welches Ursache und Folge, Ideales und Reales, Unendliches und Endliches, Unerschaffenes und Erschaffenes einigt. Die Erbsünde ist die nothwendige Beschränkung, die natürliche Ohnmacht der Creatur, getrennt von ihrer Idee angeschaut. Die Menschwerdung ist der Augenblick, in welchem die Identität der Menschheit und der Gottheit in das menschliche Bewußtseyn eintritt. Christi Opfertod ist der Act, mittelst dessen die Idee, nachdem sie in dem Endlichen sich geoffenbart hat, zu sich selbst zurückkommt, und den Menschen, der in das große All zurückkehrt, sagen läßt: nun bin ich nicht mehr Ich. So wird das Christenthum vollkommen parodirt, aber die Parodie behält etwelchen Anstrich desjenigen, was sie von Grund aus umgestalten will.

„Das nun", sagt Hr. Abbé Bautain, „ist die Philosophie, welche man unter der Benennung Eklekticismus, und vielleicht selbst ohne zu ahnen, wohin man mit ihr gelangen müsse, in Frankreich einzuführen versucht. Seitdem schaudert man vor den Folgen, vor dem Unwillen der ächt christlichen Gesinnung und des katholischen Glaubens darüber zurück. Aber auch hat der französische Eklekticismus, ein schüchterner Jünger Hegels, den er nicht genugsam versteht, und welchem zu folgen ihm es an Kraft gebricht, mit seinem Versuch, Religion und Philosophie in Einklang zu bringen, gänzlich gescheitert. Er besitzt weder den Muth seiner Stellung, noch seine Sympathien; er wollte ein Hegelianer seyn, und war hiezu nicht keck genug; er wollte zum Christenthum sich bekennen, und der Glaube mangelte ihm; er ist Pantheist, ohne zu wollen; er ist nicht Christ, und möchte dafür gelten. Er ist alles,

was er nicht seyn will, und ist nichts von dem, was er seyn möchte". — Hrn. Cousin wird kein anderes, als das freilich bereits sehr abgegriffene Mittel übrig bleiben, zu erklären: man verstehe ihn nicht. Hiemit aber ist das Verhältniß jeder Philosophie zum Christenthum am bündigsten ausgesprochen; dieses wird von jedermann — selbst von den alten Weibern — vollkommen verstanden, jene wird von Niemand verstanden, höchstens möchte jedes Individuum sich das Privilegium vindiciren, sie der Einzige zu seyn, der sie verstehe.

XXVII.

Die Kirche und die Kirchen.

Vierter Artikel.

England.

Die Englische Staatskirche hat sich sonst wohl gerne gerühmt, daß sie im vortheilhaften Contrast gegen die übrigen protestantischen Partheien, eine äußerlich und innerlich durch aufrichtige Einheit der Lehre und der Verfassung verbundene Kirche darstelle. Es ist früher in diesen Blättern nachgewiesen worden, daß sie diese Einheit in Wahrheit nie besessen habe; gegenwärtig aber kann sie, selbst in ihren eignen Augen, weniger als je auf eine solche Einheit Anspruch machen, ja es gab Zeiten, in denen jene dissentirenden Secten, mit denen sie einen Kampf auf Tod und Leben kämpfte, ihr innerlich näher standen, und leichter noch eine Versöhnung mit ihnen erwartet werden konnte, als sich jetzt eine Versöhnung der Fractionen, in welche die Staatskirche zerfällt, denken läßt.

Drei Partheien sind es, welche sich gegenwärtig um die Herrschaft in dieser Kirche streiten, und jede von ihnen hat ihre Wurzeln in der Vergangenheit. Die Hochkirchliche,

welche wo nicht unter den Geistlichen, doch jedenfalls unter den Laien die zahlreichste ist, auch die meisten Bischöfe und Dignitäre der Kapitel auf ihrer Seite hat, stellt uns das alte auf der breiten Unterlage reicher Pfründen, aristocratischer Connexionen und politischen Einflusses ruhende, in der Lehre großentheils Arminianisch-gesinnte Kirchenwesen dar. Die Männer dieser Parthei pflegen gegen die Dissenter aller Gattungen, auch die Methodisten mit inbegriffen, einerseits und gegen die Katholiken andererseits eine ziemlich gleich gewogene Abneigung zu hegen; und die Abneigung pflegt natürlich jedesmal am heftigsten gegen diejenige Seite sich zu äußern, von welcher gerade größere Gefahr droht. Diese Parthei war seit der Revolution von 1688 bis gegen 1770 die alleinherrschende, ihre Sinnesweise und theologische Ansicht stand unter dem Einflusse solcher Prälaten, wie der Erzbischof Tillotson, die Bischöfe Warburton, Balguy, Hoadly, Tomline. Ihr Arminianismus hatte wie der spätere Arminianismus überhaupt eine bald schwächere, bald stärkere rationalistische, vorzüglich pelagianische Färbung *). Man hat zwar schon seit 1688 eine hochkirchliche Fraction in der Englischen Kirche von einer low-church-party (einer niedrigkirchlichen, d. h. die von der Würde, Selbstständigkeit und den Rechten der Kirche niedrige Begriffe hat) unterschieden; aber als gesonderte Partheien sind beide nie gegen einander aufgetreten. Die Männer der low-church beförderten die völlige Unterordnung der Kirche unter die Staatsgewalt, sie wirkten dazu mit, daß die Kirche in dem großen politischen Kampfe der Whigs und Tories um die Herrschaft zu einem

*) Arminianism may be said to be predominant among the members of the church of England — äußerte schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Maclaine, der Uebersetzer von Mosheim's Kirchengeschichte.' S. *Blackburne's* Works T. V. p. 119. Damit war also ausgesprochen, daß schon damals die Grundlehren der Reformation aufgegeben und mit ganz entgegengesetzten vertauscht seyen.

ministeriellen Werkzeug, einer Staatsmaschine, deren reiche Pfründen theils als Belohnung für geleistete, theils als Lockspeise für künftig zu leistende politische Dienste dienen sollten, erniedrigt wurde; auch zeigte sich unter ihnen eine starke Hinneigung zur socinianischen Verflachung und Ausleerung der Kirchenlehre. Aus ihren Reihen nahm die Regierung seit 1714 vorzugsweise die Bischöfe. Dagegen wollten die Hochkirchlichen, freilich unter meist sehr ungünstigen Umständen von der Selbstständigkeit der Kirche so viel bewahren oder wieder gewinnen als möglich war, und widersetzten sich, zum Theil mit gutem Erfolge den allzu offenen Ausbrüchen der Heterodoxie. Doch verfiel auch bei ihnen die theologische Wissenschaft immer mehr, und seit hundert zwanzig Jahren haben sie, wenn man von den dürftigen dogmatischen Vorlesungen Hey's absieht, nicht ein einziges umfassenderes Werk über positive Theologie, das des Nennens werth wäre, hervorgebracht. Ihre Predigten, meist trockene moralische Abhandlungen oder Anpreisungen der Staatskirche und ihrer Einrichtungen, pflegten sie abzulesen. Seit der Entstehung der Evangelicals ist indeß der Unterschied zwischen den Hochkirchlichen und den Männern von der Low-Church großentheils bedeutungslos geworden; denn die Ansichten der Letztern von der Kirche als einer blos menschlichen von dem Staate völlig abhängigen Institution begegnen sich mit denen der Evangelicals, und die Reaction gegen den Socinianism und Rationalism, welche in England eintrat, als im benachbarten Frankreich der wildeste Unglaube seine ekelhaften und abschreckenden Saturnalien feierte, hat auch die dogmatischen Ansichten eines Balguy, Middleton, Blackburne und andrer bei der Masse der Geistlichkeit völlig in Verruf gebracht. Daß gleichwohl bei den Hochkirchlichen die Lehre überhaupt und ihre wissenschaftliche Bearbeitung sowohl als ihre populäre Geltendmachung so sehr zurücktritt, kann schon darum nicht Wunder nehmen, weil die Bekenntnisse und Lehrnormen der Englischen Kirche

so vielfach schwankend, unbestimmt und reich an Widersprüchen sind.

Im Ganzen sind die Hochkirchlichen (the High-and-dry, wie sie die Times mit einer unübersetzbaren Bezeichnung nennt) jetzt die Gegner jeglicher Neuerung, die Anwälde des Bestehenden; schon der Versuch, gesetzlich vorgeschriebene, aber in der allgemeinen Erschlaffung des vorigen Jahrhunderts abgekommene Gebräuche wieder zu beleben, erweckt ihnen Argwohn und Mißbehagen; die einzige Veränderung, die sie ernstlich und laut begehren, ist: Vermehrung der Bischöfe (sie haben nämlich berechnet, daß in England durchschnittlich etwa 600000 Seelen auf Einen Bischof kommen), und reichlichere Dotation der Kirchenstellen. Das Einkommen eines Bischofs beträgt durchschnittlich 75000 fl., das eines Pfarrgeistlichen, deren in England 10500 sind, nebst der freien Wohnung etwa 3000 bis 3600 fl. Dieß wird aber dort für kümmerliche Armuth gehalten *), man versichert mehr als die Hälfte der Pfarrgeistlichen seyen Bettler, und Viele von ihnen trügen die von Andern abgelegten Röcke **). Armuth ist freilich ein sehr relativer Begriff; in England herrscht die Vorstellung, der Geistliche müsse durchaus ein Gentleman seyn, d. h. ein Mann von guter Familie und nicht sowohl wissenschaftlicher als eleganter Bildung, der sich mit Anstand und Leichtigkeit in der vornehmen Gesellschaft zu bewegen verstehe, und durch sein Einkommen sich auf gleichen Fuß mit ihr setzen könne. Der Besitz von Wagen und Pferden und einer geschmackvoll eingerichteten Wohnung wird dort als ein fast unentbehrliches Requisit für einen Pfarrer angesehen.

---

*) Wretched poverty, sagt der British Critic, XVI, p. 389.

**) *Riland* on church Reform. London 1830. p. 79. In ages past the work of retrenchment has been already carried on in a spirit of havoc, *which has positively beggared more than one half of our parochial clergy* — ist die starke Behauptung des *British Critic*, XVI. p. 355.

In der Englischen Kirche ist das Patronat der Benefizien und Pfarreien zwischen den Bischöfen, den Capiteln, dem Adel und den beiden Universitäten getheilt, und der Nepotismus daher allgemein herrschend; die kirchlichen Stellen werden theils an die Söhne, Schwiegersöhne und Verwandte der Bischöfe, theils an die jüngeren Söhne des Landadels, theils endlich an die Mitglieder (Fellows) der Universitätscollegien vergeben, zu denen wiederum nur die Sprößlinge der Aristocratie Zutritt haben *); und so ist allerdings dafür gesorgt, daß die Geistlichkeit nur aus Gentlemen bestehe; aber eifrige Männer haben auch den Schaden, der dadurch der Kirche erwachsen, die Kluft, die sich dadurch zwischen dem Geistlichen und den Armen und Niedriggeborenen gebildet hat, bitter beklagt. Man pflegt großes Gewicht darauf zu legen, daß der Geistliche in England schon wegen seiner Geburt und Familienverbindungen zur Aristocratie gehöre, daß er durch seinen steten Verkehr und vertraulichen Umgang mit der mächtigsten und einflußreichsten Classe, dem Landadel (der sogenannten Squirearchy) sich in der günstigsten socialen Stellung befinde, und daß seine Gegenwart in den höhern Zirkeln einen gewissen religiösen Ton oder doch wenigstens eine anständige Haltung der Conversation bewirke. Aber andererseits ist auch der Englische Geistliche dem eigentlichen Volke, seiner Sinnesweise und seinen Bedürfnissen bis zu einem Grade entfremdet, der in katholischen Ländern kaum Glauben finden würde. Und da sehr viele Benefizien und Pfarreien kein dem Maaßstabe eines Gentlemen entsprechendes Einkommen abwerfen, so ist freilich die Anhäufung mehrerer Stellen in Einer Hand, die Nichtresidenz und ähnliches Unwesen unvermeidlich gewesen. Daher hat schon der bekannte Prediger Scott gegen dieses

*) Siehe darüber die Bemerkungen des Edinburgh Review Vol. LII, p. 441. Es wird hier hervorgehoben, daß gerade Personen dieser Classen zur Ausübung der Seelsorge am wenigsten tauglich und geneigt seyen.

so vielfach schwankend, unbestimmt und reich an Widersprüchen sind.

Im Ganzen sind die Hochkirchlichen (the High-and-dry, wie sie die Times mit einer unübersetzbaren Bezeichnung nennt) jetzt die Gegner jeglicher Neuerung, die Anwälde des Bestehenden; schon der Versuch, gesetzlich vorgeschriebene, aber in der allgemeinen Erschlaffung des vorigen Jahrhunderts abgekommene Gebräuche wieder zu beleben, erweckt ihnen Argwohn und Mißbehagen; die einzige Veränderung, die sie ernstlich und laut begehren, ist: Vermehrung der Bischöfe (sie haben nämlich berechnet, daß in England durchschnittlich etwa 600000 Seelen auf Einen Bischof kommen), und reichlichere Dotation der Kirchenstellen. Das Einkommen eines Bischofs beträgt durchschnittlich 75000 fl., das eines Pfarrgeistlichen, deren in England 10500 sind, nebst der freien Wohnung etwa 3000 bis 3600 fl. Dieß wird aber dort für kümmerliche Armuth gehalten *), man versichert mehr als die Hälfte der Pfarrgeistlichen seyen Bettler, und Viele von ihnen trügen die von Andern abgelegten Röcke **). Armuth ist freilich ein sehr relativer Begriff; in England herrscht die Vorstellung, der Geistliche müsse durchaus ein Gentleman seyn, d. h. ein Mann von guter Familie und nicht sowohl wissenschaftlicher als eleganter Bildung, der sich mit Anstand und Leichtigkeit in der vornehmen Gesellschaft zu bewegen verstehe, und durch sein Einkommen sich auf gleichen Fuß mit ihr setzen könne. Der Besitz von Wagen und Pferden und einer geschmackvoll eingerichteten Wohnung wird dort als ein fast unentbehrliches Requisit für einen Pfarrer angesehen.

---

*) Wretched poverty, sagt der British Critic, XVI, p. 389.

**) *Riland* on church Reform. London 1830. p. 79. In ages past the work of retrenchment has been already carried on in a spirit of havoc, *which has positively beggared more than one half of our parochial clergy* — ist die starke Behauptung des *British Critic*, XVI. p. 355.

In der Englischen Kirche ist das Patronat der Benefizien und Pfarreien zwischen den Bischöfen, den Capiteln, dem Adel und den beiden Universitäten getheilt, und der Nepotismus daher allgemein herrschend; die kirchlichen Stellen werden theils an die Söhne, Schwiegersöhne und Verwandte der Bischöfe, theils an die jüngeren Söhne des Landadels, theils endlich an die Mitglieder (Fellows) der Universitätscollegien vergeben, zu denen wiederum nur die Sprößlinge der Aristocratie Zutritt haben *); und so ist allerdings dafür gesorgt, daß die Geistlichkeit nur aus Gentlemen bestehe; aber eifrige Männer haben auch den Schaden, der dadurch der Kirche erwachsen, die Kluft, die sich dadurch zwischen dem Geistlichen und den Armen und Niedriggeborenen gebildet hat, bitter beklagt. Man pflegt großes Gewicht darauf zu legen, daß der Geistliche in England schon wegen seiner Geburt und Familienverbindungen zur Aristocratie gehöre, daß er durch seinen steten Verkehr und vertraulichen Umgang mit der mächtigsten und einflußreichsten Classe, dem Landadel (der sogenannten Squirearchy) sich in der günstigsten socialen Stellung befinde, und daß seine Gegenwart in den höhern Zirkeln einen gewissen religiösen Ton oder doch wenigstens eine anständige Haltung der Conversation bewirke. Aber andererseits ist auch der Englische Geistliche dem eigentlichen Volke, seiner Sinnesweise und seinen Bedürfnissen bis zu einem Grade entfremdet, der in katholischen Ländern kaum Glauben finden würde. Und da sehr viele Benefizien und Pfarreien kein dem Maaßstabe eines Gentlemen entsprechendes Einkommen abwerfen, so ist freilich die Anhäufung mehrerer Stellen in Einer Hand, die Nichtresidenz und ähnliches Unwesen unvermeidlich gewesen. Daher hat schon der bekannte Prediger Scott gegen dieses

*) Siehe darüber die Bemerkungen des Edinburgh Review Vol. LII, p. 441. Es wird hier hervorgehoben, daß gerade Personen dieser Classen zur Ausübung der Seelsorge am wenigsten tauglich und geneigt seyen.

Ueberwiegen der Gentlemen unter dem Clerus geeifert *) und der verstorbene Froude, einer der Stifter der Oxforder oder Anglokatholischen Parthei, äußerte sich in den Briefen an seine Freunde mit dem vollen Bewußtseyn des dadurch über seine Kirche gekommenen Unheils über die Gentlemenketzerei (the gentlemen-heresy) und klagte: daß die Geistlichen nicht Gentlemen zu seyn brauchten, klinge englischen Ohren noch immer unerträglich **). Dieß erklärt den Zustand der hochkirchlichen Parthei, die wir am besten mit den Worten eines Artikels schildern, der vor Kurzem in den Times mit der Unterschrift Ridley stand.

„Die ganze Sorge des Hochkirchlichen erschöpft sich im Eifer für die Erhaltung, die weltliche Pracht und Würde der Staatskirche (the Establishment); das höchste Verdienst eines Geistlichen ist nach seiner Ansicht dieß, daß alles an ihm gentlemännisch sey ***), Pomp und Ceremonie in kirchlichen Dingen gestattet er, aber es ist der Pomp und das Ceremoniell des Salons, nicht der Kirche. Die Einkünfte der Kirche sind, wie er wähnt, nicht dazu bestimmt, zum Beßten der Pfarrgemeine verwendet zu werden, und den Pfarrer in den Stand zu setzen, reichliches Almosen zu geben, sondern nur ihm grö-

*) Siehe *Riland* p. 271. Es sey wohl, sagt er, der größte Triumph, den Satan jemals innerhalb der sichtbaren Kirche errungen, als er die Meinung herrschend gemacht, daß der Geistliche ein Gentleman seyn müsse.

**) Remains I, 348. 404. — Auch das Quarterly Review (IV, 488) schildert diesen Zustand und dessen Folgen. „Der Geistliche ist entweder in Zwistigkeiten und Processe über Zehnten mit seinen Pfarrkindern verwickelt, oder er wird doch gewöhnlich nur als der angenehme Nachbar betrachtet, der seinen Platz an dem Whisttische einnimmt. In den Dörfern ist der Pfarrer (the Rector) in den Augen seiner Gemeinde weit mehr der Gentleman als der Priester; der Curate aber (der gemiethete Stellvertreter des Rectors) ist so arm, daß er nicht der gehörigen Achtung genießt, um nützlich seyn zu können“.

***) Consists in his being a gentlemanlike person.

ßeres Ansehen zu verleihen und ihn zu befähigen, daß er sich in guter Gesellschaft bewege. Was Fasten und andere Enthaltungen betrifft, stimmen beide Partheien, die Evangelicals und die Hochkirchlichen, darin überein, daß es Papismus sey, sich an einer reichlichen Mahlzeit Abbruch zu thun, wenn man sie haben könne, daß die Güter dieser Welt geschaffen seyen, um von uns genossen zu werden, und daß es daher auch die Pflicht des Geistlichen sey, so gut wie seine Nachbarn nach solchen Genüssen zu haschen".

So der pseudonyme Ridley. Der gegenwärtige Zustand und Charakter dieser Parthei ist aber nur die Fortsetzung und das Ergebniß des ganzen bisherigen Entwicklungsganges der Englischen Kirche. Wie die Bischöfe schon im vorigen Jahrhundert gesinnt waren, mag man daraus sehen, daß selbst ein Mann wie der berühmte Warburton meinte, es sey ganz recht und natürlich, wenn die große Masse der Englischen Geistlichen sich vor Allem mit ihrer Beförderung zu reicheren Pfründen und höheren Würden beschäftige, und als Jemand über dieses unverholene Geständniß, daß der Englische Clerus ganz verweltlicht sey, seine Verwunderung bezeugte, äußerte der Bischof, das könne nur ein Methodist seyn, dem dieß auffalle *). Der Bischof Watson schrieb einem Freunde: Ich bin so ganz und gar durch die Sorge, meine Familie unterzubringen, in Anspruch genommen, daß ich keine Zeit habe, gelehrt zu werden **). Und der Theologe Whiston bemerkt es in den Denkwürdigkeiten seines Lebens als etwas Besonderes, daß Bischof Gibson seine Diöcese nur Einmal gewechselt und nur Einmal geheirathet habe, während Bischof Hoadly, der berüchtigte Socinianer, nach einander zu vier Bisthümern, von denen eines immer reicher als das andere, befördert wurde ***). Zu dieser Demoralisation der Kirche

*) British Critic, April 1841, p. 415.

**) Anecdotes of the life of Bp. Watson, Vol. II, p. 94.

***) Memoirs of his own life p. 244, 251. Derselbe bemerkt (p. 275), die Bischöfe seiner Zeit seyen little better than tools of the court. Und wie es bis in die neueste Zeit herab mit

durch die Bischöfe, trug die Regierung das Ihrige bei, und es ist allgemein anerkannte Thatsache, daß bis auf die Zeit Lord Liverpools kein Minister bei der Besetzung der Bisthümer und der Verwaltung des Kronpatronats überhaupt einen andern Zweck hatte, als den, seinen parlamentarischen Einfluß zu verstärken *).

Doch würde man sich irren, wenn man für die Stellung und kirchliche Autorität eines Prälaten der Englischen Staatskirche die Gewalt eines katholischen Bischofs zum Maaßstabe nehmen wollte. Die Hauptstärke eines Englischen Bischofs liegt in seiner politischen Stellung als Mitglied des Oberhauses und in dem Kirchenpatronate, welches die Vergebung vieler Pfründen in seine Hand legt. Aber um so schwächer und ohnmächtiger ist er in Bezug auf kirchliche Disciplin und Jurisdiction. Eine Pflicht des canonischen Gehorsams gegen den Bischof ist der Englischen Geistlichkeit praktisch nicht bekannt. Die Beschränkung seiner Authorität rührt aber nicht etwa von den Domkapiteln her, welche dort in kirchlicher Beziehung bedeutungslos geworden sind, und mit der Verwaltung der Diöcese nichts zu schaffen haben, sondern von den bürgerlichen Gerichtshöfen; denn der Besitz einer kirchlichen Stelle wird nach dem Englischen Rechte jedem anderen Besitze gleich geachtet, und steht daher unter dem Schutze der weltlichen Gerichte**). Wollte demnach der Bischof einen Geistlichen wegen schlechter Aufführung oder wegen Irrlehre absetzen, so würde

der Besetzung der Bisthümer gehalten wurde, zeigt unter andern die Aeußerung des Edinburgh Review (Vol. LII, p. 436): Ely und Exeter seyen Dinge, die seit undenklichen Zeiten als herkömmliche Belohnung dienten für den Hofmeister eines boroughmonger (d. h. eines ministeriellen Partheigängers, der bei Parlamentswahlen für Vertretung der Wahlflecken im Sinne des Ministeriums sorgt), oder für das knechtische Werkzeug des ersten Ministers.

*) British Critic XIII, 464.

**) Der Courts of common law.

die Sache in letzter Instanz von einer Jury von zwölf Laien (Kaufleuten oder Handwerkern) entschieden werden, vor welcher der Bischof als Beklagter erscheinen müßte *). Keiner wird sich natürlich der Gefahr aussetzen wollen, von Krämern, Schneidern und Handschuhmachern, die noch dazu Dissenters seyn könnten, abgewiesen und verurtheilt zu werden, und die Folge ist, daß in der Englischen Kirche völlige Willkühr der Lehre herrscht, denn die Unterzeichnung der 39 Artikel gewährt dort so gut, wie im protestantischen Deutschlande die Beschwörung der symbolischen Bücher, eine nur scheinbare Bürgschaft. Aber auch in anderer Beziehung ist die Gewalt des Bischofs über die Geistlichen seiner Diöcese äußerst gering und illusorisch. Ist es doch vorgekommen, daß ein Bischof von einem Geistlichen verklagt wurde, den er, weil er in seiner Diöcese eine Pfarrei erhalten, aufgefordert hatte, seine Ordinations- und Befähigungszeugnisse vorzulegen. Das Gericht entschied zu Gunsten des Klägers, auf den Grund, daß ein Eleriker nicht verbunden sey, seine Zeugnisse dem Bischofe vorzulegen **).

Noch schlimmer als die Lage der einzelnen Bischöfe, ist die der ganzen Kirche; sie hat keine Vertretung, keine anerkannten Organe, sie ist als Kirche schlechterdings unfähig zu handeln, zu richten, zu lehren und zu entscheiden. Früher fand eine Art kirchlicher Repräsentation statt durch die sogenannte Convocation der Provinz Canterbury, die aus zwei Häusern, dem bischöflichen und dem des niedern Clerus bestand; aber auch sie war mit wenigen Ausnahmen völlig

*) Man sehe darüber das Monthly Review, 1840, Vol. III, p. 155, wo dieß gut auseinandergesetzt, und der Schluß gezogen wird, daß — no legitimate means exist for the ejection of a heterodox minister. Auch der British Critic Vol. XIII, p. 460 bemerkt, daß die Courts of common law have, in every possible way, circumscribed the exercise of all spiritual jurisdictions.

**) British Critic Vol. XIII, p. 461.

machtlos, da die Regierung allein sie berief und nach Willkühr wieder entließ. Zwar machte das Unterhaus der Convocation im Jahre 1717 einen Versuch, die Heterodoxien des Bischofs Hoadly von Bangor zu rügen, aber die Regierung schritt sogleich zu Gunsten ihres Lieblings ein, die Versammlung ward entlassen, und ist seitdem nie wieder berufen worden *). Wir werden bald sehen, welcher anarchische Zustand sich demzufolge dort ausgebildet hat, wollen aber noch einen Blick auf den Zustand der Theologie und der öffentlichen Lehre im vorigen Jahrhundert werfen.

Aus dem Arminianismus in Verbindung mit der leidenschaftlichen protestantischen Reaction gegen den drohenden Einbruch katholischer Lehren und Principien unter Jakob II. hatte sich ganz naturgemäß jene Richtung, welche man in England Latitudinarianismus nennt, entwickelt. Die Theologen und Prälaten dieser Classe, die einflußreichsten unter Jakob und Wilhelm III., waren von den Grundsätzen eines Laud, Montague, Bull, Thorndyke weit entfernt; sie gaben bereitwillig jeden Anspruch auf kirchliche Authorität in Glaubenssachen preis, ließen das Princip des Protestantismus, daß jeder gemäß seiner individuellen Bibeldeutung in letzter Instanz seine eigene Glaubensauthorität sey, in vollem Umfange gelten, hegten vom Abendmahle die Zwinglische Vorstellung, und legten den aus der katholischen Kirche beibehaltenen symbolischen Handlungen und Ceremonien höchstens nur den Werth und die Bedeutung einer an sich gleichgültigen Etiquette bei. Das Haupt dieser Schule war der Erzbischof Tillotson; ihre Principien hatte Chillingworth zuerst im Kampf gegen das katholische Authoritätsprincip entwickelt; unter den Laien übte der Philosoph Locke großen Einfluß in diesem Sinne. Von der Regierung begünstigt, und getragen durch den Geist des Protestantismus, der eben durch die Kämpfe von 1688 und vorher zu klarerem Selbstbewußt-

*) *Hallam's* Constitutional History of England, III, 329.

seyn gelangt war, ward die Tillotsonische oder Latitudinarische Schule schnell die vorherrschende in der Staatskirche, während die theologischen und kirchlichen Grundsätze eines Laud, Montague, Bull und Thorndyke nur noch durch die Nonjurors *), durch Männer wie Dodwell, Leslie, Hickes vertreten, und mit ihnen aus der Kirche ausgestoßen wurden.

Bis zu welcher kläglichen Dürftigkeit und Hohlheit die Englische Theologie und öffentliche Lehre von da an herabsank, davon geben Freunde und Feinde reichliches Zeugniß. Die jetzige Oxforder Schule betrachtet die Periode seit 1688 als diejenige, in welcher das protestantische Princip zum erstenmale in England vollständig entkettet worden sey. „Und diese Zeit war" — sagen sie — „selbst nach dem Urtheile unserer Gegner" (der Evangelicals) „die schlechteste, selbstsüchtigste und verdorbenste, welche die ganze Geschichte unserer Kirche seit den Tagen des heil. Augustin, des Apostels der Angelsachsen, aufzuweisen hat" **). Selbst die alte verschollene Häresie des Arianismus wurde von gelehrten Theologen, von einem Whiston und Clarke, wieder in's Leben gerufen, und fand nicht wenig Anhänger; der Bischof Hoadly konnte ungescheut das Mysterium der Dreieinigkeit und die göttliche Stiftung der Kirche in Frage stellen, und die durch ihn angeregte Bangor-Controverse (er war nämlich Bischof von Bangor) verrieth augenfällig die Ohnmacht der Kirche. Der Verfall des geistlichen Standes war furchtbar. Der Bischof Burnet erklärte, er habe den kirchlichen Zustand der meisten europäischen Länder kennen gelernt,

*) D. h. jene Bischöfe und Geistlichen, welche nach der Revolution von 1688 der neuen Regierung die Anerkennung und Eidesleistung versagten, und deßhalb abgesetzt wurden. An der Spitze stand der E. B. Sancroft von Canterbury mit sieben Bischöfen, unter ihnen der berühmte Ken, B. von Bath und Wells.

**) British Critic, July 1842, p. 76.

und mit Schmerzen müsse er es sagen, der Englische Clerus sey unter allen der nachlässigste in seinen Functionen, und der laxeste in seiner Lebensweise *). Der populärste unter den neueren Englischen Theologen, Paley, dessen Schriften noch gegenwärtig in Cambridge als klassische Lehrbücher gebraucht werden, beschränkte selbst die Inspiration der heil. Schrift, indem er in den Briefen Pauli inspirirte und nicht inspirirte Bestandtheile unterschied. Derselbe Mann zählte in einer Visitationsrede d. J. 1777 viele Stellen der heil. Schrift von der Wiedergeburt und dem neuen Leben des Christen auf, und schob sie dann alle durch die Behauptung auf die Seite, diese Ausdrücke hätten für uns und im gegenwärtigen Zustande des Christenthums gar keine Bedeutung oder praktische Anwendung **). Selbst die Entwicklung einer so gefährlichen Parthei, wie die der „Freidenker und Deisten", der Tindal, Toland, Chubb, Morgan u. A., vermochte die gänzliche Verflachung und Ausartung der protestantischen Theologie nicht aufzuhalten. Die Wortführer der protestantischen Staatskirche sahen wohl, wie geschickt die neue Schule jede Blöße, die ihnen das herrschende System darbot, zu benützen wußte, wie Alles, was sie und ihre Vorgänger gegen die katholische Kirche geschrieben und behauptet, in den Händen der Deisten zur vergifteten Waffe wurde, mit der diese nach dem Herzen des Christenthums zielten. So eignete sich z. B. Hume Tillotson's philosophische Argumente gegen die Transsubstantiation an, und benützte sie zu einem Beweise, daß Wunder überhaupt unmöglich seyen. Alles, was ferner in protestantischem Sinne über die

*) Lord Mahon in seiner History of England from the peace of Utrecht, London 1839, II, 368, hat dieses Zeugniß des Bischofs von Salisbury zur Charakteristik des damaligen kirchlichen Zustandes angeführt.

**) Der gegenwärtige Minister Gladstone hat in seinem durchdachten und gehaltreichen Buche: Church Principles considered in their results (London 1840), p. 358 ff. dieses und noch manches Aehnliche angeführt.

frühe Ausartung und den Verfall der christlichen Kirche, über die Einführung falscher Lehren gesagt worden, die Verwerfung der kirchlichen Tradition, die Verdächtigung der alten Kirche — dieß alles wußten die Deisten trefflich zu gebrauchen, indem sie die Folgerungen daraus in Bezug auf den biblischen Kanon und die ganze historische Unterlage des Christenthums zogen. Diese deistischen Schlüße aus protestantischen Prämissen waren so schlagend, und selbst manche Theologen, wie Middleton, Blackburne und Andere kamen den Feinden so offen auf halbem Wege entgegen, daß Unglaube und höhnische Religionsverachtung in kurzer Zeit in England allgemein wurden. Der Bischof Butler von Durham schrieb 1756: Eine Menge von Personen nehme es nun als entschieden an, daß die Richtigkeit der christlichen Religion endlich an den Tag gekommen sey, und daß es sich gar nicht mehr der Mühe verlohne, darüber nur eine Untersuchung anzustellen *). — Der Erzbischof Secker äußerte 1738: Offene und eingestandene Geringschätzung der Religion sey der unterscheidende Charakter des Zeitalters, und wenn dieser Strom von Unglaube und Gottlosigkeit nicht gedämmt werde, so sey völliges Verderben unausbleiblich **).

Als Reaction gegen dieses Uebel entstand zuerst die große methodistische Bewegung Wesley's und Whitfields, die jedoch bald zu einer Trennung von der Kirche führte; dann aber bildete sich im Schooße der Kirche selbst die Schule der Evangelicals ***), in denen wir die zweite Hauptparthei, welche ge-

*) In der Vorrede zu seiner Analogy.

**) Works, Vol. V, p. 300. Aehnliche Zeugnisse s. bei Gladstone, Church Principles p. 455.

***) Eines der belehrendsten Bücher über den Geist und die Anschauungsweise der Evangelicals ist das des Amerikaners J. Bristed: Thoughts on the Anglican and Anglo-American churches. Newyork 1823. Der Verfasser ist ein eifriger Anhänger dieser Parthei, und mit der Lage der Dinge in England,

einzelnen Artikeln ein sehr reichhaltiges Material, von welchem wir in den nachfolgenden Bemerkungen vielfachen Gebrauch machen wollen.

Von jenen unleugbaren Resultaten ist nun das Eine: daß der gegen O'Connell und Consorten angestellte Proceß durch den von der Regierung auf die Zusammensetzung der Jury und anderweitig geübten Einfluß nicht mehr den nothwendigen Charakter der Unpartheilichkeit an sich getragen hat, daß O'Connell, wie die Engländer sich ausdrücken, wegen der packed jury kein fair play gehabt hat. Gerade dieser Umstand ist deßhalb so bedenklich, weil nach diesem Vorgange jeder der sieben Millionen Katholiken Irlands dessen gewärtig seyn muß, bei allen denjenigen Processen, in welchen die Regierung betheiligt ist, von einer aus seinen ärgsten Feinden zusammengesetzten Jury gerichtet zu werden. Auf diesem Wege ist ein Institut, welches in Großbritanien für ein Palladium der Freiheit gilt, durch die Regierung — und gerade dieß ist das Schlimmste — in einen großen Mißcredit gebracht worden, ja es hat nicht fehlen können, daß so ernst die Sache auch ist, das Verfahren, welches bei jenem Prozesse in Betreff der Ausschließung der Katholiken beobachtet wurde, auch schon ins Lächerliche gezogen worden ist. So trug sich vor Kurzem in dem Nisi prius Gerichtshofe zu Dublin folgende Scenen zu. Ein Herr Patrik Moran wurde zu einer Jury berufen; als er eben den Eid ablegen sollte, sprach er zu dem vorsitzenden Richter: Mylord! Richter: Was wünschen Sie? Moran: Mylord, ich bin ein eifriger Repealer. (Allgemeines Gelächter). Richter: Nun, was thut das zur Sache? Moran: Ich wünschte nur zu wissen, ob Sie bei Behandlung des vorliegenden Rechtsfalles keine Einwendung gegen mich zu erheben haben. (Abermaliges Gelächter, so daß nur mit Mühe die Ruhe wieder hergestellt wurde.) Endlich kam der Richter wieder zum Worte und sprach: Ich habe nicht die geringste Einwendung zu machen. Moran: Ich glaubte so, weil ich doch ein eifriger Anhänger des Repeal

bin (Wiederholtes Gelächter). Richter: Ich habe nicht die geringste Einwendung und ich glaube, die Partheien eben so wenig. Moran: Ich danke Ihnen, Mylord! Hierauf wurde Moran eingeschworen und setzte sich unter einem wahren Sturm freudigen Gelächters, woran der Richter selbst auf das Herzlichste Antheil nahm, nieder. — Die große, den Katholiken durch jenes Jury packing zugefügten Verletzung hat sich aber auf das Deutlichste in der bekannten Adresse der englischen Katholiken ausgesprochen, und unaufhörlich dauern in den verschiedenen Theilen Englands die Versammlungen der Katholiken fort, um sich in besonderen Petitionen an die Königin zu wenden, und dieselbe um Abhülfe solcher, den Katholiken feindseligen Maaßregeln zu ersuchen; eine der zahlreichsten dieser Versammlungen fand am 26. Februar zu Newcastle statt. Das Bedeutendste aber ist die Theilnahme der Engländer überhaupt; die Nation sieht in dem von der Regierung beobachteten Verfahren eine große Kränkung nationaler Rechte; so konnte es geschehen, daß der „überführte Verschwörer" in dem Parlamente selbst bei seinem Eintritte mit dem rauschendsten Beifall empfangen wurde und sein Sohn es ebenfalls unter lautem freudigen Zurufe des Hauses erklären konnte: „ich habe die Ehre *), bei diesem Processe verurtheilt zu seyn". Die Darstellung dieses Processes selbst böte in der That den reichhaltigsten Stoff zu einer juristischen Abhandlung, die freilich in die größten Einzelheiten des englischen gerichtlichen Verfahrens eingehen müßte. Am belehrendsten ist in dieser Beziehung die Parlamentsrede des Sir Thomas Wylde, doch auch sie muß ohne nähere Kunde des englischen Verfahrens in mancher Beziehung unverständlich bleiben. Der Hauptpunkt, um welchen sich Alles dreht ist aber in Kürze

*) Ein Beispiel, wie verschieden dieser Ausdruck gebraucht wird, bietet eine der jüngsten Sitzungen einer deutschen Kammer, wo ein Minister sagte: „Da ich keinen Theil mehr an den Debatten haben kann, so muß ich die Ehre haben, den Saal zu verlassen".

der: der Proceß O'Connells konnte entweder von einer Common jury oder einer special jury entschieden werden. Die erstere wird aus der Zahl von mindestens 48 und höchstens 72, die im Allgemeinen zu Geschwornen bestimmt sind, für den gerade vorliegenden Proceß durch das Loos herausgewählt, die letztere wird eigens für den einzelnen Rechsstreit zusammengesetzt. Den Grund, warum die Regierung die Special-Jury vorgezogen habe, wurde von Sir William Follett dahin angegeben. „Hätten wir den Proceß vor einer Common jury angestellt, so hätte der Beklagte kein Recht gehabt ohne Angabe der Gründe gegen einen Geschwornen zu excipiren. Das Exceptionsrecht ist hier sehr beschränkt, doch kann es unter Angabe von Gründen ausgeübt werden, wenn der Geschworne in die Loge kommt, aber der Beklagte muß beweisen, daß er gerechte Ursache habe; die Zahl dieser Gründe ist gering und selten bringt man damit durch. Dagegen findet sich die Krone in einer ganz andern Lage; sie kann nicht bloß aus Gründen excipiren, sondern sie kann ohne alle Beschränkung die Geschwornen ausschließen. Welchen Weg schlug nun die Regierung ein? sie ergriff ihren Weg mit ganz bestimmter Absicht und gab ausdrücklichen Befehl, daß der Proceß nicht vor einer Common jury geführt werden sollte, vor welcher die Partheien sich nicht gleichgestanden haben würden; und so wurde eine Spezial-Jury aus dem ausdrücklichen Grunde angeordnet, damit die Partheien sich gleichstehen und die Beklagten das Recht haben sollten, Geschworne ausstreichen zu können". Allein, wenn es der Regierung so sehr darauf ankam, sich mit den Beklagten als Parthei gleichzustellen, so fragt man, warum ließ sie nicht die Common jury zu, und stellte sich jenen darin gleich, daß auch sie nur mit Angabe von Gründen gegen die Geschwornen excipirte? sie hätte ja nur auf das Recht, ohne Angabe des Grundes und ohne Beschränkung zu excipiren, verzichten dürfen, um so mehr, da sie seit längerer Zeit von diesem Rechte keinen Gebrauch gemacht hat. Somit wird also O'Connell vor eine Special-Jury gestellt um ihn

vor einer Prärogative der Krone in Schutz zu nehmen, welche diese gar nicht auszuüben pflegt; es wäre ja doch viel einfacher gewesen, auch hier von dieser Prärogative abzustehen. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß man bei der Special-Jury seine besondern Absichten hatte. Dieß hebt Sir Thomas Wylde in seiner Rede sehr gut hervor, indem er sagt: „Man hat behauptet, daß wenn die Beklagten vor eine Common jury gestellt worden wären, die Ankläger ganz nach Belieben Geschworne hätten beseitigen können, während die Beklagten dazu nur unter Angabe von Gründen befugt gewesen wären. Ich sage aber, jene konnten das nicht nach Belieben thun. Wenn etwa aus dem Verzeichniß der 72 Geschwornen John oder Thomas aufgerufen worden wäre und sie dann gesagt hätten: der soll zurück bleiben, wie lange hätten sie doch wohl diesen Weg verfolgen können? dieß würden sie (auf die Länge) nicht zu thun gewagt haben, und weil sie dieß nicht zu thun wagten, darum wählten sie eine Special-Jury, wo sie in abgeschlossenem Zimmer ihre Zwölf ausstreichen konnten, während sie gegen die Common jury in offener Gerichtssitzung exceptioniren mußten. Eine Common jury konnten sie außerdem auch nicht brauchen, weil sie entschlossen waren, keine Katholiken zu haben, diese aber konnten sie bei einer Common jury nicht vermeiden. So aber ist man geschickter und absichtlicher Weise verfahren, um ein Verdict gegen O'Connell zu erhalten". Da hierauf der Kronanwald für Irland erwiderte: er würde bei einer Common jury die Geschwornen nur unter Angabe der Gründe verworfen haben, so ergibt sich daraus ein Widerspruch mit der Aeußerung des Ministers Follet, der gerade die den Beklagten nachtheilige Prärogative der Krone als die Ursache bezeichnete, warum man die Common jury bei diesem Processe vermieden habe. Dieser unheilbare Widerspruch läßt deutlich erkennen, daß man ganz besondere Ursache hatte, den Proceß vor eine Special-Jury zu ziehen. Der Kronanwald für Irland befindet sich in jedem Falle in einem Dilemma: entweder ist es unrecht, daß jene Präroga-

tive der Krone zur unbeschränkten Exception seit lange nicht ausgeübt wird, oder es ist recht; im letzteren Falle wäre für O'Connell von dieser Prärogative nichts zu befürchten gewesen. Ehedem kam es allerdings oft vor, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl von Geschwornen bei der Common jury durch die Krone zurückgestellt wurde, so namentlich im Jahre 1834 auf einmal dreiundvierzig; allein seit der Zeit gingen vom Attorney-General Instructionen aus, wornach ein solches Verfahren eingestellt werden solle, und derselbe Mr. Kemnis, der jetzt bei dem Processe O'Connells so vielfach seine Hand im Spiel gehabt, berichtet schon im Jahre 1839: „Ich glaube, ich habe im Ganzen nicht zehn zurückgestellt; hätte ich nicht jene Instruction erhalten, so würde ich schon eine gute Menge beseitigt haben". Dieser Verzicht der Krone auf die gedachte Prärogative ist derselben aber keineswegs nachtheilig geworden, denn Mr. Smith selbst gesteht: Seit ich die Ehre habe, Attorney-General für Irland zu seyn, habe ich viele Personen von bekannten politischen Meinungen vor eine Jury gestellt, die aus Leuten bestand, die zu den nämlichen Associationen, deren Mitglieder jene waren, gehörten, und in den meisten Fällen habe ich das beantragte Verdict erhalten. Ich versetzte mehrere Personen in Anklagestand wegen der nach den Vorschriften der Processions-Acte verbotenen Processionen vor eine aus Orangisten bestehende Jury, und ich erhielt die Entscheidung für mich, ja kaum wüßte ich einen Fall anzuführen, wo ich Ursache gehabt hätte, mich über ein Verdict zu beklagen. So habe ich auch mehrere Leute wegen Unruhstiftung aus Veranlassung der Zehntverweigerung vor Geschworne gestellt, die selbst notorisch gegen die Zahlung der Zehnten waren, und dennoch habe ich das Schuldig erhalten". Demnach hätte es auch sehr wohl geschehen können, daß bei dem vorliegenden Processe ein Mann, der sein Pfund zur Repealrente zahlt, Mitglied einer Jury hätte seyn dürfen, mithin erklärt jener Attorney-General in demselben Augenblick seine Anhänglichkeit an ein System, wo er es ver-

letzt. Somit fällt denn aber auch der ganze Vorwand in Betreff der Common jury über den Haufen, und der wahre Grund lag darin, daß die Liste der Special-Geschwornen eine weit größere Anzahl von Protestanten, wie man sie gerade brauchte, und viel weniger Katholiken enthielt, als die Liste der Common-jurors; in dieser wäre, nach allem Wegstreichen von Repealern, doch noch immer ein Katholik in die Jury-Loge hineingekommen, dort aber war der Regierung die Möglichkeit gegeben, Jeden daraus zu verbannen. Daß man aber dieß gewollt habe, scheut sich derselbe Mr. Smith gar nicht einzugestehen, und zwar in folgender, die Katholiken der Meineidigkeit beschuldigenden Weise: Wenn man behauptet, wir bezeichneten die Katholiken als Meineidige, so antworten wir hierauf, daß wir dieses nicht thun. Wir behaupten bloß, was Niemand ableugnen kann, daß jeder Katholik gelehrt werde, die Interessen seiner Kirche seyen über jedwede andern erhaben. Davon ist aber das praktische Resultat: daß, wenn auch nur der Name eines einzigen Katholiken in der für den Proceß geordneten Juryliste vorgekommen, wenige Stunden verflossen wären, bis daß nicht dieses Individuum einen sehr verständlichen Wink von seinen geistlichen Obern erhalten hätte, daß das ewige Wohl seiner Seele von seiner Ergebenheit gegen die Kirche in dieser wichtigen Crisis abhängig sey". — Die Führung dieses Processes ist bekannt; wie der Anfang, so der Schluß. Konnte O'Connell seinen Geschwornen gegenüber mit Ludwig XVI. sagen: Ich sehe keine Richter, sondern nur Ankläger, so konnte dieß noch mehr Anwendung finden auf den Oberrichter, der den Proceß resumirte und dabei eine vollständige Anklage formulirte. Daher bemerkt Sir Thomas Wylde sehr richtig: Mit welchem Preise hat man diesen Proceß bezahlt? damit, daß man das ganze Verfahren verdächtigt hat.

Unsere Leser wollen uns entschuldigen, daß wir sie so lange bei der juristischen Seite des O'Connellischen Processes

aufgehalten haben, wir wollen sie dafür zur Entschädigung auf einen Augenblick in das große Londoner Theater von Coventgarden führen. Am 28. Februar hielt hier die Anti=Corn=Law=League ihre wöchentliche Versammlung. Der Präsident hatte eben derselben ein neues Mitglied vorgestellt und dieser seine Anrede begonnen, als ein gewaltiger Lärm von draußen her die Aufmerksamkeit der Versammlung so in Anspruch nahm, daß der Redner aufhören mußte. Alles stand auf und richtete die Blicke nach der Thür, durch welche O'Connell eintreten sollte; endlich erschien er, und ein solches Beifallrufen erscholl, wie es noch nie zuvor in dem großen Theater, wo jetzt nicht weniger als sechstausend Menschen versammelt waren, gehört worden war. Dieß dauerte zehn Minuten; jede Stimme strengte sich bis auf das Aeußerste an; jeder Arm war in die Höhe gehoben; Hüte, Taschentücher, Schawls, selbst aufgemachte Regenschirme wurden in der Luft herumgeschwenkt, um O'Connell zu begrüßen. Der Lärm wurde zuletzt so groß, daß der Coventgarten in seinem Fundamente erschüttert schien; und sobald inwendig ein neuer Jubelruf erscholl, antwortete draußen die begeisterte Menge. — Auf solche Art ist der „überführte Verschwörer“ in England — ähnlich schon auf seiner Reise nach London — aufgenommen worden, und er selbst drückt seine Freude über diesen Empfang in einem Schreiben an die Repeal=Association in Dublin aus. Aber in eben diesem Schreiben verhehlt er es nicht, daß man sich von der Regierung nicht viel zur Erleichterung des Zustandes Irlands versprechen dürfe. Die Erfahrung und Lehre des letzten Processes, welche mit O'Connell das ganze Land gemacht hat, so wie die durch diesen Gegenstand veranlaßten Parlamentsverhandlungen, so wie so manches andere Anzeichen, scheinen diese Besorgniß allerdings zu bestätigen.

Eben diese Parlamentsdebatten haben auch ein zweites Resultat geliefert, nämlich das Bekenntniß des Premierministers Sir Robert Peel, daß Irland gegenwärtig nur mit militärischer Gewalt regiert werden könne. Er schiebt davon

freilich alle Schuld auf die Repealagitation, allein es entsteht die weitere Frage, wer ist an der Repealagitation schuld? Die Union wurde mit Hülfe der Bajonette zu Stande gebracht, und nach vierundvierzig Jahren befindet man sich auf dem Punkte erklären zu müssen, Irland könne nur mit Bajonetten regiert werden, während die ganze Bevölkerung den Frieden auf eine wahrhaft beispiellose Weise, troß der größten Kränkungen, die sie erfahren muß, aufrecht erhält. An dem unglücklichen Zustande Irlands in der Vergangenheit trägt nur England die Schuld, an dem unglücklichen Zustande Irlands in der Gegenwart trägt nur England die Schuld, und wenn England auch für die Zukunft die Schuld auf sich lädt, daß dieser Zustand in Irland fortdauert, so ist dieß nicht bloß eine Verantwortlichkeit, die es gegen sich selbst, sondern gegen Europa auf sich nimmt. Das übrige Europa kann eine Schwächung Englands, eine Lähmung seiner Kräfte nicht wünschen, es kann leicht der Augenblick kommen und er ist vielleicht nicht ferne, wo in andern europäischen Ländern allein auf England die Hoffnung gerichtet seyn wird. Allein wenn dieß auch um die fremden Interessen sich wenig, sondern nur um die eigenen kümmert, so muß es sich gerade dadurch zu kräftigen suchen, daß es Irland sich versöhnt; ist diese Wunde geheilt, dann kann England kühn aller Welt die Stirne bieten, sonst aber bleibt Irland der stets verwundbare, ja tödtlich verwundbare Fleck.

Wer nur etwas die Geschichte kennt, wird sich mit Recht über die naive Aeußerung Sir Robert Peels wundern, der in der Bewegung der Irländer und in ihrem Bestreben für den Repeal, da alle andern Mittel, alle noch so flehenden Bitten und Vorstellungen nichts gefruchtet haben, die Ursache findet, weßhalb das Land nur mit Bajonetten zu regieren sey. Keine noch so thätige Agitation hätte aber die Repealfrage den Iren so nahe an das Herz legen können, als die letzten Maaßregeln der Regierung und der von ihr eingelei-

tete Proceß. Was aber hat überhaupt die Repealbewegung so sehr gefördert, als die Erklärung des Staatssecretärs, die Concessionen für Irland hätten nunmehr ein Ende erreicht, eine Erklärung, die wohl ein Reicher einem zudringlichen Bettler, aber nicht ein Volk dem andern machen kann, dem es bei der Union versprochen hat, es in seinen Rechten mit ihm völlig gleichzustellen, aber nur wenig zur Erfüllung dieses Versprechens gethan hat. Wozu wurden aber die Repealversammlungen gehalten? nicht um die Regierung einzuschüchtern durch die Menschenmenge, sondern diese vereinigte sich, wie O'Brien sich ausdrückte, um ihr Nationalgefühl an den Tag zu legen, und sie konnte triumphirend auf ihr Betragen appelliren, namentlich bei der Veranlassung der Regierungsproclamation wegen der Versammlung von Clontarf. Die Regierung, welche lange Zeit die Repealmeetings, wie alle andern Versammlungen der Art in England und Irland geduldet hatte, erließ bekanntlich jene Proclamation so kurz vor dem Zusammentritt erwähnter Versammlung, daß Manchem der Gedanke nahe lag, es sey auf den Ausbruch eines Volksunwillens und auf eine Massacre abgesehen gewesen. Peels Behauptungen in Betreff seiner Bajonettsregierung erscheinen um so kühner den unwiderleglichen Vorhaltungen gegenüber, welche die Tories sich in dem Parlamente haben machen lassen müssen. Eine der glänzendsten Reden, die bei dieser Gelegenheit gehalten worden sind, ist aber die von Macauley, welche in den deutschen Zeitungen, die noch nicht die Monstergestalt der englischen erhalten haben, freilich nur sehr kurz berücksichtigt worden ist. Mag es vielleicht auch noch zu voreilig seyn, wenn die Whigpresse diesen ausgezeichneten Redner, der durch die Wahl der Stadt Edinburgh im Parlamente sitzt, für eine verbesserte Auflage von Edmund Burke erklärt, so ist es doch nicht in Abrede zu stellen, daß seine Rede in vielfacher Beziehung eine ganz außerordentliche Bedeutung hat. Er begann damit, auf den großen Werth aufmerksam zu machen,

welchen Irland für England habe, und wie sehr seine Bewohner in jeder Rücksicht auf eine Gleichstellung mit denen der Schwesterinsel Anspruch hätten.

„Dieses Land, Sir!“, redete er in üblicher Weise den Sprecher des Hauses an, „seiner Ausdehnung nach fast der vierte Theil des vereinigten Königreiches, nach Verhältniß seiner Bevölkerung aber sicherlich mehr als der vierte Theil, welches an Fruchtbarkeit gewiß jeden gleichen Flächenraum in Europa übertrifft, mit einer für den Handel günstigsten Lage, wenigstens einer so günstigen als nur irgend ein Land gleichen Umfanges, in der ganzen Welt sie hat, eine unerschöpfliche Pflanzschule der besten Soldaten, ein Land welches ohne allen Zweifel von weit größerer Bedeutung für die Wohlfahrt und Größe dieses Reiches ist, als alle seine weit entfernliegenden Besitzungen, selbst wenn deren vier oder fünfmal mehr wären, mehr Werth als Canada sammt Westindien, mehr Werth als diese beiden in Verbindung mit unsern Besitzungen am Cap und in Australien, und mit allen den weitumfassenden Herrschaften der Moguls, zu welchem Zustande habt Ihr es herabgebracht? Wie regirt Ihr es? Nicht mit Liebe, sondern durch Furcht; nicht, wie Ihr Großbritanien, sondern wie Ihr Sind regiert; nicht durch das Zutrauen, welches das Volk zu den Gesetzen hegt, nicht durch seine Anhänglichkeit an die Verfassung, sondern vermittelst Armeen und Heerlager“. Der Redner berührt dann kurz die Geschichte der Eroberung Irlands und das weitere Verfahren Englands im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. „So kam es“, fährt er dann fort, „daß während dieses ganzen Jahrhunderts, das was bei uns Sklaverei genannt wurde, dort noch für Freiheit galt, daß alle Ereignisse, alle Data, alle Namen, welche in der Meinung eines Engländers sich an alles dasjenige anschloßen, was Ruhm und Glück seines Landes anbetraf, in der des Iren sich mit allem dem verband, was zum Ruin und zur Erniedrigung seines Vaterlandes diente“. Im weitern Verfolg der wichtigsten historischen Thatsachen kommt der Redner auch auf Pitt zu sprechen und bemerkt von ihm: „Es darf nicht vergessen werden, daß sein Plan (der Union) viel weiter ging, als auszuführen ihm gewährt wurde. Er wünschte nicht bloß die Königreiche, sondern auch die Herzen und die Neigungen der Völker zu vereinigen. Zu diesem Zweck sollten die gesetzlich eingeführten Schmälerungen der Rechtsfähigkeit der Katholiken entfernt, es sollte der katholische Clerus in eine würdige behagliche und unabhängige Lage versetzt und die katholische Erziehung völlig frei gegeben werden. — Hätte man dieses System

durchgeführt, so bin ich überzeugt, wäre jetzt die Union mit Irland eben so sicher und eben so weit außerhalb des Bereiches der Agitation, wie die Union mit Schottland. Der Name der Union würde dann von der großen Masse des irischen Volkes in der Weise aufgefaßt worden seyn, daß sie die Entfernung der meisten grausamen Ungerechtigkeiten und der Rechtsunfähigkeit bedeutet hätte. Unglücklicher Weise ward aber von all den von Pitt beabsichtigten Maaßregeln nur die Union allein ausgeführt, und die irischen Katholiken wurden inne, daß ihnen nur noch der Name der früheren Unabhängigkeit geblieben war, die so gering auch ihr innerer Werth war, für sie einen Werth hatte, und daß sie dafür keinen Ersatz an bürgerlicher und religiöser Freiheit erhalten. Der Begriff Union würde bei den Iren nicht identisch gewesen seyn mit Pönalgesetzen und religiösen Zurücksetzungen, sondern mit Emancipation und Gerechtigkeit. Dessen ungeachtet war es selbst damals noch nicht zu spät; es war nicht zu spät im Jahr 1813, es war nicht zu spät im Jahr 1821, ja es war sogar nicht zu spät 1825. Wenn einige der Männer, damals wie jetzt im Dienste der Krone hochgestellt, sich dazu erhoben hätten, das zu sagen, was sie vier Jahre später genöthigt waren zu sagen, dann würden auch damals die Wohlthaten und die Absichten der Verfahrungsweise Pitts deutlich hervorgetreten seyn. Der ganze Agitations-Apparat war damals nicht organisirt, die Regierung unterlag keinem Zwange und es hätte mit Ehren und Vortheil gegeben werden können, was nachmals 1829 gegeben wurde, und man hätte sich die Dankbarkeit des katholischen, irischen Volkes erworben. Aber im Jahre 1829 machte man Concessionen in einem großen Umfange, man machte sie ohne Bedingungen, die Pitt unstreitig auferlegt hätte, aber dennoch machte man sie mit Widerstreben, mit ganz sichtbarem Unwillen, man machte sie eingestandener Maaßen aus Furcht vor einem Bürgerkriege. War diese Versöhnungsmaaßregel wohl dazu geeignet, die Gemüther der irischen Katholiken mit Dankbarkeit und Zufriedenheit zu erfüllen? mußte dieß nicht vielmehr gerade dazu dienen um den Gemüthern eine Gesinnung und ein Gefühl einzuhauchen, das nicht anders als aufs Tiefste beklagt werden kann. Werden sie vergessen, daß sie 27 Jahre lang sich als Bittende an das englische Parlament gewendet, daß sie ihre Sache vorgestellt und deren Gerechtigkeit vertheidigt haben, daß sie die Rechte der Gewissens- und bürgerlicher Freiheit in Anspruch genommen haben, und zwar mit Hinweis auf frühere feierliche Bürgschaften, auf das Versprechen Pitt's, ja auf das Versprechen welches Georg IV. als er Prinz von Wales war, gegeben hatte? werden sie es vergessen, daß dieses Alles vergeblich war? Können sie es vergessen,

wie die tiefsten Denker, wie die ausgezeichnetsten Redner, in dem englischen Parlamente gewacht und gearbeitet haben für ihre Sache, aber Alles vergeblich? Pitt versuchte sein Versprechen erfüllen zu wollen, dafür wurde er von seinem Amte vertrieben. Nachmals versuchten es Lord Grenville und Lord Grey, freilich brachten sie weniger in Vorschlag als Pitt, aber doch wenigstens einen Theil davon, allein sie konnten es nicht zur Ausführung bringen. Dann kam Canning; er nahm sich der Katholiken an, daher wurde er aber gehetzt und gejagt bis zum Tode. Als aber er, eine der größten Zierden des Parlaments und der katholischen Sache, in sein Grab gelegt worden war, als die Katholiken anfingen sich selbst nach Hülfe umzusehen und jene furchtbare Macht entfalteten, welche, da sie sich gerade und genau innerhalb der gesetzlichen Grenzen hielten, nachmals zu so merkwürdigen und zu solchen Resultaten führte, die ihre edelsten Anwälde nicht im Stande gewesen wären vorauszusehen, da — zwei Jahre nachdem jener große Mann nach seiner Ruhestätte in der Westmünster-Abtei gebracht worden war, wurde alles dasjenige, was er hätte ausführen können, ja mehr als dieß, ins Werk gesetzt. War es wohl anders möglich, als daß nicht von diesem Augenblicke an in den Gemüthern der ganzen katholischen Bevölkerung Irlands die Meinung eine tiefe Wurzel schlug, daß von England oder wenigstens von der mächtigen Parthei, welche England regiert, Nichts auf dem Wege vernünftiger Vorstellung oder aus Gerechtigkeit, Alles aber durch Furcht zu erlangen sey. So wurde die Concession gemacht, Dank verdiente sie aber keinen und erhielt ihn auch nicht. Die Organisation der Agitation war fertig. Die Leiter des Volkes hatten die Lust der Macht und der Auszeichnung gekostet, das Volk selbst hatte an Aufregung sich gewöhnt; es blieben Beschwerden genug übrig, um als Veranlassung zur Aufregung zu dienen, und das Volk sog die Meinung ein, daß auf dem Wege der Vorstellung nichts zu erlangen sey, und daß Gerechtigkeit nur der Gewalt zu Theil werde. Wenn ich den Zustand Irlands recht verstehe, so ist er krankhaft, aber er neigt nicht zu Paroxismus. Irland ist stets entzündbar, aber es steht nicht in Flammen. Die Medizin der einen Verwaltung war ungenießbar, die der andern hielt die Krankheit auf. Während der Whigverwaltung drohte der Krieg und hätte im Jahre 1840 ein Feind in Munster gelandet, so wäre er nicht minder heiß empfangen worden, als an der Küste von Kent; der Grund lag darin, daß die Whigs guten Willen für Irland gezeigt hatten, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß, wenn jene Verwaltung sich einer eben so großen Unterstützung im Parlamente zu erfreuen gehabt hätte, wie die gegenwärtige,

und im Stande gewesen wäre, die Maaßregeln in Ausführung zu bringen, welche die Wohlthaten der britischen Verfassung auf Irland auszudehnen bezweckten, die Union in Zeit eines Menschenalters auf dem Wege solcher Verwaltung und Gesetzgebung eben so sicher gewesen wäre, als das Geschwornengericht. Aber dieß sollte nicht seyn, denn sechs Jahre hindurch wählte sich eine an Zahl mächtige, durch Gewandtheit furchtbare Opposition gerade die irische Verwaltung als die Zielscheibe ihrer kühnsten und tödtlichsten Angriffe heraus. Eben diejenigen Lords-Lieutenants, welche in Irland die populärsten waren, wurden angegriffen, wie noch keine andere vor ihnen und wofür wurden sie angegriffen? gerade für diejenigen ihrer Bemühungen, welche vorzüglich dazu dienten, um das irische Volk zu versöhnen. Jeder Gesetzesvorschlag ohne Ausnahme, den jene Regierung vorbrachte und welcher in Irland populär war, wurde entweder ganz verworfen oder verstümmelt. Einige Katholiken, Männer von hervorragender Fähigkeit und fleckenlosem Charakter wurden zu Stellen berufen, von denen ich nur sagen kann, daß sie weit unter ihrem Talente und Verdienste standen. Diese Anstellungen wurden mit großer Zufriedenheit von ihren Landsleuten begrüßt. Kein Wunder! denn seit hundert und fünfzig Jahren der Proscription hatten die Kräfte, manche Beredsamkeit so groß wie die meines ehrenwerthen Freundes, des Mitgliedes für Dungarvon (Shiel) und anderer Zierden des Parlaments, sich aufgezehrt in äußerster Dunkelheit unter der Herrschaft von Pönal- und Rechtsschmälerungsgesetzen. — Endlich wurde ein Katholik aufgenommen in den Geheimenrath J. M. der Königin, ein Anderer erhielt einen Sitz in der Schatzkammer und ein Dritter trat bei der Admiralität auf. Augenblicklich schlugen alle die „Unterlinge“ (underlings) der großen Torypartbei ein Wuthgeschrei auf, ärger als je eins gehört wurde, selbst nicht seit Lord Gordons No-Popery-Auflauf. Die Führer der Parthei haben freilich, selbst zu jener Zeit, selten an dem Schreien Theil genommen, obschon ich auch einige illustre Beispiele vom Gegentheil anführen könnte, indessen man beschuldigte sie, daß sie ihm zuhorchten und sich daran erfreuten, daß sie dazu aufmunterten und daß sie ihren Vortheil davon zogen. Mehr brauchten sie nicht zu thun. Auch fehlte es nicht an öffentlichen Bezeichnungen, welche jenes Geschrei gleichsam heiligten. „Fremde“! dieß war eine beliebte Phrase. „Schooßkinder des Papstthums! (Minions of Popery) wurde von Andern gehört. Auch darf man nicht vergessen, mit welchen abgeschmackten Benennungen die katholische Priesterschaft, die von ihren Gemeinden in größter Ehrfurcht und Liebe und

nach Allem, was ich höre, mit Recht geachtet wird, bezeichnete und auf welch niedrige und böswillige Weise sie angegriffen wurde. Man nannte sie eine: „Dämons-Priesterschaft“, „die Spitzbuben im Chorrock“, sie wurden gebrandmarkt als die „Baals-priester“ und als „die falschen Propheten, welche Jezabel an ihrer Tafel hält“. Aber nicht zufrieden damit, alle diese Hindernisse der Regierung in den Weg gelegt und jede Maaßregel, welche zum Vortheile Irlands in Vorschlag gebracht worden war, verstümmelt zu haben, nahm die Opposition damals eine offensive Stellung ein und beschloß selbst einen Gesetzesvorschlag, aber zum Nachtheile Irlands zu machen. Sie brachten ihre sogenannte Registrationsbill ein, von der sie jetzt selbst eingestehen, daß dieß ein Gesetz zur Schmälerung der Wahlfähigkeit gewesen sey. Ich bin nicht gesonnen, meine Beschreibung dieser Maaßregel von andern, als nur von ihren eignen Lippen zu entnehmen, und was sie damals nicht zugeben wollten, das geben sie jetzt vollständig zu. Wir behaupteten, daß wenn Ihr eine noch strengere Registration einführtet, Ihr die großen Massen der irischen Wähler ihres Wahlrechtes beraubtet. Damals läugnetet Ihr das, jetzt gesteht Ihr es zu. Soll ich etwa glauben, Ihr hättet dieß Alles im Jahre 1810 nicht eben so gut gewußt, wie jetzt? Ist jetzt irgend ein Factum mitgetheilt worden, was nicht damals bekannt gewesen wäre? Ist auch nur ein einziges Argument jetzt vorgebracht worden, welches damals nicht angeregt worden wäre und zwar zwanzig, dreißig und vierzig Mal in diesem nämlichen Hause. Aber ihre Erklärung ist, daß jetzt die Verantwortlichkeit des Amtes auf ihnen laste, d. h. Ihr bedient Euch des Privilegiums das Vaterland zu Grunde zu richten nur dann, wenn Ihr Euch in der Opposition befindet. Die Stellen haben sie und ein solcher Dienst mußte auch seinen Lohn haben. Diesen Lohn hat er auch gehabt; mehrere Ursachen haben mit einander gewirkt, um sie in die Lage zu versetzen, in welcher sie sich jetzt befinden, aber ich glaube die Hauptursache ist das Mißvergnügen, welches sie in England gegen die Verfahrungsweise der vorigen Regierung in Betreff der irischen Angelegenheiten erregt haben. Ich glaube, daß dieses die Hauptursache sey, daß es eine Hauptursache ist, kann nicht in Abrede gestellt werden. Aber in dem Eifer des Streites haben sie einen Geist hervorgerufen, einen Geist, der leichter citirt als beschworen wird, den Geist der religiösen Intoleranz. Dieser Geist hat ihnen zu der Gewalt verholfen. Und es war in der That unterhaltend die Predigten des Hochw. Hugo M'Neil zu hören, wie sie ihre Sache von Hochkirchlichen, von Niederkirchlichen und Dissentern als die Sache

des Evangeliums darstellen ließen, die sich im Kampfe gegen einen rasenden Liberalismus, der keinen Unterschied zwischen religiöser Wahrheit und religiösem Irrthum kenne, befände. Es war unterhaltend, Alles dieß zu hören; als sie aber zu den Aemtern gelangt waren, wurden sie inne, daß sie auf dieser Insel und in Irland an acht Millionen Katholiken zu regieren hätten, welche von ihnen und ihren Anhängern unaufhörlich beleidigt und verunglimpft worden waren. (Laute Beifallsrufe.) Was war die nothwendige Folge? Ich will ihnen vollen Glauben schenken, daß sie dem Vaterlande nicht den geringsten Schaden zufügen wollten — dieß war nicht nothwendig um ihre politischen Gegner zu überwältigen — auch will ich all ihren Erklärungen über ihren Wunsch, Katholiken anzustellen, vertrauen. Ich glaube an ihre Aufrichtigkeit, wenn sie sagen, sie wünschten einen conservativen katholischen Juristen in Irland zu finden, um ihn als Richter anzustellen. Gewiß würde sie nichts mehr erfreuen, als einen solchen Conservativen, der mit hinlänglichen Talenten für Geschäfte und zum Reden ausgerüstet, sie in den Regierungsgeschäften unterstützen könnte, zu finden. Ich glaube dieß alles, aber was ich dennoch wissen möchte, ist dieß: Warum sind denn im ganzen Reiche alle Katholiken ihre Feinde? (Donnernder Beifallsruf.) Hat man davon je etwas zuvor gehört? da sind acht Millionen Menschen von allen verschiedenen Berufsarten, von allen Arten von Charakteren, allen Classen der Gesellschaft, herab von dem Erbmarschall, dem Erben der Howards, der Mowbrays und der Fitzallans bis zum ärmsten Bauern — und hat man wohl je so etwas gehört, daß diese alle gegen die Regierung vereint dastehen. Findet sich etwa in der katholischen Dogmatik irgend eine Tendenz zur Vereinigung mit den Principien der Whigs oder der Democratie! Im Gegentheil, die katholischen Grundsätze werden oft gerade als einer entgegengesetzten Richtung angehörend erwähnt und ohne mich auf theologische Fragen einzulassen, so hat man doch immer gehört, daß von allen Formen des Christenthums der Katholicismus das meiste Gewicht auf Alterthum und unvordenkliche Uebung legt; es möchte daher doch wohl den Anschein haben, daß bei den römisch katholischen eine Neigung zum Conservativen anzutreffen wäre. Was aber die Wohlgeneigtheit der Krone anbetrifft, so ist von diesem Standpunkte aus die große Maaßregel der Emancipation völlig zu Nichte gemacht. Von all den Geschenken, von denen man glaubte, daß sie durch das Gesetz von 1829 verliehen worden seyen, haben die Katholiken Irlands, so viel ich wahrnehme, nur ein einziges erlangt, nämlich

die Zulassung zum Parlament und selbst dieses würden sie nicht besitzen, wenn die Regierung im Stande gewesen wäre, die irische Registrationsbill durchzusetzen. Alles was bisher geschehen ist, war dazu gemacht, um das nationale und religiöse Gefühl des Volkes zu verwunden". Der Redner bespricht dann mehrere der Regierungsmaßregeln und kommt dann auch auf die Proclamation wegen des Meeting zu Clontarf zu sprechen. „Der erste Lord Staatssecretär für die Colonien hat behauptet, es lasse sich beweisen, die Regierung habe Alles, was in ihren Kräften stand, gethan, um die Versammlung von Clontarf zu verhindern; das läugne ich. Die Regierung selbst hat angegeben, daß erst am Freitag Morgens der Entschluß gefaßt wurde, eine Proclamation ergehen zu lassen, und daß diese Entschließung in Dublin wegen der nothwendigen Berathungen nicht vor Sonnabend bekannt werden konnte. Bedurfte es hier noch der Berathungen? Was! Ihr wogt Worte und Phrasen ab, während ihr das Leben der Unterthanen der Königin abwägen solltet! Kein vernünftiger Mensch wird wagen zu behaupten, daß wenn die Leiter der irischen Angelegenheiten eine hinlängliche Einsicht in die Dringlichkeit der Umstände gehabt hätten, sie erst am Sonnabend Morgens eine Proclamation hätten ergehen lassen, durch welche der Unfall des Verlustes von Menschenleben hätte vermieden werden können. Aber durch wessen thätige Vermittlung wurde dieses Unglück verhütet? durch die Dazwischenkunft jenes Führers, den Ihr verfolgtet. Glück stand Euch zur Seite und Er stand da als Euer Freund, und durch seine Bemühung geschah es vorzüglich, daß wahrscheinlich eine Scene so furchtbar, als die welche sich zu Manchester zugetragen hat, verhindert wurde". Hierauf tadelt Macauley die ganze Proceßinstruction gegen O'Connell. In Betreff dieses Mannes spricht er eine Meinung aus, der gewiß Jeder ohne Unterschied beistimmen wird: „In Wahrheit muß ich sagen, daß die Stellung, welche O'Connell in den Augen seiner Landsleute einnimmt, von der Art ist, wie noch nie ein Führer des Volks in der Geschichte des Menschengeschlechts sie eingenommen hat". Wir werden diesen Punkt nochmals aufnehmen, hören wir einstweilen den Redner weiter: „Aber Ihr irret Euch, wenn Ihr glaubt, daß das Interesse, mit welchem man auf ihn schaut, sich allein auf diese Insel beschränkt. Gehet wohin Ihr wollet auf dem Continent, speist an einer Table d'hote, besteigt ein Dampfboot oder irgend ein Fuhrwerk, sobald Eure Sprache Euch als einen Engländer verräth, die erste Frage, die an Euch gerichtet wird, ist die: Wie geht es mit O'Connell? — Es ist eine traurige — ja eine unselige, nicht zu bestrei-

tende Wahrheit, daß über den ganzen Continent in Betreff des Verhältnisses Englands zu Irland eine ähnliche Empfindung verbreitet ist, wie in Betreff des Verhältnisses Rußlands zu Polen. Ich billige diese Empfindung nicht, aber sie ist natürlich. Ohne die große Eifersucht in Anschlag zu bringen, welche Englands Macht erregt, will ich das Haus nur daran erinnern, daß die irische Agitation auf dem Continent zwei Gesichtspunkte bietet, welche sowohl den Sympathien der Royalisten, als der Democraten zusagt. — Ich brauche nicht zu sagen, daß ich dieses nicht erwähne, um die Regierung einzuschüchtern, aber das behaupte ich, daß die Maaßregeln, welche die Regierung bei dieser Gelegenheit ergriffen hat, außer allem Tadel hätten seyn sollen, und daß sie auf solche Weise hätte einen Sieg erringen müssen, so aber, daß der Sieg für sie nicht noch ein größeres Unglück geworden wäre, als eine Niederlage. War aber dieß wohl der Ausgang der Sache!" Nachdem der Redner dann den Proceß, die Zusammensetzung der Jury und dann nochmals die politische Seite der Sache berührt hatte, schloß er seine Rede mit folgenden Worten: „Wahrlich unser Land ist ein großes und glänzendes, ein mächtiges Reich, wohl versehen mit den Mitteln des Angriffes, wie mit den Waffen zur Vertheidigung. England vermag viele Dinge, welche weit außerhalb der Macht irgend eines Volkes der Welt liegen, es hat China den Frieden dictirt, regiert Australasien und beherrscht das Kaffernland. Sollte sich die Veranlassung bieten, es könnte hinweg von der Oberfläche des Oceans den Handel der Welt fegen und wie ehedem die Häfen blockiren und sein triumphirendes Banner ausbreiten von dem baltischen bis zum adriatischen Meere. Es ist im Stand sein indisches Reich gegen alle drohende Feindseligkeit, zu Land wie zur See, zu behaupten; aber bei all dieser ungeheuern Gewalt hat es einen verwundbaren Punkt, einen unbewachten Fleck und dieser Fleck ist ganz nahe an seinem Herzen, ein Fleck auf welchen vor fünfundvierzig Jahren ein tödtlicher, wenn gleich nicht tödtender Stoß versucht ward. Regierung und Parlament, beide sind sie in ihrer Sphäre verantwortlich; in Betreff meines Antheils an dieser Verantwortlichkeit, will ich mich durch mein Votum zu Gunsten des Antrages meines edlen Freundes entledigen, und ich bin gewiß, daß mit mir eine so große und imponirende Anzahl von Mitgliedern dieses Hauses stimmen wird, daß sie dazu hinreicht, um die irischen Katholiken zu überzeugen, daß sie noch Freunde in England haben, und daß sie noch nicht genöthigt seyen, alle Hoffnung auf die Weisheit und die Gerechtigkeit des Reichsparlaments aufzugeben". —

Es läßt sich nicht leugnen, diese glänzende Rede trägt eine bedeutende Färbung whiggistischer Tendenzen an sich, indessen ganz abgesehen von diesen hat sie der Regierung solche Wahrheiten gesagt, daß sie nothwendig im ganzen Lande den größten Eindruck machen mußte. Ob für Irland von den Whigs mehr Heil zu hoffen ist, steht dahin; sie sind eben auch eine Parthei, deren Verwaltung im Allgemeinen gerade nicht, und in mancher Beziehung noch weniger als die der Tories gebilligt werden kann; wir wollen auch einräumen, daß Manchen von den Leitern der Whigs es bei den Reden weniger um Irland zu thun ist, als vielmehr sich der irischen Frage als eines Hebels zu bedienen, um durch sie wiederum zur Regierung zu gelangen. Indessen die Tories gebrauchten diese Mittel, indem sie die ihnen zu weit gehenden Concessionen der Whigs angriffen, die Whigs, indem sie unstreitig mit großem Rechte die ganze, durch religiöse und bürgerliche Intoleranz dictirte Politik der Tories befeinden. Auch würde man sehr Unrecht thun, wenn man glaubte, daß es nicht eine große Zahl von Whigs gebe, die nicht von dem aufrichtigen und ernstlichen Wunsche, Irland zu helfen, beseelt wären. Die Tories haben jetzt die specielle Untersuchung des Zustandes Irlands abgelehnt, und wollen also einzelne Gesetze einbringen zur Ordnung und Verbesserung der irischen Zustände. Was in dieser Beziehung geschehen wird, ist freilich noch nicht entschieden, indessen die allgemeine Meinung der Katholiken Irlands und Englands spricht sich dahin aus, daß man eben nicht gar zu viel davon erwarten dürfe, und die Regierung muß es sich wenigstens zuschreiben, wenn man nicht großes Vertrauen in sie setzt. Etwas ganz Entscheidendes und höchst Wichtiges, ja eines der bedeutendsten Resultate dieser letzten Ereignisse ist aber gerade das, daß die Katholiken Irlands und Englands — Lord Beaumont hat die traurige Ehre, davon ausgenommen zu seyn — jetzt eines Sinnes geworden sind; während gerade die englischen Katholiken bis dahin die Tories unterstützt haben, sind sie jetzt ihre Wi-

versucher geworden, und ein sehr deutliches Zeugniß für die veränderte Gesinnung in dieser Beziehung hat der bekannte Kenelm Digby abgelegt, der einen ganz vortrefflichen Brief über die diese Angelegenheit an O'Connell geschrieben hat, den wir leider aus Mangel an Raum nicht mehr mittheilen können. Wir haben in einem frühern Artikel (Bd. 12. S. 51 u. f.) darauf aufmerksam gemacht, wie bedauerlich die Scheidewand war, die zwischen den englischen und irischen Katholiken bestand, und wie wenig Hoffnung wir hegten, daß sie leicht zu beseitigen sey. Dieß schwierige Werk haben die Tories mit ihrem Proceß vermocht, dieser hat die Scheidewand niedergerissen, und muß die Irländer in der, einerlei ob richtigen oder unrichtigen Idee befestigen, für sie sey nur aus der Aufhebung der Union noch Etwas zu hoffen. Der wahre, aufrichtige Wille ist es, den sie in der Handlungsweise der Regierung vermissen, man will nicht, theils aus religiöser Intoleranz, aus politischer Engherzigkeit Irland aus dem Zustande der Erniedrigung heraushelfen. Daher eine Reihefolge halber Maaßregeln, die das freilich beinahe unheilbar gewordene Uebel nicht von Grund aus heilen. —

Schon sonst haben wir darauf hingewiesen, wie die wichtige Frage in Betreff der anglicanisch-irischen Kirche verhältnißmäßig von untergeordnetem Interesse zu der andern in Betreff der Stellung der Gutsherren zu den Pächtern ist. Wir wollen uns bei jener auch nicht weiter aufhalten, sondern nur im Vorübergehen eine nicht uninteressante statistische Notiz hervorheben, welche the Tablet aus dem Tyne Mercury entlehnt. Es haben nämlich in letzterer Zeit eilf protestantische Bischöfe in Irland zusammen eine Summe von 1,800,000 Pfund Sterling, also mehr als zwanzig Millionen Gulden, so weit es zur Kenntniß der Gerichte gekommen ist, hinterlassen. Die Gesammtheit aller Episcopalen in Irland beläuft sich nicht auf mehr als etwa 400,000, so daß jeder Prälat für seine bischöfliche Sorge um jedes seiner Schäflein, sey es Mann, Weib oder Kind, mit nicht weniger als etwa 55 fl. belohnt

wird, wobei dann außerdem die Einkünfte des niedern Clerus gar nicht in Betracht kommen. Diese gewaltigen Summen, welche von Katholiken bezahlt und den Katholiken ganz entzogen werden, würden in den Händen der katholischen Bischöfe natürlich zum allergrößten Theile zum Bau von Kirchen und Schulen, zur Unterstützung der Armen verwendet worden seyn, während jetzt das Land Nichts, gar Nichts davon hat; das Geld geht an die Verwandten der Bischöfe, die es ohnehin außerhalb Landes in England verzehren. Ja, solche Dinge sind denn doch arg, besonders wenn man bedenkt, wie das irische Volk noch obendrein den Clerus seiner Kirche ernähren muß, wie dieß sehr naiv ein junges irisches Mädchen bezeichnete, welches bei den letzten Debatten Sir Ch. Napier im Parlamente redend einführte. Er hatte sie gefragt: ob sie jetzt nach Entscheidung der Zehntfrage nicht Alle weit zufriedener seyen? „Herr", war ihre Antwort, „sehen sie wohl den Mann dort, der auf jener Seite des Weges arbeitet? er hat einen eigenen Garten, und für diesen Garten muß er einen Zehenten an den protestantischen Geistlichen zahlen, von dem er denkt, daß er seine Seele zur Hölle sendet, und einen andern an den katholischen Priester, damit er von der Hölle errettet werde". — Ganz vortrefflich waren auch die oratorischen Vergleiche, welche Shiel am achten Tage der Parlamentsverhandlungen zwischen der katholischen und anglicanischen Kirche in Irland zog, wenn er sagte: „die katholische Religion der Sinnesweise Irlands eingeboren, hat ihre Wurzeln tief und weit in dem Glauben und den Gefühlen des Volks; unter der Axt ist sie gewachsen und im Sturmwind hat sie sich entfaltet, während der protestantische Glaube, obwohl aufbewahrt in einem prächtigen mit ungeheueren Kosten hergerichteten Treibhause, dahin welkt, wie eine kränkelnde exotische Pflanze, der keine natürliche Lebenskraft beigebracht werden kann". —

Die schlimmste Seite der ganzen irischen Sache ist aber die schon angedeutete Landlord and tenant question. Zur

Untersuchung der in dieser Beziehung obwaltenden Uebelstände hat die Regierung allerdings eine Commission angeordnet, allein wie der zuletzt erwähnte Redner hervorhebt, sie besteht wiederum nur aus den Grundeigenthümern; kein katholischer Bischof oder sonst ein Geistlicher, der eine genaue Kenntniß von dem Zustande der Armen hat, ist zum Mitgliede derselben gemacht, und so dürfte jener mit Recht glauben, daß diese Commission auch nichts weiter als drei oder vier Foliobände mit Dingen anfüllen wird, die Jedermann schon weiß. Was aber diese wichtige Frage auf sich hat, dafür kann als Beweis eine kleine, so eben zu London erschienene Schrift, die den Titel führt: „Ein Schrei aus Irland“ (A Cry from Ireland) dienen, welche einen Schotten zum Verfasser hat, der durch seinen längern Aufenthalt in Irland sich eine genaue Kenntniß dieser Verhältnisse zu verschaffen gewußt und speciell über das Verfahren eines in der Grafschaft Kilkenny ansässigen Gutsherrn Richard Shee mit Namen, gegen seine Pächter Auskunft gibt. Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß gedachter Esquire die Sache sehr grob getrieben hat, aber es soll nach der Aeußerung eines ebenfalls dort angesessenen Mannes darauf hinauskommen, daß Herr Shee seine Pächter mit einem hanfenen Strick, so mancher andere Gutsherr aber mit einem seidenen Faden, aber mit gleichem Erfolge erwürgt. Wir theilen unseren Lesern Einiges aus dieser Schrift mit, die eben nur in dem Falle des Mr. Shee einen statt vieler vor Augen stellt.

Dieser Mr. Shee hatte eine Menge solcher Pächter, mit denen Contrakte auf längere, aber bestimmte Zeit (leaseholders) abgeschlossen waren, denen er nicht wie andern (den sogenannten tenants at will, etwa den Besitzern nach „Herrengunst“ in Bayern entsprechend) willkührlich kündigen konnte. An eine Austreibung dieser Pächter konnte er nur denken in dem Falle, wo sie ihren Zins nicht zahlten; hieran

*) Der Contract, welcher den Namen lease führt, wird oft auf 99 Jahre abgeschlossen.

war ihm aber sehr viel gelegen, weil sie von früheren Zeiten her unter günstigen Umständen in dieß Verhältniß getreten waren*); sie zahlten 30 Schilling für die Acre Landes, der Gutsherr hatte aber herausgefunden, daß er andre Grundstücke jetzt leicht zu 70 Schilling die Acre verpachten konnte. Jener Umstand aber erleichterte den Pächtern die Zinszahlung und keiner von ihnen blieb in Rückstand; was war also zu thun? Mr. Shee fand dennoch einen Weg um zu seinem Ziele zu gelangen. Er verklagt einen solchen Pächter wegen einer Schuld, und läßt ihn in Haft bringen. Es wird bewiesen, daß die Schuld nie existirt und der Pächter stellt eine Klage wegen unverdienter Haft. Bei diesem Prozesse sprach der Richter zu der Jury: „Meine Herrn, wenn Sie der Meinung sind, daß der Beklagte betrüglicherweise eine Schuld des Klägers vorgab, um ihn ins Gefängniß zu bringen, und ihn zu ruiniren, so geben Sie dem entsprechend Ihr Verdict ab. In diesem Falle werden Sie ihn für schlechter als den Räuber auf der Heerstraße erklären. Sie werden die Beweisgründe wohl abwägen und wenn sie Sie überzeugen, daß dem Kläger Unrecht geschehen ist, so werden Sie darnach die Strafgelder bestimmen. Stellen sie diese nicht zu hoch, aber Sie müssen denn doch den Beklagten davon belehren, daß obwohl er seinem Range und Vermögen nach ein Gentleman ist, es ihm doch nicht zustehe, einen Aermeren ungestraft mit Füßen zu treten". Die Jury sprach hundert Pfund Sterling als Entschädigungssumme aus. Nun sollte man freilich glauben, es sey der Gerechtigkeit genug geschehen, allein derselbe Mr. Shee, der in weniger als drei Jahren zweihundert und fünfzig Processe geführt hat und in mindestens zweihundert derselben unterlegen ist, triumphirt doch. Das scheint unglaublich und dennoch ist es so! Er appellirt an einen höhern Gerichtshof, zahlt die hundert Pfund nicht und der Pächter bleibt in dem Gefängnisse. Dieser verliert unterdessen alle seine Beschäftigung und seinen sonstigen Erwerb, und so konnte namentlich Jener, dessen Proceß wir oben schilderten, die Rente nicht zahlen. Man sollte glauben, da ihm hundert Pfund Schadensersatz zuerkannt waren, so hätte also davon der Pachtzins abgerechnet werden können. Aber nein, im November vorigen Jahres wurde der arme Pächter, John Ryan, abgemeiert und sammt seiner Familie dem „Kartoffelessen" preisgegeben. Nie war dieser Mann früher einen Heller schuldig gewesen, er hatte sein eignes Häuschen und einen schönen reinlichen Pachthof. Auf solche Weise hat Mr. Shee die ganze Gegend unglücklich gemacht; während sonst nie daselbst von irgend welchem Versuch der Art die Rede war, gibt es jetzt alle Augenblicke eine Störung

der Ruhe. Um sich aber überhaupt einen Begriff zu machen, in welch einen fürchterlichen Zustand die Landleute durch die Gutsherren und ihre Wirthschaften versetzt worden, muß man den Umstand erwägen, daß allein im Jahre 1843 in der kleinen Stadt Thomastown in der Grafschaft Kilkenny bei den verschiedenen Vierteljahrssatzungen der Richter nicht weniger als: 4518 Processe verhandelt worden sind, dieß ist fürchterlich! Wie viel Schweine, Kartoffeln, Korn, Kühe und sonstigen Erträgnissen der Pachtwirthschaften sind bei diesen viertausend dreihundert Processe die gegen eine ackerbauende Bevölkerung angestellt worden sind, gerichtlich verkauft, dann nach Waterford geschafft und nachher nach England, als ein Zeichen des blühenden Wohlstandes Irlands hinübergebracht worden. Was aber noch mehr böses Blut machen muß, ist das, daß die Kläger bei diesen Processen meistens Protestanten sind, die Beklagten aber Katholiken. Diese sehen sich fortwährend vor Gericht gezogen, ihre ganze Aufmerksamkeit richtet sich auf dieses hin, ihr Geld müssen sie theils für sich, theils in Bürgschaften für ihre Freunde bei Gericht verwenden. Citirt werden sie durch einen protestantischen Gerichtsdiener, bei Gericht empfängt sie ein protestantischer Thürsteher, ein protestantischer Ausrufer (crier) kündigt den Proceß an, eine protestantischer Magistrat gibt den Ausschlag, protestantische Beamte nehmen die Pfändung oder die Arrestation vor. Auf dem Wege zum Gefängnisse begleitet sie eine protestantische Escorte, dort empfängt sie ein protestantischer Gefangenwärter. Bei einem Criminalprocesse werden sie von einer protestantischen Jury beurtheilt und wenn schuldig befunden, von einem protestantischen Henker gehenkt. — Ja diese Zustände Irlands sind so scheußlich, daß man, wenn man längst das Aeußerste in dieser Beziehung gehört oder gelesen zu haben glaubt, wahrhaft erschrickt, daß die Gräuel noch immer weiter gehen und die superlativeste Redeweise noch bei Weitem nicht genügt, um die Wahrheit auszudrücken. —

Wir können den Gegenstand dieses Artikels nicht verlassen, ohne nicht zuvor noch einen Punkt berührt zu haben, der uns von Wichtigkeit zu seyn scheint. Wir haben nämlich wohl die Frage aufwerfen gehört: „ob ein loyaler Unterthan das Verfahren O'Connells billigen könne“ — ein Verfahren, welches nach unserer Ueberzeugung durch legale Führung, nicht durch Empörung des Volkes die Regierung moralisch nöthigt, den Gräueln in Irland ein Ende zu machen.

Es ist hiebei wohl zu berücksichtigen, daß die Verhältnisse Englands gar weit von den unsrigen verschieden sind, und daß daher eine dort erlaubte Handlung, z. B. die Veranlassung zu Volksversammlungen, gar leicht anderwärts den Charakter eines Hochverraths an sich tragen könnte. Aber auch abgesehen hiervon darf man nicht außer Acht lassen, daß es eine wohl nicht geeignete Anwendung des Legitimitätsprincips seyn möchte, wenn man etwa glaubte: daß die Stellung Irlands, welches noch vor vierundvierzig Jahren sein eigenes Parlament hatte, dadurch gegen die Könige von England im Mindesten geändert würde, wenn es wieder ein solch eignes Parlament erhielte. Die Legitimität besteht nicht darin, daß man alle Maaßregeln der Tories gut heißt; sie sind eine Parthei, und wenn diese Parthei auch von der Regierung ausscheidet, bleibt Victoria nach wie vor die Königin von Großbritannien und Irland. Sollte ein verkehrter Liberalismus sich dieser Dinge für seine Zwecke bedienen, und diese Ereignisse für sich ausbeuten, so könnten wir dieß nur bedauern. Wenn wir aber auch nicht in allen Ansichten mit O'Connell übereinstimmen, ja wenn wir ausdrücklich gegen alle Angriffe auf die englische Verfassung uns erklären, und wenn auch unsere deutschen Zustände darin von den englischen verschieden sind, daß das Unterzeichnen von Adressen nicht an der Tagesordnung ist, so adressirt sich doch unwillkührlich jedes für Wahrheit und Recht schlagende Herz freudig und von selbst an den Mann, dem eine der glänzendsten Rollen in dem Drama der Weltgeschichte zu Theil geworden ist. Und damit sollte eine Loyalität, um so mehr der Katholiken, gegen die eigene von Gott gesetzte Obrigkeit nicht zu vereinigen seyn? „Unsere Religion ist — mit John O'Connell zu reden — eine durchaus monarchische Religion, die ganze Verfassung der Kirche trägt diesen monarchischen Charakter an sich, aber eine der Beweise ihrer Göttlichkeit besteht darin, daß sie für alle Völker und Staaten paßt. In Belgien ist sie die Beschützerin religiöser Freiheit, in Amerika ist sie es, die die Elemente der

Ordnung in die ungeregelte Freiheit hineinbringt", bei uns nährt und belebt sie freudig die Anhänglichkeit an die Fürsten unseres Glaubens, auch in den protestantischen Ländern lehrt sie die Unterthanen die Obrigkeit ehren und in Gehorsam folgen, in Irland und Polen ist sie die Trösterin in allen Leiden. Ja, wer kann es verkennen, nur die katholische Kirche allein hat es den Iren möglich gemacht, die Schrecken der Verfolgung, die Noth und den Jammer, womit man sie heimgesucht, zu ertragen. Und wer dieser Religion eifrig anhängt, der sollte O'Connell nicht in seinen großen Verdiensten anerkennen dürfen, ohne sich gegen die der eigenen Obrigkeit schuldige Ehrfurcht und Liebe zu vergehen?!

XXIX.

Der Gustav Adolphs-Verein und die Irische Sache.

Das neueste Produkt des deutschen Genius, das Drama: „Der Doppeladler, oder die uneinigen Brüder", ist nun, bis nahe zum Schluße des zweiten Actes, über unsere Nationalbühne hingegangen. Weder an die Einheit von Zeit noch Ort gebunden, wurde es schon vor Jahren, nicht 1835, sondern ao. 1817 angekündigt. Nachdem der Wienercongreß, vor der Menge dringendster Geschäfte, der religiösen Verhältnisse nur in einem flüchtigen Augenblicke flüchtig gedacht, hatte man, protestantischer Seits, als jeder in seine Erbschaft eingetreten, umgeschaut, und auf dem Schlachtfeld waren nur noch zwei katholische Mächte, so zu sagen aufrecht stehend, gefunden worden, und man hat daraus geschlossen: der Katholicism sey nun endlich nach langer Agonie am Verscheiden. Das hatten alle Glocken nun zugleich mit dem: „eine feste Burg ist unser Gott", ausgeläutet, und man hatte die Exequien angeordnet. Die Katholischen aber, die die

Sache nicht also verstanden, waren sofort unter das Gewehr getreten. Der Prolog war darauf gesprochen worden, als eine Fürstin aus dem Hohenzoller'schen Hause zur alten Kirche übergetreten; die Ueberraschung hatte Worte ausgeredet, die die Geister noch aufmerksamer gemacht. Nachdem man darauf die Zwischenzeit mit milder Zwangspaarung zweier Confessionen zugebracht, begann der erste Act zu spielen. Die einfache Intrigue dieses Actes war ohngefähr: der Staat macht der Kirche Zumuthungen, die diese abweisen muß; er sucht die Diener der Abweisenden in sein Interesse zu ziehen, was völlig mißlingt, und die Widerspenstigen werden nun zur Haft abgeführt. Nun aber mischt das heilige Officium sich in den Handel, das Volk nimmt Parthei; wie eine elastische Kugel an die Wand geworfen, in einer Dölle eingebeugt wird, aber rasch zurückschnellt, so folgte die Reaction auf die Action: der Staat erkannte endlich, daß nicht durchzubringen auf diesem Wege, die Theilnehmenden an der Handlung traten nach einander ab, und der erste Act war ausgespielt. — Eine kleine Pause, der Vorhang hob sich wieder, und der zweite Act begann. Dießmal war es der Chor, der die Handlung weiter führte, der Staat stand im Hintergrunde. Die Bühne stellte eine unabsehliche, baumlose Haide vor, ohne sonderliche Belästigung der Casse, in malerischer Perspektive dargestellt. Im Hintergrunde sah man die Bundeslade ohne Vorhang, und geöffnet, daß man ihr Innerstes durchschaute. Da war statt des Mannas eine Probe der schwedischen Suppe im Topfe aufgestellt. Statt der Aaronsruthe waren einige der Brandfackeln, mit denen die Schweden den Bauern unter die Betten geleuchtet, bis sie ihr Letztes hergegeben, aufbewahrt. Statt der Steintafeln mit dem Decalog, war ein Auszug der Landesgesetze dort beschlossen, nach denen so eben das Svea Hofgericht den Convertiten, Maler Nilson, Landes verwiesen, und ihn erblos und bürgerlich todt erklärt. Oben auf der Lade saß die bekannte Göttin mit der phrygischen Mütze, mit dem Krüglein der Frau

Holla, und dem Becher, worin sie jedem gratis einschenkte; Meth, Bier, Wein, alles wie es sein Herz verlangte. Fahnen umwehten sie: es lebe Gustav Adolph, der Retter und Befreier Deutschlands, der Tapfere und Kriegserfahrene, Gereizte, Beleidigte, voll Eifer für die evangelische Lehre, und gegen die Jesuiten, und mit Vertrauen auf sich ausgerüstet! Es leben Oxenstjerna, Torstensohn und Banner, die unter Feuer und Schwert immer milden Herzens geblieben, die evangelische Union soll leben! Die Nachricht von dem neuen Kruge und der schönen, beherzten Wirthin verbreitet sich bald allumher in der Runde, und es entsteht ein Rennen und ein Laufen, und ein groß Getümmel von allen Seiten; denn die Judenschaft, das Christenthum, das Heidenthum und Alles was unter und über ihm steht, drängte in hellen Haufen sich herzu. Was gibts, was solls denn werden? ist in Aller Munde. Ein Volksredner spricht: Wir können nicht ferner mehr den Spott der Papisten ertragen, die auf ihre Einheit pochen, und wollen uns auch jetzt einigen, nicht in idealer Weise über Dogmen oder dergleichen, wie die Thoren gethan; auch nicht, wie es im Zollverein geschieht, in gemeinsamer Schatzung; sondern nach unserer Art, im Abscheu gegen die verhaßte Lehre, den Aberglauben der Jahrhunderte. Den Gustav Adolphsverein wollen wir uns nennen. — Das möchte doch bedenklich seyn, und die von der andern Seite aufregen; hätten die Katholischen mit einem Tillyverein zuerst angefangen, das wäre ein Landspektakel: seht da die Landfriedensbrecher, sie scheuen sich nicht, das kaum wieder erwachte Volksgefühl so schmählich zu höhnen, daß sie den Mordbrenner von Magdeburg, — denn das bleibt er immer, wenn auch längst das Gegentheil erwiesen, — auf ihre Fahnen setzen: fort mit den blutgierigen Barbaren! Darum solltet ihr Euch lieber doch den Verein des Bischofs von Myra heißen; das würde einerseits schärfer das Wohin bezeichnen, und doch wieder besser es verhüllen, daß sie keinen Vorwand auf Euch haben. Aber, womit wollt ihr dann zum Ziele kom-

men? Wir bauen ihnen Kirchen in ihren Ländern. — Wie, Kirchen? vermiethet ihnen lieber die Euern, die ja Jahr aus und Jahr ein leer stehen, sie können ihren Gottesdienst dann durch Procuration in ihnen feiern. — Es ist nicht also zu verstehen, wir meinen Logen; Dreieck und Richtmaaß und Senkblei, und Sonne, Mond und Sterne auf dem Altare, und wählen den Kalenderpracticus zum Sacristan. Aber wer ist denn das Weibsbild oben auf diesem Altare, die den Mundschenk macht? Man hört die Menge von ferne rufen: Heil, o Mutter der Barmherzigkeit! unsere Väter haben Wasser getrunken, du hast uns mit deinem Tranke erquicket; so gib uns auch von deinem Manna, das du da unten bewahrst, damit wir auch gesättigt werden. Sie gießt die Suppe mit dem Schaumlöffel unter die Flehenden, die, bald in vollkommener Genüge, ihre Zufriedenheit bezeugen. — O seht, o seht! es ist die Charitas, Concordia soll ihr Name seyn. Eine Stimme: Concordia? ich weiß nicht ob meine Augen trübe werden; aber ich sehe etwas von einem Schweife aus ihrem Kleide hervorgucken, wenn ihr nur niemand im Gedränge darauf tritt. — Da haben wir die Bescheerung, ein Dollbatsch ist wirklich darüber gestolpert. Seht nur die Furie, jetzt speit sie Feuer, das Volk flieht, Gnade rufend! aber jetzt setzt sie sich allmählig wieder um, und wird wieder klar und glänzend. — Einer aus dem Haufen: ich meinerseits denke, es ist der Vernunftglaube, darum hat sie die zwei Gestalten. Ein Anderer: ich will nichts wissen von den Eisschnitten am Schmiedfeuer hart geschmort. Einer aus der Judenschaft: ach jetzt erkenne ich sie, es ist die Esther Levi, die wird den Ahasverus in gemischter Ehe heirathen; der ist ein allmächtiger Mann in fernem Lande, und sie bringt ihm einen schönen Brautschatz zu. Hat sie sich erst bei ihm eingeschmeichelt, dann wird der Haman an einem fünfzigfüßigen Galgen aufgehängt; auch hat der Reformverein Abrede mit ihr getroffen, daß sie bei ihm durchsetze die Befreiung der Judenschaft von der grausamen Beschneidung, damit sie den

Christen aufgehängt werde, was auch jetzt viel paßlicher ist. — Pah, Judenmatzen! ich meine nicht anders, als die Dame sey das wohlbekannte Wurzelweibchen. Was, die Kräuterfrau in unserm Dorfe sollte da oben sitzen? die ist alt und mager und herenartig, diese aber jung und wohlbeleibt, das ist sie ewig nicht.

So weit war die Discussion vorgerückt, da hörte man klingeln, und ein Herold verkündete: vermöge allerhöchster Entschließung vom 10. Februar haben Se. Maj. der König jede Theilnahme und jeden Verkehr mit der Gustav Adolph-Stiftung von Seite bayerischer Unterthanen, sowie jede Annahme einer Gabe von diesem Verein, unter was immer für einer Form sie geschehen möge, bei Vermeidung der auf die Theilnahme an den, von Allerhöchst denselben nicht gebilligten Vereinen, gesetzten Strafen zu verbieten geruht. — — Diese Proclamation schien Einigen der Anwesenden zu gefallen, der ernste, wortkarge, herbe und strenge Ton, brevi manu ausgedrückt, schneide glatt ab; was unausführbar scheine, werde der Patriotism der protestantischen Bevölkerung erreichbar machen, und der conservative Instinct sey hier auf kürzestem Wege zu seinem Ziele vorgebrochen, die, besonders gegen Bayern insolente Zumuthung abzuweisen. Den Meisten fiel die Sache unangenehm auf; der beste Zweck des Vereines sey nun verfehlt. Denn da er geglaubt, Oesterreich mit Sicherheit dem natürlichen Laufe der Dinge überlassen zu können, so habe er sein Augenmerk hauptsächlich auf Bayern hingerichtet; da dies aber nun von der Concordienformel sich losgesagt, so sey das patriotische vaterländische Ziel verrückt. Indessen, man schöpfte bald wieder Muth, und es erhub sich die Frage: wo schlagen wir die Stiftshütte auf, und wo soll die Bundeslade mit der gefundenen großen Frau einkehren? Darüber entstand nun bald ein lautes Streiten. Die Einen schlugen Wackersleben vor, nach Aussage der Geographie ein großes Dorf im Magdeburgischen, wo die Bauern ihren Strauß lesen, und nach dem Tode ihres sehr alten Pfarrers seine Stelle nicht wieder zu besetzen, mit einander übereingekommen; und deswegen, als er wirklich gestor-

ben, einen Vakanzprediger in der Kirche förmlich ausgepfiffen. Wo ist die Arche besser aufgehoben, als bei dieser Bauernschaft? gebt ihr nur einen Wink, und sie kommen ihr entgegen, und tanzen wie König David vor ihr her. Ach mit euern Bauern! wird der Schultze abspenstig gemacht, dann sitzt ihr auf dem Trockenen; geht daher noch einige Schritte weiter, wo der pure pute Torysm Fuß gefaßt, der vor Jahren schon sein confessionelles Bekenntniß, Gold auf Purpur, abgelegt, und Euch Connexionen schafft. Unter die Hirnschale der Riesin vom Weißenstein wollen Einige mit ihr sich stehlen, oder sie in die Versammlung der Badischen Ständeversammlung schaffen; Tollkühnere aber haben zu den Schwaben gerathen, von wo aus, der Junghegelianism die Jahre seiner Hedschra her datiren wird, und wo man die katholische Secte mit Erfolg, allerwärts außer dem Budget, ignorirt. Einige haben für abwechselnde Aufnahme bei den Hansestädten gestimmt; wieder Andere gebeten, Reuß, Greitz, Schleitz und Lobenstein doch ja nicht zu vergessen. Viele haben auf Berlin angetragen, wo ohnehin schon so lange die ewige Ampel vergebens brenne, wo der Paraclet am hellen Mittag Vielen sichtbar umgehe, und die kühnsten Denker unerschrockene Verehrer fänden. — Nimmer soll die hohe Braut in diesen Pietistendunst hineingerissen asphyxiren, riefen wieder die andern! Nun kennt ihr nicht das Land, wo die Schmerlen sich in der Pleisse mit geschmeidigem Rücken winden; das geistreichste Land der Erde, von den entschlossensten, energievollsten Menschen bewohnt, und die dabei doch wie die Goldfische beinahe nur vom reinen Wasser leben. Dahin, dahin, o Verehrteste! laßt uns ziehen. In der sächsischen Schweiz hat die hohe Frau sich ihren Sitz bereitet; die Nähe ihrer Alpen, die erfrischenden Lüfte, die uns von dort anwehen, werden uns Stahlhärtung geben, daß wir bei keiner Vorfallenheit verzagen; die große Loge von Altenburg wird am Eingange wachen, und uns Schutz und Schirm, gewähren. Gesagt, gethan, die Handvesten packten eben die Lade auf, da klingelt es zum Andernmale. Die Scene

verändert sich in etwas, ein anderer Herold erscheint verkündend: Seine Majestät der König von Preußen haben in Bezug auf die Gustav Adolph-Vereine am 14. Februar das Protectorat dieser Stiftung innerhalb der Preußischen Monarchie zu übernehmen geruht, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die Evangelischen des Inlandes nicht hinter denen des übrigen Deutschlands zurückbleiben, und dem hochherzigen Gedanken der Stiftung durch reiche Beiträge ein größeres Leben und eine segensreichere Wirksamkeit geben werden. Zur Erhaltung der Einheit muß die Verbindung mit der Stiftungsdirection zu Leipzig festgehalten werden; jedoch so, daß für die gesammten preußischen Vereine eine vollkommene Selbständigkeit bewahrt wird. Es ist daher auf die unverzügliche Bildung eines eigenen Centralvereins für das Inland, so wie verschiedener Provinzialvereine hinzuwirken. Se. Maj. geben Sich der schönen Hoffnung hin, daß über diesem guten Werke sich Alle freudig zur Eintracht des Handelns verbinden werden, welche zur Einigkeit in der Auffassung und Lehrart der Glaubenswahrheiten verknüpfen zu wollen, ein vergebliches Bemühen wäre; und daß keine der vielen Partheien, welche in diesem Augenblicke innerhalb der deutsch evangelischen Kirche um den Ruhm, „die Christlichste zu seyn", kämpfen, es wollen wird, die Schmach auf sich zu laden, Zwietracht in ein Unternehmen zu bringen, welches das evangelische Bekenntniß ehren wird, und den Zweck verfolgt, mittellosen Gemeinden, zumal in fremden und fernen Landen, die spendende Bruderhand der Glaubensgenossen unseres Vaterlandes fühlbar zu machen. — Sprach's, und es erfolgte die Stille einer halben Stunde durch alle Himmelsräume. — Die Worte waren auch in einem conservativen Instinct gesprochen, der weiß, woher die bösen Winde kommen, und seine Stellung nimmt; während der Andere, der vier Tage früher gesprochen, die Abwehr gerüstet. Daß sie sich einigen dort, und sich in sich zusammennehmend, den Glaubensgenossen hilfreich unterstützen, wer mag das tadeln, man muß es loben,

und als einen Schritt nach vorwärts aus der babylonischen Verwirrung es betrachten. Wird die sittliche Einigung im Handeln nicht anerkannt, dann kann auch nimmer eine politische bestehen; die Kirche unterscheidet freilich das sittliche Handeln vom religiösen, dem sie consequent teleologisch erst die wahre und rechte Würdigkeit zugesteht; aber sie rechtet darüber nicht mit den sittlich Handelnden, und noch weniger richtet sie über sie; und so kann auf diesem Wege die einzige Straße angebahnt werden, die zur Einigung im Glauben führt. So war es aber von den Treibern in dieser wilden Jagd keineswegs gemeint; sie dachten unter dem Schutze der Regierungen ein kleines Feuer zu zünden, das binnen Jahresfrist alle Spritzen der Polizei zu löschen nicht vermögend seyen. Während sie behend, wie sie glaubten, den Katholischen die Ligue zugeschoben, dachten sie hinter dem Winde selber eine solche auszuführen; unter steten Fanfaren gegen den blutgierigen Feind, der auf Bluthochzeit und Pulververschwörung sinne, wollten sie, die superkluge Parthei, die kluge Secte der Politiker überlistend, ihre Bundestage auf offenen Plätzen in der Nähe ihrer Sicherheitsorte abhalten, und in Chambres mi-parties mit der Doppelzunge die weiteren Pläne berathen. Der Sache ist nun durch die negative bayerische und die positiv preußische Anordnung vorerst der Stachel abgebrochen; Position und Negation haben sich centrirt und ausgesprochen, und die Ungebühr ist dadurch abgehalten. Der fliegende Holländer, unser Staatsschiff, das stets das Vorgebürg der guten Hoffnung umkreuzt, ohne es je zu umsegeln, hat die Lotsen jetzt gewechselt; da die, welche süßen Weines voll, Klippen und Scheeren ignorirend, keck auf sie hingesegelt, unter dem freudigen Zuruf deren, die auf den Bergen und Höhen des festen Landes ihres Strandrechtes sich erfreuten, nun abgetreten, wollen wir sehen, ob von nun an Auge und Hand in besserer Führung sich bewähren. Die auf solche Eingriffe unvorbeiteten Gemüther sind zusammengefahren, und haben ihre Ueberraschung ausgedrückt. Es war

das erste schöne Morgenroth für unsere Kirche, klagt die Leipziger allgemeine Zeitung beweglich; die Gustav Adolph-Stiftung ließ eine schöne Zukunft hoffen für die evangelische Kirche, und würde auch auf die politisch mit ihr eng verknüpften Verhältnisse einen wohlthuenden Einfluß geübt haben; das Band der Einheit ist nun zerrissen durch den preußischen Cabinetsbefehl. Soll das Morgenroth auf Sturm deuten? so seufzt sie in Wehmuth auf. Nun, die Sturmvögel werden sich wieder verlieren, nachdem man die Knoten, in denen die Schwarzkunst die Stürme eingeschlossen, aufgelöst, und Windstille wird eintreten auf eine kurze Zeit; ein Theil der interessirten Barmherzigkeit aber wird sich ablösen von dem prosaischen Bunde. Die Prahlhanse, die ganz und gar keine Lust haben, ihr schönes Geld im Kirchenbaue zu verplempern, werden sich ganz still davonschleichen; nur ein Theil des Volks wird bleiben, der es aufrichtig und treu gemeint, und der noch allein gibt, während die Andern, gegen jede Art von Begeisterung feuerfest, und nur zum Nehmen prädestinirt, nichts zu leisten pflegen, wie wir solches jüngst beim Dombaue höchst unerfreulich erlebt. Leipzig ist freilich eines bedeutenden Industriezweiges beraubt, und wird nicht die Bank in seinen Mauern hegen, aus der, nach Abzug billiger Spesen, Licht und Gold durch Stein und Mauern auf die harrende Danae strömt, damit sie den ersehnten Helden mit den Flügelschuhen und dem Goldschwerd gebähre; aber die Pietisten, sie werden es entgelten müssen, man wird es ihnen einzutränken wissen. Die Bundeslade wird also jetzt nach Paris zur Librairie progressiste, rue Vanneau Nro. 22 Faubourg St. Germain hingeflüchtet, wo Ruge seine ehemaligen Freunde, hohe Gönner und Abonnenten mit Hasenbraten, Schnepfendreck und dem nöthigen Zubehör, sammt Maulschellen, Nasenstübern, Rippenstößen und Fußtritten, als quatre voleurs delicat abspeist, daß sie sich die Lippen lecken. Der zweite Act ist nun ausgespielt, und wir stehen in der Erwartung, daß der dritte sofort eintreten werde. Wie es um diesen be-

schaffen seyn wird, in dem die Handlung ihre entscheidende Mitte erreichen muß, steht noch hinter dem Vorhange verhüllt. Auf welche Seite hin diese Entscheidung fällt, das ist noch eine zeitlang der Besonnenheit, Klugheit und dem Verständniß der Leiter hingegeben; ist diese Frist verstrichen, dann setzen die Steine sich von selber in Bewegung, und das Spiel spielt sich bis zum Ende aus.

Vom Rheine ist unterdessen durch die Zeitungen die Kunde ausgegangen, daß man sich dort mit einer Adresse an O'Connell getragen, um diesem einen Beweis persönlicher Hochachtung an den Tag zu legen. O'Connell hatte im Gefolge des Umsturzes der Kirche von England, nicht blos seine Landeskirche, sondern noch überhin den Staat, bis zu den untersten Privatverhältnissen hinunter von England helotisirt vorgefunden; und die letzte Union mit ihm hatte dieser schreiendsten aller Iniquitäten der neuern Zeit das letzte Siegel aufgedrückt. Die Kirche lag hier unter den Verschütteten in unterster Schichte, darüber die bürgerliche Ordnung, und dann der zerrüttete Hausstand sämmtlicher katholischen Einwohner, der eine unerhörte Plünderung von Seiten ihrer protestantischen Stiefbrüder erfahren. Er mußte daher zuerst von oben her abräumen, seine Aufgabe war eine politische, im Widerrufe der unnatürlichen Vereinigung fand er eine Hilfe; war der Zweck erreicht, dann war die kirchliche Emancipation eine sich von selbst ergebende Folge. Das Volk war ihm beigetreten, und die Clerisei, mit dem Volke in Freud und Leid verbunden, hatte sich auch jetzt nicht von seiner Sache getrennt. O'Connell hatte dort den Orangistenverien bis zur gänzlichen Unthätigkeit gelähmt; am Rheine aber, wo man die Freimaurerei künstlich schon angepflanzt, und nun die neue Botschaft von dem Schwedenkönigsverein erschollen war, mochte wohl die Furcht vor dieser gesegneten Gesellschaft, mit all ihrem Apparat und Zubehör den Gedanken jenes Adreßentwurfs befördert haben, so wenig sonst auch Analogie in den Zuständen sich bot. Die, welche an der Abfassung Theil

genommen, haben sie daher mit allen den Cautelen umgeben, die diese Meinung gegen die Auslegung der Böswilligen, die man erwarten mußte, schützen konnten. So der Mißdeutung von Seiten dieser böswilligen Verdächtiger gewiß, glaubten sie eben eingedenk jener ganz verschiedenen Lage sich nicht vorsichtig genug und rücksichtsvoll ausdrücken zu können. Daher hat man nun, in übergroßer Besorgniß von dieser Seite, dem Metall allzu viel von diesem Elemente beigefügt, und damit das Klanggebende zu stark gedämpft; und so ist die Glockenspeise in ihrer Mischung nicht wohl gerathen, und hat doch, wie es scheint, dem gefürchteten Nachtheile nicht vorgebeugt. Sonst, wenn eine Glocke im Guße stand, ist das Volk herzugeeilt, und hat Ringe und Ohrgehänge und anderes edle Metall in den Tiegel zugeworfen; und so hat der Klang der Masse sich gehöht, und die Glocke, war sie erst ans Licht gekommen, konnte nun jubelnd den Gefühlen der Menge eine Zunge geben; um die gepreßten Gefühle in ihrer Brust, ihre Klage und ihre Schmerzen auszusprechen, aber war die Trauer- und Todtenglocke bestellt. Inzwischen dem Mißgreifen in der Form, sind die Begebenheiten einigermaaßen hilfreich entgegengekommen, sie lassen nun zur Besinnung und Verständigung hinreichenden Raum. Die beabsichtigte Manifestation wird, wie nicht zu zweifeln, von Seite der Regierungen auf Hindernisse stoßen. Die Regierungen sind Alle solidarisch miteinander, zur Erhaltung des gegenwärtigen Bestandes der Dinge, verbunden. Hier wo religiöse und politische Elemente in der Angelegenheit in verhängnißvoller Weise zusammen sich gefunden, werden jene den Protestantischen nicht gefallen; während die Katholischen die politischen vorzugsweise von vorn herein nicht gelten lassen können, und so werden Alle sich in der Verneinung geeinigt finden.

Die augenblicklich drohende Gefahr ist nun beseitigt, aber es droht freilich eine andere. Der König von Preußen hat nun diesen Verein mit seinem Apparate auf die Schultern genommen, und alle Verantwortlichkeit in der Sache sich aufgeladen. Man darf nicht zweifeln, daß die Ge-

sinnungen, die er in der Cabinetsordre ausgesprochen, aufrichtig sey, und daß die Grundsätze, die er dort proclamirt, ihn in all seinem Handeln bei dieser Sache leiten, er für seine Person, unter der Last dieser Verantwortung nicht wanken wird. Aber Viele von denen, die herbeieilen, sie ihm tragen zu helfen, von ihnen her droht die Gefahr. Die plumpen Gesellen, die wie die Hornisse an der Fensterscheibe tagelang sich brummend abmühen, durch das Glas zu Licht und Luft vorzudringen, die sie stets vor Augen sehen; Jene die mit Wagendeichseln sich aufgemacht, um Kirche, Christenthum und Katholicism in den Abgrund hineinzuschlagen, sie sind nun für einstweilen wieder abgewiesen und quiescirt. Nun kommen aber die Schleicher und die Heuchler in ihren Schwadronen herangezogen; sie haben vernommen, daß eine Witterungsänderung vorgegangen; gleich ist auch in ihnen das Wetter umgeschlagen, und sie bekennen freudig: das sey gerade die erwünschte Temperatur, in der sie sich wohl befänden; und preisen Gott, daß er nach verdrießlichen Regenschauern und kaltem Nebelwetter solche erquickliche Frühlingsmilde herbeigeführt. In der vergangenen Saison ging man in langhaarigten Bärenfellen, mit einem schmalen Saume von Wolfspelze ausgeschlagen; jetzt hat man einstweilen zum Uebergange, um Verkältungen zuvorzukommen, ungeborne Lämmerfelle mit Seidenhasen verbrämt, und mit etwas Fuchsschweif geflammt, gewählt, und wird bald, beim Anhalten guter Witterung, vollends zur kleidsamen Sommertracht übergehen. Da weder Wahrheit noch Charakter in diesem Geschlecht geblieben, noch auch ein Rest von Aufrichtigkeit oder Treue, und es mit gleicher Leichtigkeit kopfunten auf den Vorderfüßen, wie in altgewohnter aber irrthümlicher Weise auf den Hinterfüßen geht; so ist die Umkleidung schon vollbracht, ehe die Königsmeile angefangen. Die kommen dann, und erbieten sich zur Vollziehung des Proclamirten, weil die Sache ohnehin ganz ihres Faches sey. All ihre Worte kleben von dem Honig, den sie in der Blase bei sich tragen; nicht von dem, wie die emsigen Bienen ihn be=

reiten, sondern von dem grünen, ekeln Safte, wie die Blattläuse ihn von sich geben. Leicht ist die Kluft, die zwischen dem besten Willen und der schlechtesten Ausführung liegt, mit der Pommade gottseliger Redensarten und Bibeltexte ausgefüllt; in ganz gemächlichem Abhang gleitet auf den glattgesalbten Schienen der Wagen dann dahin; man läuft im Bahnhof glücklich und wohlbehalten ein, ohne daß man auch nur gemerkt, daß man auf der entgegengesetzten Seite angelangt, als wohin man anfänglich ausgefahren. Das ganze Bahnpersonal, alle Maschinisten und die ganze Dampfpartie ist ohnehin mit im Einverständniß; da sie das Drehen der Windfahne bemerkt, haben sie behend den Dampf in entgegengesetzter Richtung losgelassen, und das Resultat bleibt nun dasselbe. Daß die Sache keiner Menschenseele auffällt, dafür haben unsere Gelehrten längst den Pfad geebnet, indem sie in aller Strenge den Beweis gemacht: daß keine Sache sich selbst gleich, sondern vielmehr nur mit ihrem vollen Gegentheil übereinstimmend seyn könne. Darum bis Natur und Wahrheit in alle diese Verhältnisse allmählich zurückgekehrt, ist auf nichts mit Sicherheit zu zählen in dieser praktischen Alleinslehre; Eines verwandelt sich immer ins Andere; habt ein Wort ihr bejahend ausgesprochen, es kehrt in der Praxis umgekehrt, als eine Verneinung zu Euch zurück; und habt ihr eine gute Gesinnung in diese Welt ausgesendet, sie wird Euch in ihr, in einem Schelmstück ausgeführt, und der Wechselbalg tritt vor Euch hin, und grüßt Euch noch überhin als seinen Vater, und nimmt Kindesrecht in Anspruch. Bis daher die Crise in dieser Epidemie der Zeit eingetreten, wähne keiner, daß ihm das Gute im Schlafe zukomme, und Recht und Gerechtigkeit octroyirt an ihn gelange; Alles will vielmehr mit Anstrengung verdient und erworben seyn. Alle Bessergesinnten müßen daher ohne Unterlaß aufschauen, und die ausgesprochenen Grundsätze ehren, aber die Ausführung derselben durch die Werkzeuge, fest im Auge halten und bewachen. Jenen Grund der Gemeinsam-

keit im christlichen Handeln können sie sich unbedenklich setzen, und ihn als Einheit sich unterlegen; denn ohne ihn würde, wie gesagt, alle politische Einigung, ohne die wir einmal nicht bestehen können, völlig unmöglich seyn. Was aber die Gegensätze innerhalb dieser Einheit betrifft, die der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten in seinem Rescripte an die katholischen Bischöfe in aller Weise zu mäßigen anräth; so wird diese Mäßigung am sichersten von seiner Seite auf dem praktischen Wege geschehen, wenn er und alle seine Untergebenen darüber wachen, daß nicht tägliche und stündliche Herausforderungen, wie sie etwa in Schlesien vorgefallen, und noch zur Stunde sich begeben, die nachlassende Rückwirkung immer wieder aufs neue spannen und in Harnisch jagen. Welche Gedanken sollen die katholischen Bischöfe von der Aufforderung des Ministers hegen, der ihnen den Frieden ansinnt, auf den Grund hin: das Handeln habe mit den Principien nichts gemein; wenn sie acht Tage später in einem Blatte (Lit. Zeit.), dessen Daseyn er, dem öffentlichen Rufe nach, allein noch fristet, den Beweis durchgeführt sehen: auch die Einheit selbst in äußerlichen Handlungen beim Heerdienst ist nicht zu erlangen, wenn nicht Uebereinstimmung in den Grundprinzipien vorausgeht. Also sey man wenigstens folgerecht im Thun und Lassen, und wolle nicht die Vortheile entgegengesetzter Systeme für sich in Anspruch nehmen, und darum kalt und warm aus einem Munde redend, sich der Gefahr aussetzen, nichts als die Nachtheile Beider einzuärndten. Ueber das Factische hinaus wird übrigens der Minister, dem strengen Abschluße der Confessionen auf ihrem Grunde, weder wehren wollen noch auch können; und es wird ihm nicht einfallen zu hindern, daß der Allerweltsvielkopf wieder eine Physionomie erlange, und nicht wie ein Fex aus stieren Augen länger die Welt anstarre. Innerhalb der Einheit mögen immerhin diese Gegensätze sich spannen, da sie einmal vorhanden sind, weiß man nur dieser Einheit aufrichtige Vertreter zu gewinnen; das hat eben auch der

Gang der irischen Angelegenheiten bewiesen, die auf dasselbe Resultat hingeführt.

Was nun, um auf diese und O'Connell zurückzukommen, die Gesinnung der katholischen Völker in Bezug auf diese denkwürdigen Ereignisse neuerer Zeit betrifft; so kann darüber nicht der mindeste Zweifel eintreten. Es wird niemand beikommen, ihnen weiß zu machen, daß hier nicht auch unter Anderem ihre religiöse Sache geführt werde; sie haben nur allzu klar die Hand jener alles lenkenden Macht gesehen, die, während die Sünder allzumal unten die Richter spielen einer über den andern, oben selbst über sie zu Gerichte sitzt, und jedem sein Loos zutheilt, nicht nach Convenienz und Uebereinkunft, wie die Menschen zu urtheilen pflegen, sondern nach Verdienst und innerer Würdigkeit. Wie sie daher hier nur die Aerndte früherer Sündensaat erblicken; so sehen sie auch wieder das Wort ernster Warnung ausgesprochen für die Saeleute, die anderwärts umgehen, und für künftige Menschenalter in verwegenem Muthe ähnliche Aussaat der Erde anvertrauen; die einst denen, die Wind ausgestreut, mit Stürmen ihre Mühen ablohnen wird. O'Connell war nur gesendet, in Irland die Garben zu binden, und er hat nun mit Ehren dieses Geschäft vollbracht. Was hier geschehen, Unglaubliches, ja scheinbar Unmögliches, es konnte nicht möglich werden, hätte nicht eine Reihe empörender Ungerechtigkeiten und Frevel ihm den Weg gebahnt. Diese Frevel hat nicht das gegenwärtig lebende Geschlecht allein verschuldet, alle vorhergehenden haben dieß Kapital der Sünde angehäuft; das Gegenwärtige hat vielmehr auf Minderung zuerst gedacht, damit aber mußte nun auch die zu leistende Rechenschaft beginnen. Die gegenwärtige Regierung hat sich an der Iniquität betheiligt, indem sie, wie im Laufe des Handels sich bündig ausgewiesen, weder die Versprechungen bei der Union, noch auch selbst die der Emancipationsacte ausgeführt; sie ist daher aus der Mitte, wo ihre Stellung ist, auf den Kampfplatz hinabgestiegen, und hat nun Parthei gegen Parthei, sich gegen die er-

hoben, die auf den Vollzug gedrungen. Da hat O'Connell schnell den Plan dieses Kampfes entworfen, und in größter Besonnenheit und meisterhaftem Geschick ihn ausgeführt. Er wollte zeigen, was durch den Gebrauch gesetzlich eingeräumter Freiheit sich erreichen lasse; und so hat er das Volk stufenweise auf diesem Boden bis scharf zu dem Punkte hingeführt, wo das Gesetzliche abläßt, und Verwirrung und Anarchie beginnen. Das ist nun allerdings ein bedrohliches Zeichen in dieser Zeit, zu leisten, was bisher fabelhaft erschienen ist; die undisciplinirte Masse keck bis zu der Spitze hinaufzuleiten, wo rechts und links der Abgrund droht, und dabei im Steigen sich selbst, und sie vor dem Schwindel zu bewahren. Aber es ist noch bedrohlicher, ein Volk bis an den Rand der Verzweiflung hinzutreiben, und nun prangend und pochend auf seine Schwäche und die Ueberlegenheit der eigenen Kräfte, es Jahrhunderte lang in diesem Zustand zu erhalten; aber an solch überverwegenem Unterfangen hat, so viele Menschenalter hindurch, niemand den mindesten Anstoß genommen. Mehr noch, das Volk hatte im Uebermaaße seines Elendes dem Trunke sich ergeben; die Erniedrigung, in der es so lange Zeit gelebt, mußte, so schien es, wie bei andern Völkern in ähnlicher Lage, jede edlere, sittliche Triebfeder in ihm gebrochen haben; und es konnte als Wahnsinn erscheinen, mit einer solchen Masse den Versuch anzustellen, wie O'Connell jetzt ihn ausgeführt. Da hatte die Vorsehung beschlossen, die Lehre von der Widervergeltung einmal wieder im Gedächtniß der vergeßlichen Völker aufzufrischen, und darum einen Mönch vorausgesendet, und seinem einfachen Worte die wundersame Kraft verliehen, daß es alle Hörer zur Mäßigkeit überredete, und nun das Volk mit einemmale ernüchtert, der nun ausführbar gewordenen Probe sich bot. Ehre daher vor Allem diesem Volke, das zuerst über sich selbst Herr geworden, und der abrutirendsten und gefährlichsten aller Leidenschaften entsagend, und wie durch Zauber der Umstrickung sich entreißend, seine ganze Natur umgewandelt, zur Beschämung Aller, die auf die Unbesiegbarkeit des thie=

rischen Triebes gehofft, gerechnet und gesündiget hatten, und nun des Sieges würdig sich gemacht. Die zweite Ehre gebührt dem Manne, der zum Werkzeug in der Führung höherer Fügungen erkoren, dieses Berufes durch Thätigkeit, Eifer und verständige Mäßigung sich würdig zeigte, dem P. Mathew. Nun tritt O'Connell in die Schranken, den dritten Preis für sich in Anspruch nehmend. Es war immer noch ein gewagtes Werk, denn für die Beharrlichkeit des Volkes auf dem guten Wege, konnte noch keine Erfahrung sprechen; der also der Sache sich unterwand, mußte seinen Kopf riskiren, und im Falle des Mißlingens konnte nichts den Eingesetzten retten; das schon muß ihm in der Zeit des Maulheldenthums hoch angerechnet werden. Die Regierung nahm, dem anhebenden Acte gegenüber, verständige Maßregeln; sie wollte lieber ihrer Kraft, als der calamitösen Tugend ihrer Gegner vertrauen, und sandte Truppen hinüber, so viel als nöthig waren, einem plötzlichen Ausbruche zu begegnen; damit aber mußte sie den Fügungen selber wieder dienstbar werden; indem sie die Abwege und die Abgründe zur Seite des rechten Weges besetzte, förderte sie selbst O'Connell'n dadurch, daß sie die Massen auf die rechte Straße drängte, und in ihr zusammenhielt. Indem nun O'Connell alle seine bewundernswerthe Thätigkeit entwickelte, indem er antrieb, und wieder zur rechten Zeit den Zügel fassend anhielt und mäßigte; indem er nun die Lässigen begeisterte, und die Stürmischen mit starker Hand bändigte; gelang es ihm wirklich das für unmöglich Gehaltene zu leisten: ein ganzes Volk hatte sich um den Gegenstand seines vollen Vertrauens geschart, der Löwe schmiegte sich zu seinen Füßen; er konnte gebieten und er beharrte an seiner Stelle, oder er raffte sich auf, selbst um tollkühn den Gegner anzuspringen. So hatte er die Sache, für die er eingestanden durch eine wunderbare Vereinigung von Fügungen, Eifer, Talent und gutem Willen auf seine Weise zum Ziel geführt; er hatte sein Haupt, das er eingesetzt zum Spiele, gelöst, und was das Schwerste gewesen,

mit dem Volke sich selber vor dem Uebermuth bewahrt. Die Regierung, die nun im Nachtheil stand, und doch in ihrer ganzen ungeschwächten Kraft sich fühlte, mußte der Sache nun ein künstliches Ende machen, und stellte den Urheber vor ein Schwurgericht. Aber wer hatte im Wetteifer diesen Streit gestritten? Irland hatte England gegenüber gestanden. Wer soll richten, in einem solchen Streite, in einem Lande, wo göttliches Recht nicht gilt? England steht auf der einen Seite, sein Parlament ist die Macht, die dort gebietet, die Minister sind seine Diener, die Krone vollzieht. Diese parlamentarische Macht, freilich jetzt verjährt, ist aus einer Revolution hervorgegangen; sie stützt sich also auf das weltliche Recht, nachdem sie das göttliche zu einer Krondomäne gemacht, und es nur in den Bräuchen und Angewöhnungen von Alters her noch hat bestehen lassen. Das weltliche Recht, ausschließlich und consequent verfolgt, führt aber unausbleiblich, wie in Griechenland, zur vollen Souveränität des Volkes hin, und es hat auch in England dahin geführt. Hier aber war es der Aristocratie gelungen, es in diesem seinem consequenten Gange aufzuhalten; und nachdem sie den Compromiß mit der Revolution befestigt hatte, war sie mit einem deutschen Hause übereingekommen, daß es, auf diese Bedingung hin, die Krone übernommen. Von Allem dem hatte das stolze Volk Irland nichts gegönnt; eine neue Plünderung, ärger als alle, die zuvor schon über dasselbe gegangen, war vielmehr die einzige Frucht, die ihm der durch Sectenhaß geschärfte Stammeshaß gegönnt. Die Kirche des Volkes wurde als Magd der, in seine Mitte gepflanzten reichen Prasserin, der Anglicanischen verdingt; die katholische Gemeinde aber dem protestantisch-orangistischen Parlamente eben so rechtlos unter die Füße gelegt. Als die Schlechtigkeit und Feilheit dieses Parlaments, die der Minister Peel eben, als Vertheidigung der Regierung, der Welt ausgelegt, das Volk zur Verzweiflung brachte, und der Kitzel der Zeit es zum Aufstande trieb, da benutzte England seine gezwungene Unterwerfung, und erwirkte die Union; nicht um seine Lage zu bes-

fern, sondern um es künftig leichter im Zaume zu halten. Das Volk hatte sich nun erhoben, Angesichts aller Völker hatte es, in einheimisch legaler Form, England der Rechtsverletzung angeklagt, und der Treulosigkeit, mit der es von je an ihm gehandelt. Hätte damals, als in den ersten Jahrhunderten unsere Landsleute, die Sassen, England überzogen, und nach und nach mit Ausrottung der legitimen Besitzer der Insel, sich in ihren Besitz getheilt, eine ähnliche Klage sich angestellt, konnte diese von einem sächsischen Dinggerichte mit Billigkeit gerichtet werden? Als viele Menschenalter später die sechzig Tausend Normannen hinübergekommen, und den Sassen gethan, wie diese an den Bretonen gehandelt; war es der Feudalhof des Eroberers, vor dem diese Klage Gehör zu finden hoffen durfte? Als nun jetzt eine Ahnung in den Gemüthern aufgestiegen, die Nemesis nahe nach Verlauf anderer Jahrhunderte zum drittenmal, um auch jene stolzen Normannen für die Ungebühr, die sie im Toryism geübt, zur Rechenschaft zu ziehen; da hat die Regierung, indem sie die katholische Bevölkerung von der Liste der Geschwornen ausgestrichen, die protestantische Bevölkerung, also eben den Toryism und Orangism zur Richterin über die katholische gemacht; und so, indem sie die Frage, über die gestritten wurde, zum voraus entschieden, ist sie in einen falschen Cirkel gebannt und verwickelt worden. Die Geschwornen sprachen, wie es ihre Stellung mit sich brachte; hätte O'Connell das Gericht mit Repealern besetzt, der Spruch wäre ebenso gegen England ausgefallen; hätte man etwa zu einem Schiedsgerichte sich geeinigt, und dieß nun von beiden Seiten in gleicher Zahl besetzt; kein Urtheil wäre gefunden worden. Konnte ein solches Urtheil nun entscheiden in dieser Sache? Konnte das Verdict der zwölfe, in aller juristischen Rechtsgültigkeit gefällt, gegen sieben Millionen ihrer Landesgenossen vor einem unpartheiischen höhern Völkergericht bestehen? So wenig die von der französischen Kammer über die Legitimisten ausgesprochene Fletrissure, — weil diese dem alten Rechte ohne factische Realität, neben dem

factischen Besitzstand, der sich seine historische Berechtigung erst erwerben muß, ohne Beeinträchtigung, huldigen zu dürfen geglaubt, — geschändet, und von der Meinung Bestätigung erhalten; sowenig findet sich Irland durch jenes Urtheil beeinträchtigt in dem, was als sein höheres Recht, über diesem Privatrecht schwebend, betrachtet werden muß. Das moralische Urtheil der katholischen Völker läßt also durch diese gerichtliche Sentenz nimmer sich leiten noch bestechen; sie erkennen nur allzu gut, daß in diesem Gerichte auch über Polen gerichtet worden, und zugleich über alle Fälle, in denen künftiger Sectenhaß ihnen Aehnliches bereiten könnte. Darum hat auch darin die practische Tüchtigkeit der Engländer in erfreulicher Weise sich bewährt; sie haben das ganze Verfahren nicht als ein fair trial für O'Connell angesehen, und sind nun, nach ihrer Weise immer die Parthei dessen nehmend, der Unrecht duldet, in Massen auf seine Seite getreten. Die Minister haben auch diesen Entscheid des Volksgewissens anerkannt, und die Sache ist nun dahin gediehen: England gesteht den Repeal nicht zu, denn es fürchtet darin den Anfang seines Endes; aber daß es Irland die volle Rechtsgleichheit mit sich gestattet, das ist es bei all seiner Macht nicht länger vermögend abzuwenden. Der übrigen Welt aber hat der Vorgang mit allen den Verwirrungen, Widersprüchen und Absurditäten, in die man sich verwickelt gefunden, das Labyrinth nun aufgedeckt, in das man eingetreten, als man das göttliche Recht gänzlich aus der Praxis der Staaten ausgewiesen. Dieß Recht, nicht das erträumte, blos zur Beschönigung der Gewalt erdachte, in den Doctrinen der Bücher eingekerkerte, die Fabel der neuen Zeit; sondern das in den Gemüthern von oben zu unten lebendig einwohnende, das also von beiden Seiten auch nur durch stete Opfer sich bewähren muß, hat den Regierungen allein eine positive, gleichfalls lebendige Kraft des Zusammenhaltes gegeben, vermöge dessen alle Glieder des Leibes im dauernden Verbande sich selbst bewahrten. Seit sie gebrochen mit diesem Rechte, ist ihnen auch nur die negative Kraft geblieben; sie sind mehr oder weniger nur ein

Schwerpunkt der Massen; daher, weil von ihnen abhängig, in steter Verschiebung in ihnen umherirrend; mit um so größerer Beweglichkeit, je näher der Unterstützungspunkt dem Schwerpunkt gerückt erscheint, und darum in stetem Auf- und Niederschwanken leicht überkippend. Der bessere Theil der deutschen Geschichte hat um die Lösung des Problemes sich bemüht: wie dies Prinzip mit dem gleich nothwendigen irdischweltlichen auszugleichen; weil man aber beide anfangs für sich ausschließende Gegensätze gehalten, ist das Ringen zu einem Kampfe zwischen Deutschen und Italienern ausgeschlagen, der zuletzt in ein wirres wüstes Thun, zum Verderben beider übergegangen. Als nun aber der gewaltthätige Philipp IV. von Frankreich durch seinen Sendboten, den Wilhelm von Nogaret aus dem Stamme der Albigenser, in Anagni den Papst Bonifaz VIII. von seinem Stuhle riß und verhaftete; da hatte irdisches Recht sich auf diesen Stuhl gesetzt, und die Päpste in Avignon mußten ihm größtentheils dienstbar werden. Seither sind aus dem Wechsel des Princips alle Zerrüttungen der neuern Zeit hervorgegangen. Das Wissen hat sich zuerst über den Glauben, auf dem die ganze christliche Ordnung sich erbaut, erhoben; ihn im Beginn theilweis negirt, dann nach abwärts in die Region des Gemüths ihn verwiesen, zuletzt ihn ganz verneint, und daraus haben die religiösen Umstürze, und zuletzt alle negativen philosophischen Doctrinen sich entwickelt. Stark geworden durch den Beistand, den es von daher erhalten, hat darauf das siegreiche Princip sich zuerst der Reihe nach gegen alle Consequenzen, die aus dem früher Herrschenden noch in der europäischen Ordnung zurückgeblieben, erhoben; gleichzeitig aber sich selbst folgerecht bis zu seinen äußersten Consequenzen durchzubilden versucht; und so entstand die ganze Reihe der Revolutionen, die bis zu diesem Tage die Welt erschüttert haben. Jetzt findet sich diese Welt überall auf wankende und weichende Trümmer gestellt, und mag nirgend einen festen Fuß fassen. Sie hat, um sich einige Sicherheit zu geben, mit einer Maschine sich umbaut, und ganz folgerecht wieder der

Mechanik des Himmels, die ihre Astronomen aufgerichtet, eine Geschäfts- und sonstige Mechanik der Erde entgegengesetzt, die in stetem Schwanken des Bodens ihr eine Stütze werden soll. Aber der Golem, den sie aus rother Erde herausgestaltet, und dem sie ein Scheinleben eingeathmet, ist ihr über ihm gewachsen, höher und immer höher, und sie kann sich nicht auf das Wort besinnen, das diesem bedrohlichen Wachsthum Gränzen setzt: aber O'Connell hat freilich jetzt dieß Wort gefunden. Eisenwege haben wir wohl gebaut, um schnell von Ort zu Ort zu kommen; aber moralisch sind wir fest gefahren, und in unsern Widersprüchen gehalten und gefestet, wie dort der Teufel im Sessel des Schmieds von Apolda. Darum haben alle diese grellen Begebenheiten sich ereignet, vor den Augen der ganzen europäischen Gesellschaft, damit diese in sich schlage, und mit Händen es greifen möge: daß der fanatische Götzendienst des Verstandes, dem sie sich hingegeben, die kläglichste Art des Aberglaubens ist, dem sie verfallen mochte, und daß, welches Volk und welche Regierung sich lossagt von allem Höheren, verlassen wird von diesem Höheren; worauf dann sogleich die Umkehr folgt, in der das Hohe geniedert wird, das Niedrige sich aber erhöht; Beides, damit der menschliche Hochmuth seine Dämpfung finde. Das ist der wesentliche Punkt in dieser bedenklichen Sache, wo wir gleich an gleich eine Regierung einem Volke gegenüber finden, und alle Wege vertreten sind, aus dieser unnatürlichen Lage, durch eben so unnatürliche Härte und Barbarei herbeigeführt, anders als auf dem Wege durchgängiger Gerechtigkeit langsam und allmählig sich herauszuziehen. Was dabei die Leidenschaften und Eitelkeiten der Menschen von beiden Seiten gethan, um das Spiel noch mehr zu verwirren; wie viel oder wie wenig von Radicalism sich eingemischt, das sind Alles verhältnißmäßig Nebensachen, wichtig für die streitenden Partheien; für den unpartheiischen Betrachter nach außen hin aber, nur von untergeordneter Wichtigkeit, und darum nicht geeignet, sein unbefangenes Urtheil zu bestechen.

Die wichtigste politische Begebenheit, seit dem Sturze Napoleons, die Pariser Emeute keineswegs ausgenommen, mit Stillschweigen in diesen Blättern zu übergehen, wäre eine Schmach für sie gewesen, und ein Verrath an der Politik wie an der Historie und der Kirche, und darum haben sie sich hier, ohne das mindeste Bedenken klar und unzweideutig darüber ausgelassen. Sie wollen nicht der Revolution verfallen, aber eben so wenig ihrem Zwillingsbruder, der anderwärts, zum Scandale der Welt, seine Exercitien macht.

XXX.

Benediktbeuerns Säcularisation.

Bevor der Reisende, welcher auf gebahntem Wege möglichst nahe der Isar nach Tyrol ziehen will, zum erstenmal die Alpen betritt, trifft er zu deren Füßen ein Thal nach Morgen von den Bergen, nach Abend vom Kochelsee und der Loisach begränzt, und nach Mitternacht in die Ebne sich öffnend. Was dieses Thal einschließt, vom Kesselberg an, über welchen die Strasse nach Mittag zieht, bis zum nördlichsten Vorsprung der Berge eine Fläche von beiläufig zwei Quadratmeilen, die Waldungen und Weidplätze der Berge z. B. der Benediktenwand und Jocheralpe miteingerechnet, stand ehedem unter der Gerichtsbarkeit und größtentheils im Besitz des Klosters Benediktbeuern. Dazu hatte es die Seelsorge der eignen Gemeinden, sowie der Gemeinden Heilbronn, Jachenau, Walchensee und Großweil, ferner das Fischrecht auf dem halben Kochelsee und auf dem Walchensee; in Südtyrol hatte es hübsche Weingüter und in Schwaben bezog es so viel Zehenten an Getreide, daß immerwährend zwei Wägen, mit vier starken Rossen bespannt, auf dem Wege waren, um

es zu holen und es zu verwerthen. Solches, und was sonst noch damit verbunden war, lebt heut zu Tag nur mehr in der Erinnerung; ein schlimmer Nachtfrost, den ein gerechter Himmel über Bayern sandte, hat alles ertödtet, die alte Herrlichkeit ist ausgezogen, die segensvollen Früchte, die aus diesem Kloster für das Land hervorgingen, sind erstorben, und bald werden auch die letzten Zeugen derselben ins Grab gesunken seyn, uns zur Belehrung und Warnung nicht mehr davon berichten können. Wir wünschten recht sehr, daß von möglichst vielen Klöstern, da wie gesagt nur noch auf kurze Weile, die Zeugen zu vernehmen Gelegenheit, vorhanden ist, deren Geschichte zunächst vor, in und nach der Säkularisationszeit bald zusammengestellt würde, um sowohl die guten Lehren aus ihrer unpartheiischen Würdigung ziehen, als auch zu der leider zu gewissen Ueberzeugung gelangen zu können, daß, wie in einem berühmten Kloster, an dessen Pforte den Eintretenden die Worte Pax intrantibus, den Scheidenden jene: salus euntibus begrüßten, deren Sinn sich jetzt so gestaltet hat, daß sie ihm wünschen mit heiler Haut und unverletzten Sinnen herauszukommen — daß, sagen wir, Aehnliches von den meisten andern verwaisten Klöstern gilt. Um von unserer Seite etwas für diesen Zweck zu thun, nehmen wir die Säkularisationsgeschichte des Klosters Benediktbeuern vor, und hoffen gern, daß man unserm guten Willen und unserer Aufrichtigkeit, was an Kräften mangelt, nachsehen werde. —

Die Fügungen der göttlichen Weltregierung sind stets gerecht, und es wird uns selten eine Unbild widerfahren, die nicht von uns einmal irgendwo verschuldet worden wäre. Der sie uns zufügt, ist darum nicht minder strafwürdig, seine Absicht bleibt nicht minder schlecht, und er ist, sofern er nicht in strengster richterlicher Befugniß, welche schon den Namen Unbild ausschließt, gehandelt hat, nur Werkzeug, nicht Stellvertreter der göttlichen Gerechtigkeit gewesen. Daß ersteres von vielen Klöstern, und das andere von ihren Verfolgern behauptet werden kann, leuchtet bei näherm Zusehen Jedem

von selbst ein, und wir wollen uns nur so weit auf den Beweis einlassen, als er im Verfolg der Geschichte öfter von selbst hervorleuchten wird. Wir gehen auch hier nicht auf die Rechtsprinzipien ein, welche dem unverletzten Bestand der Klöster zu Grund liegen; sind sie doch selbst von Protestanten, ja von einer ihrer juristischen Facultäten begutachtet worden, und hat ihre Verletzung erweislich nur Noth und Elend für die, von welcher diese ausgieng, nach sich gezogen. Wir müssen übrigens von unserm vorliegenden Beispiel bekennen, daß die Aufhebung des Klosters nicht gerade auffallender Zwietracht und grimmiger Feindschaft, der Schwelgerei und dem Müssiggang, der Habsucht und Bedrückung zugeschrieben werden kann, wie solches in andern seiner Leidensgenossen der Fall war. Wir könnten hier ein Kloster nennen, in welchem die Mönche mit Messern auf einander losgingen, ein anderes, wo sie in der Nacht sich an Seilen zum Fenster herabließen, um die Hütten des Dorfes zu besuchen, ein drittes, wo eigne Anstalt zur Pflegung der Betrunknen getroffen war. Doch das war zeitweilige Ausartung, wie ja auch von Domkapiteln aus der Neige des letzten Jahrhunderts bekannt ist, die Mitglieder unter sich zählten, welche, meist adeliche Pfründner, die Geschäfte ihren Caplänen überließen, selbst aber der Jagd und dem Spiel fröhnten, und Landhäuser für Maitressen und üppige Darstellungen bauten. Alles das hätte durch eine kräftige Reformirung entfernt werden können und müssen, weil es unendlichen Schaden brachte. Wie bemerkt, Benediktbeuern scheint nur einer Prüfung verfallen zu seyn, wie solche auch den Gerechtesten zu seinem Besten treffen kann; aber Gottes Urtheile sind unerforschlich, und hätten wir auch für selbes eine andere Strafe ausgesonnen, so bleibt doch auch uns von den der Säkularisation nächstvorangegangenen Zeiten manches Unerfreuliche zu berichten, was jedoch, wir bekennen es, theilweise auch von bissigen Hausbedienten und undankbaren Gästen ersonnen seyn mag.

Obwohl Benediktbeuern mit Mönchen besetzt war, welche damals im Ganzen strenger an der Regel des heiligen Benedict hielten, als z. B. die Norbertiner an der ihrigen, so war der Ernst dieser Regel doch im äußern Glanz zum Theil untergegangen, und wurden zeitweise die Zügel straffer angezogen, so ward es nun als natürliche Härte angesehen. Hier einige Beispiele. — Nicht zufrieden mit den vielen und guten Fischen, welche ihnen ihre eignen Fischereien boten, mußten die Mönche auch von jenen haben, welche aus dem Starnbergersee nur zur Küche des churfürstlichen Hofes geliefert werden durften. Der Pfleger von Starnberg, der oft im Kloster zur Tafel geladen war, schärfte einmal den Fischern das Verbot ein, für die churfürstliche Tafel bestimmte Fische nicht zu verkaufen. Von da an erhielt er keine Einladung mehr zur Klostertafel, und mochte zu Hause jene Fische ohne leckere Zugabe speisen. — Ein Franziskaner war an einem hohen Feiertag, als Gast zu predigen, eingeladen worden; da schilderte er die Pracht der Klostergeistlichen und ihren Uebermuth, als er aber geendet, gieng er gleich von der Kanzel aus dem Thore zu, ohne auf die Tafel zu warten, damit ihm nicht, wie er ernstlich besorgte, sobald die Betroffenen sich vom Staunen erholt hätten, Uebels wiederführe. Solche und ähnliche Dinge, z. B. von den Jagden &c. &c. ließen sich noch manche erzählen, die uns eben nur den Beweis liefern würden, daß auch die besten Anstalten nicht für immer vor Gebrechlichkeit geschützt sind, und daher zeitweilig einer Bereinigung bedürfen. Wir geben diese Einzelheiten nur, um nicht den Schein der Partheilichkeit auf uns zu laden, müssen aber wiederholen, daß Manches davon mit Grund widersprochen werden mag, wie selbst aus nachstehender Tagesordnung des Klosters hervorgehen kann. Das Leben eines Religiosen zu Benediktbeuern bestand von drei Viertel auf vier Uhr, da ihn die Glocke weckte, bis zum Schluß des Tages abwechselnd im Besuch des Chores, im Beten und Betrachten, Lesen und Studiren, in seelsorglichen Geschäften oder im Unterricht der

Jugend, je nachdem er verwendet wurde; nebstdei in vielen Entbehrungen und Einschränkungen, und von jener ganzen Zeit wurde dem Mittag- und Abendessen in allem kaum eine und eine halbe Stunde gewidmet, Frühstück 2c. 2c. war ganz unbekannt. Wer dieß ein müssiges Wohlleben nennen kann, sollte es selbst eine Zeitlang probiren. Zwar gab es bisweilen große Tafel, aber man muß den Gasttisch und regulären Tisch der Klöster wohl von einander unterscheiden; jener mag splendid gewesen seyn, auf diesem aber ging es stets kurz und einfach her, man aß, was vorgesetzt war, und geistliche Lesung ging stets voran und folgte. Die Sage von einem Mönche, der preußischer Cavallérist gewesen, und zwanzigjährige Haft geduldet haben soll, ist darum weniger stichhaltig, weil es im Kloster Benediktbeuern keinen wirklichen Kerker gab. Zudem konnte seit Errichtung der bayerischen Benediktinercongregation vom Jahr 1684 nie mehr eine eigentliche Einkerkerung und standeswidrige Behandlung vorfallen, weil vorschriftsmäßig alle vier Jahre der Präses der Congregation mit zwei andern Aebten alle achtzehn Klöster visitirte, und von jedem Mitglied einzeln Aufschluß über alle Verhältnisse und Beschwerden erholte.

(Schluß folgt.)

XXXI.

Die Kirche und die Kirchen.

Vierter Artikel.

England.

(Fortsetzung.)

Die Gründer und Lehrer der neu-evangelischen Schule waren vorzüglich: Will. Romaine, den seine Bewunderer den zweiten Paulus nannten, und dessen Hauptschrift: der Weg des Glaubens (the walk of faith) auch in Deutschland unter den Pietisten verbreitet ist; John Newton, früher ein Sclavenhändler, und den abscheulichsten Lastern ergeben, der in seiner Cajüte die heilige Schrift studierte, während aus dem Schiffsraume die Klagetöne der gefesselten Sclaven zu seinem Ohre drangen; plötzlich bekehrt, wurde er später ein eifriger Prediger und fruchtbarer Schriftsteller. Dann Joseph Milner, dem Luther's Commentar über den Galaterbrief die Augen öffnete, der Verfasser einer nach „evangelischen" Principien geschriebenen Kirchengeschichte, aus der alle Evangelicals, Dissenters und Schottische Presbyterianer ihre Kenntnisse dieses Faches zu schöpfen pflegen, und die durch die Herrnhuter auch ein deutsches Publikum gefunden hat. Ferner Heinrich Venn, Thomas Scott, Robinson. Zu diesen kommen unter den Neueren, zum Theil noch lebenden vorzüglich Biddulph, Bickersteth, G. S. Faber, der gegenwärtige Bischof von Calcutta Wilson, die beiden

Sumner, der eine Bischof von Winchester, der andere von Chester, und als einer der einflußreichsten Simeon in Cambridge, der an dieser Universität eine eigne „evangelische" Secte von Simeoniten stiftete *)

Unter den Evangelicals selbst entwickelte sich seit ihrem Beginne eine doppelte Richtung, eine streng Calvinische und eine laxere. Die erste, vorzüglich durch Toplady und Berridge repräsentirt, pflegt die Calvinische Prädestinations- und Reprobationslehre in den Vordergrund zu stellen und practisch zu handhaben; aber die Mehrzahl meint, diese Lehre, wenn auch in abstracto wahr, sey doch practisch bedenklich und nicht für die Kanzel geeignet, und zieht daher vor, das ganze Thema von den göttlichen Rathschlüßen bei Seite zu setzen. Uebrigens war der berühmte Wilberforce als Laie für die evangelische Parthei, was Locke für die Latitudinarier war, sein viel gelesenes Buch (practical view etc.) wirkte für ihre Sache sehr günstig, und bewirkte zugleich eine Annäherung zwischen den Evangelischen und den Dissenters.

Aber zwischen den Hochkirchlichen und den Evangelischen entspann sich bald ein leidenschaftlich bitterer Kampf. Die Letzteren ließen keine Gelegenheit vorbeigehen, die Geistlichen der ältern Schule als kalte, lebenslose Formalisten, die von den Grundlehren des Protestantismus abgefallen, zu verrufen. Die Kirchlichen aber oder, wie sie sich nannten, die Or-

*) So *Beverley's* letter to the Duke of Gloucester on the present corrupt State of the University of Cambridge. 3 edit. Lond. 1833. Dieser, ein Dissenter, obwohl in Cambridge gebildet, spricht mit großer Verehrung von Simeon, der in einer finstern Zeit das einzige Licht gewesen u. s. w. aber mit Geringschätzung von den Simeoniten, die schon wieder verfallen, voll Hochmuths und Eifers für die Vorrechte der Staatskirche seyen. p. 30. Er wirft dann den Evangelicals überhaupt vor: To find an evangelical clergyman with any sparkling of liberality in him is as rare as to find a diamond of first water. Nine-tenths of them are black bigots etc.

thodoxen, wiesen darauf hin, daß die Evangelicals in viel engerer Verwandtschaft mit den Dissenters als mit der Staatskirche stünden, daß wenn die Dissenters Häretiker und Schismatiker, sie, die Evangelischen jedenfalls Häretiker, ein halb abgelöstes Glied der Kirche seyen *), daß sie die Wirksamkeit der Sacramente läugneten, die hierarchische Verfassung der Kirche nur noch als eine vorübergehend brauchbare gelten ließen; daß sie nur innerhalb der Kirche blieben, um desto wirksamer an ihrer Untergrabung zu arbeiten. Die Spannung wurde so stark, daß die erste Frage, die ein Geistlicher an den andern richtete, gewöhnlich die war: „Sind Sie Arminianer oder Evangelical" **). Und der Bischof Heber urtheilte, noch nie sey eine Kirche von zwei leidenschaftlicheren und thörichteren Partheien zerrissen worden ***). Der Haß gegen die Katholiken schien noch der einzige Berührungspunkt zu seyn, der beiden Theilen übriggeblieben, und hierin thaten es begreiflich die Evangelicals den Hochkirchlichen noch zuvor.

Allerdings brachten die Evangelicals ein auflösendes und zerrüttendes Element in die Staatskirche. Da ihnen fast alle Bischöfe entgegen waren; schlugen sie Wege ein, welche mit denen der Dissenter in naher Berührung standen; sie errichteten zuerst in den besuchtesten Badeorten, wie Cheltenham, Tunbridge, Brighton Privatkapellen (proprietary chapels); in diesen Orten mit dichtgedrängter Bevölkerung, wo die an Kirchenbesuch gewöhnten höheren Classen zusammenströmten,

*) *Grant's* Summary of the History of the English church, IV, 97. This half-severed limb, this all but sect nennt er sie p. 39.

**) *Barker's* Parriana Vol. I, p. 268.

***) A theological war was carried on between what Bp. Heber designates as the two fiercest and foolishest parties that ever divided a Church — heißt es in dem oben erwähnten Artikel der Times.

und der Pfarrkirchen zu wenige waren, schien dieß zuerst ein erwünschter Zuwachs, aber bald entwickelten sich die schlimmen Folgen dieser Kirchlein in den Kirchen, die Pfarrer sahen sich in ihren Rechten sowohl, als in ihren Einkünften geschmälert; daher band ein neues Gesetz *) die Errichtung solcher Kapellen an die Zustimmung des Bischofs, des Patrons und des Pfarrers. Diese Beschränkungen wußte man indeß bald, wie gewöhnlich in England, zu umgehen, und gegenwärtig sind die „evangelischen" Kapellen sowohl in London als in andern Städten sehr zahlreich; da das „evangelische" System vorzüglich bei den Reichen beliebt, und seiner Bequemlichkeit wegen unter den Weibern namentlich zur Modereligion geworden ist, so rentiren sich diese Kapellen, mit der gehörigen Eleganz und Rücksicht auf den Comfort der Besuchenden eingerichtet, sehr gut, und das gewöhnliche Verfahren dabei ist dieß, daß entweder der Spekulant, der sein Capital in einer solchen Kapelle anlegen will, sich nach einem gerne gehörten „evangelischen" Prediger umsieht, und ihn für seine Kapelle anwirbt, oder daß der Prediger sich eine Kapelle verschafft. Häufig hat er sich nämlich als Curate (Stellvertreter) des Pfarrers einen Kreis reicher und ergebner Zuhörer gebildet, die ihrem Lieblingsprediger, um ihn zu erhalten, durch Zusammenschießung der zum Bau einer Kapelle nöthigen Summe eine unabhängige Stellung bereiten; oder er ist durch eine reiche Heirath im Stande, selber eine Kapelle zu kaufen oder zu bauen — denn auch in England ist das Glück, welches die „evangelischen" Prediger im Heirathen reicher Frauen

*) 43 George III. cap. 108. S. *Grant's* Summary IV, 87. Ein anderes Mittel zur Unterbringung „Evangelischer" Prediger bestand darin, daß einige reiche Individuen eine Anzahl kleiner Benefizien (man nannte sie die Thornton livings) zusammenkauften, um sie an junge Aspiranten der neuen Secte zu verleihen. *Grant* p. 86.

haben, sprüchwörtlich geworden *). Daher sind die Blätter dieser Parthei stets mit Ankündigungen, Nachfragen und Anerbietungen gefüllt; ein Geistlicher „von evangelischen Grundsätzen" (of gospel principles) „sucht eine Kapelle im südlichen England". — „Man sucht für eine Kirche in der Nähe von London einen eifrigen Geistlichen, der das Evangelium in seiner Vollständigkeit und Freiheit predigt" **). — „Für eine Kapelle im West-Ende von London wird ein Geistlicher von entschiedener Frömmigkeit und Geschicklichkeit gesucht; die Congregation besteht hauptsächlich aus den höhern Classen der Gesellschaft, es befinden sich viele hingebungsvolle Diener Gottes darunter; man erwartet daher einen Prediger, der Christum in der ganzen Fülle und Freiheit seiner Seligmachung verkündet" ***). — Andere bieten sich aus mit der Versicherung, daß sie „standhafte Prediger des gekreuzigten Christus seyen", „daß sie eine mächtige Stimme und einen ein-

*) The evangelical clergy, whose success in marrying fortunes has become a proverb — sagt das Edinburgh Review Vol. LII, p. 448 in dem Art.: the Evangelical School. Thomas Scott, dem es mit seinem Amt und seiner Lehre ernst war, klagte bitter über diese Speculationsheirathen der Prediger seiner Farbe; es sey der Handelsgeist, der die Bekenner des Evangeliums schon seit langer Zeit vergiftet, und nun auch unter den Predigern Verwüstung anrichte — was würde der Apostel Paulus zu diesen berechneten Heirathen mit reichen Weibern gesagt haben 2c. l. c. p. 447.

**) Who preaches the Gospel fully and freely. Zugleich wird ihm Antheil an der Nutznießung einer Kuh (part of the profits of a cow) zugesagt.

***) No ministrations will be acceptable but those in which Christ is preached in all the fulness and freeness of his salvation. — Die angeführten Proben sind aus den neueren Nummern des *Record*, des Hauptorgans der Evangelicals, entnommen.

dringlichen Vortrag (a powerful voice and an impressive manner) besitzen". Auch wird neuerlich nicht selten das Bekenntniß beigefügt, daß sie sich von der Oxforder Irrlehre völlig frei wüßten (free from the Tractarian heresy). Wiederum liest man Anerbietungen von Predigern, welche im Stande seyen, jede Congregation beisammen zu erhalten *). Und zum Verständnisse für manche mit dem Evangelismus diesseits und jenseits des Kanals nicht gerade vertraute Leser wollen wir nur die Erläuterung beifügen, daß unter dem „Evangelium in seiner Vollständigkeit und Freiheit" die beliebte Lehre von der zugerechneten Gerechtigkeit, die durch den bloßen Glauben ergriffen werde, und die Ausschließung der guten Werke von der Rechtfertigung und Seligkeit nebst der durch den bloßen Glaubensakt erlangten unmittelbaren und untrüglichen Gewißheit künftiger Seligkeit verstanden werde.

Inzwischen schildert die Zeitschrift, die sich kürzlich mit der Frage von den Privatkapellen **) ausführlicher beschäftigt hat, in grellen Farben dieses sectirerische Treiben im Schooße der Kirche, die Lockerung und theilweise Auflösung des Parochialverbandes, und der kirchlichen Disciplin, und die unabweisliche Gefahr für einen Prediger, dessen Existenz von dem Beifalle seiner kleinen Gemeinde abhängt, daß er auf der Kanzel zum Schmeichler und Schönredner werde, und Wahrheit und Pflicht der Besorgniß, Mißfallen zu erregen, zum Opfer bringe. Ein großer Theil des modernen Englischen Religionswesens steht jedoch mit diesem anarchischen Zustande im engsten Zusammenhange; es wird als ein unveräußerliches protestantisches Vorrecht betrachtet, daß jeder, der die Geldmittel dazu besitzt, sich in religiöser Beziehung bloß durch seinen Geschmack und seine Neigung oder Abneigung leiten lasse; von einer kirchlichen Verpflichtung oder Unterwerfung

---

*) Who would be likely to keep together any congregation.

**) Siehe The *Christian Remembrancer* Vol. IV. 1842, p. 514 ff.

unter eine höhere Autorität ist keine Rede; wem die Lehre in seiner Pfarrkirche nicht behagt, der miethet sich eine Loge*) in einer Kapelle, wo ihm das ganze Jahr durch nur das gepredigt wird, was er gerne hört. So mächtig ist das Dissenter-Wesen in England, daß das Princip desselben selbst in die Staatskirche tief eingedrungen ist, und dem Zerfall der Lehre eine entsprechende Zerrüttung kirchlicher Ordnung und Disciplin zur Seite geht.

Doch die seltsame unnatürliche Stellung der Evangelicals zu der Kirche, in deren Schooße sie sich behaupten wollen, äußert sich noch in mannigfacher Beziehung. Zunächst hinsichtlich der kirchlichen Glaubensnormen oder der symbolischen Bücher. Die Englische Kirche besitzt drei solcher Bekenntnißschriften: die 39 Artikel, das Ritual (Prayer-book) und die Homilien. Die Artikel sind kurz, hie und da mit absichtlicher Unbestimmtheit verfaßt, und sollten ohne Zweifel im Sinne der Urheber die protestantische Lehre, wie sie im Zeitalter der Reformation gegolten, ausdrücken; man wollte aber damals auch den Andersgläubigen vorläufig noch die Annahme oder Duldung derselben erleichtern, und zugleich für die verschiedenen bereits gebildeten Protestantischen Partheien und Systeme die Formel weit genug machen; daher das Schwankende und Vieldeutige mancher Artikel, daher der lange seit zwei Jahrhunderten fortgesetzte Streit, ob sie Arminianisch oder Calvinisch seyen; daher endlich sogar in neuester Zeit der Versuch sie in katholischem Sinne zu deuten.

Desto greller und entschiedner trägt das Homilienbuch die Farbe des alten Protestantismus zunächst des Calvinismus; es ist von den Reformatoren Cranmer und Ridley verfaßt, athmet durchweg den Geist des leidenschaftlichsten

---

*) Die Kirchstühle in England gleichen bekanntlich ganz den Logen unserer Theater.

Hasses und Abscheues gegen die alte Kirche *), und schärft hinsichtlich der absoluten Königsgewalt und der Unterwerfung unter dieselbe Grundsätze ein, welche mit der Englischen Verfassung und der politischen Denkweise der Nation im schroffsten Widerspruch stehen. Von diesen Homilien heißt es nun im 35sten Artikel: Dieses Buch enthalte eine fromme und heilsame Lehre, nothwendig für diese Zeiten; es solle daher von den Geistlichen fleißig und deutlich vorgelesen werden; so daß also jeder Geistliche, der bei seiner Ordination die 39 Artikel unterschreiben muß, implicite auch den Inhalt der Homilien gutheißt und als Norm annimmt. Dieses Buch ist daher stets das Kreuz der Hochkirchlichen gewesen, sein Inhalt ist nicht nur mit Arminianischen sondern auch mit allen kirchlichen Grundsätzen schlechthin unvereinbar. Es heißt darin, daß die ganze Kirche seit achthundert oder tausend Jahren völlig zu Grunde gegangen, und in den Abgrund des Götzendienstes versunken, also der Kanal, durch welchen die Englische Kirche ihre Weihen und Gewalten empfangen, gar keine Kirche gewesen sey, so daß demnach die Lehre von einer apostolischen Succession und alles darauf Ruhende in das Reich der Schatten verwiesen werden müßte **). In dieser Verlegenheit hat schon der Erzbischof Laud sich durch die Ausrede zu

*) Die katholische Kirche wird z. B. (in dem 3ten Th. der Homilie gegen die Gefahr des Götzendienstes, „a foul, filthy, old withered harlot" genannt. Aehnliche Stellen kommen in Menge vor.

**) Einer der Evangelical's hat dieß nachdrücklich hervorgehoben: If they (the Homilies) do not unchurch our own Protestant Hierarchy, by declaring that the channel through which our orders were conveyed was no church at all, it is difficult to say what words mean. — From a non-entity, a harlot, of, now, upwards of a thousand years duration, does the Anglican hierarchy derive the whole of its authority. *Riland* Extension, Security and moral influence of the united church of England and Ireland. London 1830, p. 206.

helfen gesucht: man erkenne zwar durch die Unterzeichnung der Artikel die Lehre der Homilien im Allgemeinen als gut an, aber man wolle damit nicht für jeden einzelnen darin enthaltenen Ausspruch einstehen; und in ähnlicher Weise erklärte der Bischof Burnet, jene Anerkennung der Homilien beziehe sich mehr auf ihre vorherrschende Tendenz (to the main importance and design of them), als auf jede Stelle darin. Heylin aber meinte, jeder Geistliche könne wohl unterschreiben, daß die Lehre der Homilien gut und heilsam für diese Zeiten sey, d. h. nicht für die gegenwärtigen, sondern für die damaligen, die der Reformation *).

Das dritte Normalbuch der Englischen Kirche ist die Liturgie, das Common-Prayer-book, auf welche sich jeder Geistliche bei der Uebernahme einer kirchlichen Stelle oder Pfründe mit der Erklärung verpflichten muß, daß er zu allem darin Enthaltenen und Vorgeschriebenen seine aufrichtige Zustimmung und Einwilligung gebe. Dieses Ritual nun betrachten alle Hochkirchlichen als den kostbarsten Schatz ihrer Kirche, und sie haben insofern Recht, als beinahe der ganze Inhalt desselben aus der katholischen Kirche, aus dem Römischen Missale, dem Sakramentarium Papst Gregors des Großen und andern alten Liturgien entlehnt oder beibehalten ist. Die wenigen hinzugekommenen Formeln und Gebete sind den alten nicht unglücklich nachgebildet. Und so ist das Ritual, das in England zugleich auch das Hand- und Gebetbuch jedes Laien ist, ohngeachtet seiner Auslassungen und Verstümmelungen, doch bei seinem überwiegend altkirchlichen und daher katholischen Geiste in der Englischen Kirche gleichsam die brennende Lampe, deren Licht nie ganz ausgelöscht werden konnte, welche auch in den Zeiten der heftigsten Antipathie gegen alles Katholische wie ein warnender Genius bedeutungsvoll dastand, und mildernd und belehrend auf die Gemüther wirkte. Ihrer

*) S. *Blackwood's* Confessional, Works, Vol. V, p. 305 — 7.

Liturgie vorzüglich hat es die Englische Kirche zu verdanken, daß die gewaltigste und giftigste Irrlehre der neuern Zeit, die protestantische Rechtfertigungslehre mit ihren Folgen, dort seit der Restauration ihrer Oberherrschaft verloren hat, und nur von der Minorität der Evangelicals theoretisch und praktisch bekannt wird.

So steht also die Liturgie auf der einen, das Homilienbuch mit den Artikeln auf der andern Seite, und man kann sich denken, wie viel vergebliche Mühe, wie viel Sophistik und künstliche Exegese seit dreihundert Jahren aufgewendet worden, um entweder des Prayer-book den Artikeln und Homilien conform zu machen, oder diese jenem unterzuordnen. Das ganze Verhältniß ist in dem kürzlich erschienenen gedankenreichen Buche eines Englischen Geistlichen so treffend geschildert, daß die Stelle hier mitgetheilt zu werden verdient.

„Die neuere Structur unsrer Kirche (seit der Reformation) ist revolutionär. Sie ist in eilfertiger Hast wieder erbaut worden, gleichwie bei der langen Mauer von Athen wurden Bruchstücke von Grabsteinen, Statuen, Tempeln und Gedenksäulen mit hineingebaut, oft in verkehrter Stellung, und als das Werk gethan war, zeigte sich, daß die Vorposten des Belagerers, den man hätte völlig ausschließen sollen, mit in die Stadt aufgenommen waren. Zwei entgegengesetzte religiöse Tendenzen waren nun in der Kirche vereinigt, die eine in diesem Formular vorherrschend, die andere in jenem, beide zusammengekettet durch die gleichen Verpflichtungen, und denselben Bedingungen theologischer Entwicklung und Systematisirung unterworfen, ohne daß die eine die Kraft und Fähigkeit gehabt hätte, die andre zu exorcisiren. Und die ganze Geschichte der Englischen Kirche, ja des Landes seit dieser Zeit ist nichts anders als die Geschichte der beiden feindlichen um die Herrschaft ringenden Tendenzen. — — Eine dieser Tendenzen muß die andre verschlingen, ehe die Englische Kirche

in sich selber geeinigt, auch eine Vereinigung nach Außen erstreben kann“ *).

Natürlich ist es die Parthei der Evangelicals, welche gegen die Liturgie eine entschiedene Abneigung hegt, und dieselbe als ein drückendes Joch betrachtet, das man ihnen aufgebürdet, und das sie nur widerwillig trägt. Insbesondre ist die Lehre, daß die Wiedergeburt des Menschen durch das Sakrament der Taufe bewirkt werde, dieses Schibboleth zwischen den Hochkirchlichen und Evangelicals, den letztern in der Liturgie ein Stein des Anstoßes. Thomas Scott, das Orakel der Evangelischen, meinte, das Prayer-book sey doch nur für diejenigen verbindlich, welche eine Pfründe übernehmen, und so könne man sein ganzes Leben als Curate zubringen, ohne ein solches Bekenntniß der Zustimmung ablegen zu müssen; er selbst beruhige sich nur damit, daß doch unmöglich das Prayer-book mit der Bibel auf gleichen Fuß gesetzt werden solle, und daß es überall viele verkehrte und anstößige Dinge gebe **). Eine andere Authorität der Evangelicals, John Newton, tröstete sich damit, daß er durch die Zustimmung zu der Liturgie doch immer um des Friedens willen weniger von der Freiheit seines Privaturtheils aufgebe, als er aufopfern müßte, wenn er sich den Regeln und Gebräuchen einer Dissenter-Sekte unterwürfe ***).

Als nun vor einigen Jahrzehnten die Bibelgesellschaft in England großen Aufschwung nahm, und eine Art von Einigungspunkt für Dissenter und Kirchliche zu werden schien, machte Herbert Marsh, später Bischof von Peterborough, in einer Adresse an die Universität Cambridge im Jahr 1811 aufmerksam, daß die Kirche nur eine solche Bibelvertheilung

*) F. W. *Faber's* Sights and thoughts in foreign churches. Lond. 1842, p. 175, 76.

**) Scott's Letters and Papers. Lond. 1824. p. 275 ff.

***) Works Vol. V. p. 44.

billigen könne, bei welcher das Prayer-book stets mit vertheilt werde, denn nur dadurch könne, da das kirchliche Buch eine feste und bestimmte und aus der heiligen Schrift abgeleitete Lehre enthalte, Gleichheit des Glaubens und Bekenntnisses erreicht und bewahrt werden. Dieß leuchtete ein, die Hochkirchlichen wollten nur von einer Gesellschaft wissen, welche Bibel und Prayer-book unzertrennlich mache. Darauf beschlossen die Evangelicals, eine neue Societät, eine Prayer-book and Homily Society, zu gründen; wollen die Hochkirchlichen, sagten sie, der Bibel die Liturgie als Schutzwehr gegen die schrankenlose Willkühr der Privatauslegung, als Zeugniß der kirchlichen Lehre an die Seite stellen, so geben wir der Liturgie das ächt protestantische Homilienbuch als Correctiv und Gegengift mit *). Die Gesellschaft besteht noch jetzt mit etwa 30000 fl. jährlicher Einnahme.

Doch wir wollen die beiden unversöhnlichen Partheien sich selber aussprechen lassen. Die Evangelicals — heißt es von der einen Seite — treten uns, den Kirchlichen, die wir die Kirche zu der ihr gebührenden Stellung erheben möchten, überall als heftige Gegner in den Weg. Falsche, häretische Lehre bekennen sie Alle; Alle irren sie in zwei Hauptpunkten; sie läugnen die Wiedergeburt in der Taufe, und sie verkennen die Eine sichtbare katholische Kirche, indem sie statt ihrer nur die unsichtbare Gemeinschaft der Heiligen gelten lassen. Alle behaupten sie die Rechtfertigung durch den Glauben allein auf Kosten anderer wichtiger Dogmen, und Alle sind sie einig in der Verachtung und Vernachlässigung kirchlicher Anordnungen, Fasten und Feste. Der Evangelicalismus hat nun fünfzig Jahre hindurch den freiesten Spielraum gehabt, und nun seht, welche Früchte er getragen. Die schismatische Absonderung von der Kirche ist bis zu einem früher nie gekannten Uebermaaße emporgewachsen, der Unglaube zeigt sich

*) *Grant's* Summary IV, 305.

fast eben so furchtbar, das Volk ist völlig unbekannt mit der Kraft und Bedeutung seiner Taufe und den daran geknüpften Pflichten; die große Masse ist ganz und gar versunken in Irreligiösität und Sinnlichkeit — das ist der Zustand, in dem wir uns jetzt befinden, und das evangelische System ist, falls es auch diesen Zustand nicht allein zu verantworten haben sollte, doch jedenfalls völlig unfähig, Hülfe zu schaffen *).

Und ein so milder und gemäßigter Mann, wie der Bischof Jebb, äußerte, als er dem Gottesdienste in einer evangelischen Kapelle zu London beigewohnt hatte: „Ich hatte ein Gefühl, als sey ich ein Fremdling, der aus einer andern Welt plötzlich in eine Versammlung von Bekennern einer fremden Religion gerathen, mit deren Gottesdienst ich so wenig mich zu einigen vermochte, als ich an dem Dienste Jaggernauts Antheil nehmen könnte" **).

Die Evangelischen erwiedern ihrerseits diese Abneigung und diese Vorwürfe in reichem Maaße. Ihr habt, rufen sie den Hochkirchlichen zu, entweder gar keine feste Lehre, oder eure Lehren sind den Grundartikeln des christlichen Glaubens direct entgegengesetzt ***); ihr verunstaltet oder verneinet den „Artikel der stehenden und fallenden Kirche"; so deutlich die altprotestantischen Lehren von der freien Gnade, von der ab-

*) Bernard Leslie; or, a tale of the last ten years, by the Rev. W. *Gresley*. London 1842, p. 318. Eine Art historischen Romans, welcher die letzten Bewegungen und die gegenwärtige Lage der Englischen Kirche anschaulich schildert.

**) Correspondence between J. Jebb Bp. of Limerick and Al. Knox. Lond. 1834, Vol. II, p. 215.

***) High church sentiments and feelings, with scarcely any doctrine at all, or, what is more lamentable, with doctrines directly opposed to the fundamental articles of the christian faith, although they call themselves, or are unrigh teously called, orthodox. — The present position of Church and State described. By a Clergyman of the Church of England. London, Nisbet, 1835, p. 29.

soluten Ohnmacht des menschlichen Willens, von der Bekehrung ohne alle Mitwirkung in unsern Bekenntnissen enthalten sind, ihr wißt sie sophistisch wegzuerklären, und während die Bischöfe euch, die Formalisten und Arminianer, in jeder Weise begünstigen, werden wir, die Evangelischen, die ächten Jünger und Erben der Reformatoren, zurückgesetzt und mit Argwohn und Widerwillen kaum zur Noth noch in der Kirche geduldet. So ließ sich selbst in Oxford, wenige Jahre vor der Entstehung der Anglokatholischen Bewegung, ein evangelischer Eiferer, Bulteel, in Gegenwart der Professoren und Fellows vernehmen *). Wir haben bereits erinnert, daß es immer die Frage von der Wirkung der Taufe sey, welche in diesem Kampfe vorangestellt wird. Dieß hat seinen guten Grund. Die Anhänger der protestantischen Rechtfertigungslehre, welche den ganzen Proceß der Rechtfertigung und Beseligung des Menschen auf den bloßen Act der gläubigen Aneignung des Verdienstes Christi reduciren, können der Taufe keine Gnadenwirkung beilegen, und machen sie daher, so wie dann consequenter Weise auch die Eucharistie, zur bloßen Ceremonie. Die Lutheraner haben diesem Uebelstande dadurch zu entgehen gewähnt, daß sie schon den neugebornen Kindern einen wirklichen Glauben vor und bei der Taufe zugeschrieben haben. Aber alle Calvinisten und reformirten Genossenschaften verwerfen dieses freilich sehr bedenkliche Auskunftsmittel. Auf der andern Seite behaupten alle Arminianisch Gesinnten (mit Ausnahme der in Rationalismus Verfallenen), so wie die neue Schule der Anglokatholischen, daß der Mensch bereits in der Taufe wiedergeboren werde, und aus diesem einen Princip ergeben sich weitere Lehrpunkte, deren folgerichtige Entwickelung zu einem völlig verschiedenen Systeme über das

*) A Sermon on 1 Corinth. 11, 12. Preached before the University of Oxford, by the Rev. H. B. *Bulteel*, Oxford 1831, 3. edition. Eine Menge Flugschriften erschien sogleich für und wider.

ganze Verhältniß des Menschen zu Gott, über die Sacramente und die Kirche führt. Jüngst hat nun der Bischof von London in einem Pastoralschreiben, während er über die Theologen *) der Orforder Schule eine Rüge verhängt, doch zugleich auch die Meinungen und Eigenthümlichkeiten der Evangelischen Parthei mißbilligt, und den Grundsatz aufgestellt, daß die dogmatische Auslegung der 39 Artikel sich nach der Liturgie richten solle. Die Authorität der Bischöfe ist in England so schwach, die Vorstellung, daß jeder Geistliche mit seinem Bischof Einen Glauben und Eine Lehre haben müsse, so fremd und verschollen, daß der Bischof von London sich über jene Punkte ausdrückte, als ob er nur seine Ansicht äußere, nur guten Rath gebe, Vorschläge mache. Gleichwohl hat die Evangelische Parthei tausendstimmig in jeder Form, in ihren Organen dem Record und Christian Observer, in den Zeitungen, besonders dem Standard und Morning Herald, in einer Fluth von Sendschreiben und Brochüren den armen Bischof mit Vorwürfen, mit Hohn und mit unzweideutiger Aufkündigung alles Gehorsams überschüttet. Ein H. Sutcliffe, Pfarrer zu Knockholt hat ein Schreiben an ihn gerichtet, in welchem die Lehre des Bischofs schon auf dem Titel als absurd, schriftwidrig, puseyistisch und papistisch bezeichnet wird. Dr. Holloway, Prediger zu London, erklärt: wenn die Lehre, die der Bischof als die der Kirche von England aufstelle, wahr sey, dann könne die, welche er, Dr.

*) A Charge delivered to the Clergy of the Diocese of London at the Visitation in October 1842, by Charles James, Lord Bishop of London.

**) A Letter to the Bishop of London: in which his Lordship's views on Justification and baptismal Regeneration are proved to be absurd, unscriptural, tractarian and popish. London, Nisbet, 1843. Tractarian ist der Spottname, den man der Orforder Schule und ihrem System wegen der von ihnen herausgegebenen Tracts for the times beigelegt hat.

Holloway, seit dreißig Jahren vorgetragen, nichts anders als ein einziges Gewebe von Trug und Lüge seyn *). Und der Dechant von York, Dr. Cockburn versichert, er müsse nach Durchlesung des bischöflichen Pastoralschreibens zweifeln, ob er je in seinem Leben die Lehre der Kirche von England verstanden habe **).

Ein Geistlicher der Londoner Diöcese, Dibbin, machte dem Bischofe seine Einwendungen durch das Organ des Morning-Chronicle bekannt; selbst das Quarterly Review die angesehenste und gelesenste Zeitschrift des Landes, trug kein Bedenken, die gottesdienstlichen Formen, deren Wiedereinführung oder sorgfältigere Beobachtung das Pastoralschreiben empfohlen, für Spielereien und Thorheiten zu erklären. Auch die Layen wurden mit in den Zwist gezogen; sie sollten den Widerstand der Geistlichen gegen ihren Bischof verstärken; der Gebrauch des Chorrocks, das tägliche Gebet in den Kirchen, die sonntägliche Ausspendung des Abendmahls, und ähnliche Dinge wurden theils als unerträgliche Bürden, theils als verdächtige Symptome einer katholicisirenden Richtung bitter angegriffen ***).

Der Kampf wendet sich natürlich auf die Principien zurück, und ist gegenwärtig heftiger als er seit langer Zeit gewesen. Die Bischöfe selbst sind getheilt, und Niemand in England weiß irgend einen Ausweg zu bezeichnen, ein Mittel des Friedens und der Versöhnung anzugeben. Die jetzige

*) The Reply. Baptismal Regeneration and Sacramental Justification not the Doctrine of the English Church, in a letter adressed to the Lord Bp. of London etc. by the Rev. J. Th. *Holloway*, D. D. Minister of Fitzroy Chapel. London, Hatchard, 1843.

**) Some Remarks addressed to the Lord Bishop of London etc. London 1842.

***) So hieß es in der Zeitschrift „Britannia“, [illegible] sey baarer Puseyismus, auf sonntägliche Verwaltung des Altar-Sakraments zu dringen.

Generation ärntet, was ihre Vorfahren gesäet haben, und mit jedem Tage tritt augenscheinlicher hervor die hülflose, die verzweiflungsvolle Lage einer Kirche, welche weder ein gemeinschaftliches, stets gleiches Bewußtseyn ihrer Lehre, noch irgend eine lebendige, wahrhaft anerkannte Authorität hat, einer Kirche, die sich nur auf todte, einander widersprechende, vor dreihundert Jahren im Sturme und dem leidenschaftlichen Drange der Zeit verfaßte Urkunden berufen kann, zusammengetragen durch Männer, die selbst von jedem Winde der Lehre umhergetrieben wurden. Und jetzt drängt sich ihr bei jedem neuen Zwischenfalle, bei jeder aufgeworfenen Frage das Gefühl ihrer selbstverschuldeten Ohnmacht auf, sie vermag nicht einmal mehr eine authentische Interpretation ihrer Bekenntnißschriften zu geben, weil es ihr an den nothwendigen Organen gebricht, weil die Bischöfe selbst keine Authorität besitzen, und weil der Kampf der in ihrem Schooße bestehenden Partheien sich nicht bloß auf secundäre Punkte von untergeordneter Bedeutung, sondern gerade auch auf die Principien, auf die Motive und Erkenntnißquellen des Glaubens und der Lehre geworfen hat.

Laut der 39 Artikel hat die Kirche Authorität in Glaubensstreitigkeiten; aber was hat dieser Anspruch für praktische Bedeutung, wenn eine mächtige Parthei in der Kirche, die Evangelische, denselben nicht weiter gelten lassen will und ihren Grundsätzen gemäß ihn auch nicht weiter zulassen kann, als: daß man bis zu einem gewissen Grade, so weit man nämlich seiner Sache nicht gewiß zu seyn glaube, dem Gutachten der Kirche folgen, ihre Meinung beachten solle? — Und was das Episcopat betrifft, kann dieselbe Parthei demselben nicht den Werth, die Kraft und Nothwendigkeit einer wesentlichen und göttlichen Stiftung beilegen; eines Institutes, dessen Mangel eine religiöse Genossenschaft aller Ansprüche eine Kirche zu seyn beraubt; sondern sie sieht darin nur eine zweckmäßige Einrichtung, bequem, um als verbindendes und vermittelndes Glied zwischen Kirche und Staat zu die-

nen *). Und darum wird den Evangelicals allerdings mit vollem Rechte entgegengehalten: „Ihr seyd im Grunde die ächten Nachfolger und Erben der alten Puritaner; eure Parthei war es, welche vor zweihundert Jahren, als sie zur Uebermacht gelangt, die Englische Kirche gestürzt hat; und wenn ihr auch gegenwärtig nicht gerade offene Feinde des Episcopats seyd, wenn einige eurer Wortführer auch selbst auf der Bank der Bischöfe sitzen, würden, wenn ihr und eure Grundsätze wieder in der Kirche zur Oberherrschaft kämen, diese nicht in der Hauptsache zu denselben Resultaten, wenn auch durch minder gewaltsame Mittel, führen? würde das Episcopat eine Wahrscheinlichkeit der Fortdauer für sich haben in einer Kirche, welche alle kirchliche Authorität und die Gnade der Sakramente läugnete **)?

Wirklich beginnen die Evangelicals sich so fremd und unheimisch in der Englischen bischöflichen Kirche, namentlich seit dem gewaltigen Umsichgreifen der Orforder Bewegung, zu fühlen, daß wenigstens Einige unter ihnen sich ernstlich mit dem Gedanken einer Trennung beschäftigen. So berichtet in diesen letzten Tagen ihr Hauptorgan, das Record (27. Febr. 1844): es kündigt an, daß man damit umgehe, eine vom Staate getrennte bischöfliche Kirche mit revidirter Liturgie zu bilden ***), und der John Bull spricht gleichzeitig von einem Gerüchte, daß ein ansehnlicher Theil des Evangelischen Clerus im Begriff stehe, sich abzusondern (to secede from the established church, and to set up a distinct communion on the principles of Episcopacy.

*) Oder wie es der Christian Remembrancer Vol. V, p. 137 (Jahrg. 1843) kurz und treffend, aber unübersetzbar ausdrückt: By authority he means the mere figment of establishmentism.

**) S. British Critic, July 1842, p. 239.

***) It being in contemplation to form an episcopal Church Separate from the State, with a revised Liturgy, those who are favorrable to this object are earnestly requested to communicate by letter.

(Fortsetzung folgt.)

XXXII.

Blicke auf den gegenwärtigen Standpunkt der staatswissenschaftlichen Theorie.

Champagny.

Während so viele mittelmäßige und schlechte Erzeugnisse der neuesten französischen Literatur in Deutschland unverdienten Ruhm und große Popularität erworben, ist eine der bedeutendsten Leistungen auf dem Felde der historischen Kunst in Frankreich fast unbemerkt an uns vorüber gegangen. — Dieß ist Franz v. Champagny's wahrhaft classische Geschichte der Cäsaren bis Nero. — Wir behalten uns eine nähere Charakteristik dieses ausgezeichneten Werkes vor, welches sich den bedeutendsten Erscheinungen in der historischen Literatur aller Zeiten kühn an die Seite stellen kann, und wünschen für dieses Mal die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die großartigen, im tiefsten Sinne des Worts zeitgemäßen Ideen zur Philosophie der Geschichte zu lenken, welche der Verfasser in der Vorrede ausspricht. Im Verlaufe dieser Bemerkungen werden wir Gelegenheit haben, daraus einige Folgerungen für die Philosophie der Politik und des Staatsrechts zu ziehen, auf welche an diesem Orte näher einzugehen, zu unserm Bedauern nicht in des Verfassers Plane gelegen hat.

„Die Kunst der Geschichtschreibung", sagt Champagny, „hat unläugbare Fortschritte gemacht. Unser Jahrhundert hat die besondere Gabe, sich vergessen und von sich abstrahiren zu können, um sich mit einem andern zu identifiziren. Von allen Zeiten, die ihm vorausgingen, ist es ergriffen, es hat ihre

Kunst nachgeahmt, ihre Monumente aufgerichtet, es hat alle Erinnerungen in seine Sprache übersetzt, alle großen Werke der Vorfahren neu herausgegeben. So ist die Geschichte anders verstanden worden, als bisher. Früher faßte man nur die Verkettung einiger Thatsachen auf, die durch ihre Beziehung auf unsere Gegenwart der Aufbewahrung werth schienen. — Statt dessen feiert heute, durch die historische Kunst großer Schriftsteller, die Vergangenheit ihr Auferstehungsfest". Deutschland und Frankreich reichen sich zu diesem großen Werke die Hand. Das letztere ist gegenwärtig beschäftigt, gleichzeitig seine geselligen Verhältnisse und seine Geschichte wieder herzustellen. „England hat dazu durch den geschichtlichen Roman mitgewirkt, der eine heitere Einladung zu ernsten geschichtlichen Studien werden kann, in der That aber ein verführerisches, leicht nachzuahmendes Beispiel gibt. Wäre nicht alsbald Uebersättigung eingetreten, so würden die banalen Copien großer Originale in Kurzem den historischen Sinn der lesenden Welt völlig zu Grunde gerichtet haben. Mit einem Worte: das eigenthümliche Leben aller Zeiten und aller Länder ist noch niemals mehr studiert und begriffen worden".

„Wenn", wie Fenelon sagt, „wir im Fache der Geschichte die Wahrheit nur durch ihre Bruchstücke kennen können, so haben wir wenigstens noch niemals mehr Bruchstücke der Wahrheit gehabt als heute". —

„Allein in unserer Natur liegt ein Drang nach Einheit, ein Streben nach dem Absoluten, welches es uns immer unmöglich machen wird, mit dergleichen Resultaten zufrieden zu seyn. Wir wollen das letzte Wort des Räthsels haben, wir wollen die Philosophie der ganzen Wissenschaft, und die Verbindung aller Bruchstücke kennen. In dieser Beziehung hat seit langer Zeit eine doppelte Frage die menschliche Aufmerksamkeit beschäftigt. — Auf der einen Seite hat Bossuet das Ziel und den Zweck der Ereignisse gesucht. Er zeigt wie alles von der Vorsehung nach ihren ewigen Absichten geleitet

wird. Er bezeichnet den großen Zweck des Daseyns der Welt, und er zeigt, wie sie diesem Zwecke durch einen Gedanken entgegen geführt wird, der es versteht, alles auf einen Punkt zusammen wirken zu lassen. Andererseits hat, wie ich glaube, zuerst Vico mit Geist und Kühnheit untersucht, ob nicht ein beständiges, nothwendiges, mathematisches Gesetz den Gang der Dinge regele, ob die Wiederkehr gewisser Wendepunkte zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern, nicht nothwendig und ebenso zu berechnen sey, wie die Umwälzung der Gestirne. Er wollte die Regel entdecken, welche das Leben der Völker beherrscht. Er suchte das Gesetz der Geschichte, Bossuet deren Zweck. Der eine betrachtet die Nationen in sich selbst, und die Ereignisse wie die Phasen ihres Lebens; der andere sah in ihnen bloß Werkzeuge, und bekümmerte sich wenig um ihren Charakter und ihr Schicksal, wenn er den Punkt, auf den es ihm ankam, hervorgehoben und gezeigt hatte, wie und worin sie den Absichten Gottes dienten. — Diese Verschiedenheit des Gesichtspunktes ist übrigens keineswegs gleichbedeutend mit einem Gegensatze in der Lehre selbst. Dieselbe Sache wird nur von zwei verschiedenen Standpunkten angesehen, zwei Fragen werden über denselben Gegenstand aufgeworfen, zweierlei Studien angestellt, die sich füglich mit einander vertragen".

„Aber hat Vico dieß Gesetz entdeckt, welches er suchte? Im Alterthume bestand es unläugbar; das Leben der Völker ist dort durch die Zeit begränzt, fast regelmäßig in seinem Verlaufe, beinahe einförmig in seinen Wendepunkten. Es hat seinen Verlauf, seine Phänomene, seine Perioden, fast möchte ich sagen seine Physiologie, wie das Leben des Menschen. Und dieser Vergleich zwischen den Lebensaltern des Menschen, und denen eines Volks, die Kindheit, die Reife, das Greisenalter des einen und des andern, ist den Weisen des Alterthums geläufig. Aber ist es eben so bei den christlichen Völkern? Schon zählen sie mehr Jahrhunderte einer beglaubigten Geschichte, als das Alterthum zählte (und es ist

zu bemerken, daß ihre Geschichte beglaubigt ist, von dem Augenblicke an, wo sie christlich wurden.) Hat sich während dieser Jahrhunderte das Gesetz ihres Daseyns uns offenbart? Können wir ihre verschiedenen Lebensalter bezeichnen? Hat ihre Größe immer ihren Verfall, der Verfall den Tod nach sich gezogen? Haben sie nicht alle mehr als einmal ein Greisenalter erlebt, und sind sie trotz dessen nicht wieder zur Mannskraft zurückgekehrt? — In Beziehung auf die politischen Formen, die Verfassungen, die Reihe, in Beziehung auf Alles, was der Mensch geschaffen hat, besteht das alte Gesetz des Fortschrittes und Verfalls, der Kindheit und des Greisenalters fort. Nur die Völker entgehen ihm; die Gewaltigen fallen, aber die Völker bleiben; der Staat stürzt zusammen, aber er reißt die Nation nicht mit sich. Erniedrigte und scheinbar gealterte Völker erheben sich wieder; gefallene Nationen verzweifeln nicht und rechnen auf ihre Zukunft. „„Ihre Jugend wird sich erneuern, wie die des Adlers““! — Es scheint, daß die christlichen Völker unsterblich sind. Denn wie viel christliche Völker zählen wir, die aus der Geschichte verschwunden wären“? —

„Wahrlich“, „„die Wahrheit hat uns befreit““, und die verhängnißvollen Gesetze des Alterthums lasten nicht mehr auf uns. Vielleicht hat das Menschengeschlecht seinen freien Willen wiedergewonnen; der freie Wille des Menschen aber, der zwar nach jeder Richtung hin seinen Weg geht, immer aber die Absichten Gottes erfüllen helfen muß, ist den mathematischen Gesetzen nicht unterworfen, welche die materielle Welt regieren. Hat auch in dieser Beziehung der Tod seinen Stachel verloren, so darf es auch hier kein unabwendbares Verhängniß mehr geben. Nichts ist der Vernichtung verfallen. Und weil endlich alle Nationen sich in der großen christlichen Einheit verschmelzen, gibt es keine Nation mehr in den Augen der Vorsehung; es gibt keine Völker mehr, die als Völker zu belohnen oder zu bestrafen wären. Die spätern

Geschlechter sind nicht mehr für die frühern verantwortlich. Es gibt in Wahrheit nur ein einziges, unsterbliches Volk, — das christliche". —

„Weil Vico diesen Unterschied vernachläßigt hat, so ist das zwar, was er über die Nationen des Alterthums sagt, voll Geist und Wahrheit, aber er tappt im Dunklen herum, wenn er von den modernen Völkern spricht. Bossuet dagegen stützt sich unerschütterlich auf den Schlußstein seines Gebäudes. Seine Zeit war in der eigentlichen Kenntniß der Geschichte lange nicht so weit vorgeschritten, wie die unsrige. Bossuet aber stellte sich auf einen so allgemeinen Standpunkt, daß die Unwissenheit in Betreff mancher Einzelheiten von keinem Belang war". — —

„Unser Jahrhundert ist dagegen bei weitem reifer an Kenntnissen, aber auch lange nicht so ruhig und gesammelt. Es ist zu eilfertig, um philosophisch seyn zu können. Gerade der philosophische Standpunkt, auf den wir die meisten Ansprüche machen, mangelt uns am meisten. Ein unruhiger Drang fertig zu werden, hindert den Geist bis auf den Grund zu forschen. Man nimmt sich nicht die Zeit zu ergründen, man erräth. Man denkt halb. — Kaum ist das Wort auf den Lippen geboren, und schon gilt es als Idee. — Einen Gedanken fassen, ihn aussprechen, ihn begränzen, Alles das fordert Zeit. Aber auf den, der sich heute noch damit beschäftigt, zeigt man mit Fingern, wie auf einen Ideologen. Unter diesem Einflusse ist die Philosophie der Geschichte, wie die Philosophie überhaupt, beredt aber nicht klar und bestimmt geworden, sie ist emphatisch aber nicht ernsthaft. Wir haben uns nicht einmal die Zeit genommen jene doppelte Frage, welche Geister, wie Bossuet und Vico beschäftigte, auch nur aufzustellen, und schon glauben wir sie mit einem Schlage gelöst zu haben". —

„Das Gesetz und zugleich der Zweck der Geschichte ist, sagt man, der Fortschritt. Der Fortschritt ist der unendliche, immer aufsteigende Weg der Menschheit zum Guten. Die

Menschheit ist das menschliche Geschlecht in seinem einheitlichen Leben. Es bildet ein einziges Wesen, und faßt in sich das Geschick aller Menschen". —

„Aber wie viel ließe sich über das Alles sagen, wie manche Frage daran knüpfen! Was ist der Fortschritt? Wer bewirkt ihn? Gott oder der Mensch? Das Schicksal oder der freie Wille? — Ach, davon weiß man wenig, das sind Abstractionen, mit denen man sich nicht beschäftigt. — Ist der Fortschritt das Gesetz der Welt, so hat diese also mit dem Bösen angefangen? Die Welt geht also ohne Aufhören auf das Gute zu? Es gibt mithin kein Alter, keine Abnahme? Aber was ist dann das Gute und das Böse? Und ist der Fortschritt nicht das, was Andere Abnahme und Rückschritt nennen? Und nennen wiederum nicht andere die Abnahme Fortschritt"? —

„Die Menschheit! was ist sie? Soll man einräumen, daß das Individuum nichts ist, und daß der Mensch nur wie ein Sonnenstäubchen in dem großen All der Menschheit lebt? — Ja! ohne Zweifel! antworten hierauf manche ohne Zaudern, die Menschheit lebt, fühlt, leidet in allen Menschen. Sie leidet jeden Tag weniger, weil sie fortschreitet. Sie wird, mit Hülfe dieses Fortschrittes zu einem fast leidensfreien Zustande gelangen, zu einem Zustande, den wir vollkommen nennen würden, wenn nicht ein noch vollkommenerer Zustand folgen müßte, und so fort ins Unendliche. Und in dem Maaße, in dem sie fortschreitet, wird sie immer vollständiger für ihre vergangenen Leiden entschädigt werden. So erklärt sich die Geschichte, die Philosophie ist zufrieden gestellt. Der Mensch hat nichts mehr von der Vorsehung zu fordern. Es ist nicht nöthig, daß man zu ihm von einem übersinnlichen Leben, von einem Jenseits spreche. — Lästiges Vorurtheil! Dieß sinnliche Leben und diese Welt genügen der Menschheit allein zu ihrer Zufriedenheit und zur Rechtfertigung der göttlichen Gerechtigkeit". —

„Wäre es also um uns bestellt, so würde ich mich täu-

schen, wenn ich mich für ein einiges, unabhängiges, mit mir selbst identisches Wesen hielte. — Meine Individualität existirt nicht. Meine Leiden werden dem vergolten werden, der sie nicht erduldet hat. Ich werde in der Person meines Urenkels entschädigt werden. Mein Gefühl täuscht mich, wenn es mich überreden will, daß ich eine eigenthümliche Einheit sey, daß mein Verdienst mir gehöre, daß ich persönliche Ansprüche auf Glück und Gerechtigkeit habe". —

„Seltsam! Eine gewisse philosophische Schule wollte es den Christen nicht gestatten, sich zur Erklärung der menschlichen Geschicke auf jenes geheimnißvolle Gesetz zu stützen, welches das ganze Alterthum anerkennt: daß die Nachkommen für die Voreltern büßen müssen. Die Wissenschaft jener Zeit verwarf die Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare. Eine gewisse politische Schule erhob sich gegen jedes erbliche Vorrecht und selbst gegen die Uebertragung des Vermögens vom Vater auf den Sohn. Und aus diesen Schulen ist hervorgegangen die Lehre von der absoluten Einheit des menschlichen Geschlechts, von der Ausgleichung der Leiden des Vaters durch das Glück des Sohnes, von der Verschmelzung aller einzelnen Menschen in einer einzigen Person, der Menschheit". —

Mit Recht bemerkt der geistvolle Verfasser, daß das nächste Resultat aller dieser Lehren eine gräuliche Verwirrung der Begriffe gewesen ist. „Wer nimmt sich heute noch die Mühe, die Menschheit vom Menschen, die Vernunft vom Fatalismus, die Sache vom Symbol, die Metapher von der Wirklichkeit, die Idee vom Worte zu unterscheiden? Der menschliche Geist hat sich auf die Leere gestützt; er hat sich eine Leiter aus Worten gebaut, um wenn es seyn könnte, zu einer Idee empor zu klimmen. — Nie herrschte eine chaotischere Verwirrung, als in gewissen Büchern, die ein Jahrhundert gebar, welches in seiner Eigenschaft als positives Zeitalter, die Metaphysik als dunkel und unbestimmt verabscheut. Schade um das bewundernswerthe Talent, um die

Phantasie, die Kenntnisse, den Styl, vor allem um den Witz, die als Rauchopfer verbrannt sind auf dem Altare des Transcendentalismus und des Symbolismus, dieser unbekannten Götter der Deutschen, welche, um mit Tacitus zu reden, sich im Waldesdunkel verbergen, und deren geheimnißvolle Größe sich nur durch die Ehrfurcht offenbart, die sie einflößen". —

„Man hat das, was man den Fortschritt nennt und was ich Veränderung heißen würde, als das allgemeine Gesetz der Dinge anerkannt. Wenn es so ist, so kann nichts in der Welt ihm entgehen, weder die Dogmen, noch die geselligen Einrichtungen, weder die Religion, noch die Gesellschaft, weder die Ideen, noch die Thatsachen. — Man hat diese unbeschränkte Anbetung der Veränderung selbst in das Heiligthum des Unabänderlichen und Absoluten, in den Glauben hineingetragen. Es gibt, hat man gesagt, keine allgemeinen Wahrheiten und keine ewigen Dogmen mehr. Das Dogma hat man die Form genannt, während, wenn man logisch richtig reden will, Dogma und Form absolute Gegensätze sind. — Nichts ist wahr, — es sey denn in relativer Weise, d. h. mit andern Worten: nichts ist wahr! Die Wahrheit von gestern ist nicht die Wahrheit von Morgen; mit andern Worten: es gibt keine Wahrheit. Gott war gestern, Gott wird vielleicht Morgen nicht seyn. Mit andern Worten: Gott kann eben seyn so wohl als auch nicht seyn".

„Das sind die traurigen und letzten Consequenzen, zu denen uns mehr wider Willen als auf bewußte Weise die Logik treibt. — Wir weichen nicht vor diesen Folgerungen zurück, wir verhüllen sie nur mit etlichen Wolken, wir hüten uns bloß, sie in philosophisch bestimmter Form auszusprechen. — Wir wollen hier, wie überall, uns der Widerlegung durch die Unbestimmtheit entziehen. Und dennoch ist es zur Schande unsers Jahrhunderts nur zu wahr, daß wir, um Alles und Jedes unserer allgemeineren Formel vom Fortschritt zu unterwerfen, zuletzt dahin gekommen sind, allen Glauben, alle Philosophie, alle Wahrheit zu

läugnen. Wir sind dahin gekommen, daß wir in verhüllter Weise behaupten (denn, um nicht deutlicher reden zu müssen, bedienen wir uns einer verwirrten Phraseologie und eines antiphilosophischen Styls! —): das Dogma von der Existenz Gottes, welches vor hundert Jahren wahr gewesen seyn möge, könne heute auch nicht wahr seyn; die menschliche Seele, gestern noch unsterblich, könne Morgen aufgehört haben, es zu seyn; an die Vorsehung habe man einst mit Recht geglaubt, eines Tages aber werde man ebenfalls Recht haben, wenn man nicht mehr daran glaube".'

„Sehen wir denn nicht, daß wir im Gegentheil von allen Seiten mit der Stirn gegen das Unveränderliche und Absolute rennen? Richtet sich die Welt nicht nach ewigen Gesetzen? Wird die Geometrie jemals Lügen gestraft werden? Wird das mathematische Dogma jemals aufhören, die Zahlen zu beherrschen? Wird einst die Natur sich gegen die Gravitation auflehnen, und das Joch des newton'schen Gesetzes abschütteln? Wird der Mensch mit Stimmenmehrheit die veralteten Formeln abschaffen, durch welche Gott die Natur regiert? Wird unser Körper jemals aufhören durch das geheimnißvolle Gesetz der Vitalität beherrscht zu werden, welches sich ewig unserer Nachforschung verbirgt? Wird unsere Seele (oder wenn ihr lieber wollt, der sittliche Mensch) jemals aufhören zu seyn, was sie von jeher war, nach denselben Abwegen hinneigend, durch dieselben Leidenschaften getrieben, durch dieselben Bande zurückgehalten? Und hat die große christliche Revolution selbst, — die einzig wichtige in der Geschichte des Menschen! — seine Natur geändert, oder hat sie ihm nicht vielmehr nur eine übermenschliche Hülfe geboten? — So finden wir also in der äußern Welt der Erscheinungen, in der abstracten Welt der Zahlen, in der moralischen Welt des Willens, — das Dogma, d. h. das Unabänderliche! Und im Reiche der Intelligenz sollte es uns mangeln? Die Sphäre der Ideen, die abstracteste von allen, sollte allein ohne Wahrheit und ohne Gesetz seyn? Einige menschliche Revolutionen,

die kaum die Oberfläche des Erdballs gestreift haben, blähen unsern Hochmuth auf. Aber Alles, was der Mensch geändert hat, und Alles, was er in dieser Welt ändern kann, ist kaum zu bemerken, neben dem, was er niemals ändern wird. Wir sind von unwandelbaren Gesetzen umgeben; das Absolute drängt von allen Seiten auf uns ein. Die ewigen Wahrheiten beherrschen uns in jedem Sinne, und es ist unser höchster Wunsch, so wie der schönste Triumph für unsere Wissenschaft, ein Gesetz mehr zu erkennen und bekannt zu machen".

„Außerdem gibt es noch eine andere Ordnung von Wahrheiten, welche unsere Lehre von der unendlichen Veränderlichkeit uns verkennen läßt. Ich meine die ausschließlich moralischen Wahrheiten, und ich werde einige Worte über ihre Anwendung in der Geschichte sagen. Hier beginnt wenigstens ein klarer Gedanke und eine practische Consequenz, sich aus dem nebelhaften Hintergrunde hervorzuheben. — Es ist diese: wenn der Fortschritt vom Schicksal bestimmt und nothwendig ist, wenn das Wohl der Zukunft mit den Leiden der Gegenwart erkauft wird, muß man dann nicht diejenigen von jedem Vorwurf rein waschen, die durch die Leiden der Gegenwart instinctmäßig an dem Glück der Zukunft gearbeitet haben? Sie haben nur ein Gesetz des Schicksals erfüllt, ja sogar ein barmherziges und mildes Gesetz. Sie haben der Menschheit nichts geraubt, was ihr später nicht wieder gegeben werden soll. — Ihr Beruf war grausam. Aber sie haben, wie die Vorsehung, den Zweck im Auge gehabt, und der Zweck entschuldigt Alles. Wenn der Fortschritt unabweislich ist, so ist der Ausgang überall dem Fortschritte günstig. Jeder ist gerechtfertigt, dem es gelingt. Die Tyrannen sind bloß noch gescheute Leute, die mit dem Schicksal einerlei Ueberzeugung hatten, und denen mehr an der gegenwärtigen Menschheit, mehr an ihren Ururenkeln, als an ihren Brüdern und Vettern lag".

„Was ist nach diesem Allen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Tugend und Laster, Schwäche und Genie? Alles die-

ses wird von einem unbeugsamen Schicksal verschlungen. — Der Mensch vermag nichts über die menschlichen Dinge; er ist tugendhaft genug, wenn er ihnen dient. Es gibt gescheute Leute in der Welt, die die Bewegung verstehen und ihr folgen. Es gibt Narren, die sie verkennen und ihr widerstehen. Das ist das Ganze. Die Geschichte soll weder loben noch tadeln, sich weder mit den guten noch schlechten Handlungen beschäftigen. — Die Geschichte hat etwas Besseres zu thun. Sie soll die Menschheit in ihrem unfehlbaren Fortschritte verherrlichen, welche Straße diese auch eingeschlagen haben mögen. Sie soll überall, am Ende aller Revolutionen und alles Elendes das unvermeidliche Hinstreben des Menschengeschlechts zu seinem Wohle anerkennen und ehren. Es ist wahr, daß die Tyrannei die Menschheit nicht bloß mit Leiden heimsucht. Es ist wahr, daß Robespierre oder Nero, auch wenn sie der Welt zum Ersatze für einige tausend Proscribirte alles mögliche materielle Glück gewährt, dennoch nicht weniger die Menschheit entwürdigt, beschimpft, sie moralisch herabgesetzt hätten. — Aber man bringt das moralische Unglück nicht in Anschlag, welches die tyrannischen Regierungen den Völkern zufügen, und dieß ist ein großer Fehler. Man stellt dem materiellen Glück, welches mindestens zweifelhaft ist, nicht das Elend und die Entwürdigung der Seele gegenüber, woraus früher oder später auch das materielle Unglück entstehen muß. So kömmt man wider Willen, ohne es zu sagen und zu bekennen, durch die Gewalt der Dinge oder die Macht der Worte, dahin, daß man Tugend und Glück von einander trennt". —

„Darf ich es unserm Jahrhundert in's Angesicht sagen, ihm, das so stolz auf seine Einsicht und seine Wissenschaft ist, und den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes in so hohem Maaße beschleunigt zu haben glaubt? — Haben wir noch etwas zu lernen, so sind es nicht die Geheimlehren irgend einer nicht bestimmbaren Wissenschaft. In der schrankenlosen Unbestimmtheit hat keine Zeit es jemals weiter ge-

bracht, als die unsrige. Es sind auch noch transcendentere und noch kühnere Begriffe, als die in unserm Jahrhundert gangbaren, wenn es überhaupt deren geben könnte. Nein! ich möchte im Gegentheil verlangen, unser Jahrhundert soll sich ein wenig herablassen. Die Moral ist gar nicht transcendent und ziemlich vulgär. Es bedarf nur einer mäßigen Geisteskraft, um das Gute vom Bösen, die Tugend vom Laster zu unterscheiden. Im Fache der Geschichte ist sie der breit getretene Pfad, das alte Geleis, der Gemeinplatz, auf dem sich Jeder seit Herodot herumtummelt. Und dennoch, wenn uns noch etwas übrig bleibt zu lernen, wenn an der Geschichte, wie man sie heute schreibt, noch etwas mangelt, so ist es vielleicht ganz einfach, diese unbefangene, gemeine Billigkeit, diese Gutmüthigkeit des ehrlichen Mannes, wie Herodot und Rollin sie haben. Es ist jene Würdigung der Dinge und der Menschen, nicht allein in ihrer Beziehung zur Geschichte der Menschheit, sondern auch in Beziehung auf unser moralisches Gefühl und auf das, was unter rechtlichen Leuten Sitte ist". —

So weit der Verfasser. — Das, was er zunächst in Beziehung auf die Philosophie der Geschichte sagt, darf wörtlich und buchstäblich auf den gegenwärtigen Stand der Rechts- und Staatswissenschaft angewendet werden. — Auch diese leidet an der Wunde, welche Champagny aufdeckt. Es ist dieß der allgemeine Schaden der Zeit, jener Mehlthau, der auf jedwedes Feld der menschlichen Erkenntniß gefallen ist, ein Sturm, der jede einzelne Wissenschaft aus ihren geistigen Fugen gerissen hat. — Dieß ist die letzte Metamorphose der protestantischen Irrungen, der Pantheismus, welcher, von Deutschland ausgehend, die Runde um die Welt macht, und indem er gleichsam das Blut, als den Träger alles geistigen Lebens vergiftet, den Tod durch alle Adern des Leibes der europäischen Menschheit spritzt. Unter dem Einfluße dieser Irrlehre leidet heute das Leben und die Wissenschaft in allen Beziehungen. Auch jener Feind, mit welchem Franz

v. Champagny es in den eben mitgetheilten, den Kern der Sache treffenden Bemerkungen zu thun hat, ist wiederum nur dieselbe Alleinslehre, welche den Unterschied zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Recht und Unrecht, zwischen Seyn und Nichtseyn aufhebend, Gott und die Welt grau in grau zerfließen läßt, und wenn ihr die Gewalt gegeben wäre, alle Wahrheit, Kraft und Herrlichkeit des Lebens zerstören und von der Erde verwischen würde.

Hat die Rechts- und Staatswissenschaft den Glauben an einen persönlichen Gott und sein Gesetz theoretisch und practisch in dem Maaße verloren, als es zur Stunde der Fall ist, — so darf es Niemanden befremden, daß sie mit diesem Glauben jedwede Basis, jedweden festen, dem Zweifel entrückten Anfangspunkt eingebüßt hat, und einem bodenlosen Faße gleich geworden ist. — Wir haben die Geschichte der einzelnen Rechtssysteme, welche in Deutschland aufgenommen sind, wir haben die philologische und gelehrte Seite der bei uns geltenden Gesetze und Gewohnheiten, ja die Rechte wild fremder Völker, blos aus gelehrtem, rein wissenschaftlichem Interesse tiefer und gründlicher durchforscht, wie irgend eine frühere Zeit oder ein anderes Volk. Nur das Gesetz aller Gesetze ist unsern Augen entrückt, mitten im Schachte ist das Glaubenslicht erlöscht, und der ganze Reichthum unserer wissenschaftlichen Notizen hilft uns nichts, da wir das Wort verloren haben, welches Einheit in die Vielheit brachte, das todte Wissen lebendig machte, und dem Leben selbst Frieden, Haltung und Schönheit verlieh. — Und weil uns dieser Hort verloren ging, ohne welchen das Recht auf Erden eine Chimäre, die Freiheit ein häßlicher Rausch und die Staatswissenschaft ein Haus ohne Fundament ist, so streben die Kräfte in wilder Empörung auseinander, und Recht und Freiheit laufen, troz unserer gelehrten Jurisprudenz, troz unserer vielerfahrenen, wohlredenden Politik Gefahr von den Wogen der demokratischen Anarchie überfluthet, oder von der Lavine des östlichen Militärdespotismus verschüttet zu werden.

Unter diesen Umständen ist Franz v. Champagny's ruhige und wohlgemeinte Rede ein Wort zu seiner Zeit, dem wir verständige und gewissenhafte Hörer wünschen. Wir haben uns deshalb verpflichtet gefühlt, diese Aeußerungen unsern deutschen Lesern zur angelegentlichen Beherzigung zu empfehlen. Sie vernehmen dergleichen selten, am wenigsten von deutschen Schriftstellern, die vor lauter respectvoller Bewunderung der Wissenschaft dieses Jahrhunderts häufig gar nicht recht zur selbsteigenen, die wahre Lage der Dinge unbefangen und mit einfachem Menschenverstande erwägenden Besinnung kommen.

Können wir jenen Betrachtungen nun das Verdienst der Wahrheit nicht absprechen, so ist es unsere Aufgabe, gewisse, nahe liegende Corrolarien daraus abzuleiten.

Das Recht und die Politik haben allerdings einen beweglichen, dem Gesetze der Veränderung unterworfenen Theil. — Alles, was als Erscheinung in's Leben tritt, wie die Staaten, die Gesetze, die Sitten der Menschen, muß dem Gesetze der Zeit gehorchen. Es entsteht, wächst und entwickelt sich, erreicht den höchsten Standpunkt seiner Ausbildung, geht dann zurück, verfällt und verschwindet zuletzt, indem es in andere Formen und Erscheinungen übergeht.

Es gibt auf Erden keinen politischen Zustand, von dem wir Sterbliche das Recht hätten, zu sagen: so ist's und so soll es bleiben in Ewigkeit. Noch weniger haben wir das Recht und die Macht, aus der Theorie heraus einen Zustand wie er seyn sollte zu schaffen, und diesen der Vergänglichkeit zu entrücken. Wir sind vom Staube genommen, und alle Werke des Menschen, alle Spuren, die wir auf Erden zurücklassen, alle unsere Schöpfungen und unsere geselligen Einrichtungen werden und müssen, wie wir, wiederum zu Staub und Asche werden.

Dieses Gesetz des Wechsels, der Veränderung, der Bewegung in den irdischen Dingen zu verkennen, hat zu den

allerwunderlichsten Irrthümern und Mißgriffen in der Wissenschaft, wie im Leben geführt.

Die nächste Folge der bessern Einsicht ist, daß die Rechtskunde, wie die Politik, weil Recht und Staat unter dem Gesetze der Zeit stehen, und der Veränderung unterworfen sind, nothwendig und unerläßlich historisch behandelt werden müssen.

Diese genetische Methode (die mit ihrem Zerrbilde, der pedantischen, unpractischen, blos philologisch antiquarischen, gedankenlosen Liebhaberei an Rechtsalterthümern, wie sie der sogenannten historischen Schule eigen ist, nicht verwechselt werden darf —), diese ächte und wahre, geschichtliche Methode ist ein wahrer Fortschritt der neuern Zeit, eine Errungenschaft, die wir Deutsche insbesondere um keinen Preis aufgeben dürfen.

Allein mit der geschichtlichen Ergründung des vorhandenen Stoffs, mit der Betrachtung des Beweglichen und Wechselnden im Rechts- und Staatsleben der Völker ist es nicht gethan. — Im Gegentheil, einseitig und abstract verfolgt, führt diese Richtung ohne Rettung zu jenem unsittlichen Pantheismus, welcher, wie er alles gesunde Denken tödtet, jedem wahren sittlichen Gefühle absagt. Wir sollen inmitten der Veränderung das Beharrende, im Wechsel das Ewige, im Relativen das Absolute, in der Erscheinung das Gesetz erkennen lernen. — Dieß ist die Aufgabe aller tiefern Rechts- und Staatskunde; eine Aufgabe, die freilich nicht zu lösen ist, wenn sich die Wissenschaft in pseudophilosophischer Ueberhebung vom Urquell aller Wahrheit, von Gott und seinen Offenbarungen, mit Absicht und Bewußtseyn wegwendet.

Der Wille Gottes ist in jedem Falle die Regel und das Gesetz der Welt. Dieses aber tritt uns entweder als physisches (geschichtliches) Gesetz entgegen, wo es mit Nothwendigkeit wirkt, oder es ist ein der menschlichen Freiheit gegebenes, sittliches Gebot.

Es ist in dieser Hinsicht mit den Staaten, oder den unabhängigen, geselligen Zuständen der Menschen, wie mit den Individuen. Daß der Mensch als moralisches Wesen frei ist, daß er in zahllosen Fällen zwischen gut und bös, zwischen klug und unklug, zwischen nützlich und schädlich wählen kann, — leidet keinen Zweifel. Hier hebt das Gesetz seine Freiheit nicht auf, es setzt sie vielmehr voraus. Andererseits aber geht der Prozeß der Erzeugung, der Geburt, der Ernährung, des Wachsthums, des Athmens, der Krankheit und des Todes nach unabänderlichen Normen vor sich. Der Mensch ist diesen gegenüber der Natur verfallen und unfrei. — Gerade so in Beziehung auf den Staat. — Wie entsteht die unabhängige Macht, welche den Kern und Mittelpunkt jedes Staates bildet? wie wächst sie? wie geht sie verloren? welche möglichen Grundformen des Staats kann es geben? Ueber diese Fragen gewährt keine Theorie, sondern lediglich die Beobachtung der Geschichte Aufschluß. So wie die Beobachtung allein die Gesetze der Natur zu entdecken vermag, — so die unbefangene Betrachtung der Geschichte die unabänderlichen Gesetze der Gesellschaft, welche eben sowohl ihre Physiologie hat, wie der einzelne Mensch. Begreiflicherweise handelt es sich bei der Ermittelung und Feststellung dieser Naturgesetze des geselligen Lebens nicht darum, die individuelle Thätigkeit ausschließen, oder sie als überflüßig bezeichnen zu wollen! Im Gegentheil! jene natürlichen Gesetze wirkten immer nur durch den Menschen, und setzen dessen natürliche Bewegung voraus. Aber sie umgeben ihn wie eine Schranke, die er nicht überschreiten kann, — selbst wenn er es versucht, und er muß sie kennen, um nicht an ihnen unnütz zu zerschellen und unterzugehen. — So lehrt in ähnlicher Weise die Physiologie den Ernährungsproceß kennen und verstehen, — aber diese gegewonnene Einsicht macht es in keiner Weise überflüßig, Nahrung zu sich zu nehmen, oder umgekehrt sich vor Ueberfüllung zu hüten.

Neben dieser Sphäre der Natur und ihrer Gesetze gibt

es aber auch eine sittliche Welt, innerhalb welcher der Mensch, möge er als Individuum, oder als Theil der Gesellschaft aufgefaßt werden, als freies Wesen steht. — Auf diesem Gebiete ist vom Sollen und Dürfen die Rede. — Welche Pflicht hat der Einzelne gegen den Staat, in welchem er lebt, gegen die Macht, welche ihn schützt und vertheidigt? — warum und in wie weit ist er gehalten, deren Gesetzen oder den Verträgen, die er mit seines Gleichen geschlossen, zu gehorchen? und umgekehrt: welche Pflichten haben die Inhaber der höchsten unabhängigen Macht gegen diejenigen zu erfüllen, die ihr unterworfen sind? — Alle diese Fragen leiten darauf, daß hinter allen besondern, positiven Gesetzen und Verträgen ein höchstes, allgemeinenes Gesetz stehen muß, aus welchem alle einzelnen ihre Kraft und Gültigkeit ableiten. Daß das klare Bewußtseyn dieses höchsten Gebotes, ohne welche die Moral keine Grundlage, und der gesellige Zustand unter den Menschen keine Bürgschaft seines Bestehens hat, heute der Mehrheit aller Gebildeten verloren gegangen, das ist es, was Champagny beklagt. — Wir werden in spätern Artikeln zeigen, in wie weit die heutige Wissenschaft bereits angefangen hat, sich wiederum durch eine naturgetreuere Auffassung des Rechts und des Staats auf die Basis der Wahrheit zu stellen.

XXXIII.

Benediktbeuerns Säcularisation.

(Schluß.)

Benediktbeuern hat nun freilich keine so verrufenen Illustrationen hervorgebracht, wie man an Eulog Schneider und andern entsprungenen Mönchen erlebt hat, jedoch die flache Wissenschaft, welche in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herrschte, hatte einen großen Theil der Professoren, die es zu den bayrischen Lehranstalten sandte angesteckt; über unwichtigem Spielwerk vergaßen sie oft den Ernst einer höhern Welt, eitel auf Nebensachen verloren sie die Hauptsache, der Zweck ihrer Gelübde schwand ihnen zumal aus den Augen, und so erfolgte auch von ihren Bemühungen nicht der zu erwartende Segen. Am kernhaftesten blieben die seelsorgenden Glieder des Klosters, besonders jene, welche in den beschwerlichen Missionen des Salzburgergebirges verwendet waren.

Doch befanden sich unter den Professoren einige ausgezeichnete fromme Männer, so die Patres W. u. Ae., die an der Universität in Salzburg lehrten. Der Gymnasialunterricht im Kloster selbst war der Art geordnet, daß Männer, die später zu Ansehen und Einfluß gelangten, sich desselben als ihrer ersten Bildungszeit rühmten. Zum Unterricht auf den Gymnasien des Staates ließen sich die Benedictiner nach Aufhebung der Jesuiten verwenden, obschon ihr Orden mehr

für Meditation und höhere Wissenschaft, als für äußeres, consequentes Wirken bestimmt ist; ein Orden kann nicht alles thun, wie auch ein Baum nicht alle Früchte trägt. Die Kunstschätze waren reichhaltig und durften den besten Sammlungen an die Seite stehen; berühmte Maler, z. B. ein Knoller, fanden im Kloster oft jahrelange Beschäftigung und reichlichen Lohn; die Musik war trefflich besetzt, huldigte aber in den letzten Jahren dem verderbten Geschmack eines Pleyel u. a., die zu Vespern und Litaneien Arien aus der Zauberflöte und dem Dorfbarbier gebrauchten; vor allem aber waren die Bibliothek und die naturwissenschaftliche Sammlung bemerkenswerth wegen der großen Zahl und Ausgesuchtheit der Exemplare. Große Werke, wie sich deren viele in der Klosterbibliothek befanden, können heutzutag kaum mehr aufgelegt werden, denn nur auf solche Communitäten konnte ein Buchhändler als auf zahlreiche und vermögliche Abnehmer zählen. All dieses war schön und herrlich, aber so wie man ihm größern Eifer als der klösterlichen Ascese zuzuwenden anfing, geschah der erste Schritt von der wahren Bestimmung des Ordens hinweg, und dieser Schritt mußte unfehlbar zu andern führen, die den allmähligen Verfall voraussehen ließen; denn die späteren Schritte sind oft nur die Strafe der ersten. Die äußere Verwaltung des Klosters in seinen letzten Zeiten war eine sehr lobenswerthe, das Vermögen blühte, die Cultur war geordnet, und außer einigen anhängigen Prozessen schien nichts zu befürchten. Die Unterthanen des Klosters befanden sich immerhin sehr wohl, den Mangel kannten sie kaum dem Namen nach, obwohl es auch keine Reichen unter ihnen gab, und mit Arbeit waren sie keineswegs stark beschwert; daneben fand sich Ordnung, Sittlichkeit und guter Unterricht bei ihnen, was sie lediglich dem Kloster verdankten. Indeß kann nimmer die Willkühr gebilligt werden, mit welcher der Abt einst der Gemeinde Laimgruben ein Stück Landes entzog. Es lebte zur Zeit im Dienst des Klosters ein alter Schullehrer. Oft fand ihn der

untergehende Mond noch bei einem Feldkreuze betend, wo ihn schon der aufgehende gesehen hatte. Dort war es, daß er nach seiner Behauptung Ahnungen der Zukunft erhielt. Als er von dem erwähnten Unrecht hörte, ließ er sich vernehmen, das Kloster werde jenes Feld nicht mehr lange benutzen, bald werde seine Aufhebung diese und andere Sünden strafen. Da lachten und spotteten die Klosterherrn, die dessen, was in wenig Jahren wirklich geschah, keinen Gedanken hatten, und es ward Befehl gegeben, dem alten Schulmeister zur Ader zu lassen. Nun wollte man ihm den Arm dazu halten. „Weg mit euch“, rief er, „ihr meint, ich sey um den Verstand gekommen; seht nur, daß ihr den eurigen behaltet, wenn meine Worte wahr geworden sind; ich kann meinen Arm schon noch selbst hinhalten, hab ich doch in meinem Leben wohl mehr ertragen müssen“. Er hatte recht. Die letzte Prälatenwahl warf sogar den Zankapfel unter die Klosterbrüder. Die erste Abstimmung war erfolglos gewesen; auch in der zweiten hatten die Patres L. und K. gleiche Stimmenzahl, und wäre auch die dritte unentschieden geblieben, so würde dem Kloster aus einem fremden Stifte ein Abt gegesetzt worden seyn, was der Ehrgeiz der Betheiligten doch nicht dulden konnte. Pater L. war ein strenger Ascet, Pater K. ein junger Mann von Geist und Leben. Pater B. und einige mit ihm beredeten sich mit dem letztern dahin, daß er erwählt ihnen viele Zugeständnisse machen solle, und drangen dann in die übrigen, daß sie dem Pater L. ja nicht die Stimme geben sollten, von dem doch nur einseitiges Regiment zu erwarten sey. Pater K. war Abt, aber seine Wähler hatten sich in ihren Wünschen verrechnet. Nicht nur, daß er ihnen den gehofften Einfluß in den Geschäften des Klosters verweigerte, er entfernte sogar einige derselben von bisher gehabten Posten. Dieß führte zu Aerger und Erbitterung, ja zuletzt sammelte sich um den Pater B. eine eigene Parthei, welche dem Prälaten in allem entgegen war. Pater B. war sonst auch ein guter Ascet und tüchtiger Mann, allein geistlicher

Stolz trieb ihn immer an, selbst oder durch andere herrschen zu wollen, und als dieß nicht ging, übernahm er, von der Gnade verlassen, die schmähliche Rolle, die wir ihn jetzt spielen sehen, die Rolle des Verräthers.

Immer näher kam der Augenblick, der dem tausendjährigen Bestehen des Klosters ein Ende machte, und der Prälat, als bayerischer Landstand, strengte alle Kräfte seines gewandten Geistes und seines bedeutenden Einflusses an, dieses Schicksal abzuwehren, glaubte auch, ungeachtet sogenannte gute Freunde ihm gegentheilige Winke zukommen ließen, durchzubringen. Noch in der letzten Zeit hatte das Kloster einen Hofrichter für seine Gemeinde zu ernennen gehabt. Zwei Supplicanten hatten um die Stelle eingereicht, und das Convent mußte durch Stimmenmehrheit entscheiden. Die Bittschrift des einen war sehr einfach abgefaßt, aber mit guten Zeugnissen belegt, die des andern im servilsten, schmeichelnden und flehenden Tone gehalten. Wie solches gar gern geschieht, ließ man sich auch hier blenden. Was thun, hieß es, der eine scheint die Stelle nicht so sehr zu bedürfen, als der andere, sonst hätte er eben so eifrig darum gebeten; geben wir sie dem zweiten. Sie ward ihm gegeben, und das Kloster hatte sich damit selbst eine Zuchtruthe gebunden, denn der in aller Beziehung niederträchtige Mensch scheint einer der Hauptagenten in der Aufhebungsgeschichte des Klosters gewesen zu seyn, wie sein nachheriges freches Benehmen in hohem Grade auswies. Pater B. und sein Anhang standen durch ihn und brieflich mit den mächtigen Feinden des Klosters im Verkehr. Wenn bei Tisch das neue Intelligenzblatt durchgangen ward, und der Prälat über irgend eine Maaßnahme der Regierung seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, noch an demselben Tag ward ein Bericht darüber nach München abgeschickt. Dazu wurden Lügen über die schlechte Verwaltung des Klosters, über den trotzigen Geist der Mönche, und über die Verdummung der Unterthanen in's Weite und Breite mit den gehässigsten Farben geschildert, alle Verhältnisse wurden

verrathen, und das Feuer des Zornes lichterloh geschürrt. Das Aergste mag übrigens in den persönlichen Zusammenkünften, welche einmal mit besonderer Frechheit im Orte selbst zwischen den verrätherischen Mönchen und einigen Hauptpersonen der Klosterstürmerei statt fanden, verhandelt worden seyn. Wir wollen schneller über diese Sache weggehen, wir hätten sonst die schmerzlichsten Wunden zu berühren. Den 23. November 1802 war der Reichsdeputationsschluß erfolgt, welcher das Todesurtheil über die Stifte und Klöster Deutschlands aussprach, obwohl selbst Feinde es beklagten, und im März des Jahres 1803 ward es an Benediktbeuern vollzogen. Den Prälaten riefen eben wieder dringende Geschäfte nach München, um aber den Rücken möglichst frei zu haben, befahl er dem Pater B. als Secretair mit ihm zu fahren. Dieser hatte jedoch die baldige Abwesenheit des Prälaten schon nach München berichtet, auf daß man sie benützen könne, denn dem klugen und charakterfesten Vorstande des Klosters wollte man nicht gerne Stirne an Stirn gegenübertreten; der Preis des Verrathes für Pater B. aber war eine einträgliche Klosterpfarrei. Auf dem Wege nach München begegnete den beiden Reisenden eine andere Kutsche, und der Prälat fragte den Pater B., ob er die Darinsitzenden kenne. „Nein", war die heuchlerische Antwort, denn es waren die ihm wohlbekannten Commissäre, die mit allen Vollmachten zur Säcularisation des Klosters versehen, hinaufreisten. Kaum war der Prälat im Benediktbeuerhaus zu München angefahren, als ihm der Hausmeister mit dem Ausruf entgegentrat: „Ist's möglich, Euer Gnaden sind hier! haben Sie denn nicht die Commissäre auf dem Wege gesehen, die hinauf sind, das Kloster förmlich aufzuheben und alles zu versiegeln"? Das war freilich ein harter Schlag; der Prälat faßte sich aber bald, ging mit Pater B. auf sein Zimmer, zog, wie dieser drinnen war, den Schlüssel von der gesperrten Thüre ab, und setzte sich unverweilt in den Wagen, um in der Nacht noch nach Benediktbeuern zu kommen. Hier ging er, so ist beim Landvolk die Rede, durch

einen geheimen Gang in die bereits versiegelte Prälatur, und nahm die wichtigsten Aktenstücke, darunter drei Bände von Meuchelbeck's Handschriften über die alte Gerechtsame des Klosters, und Capitalbriefe mit sich, um sie für bessere Zeiten zu bewahren. Leider scheint alles davon in späterer Zeit verloren gegangen zu seyn. Wer den Muth hat, dafür einen Stein auf ihn zu werfen, der mag es thun, der mag auch darüber mit den Zähnen knirschen, daß aus einem andern Kloster ein Kelch, welcher fast das übrige Vermögen desselben an Werth aufwog, in ein unbekanntes Kloster des Auslandes geflüchtet ward, daß in einem dritten ein kostbarer Weihbrunnkessel von Chrysolith mit andern Dingen vergraben wurde, u. s. f.

Wie vom Blitz getroffen schienen die Commissäre, als sie am nächsten Morgen den Prälaten erblickten, und vollends, als sie in der Prälatur, nachdem ihnen, weil weiterer Widerstand unnütz schien, die Schlüssel übergeben waren, nicht die gehoffte Beute fanden. Die Aufhebungsakte war dem Convent bereits verlesen worden; eine Pension von 500 fl. war darin jedem Mönch versprochen; aber traurig und still standen sie umher, sie mußten von der geliebten Stätte scheiden, wo sie erzogen waren, welche ihren Wirkungskreis befaßte, ihnen so lange sicheres und freundliches Daseyn verschafft, sie mit den traulichen Banden der Freundschaft umschlungen hatte, sie mußten jetzt darauf verzichten, ferner Glück und Segen in das Land hinauszusenden. Wie verwaist und einsam fühlten sie sich, selbst die meisten von der Parthei des Pater B., die nun den Stachel der Reue fühlten. Doch alle kannten die Pflicht der Ergebung in den göttlichen Willen, nur stille Thränen, nicht laute, heftige Klagen kamen zu Tag, obwohl die Commissäre durch höhnischen Uebermuth und schmähliche Schimpfreden es auf diese anzulegen schienen. Mancher betete jetzt inniger denn je, und viele warfen sich am Altar der heil. Anastasia nieder; aber die einstmal das Kloster vor feindlichem Ueberfall geschützt, indem auf ihre

Fürbitte der hartgefrorne Kochelsee in der Nacht vor ihrem Festtage aufging, sie vermochte das Loos des Klosters, das ihre Reliquien beherbergte, jetzt nicht mehr zu ändern. Die Commissäre machten sich bereits an ihr Geschäft, alles Werthvolle einzupacken, und nach Kriegsrecht ihren guten Theil davon auszuwählen. Dazu gehörte auch das kostbare Sanctissimum. Dem Prälaten schnitt es tief in die Seele, zu sehen, daß das, was lange dem Heiligsten gedient, durch solche Hände entweiht werden sollte, und er bot Geld, es auszulösen, nach und nach bis auf 20000 fl. Sie schienen darauf einzugehen, als sie aber das Geld eingestrichen, behielten sie auch das Sanctissimum, und schalten den Prälaten einen Dieb und schlechten Menschen. Gleich frech benahmen sich andere Commissäre im Kloster Ensdorf. Der Prälat desselben hatte, da der Hof eben auf der Flucht nach Amberg war, einen neugebornen Prinzen getauft und dafür ein werthvolles Kreuz erhalten. Der Aufhebungscommissär riß es ihm vom Hals, und erst durch die speziellste Verwendung des Königs konnte er es wieder erhalten. Alle Räume wurden ferners durchsucht unter treulicher Beihülfe des oben erwähnten Hofrichters und des Pater B., der mittlerweile seinem Käfig entronnen war, während die meisten Mönche allmählig aus dem Kloster entfernt wurden. Die Habgier der Commissäre ging so weit, daß sie, die das Allerheiligste mißachteten, unbedenklich den Aberglauben zu Hülfe nahmen, und einen bekannten Tyroler Landstreicher kommen ließen, der ihnen mit seiner Wünschelruthe in den unterirdischen Gewölben die versteckten Schätze anzeigen sollte; aber zum großen Verdruß der sehnsüchtig Harrenden spürte sie keine Lust, sich zu bewegen. Die herrliche Bibliothek ward mit nur einem kleinen Theil der Staatsbibliothek einverleibt, denn die unwissenden Commissäre strichen hier eine Stelle an zum Wegführen, die nächste blieb stehen, und so wurden die schönsten Werke, welche in mehreren Stellen sich befanden, verstümmelt. Das übrige ward unverantwortlich zerstreut, so daß es das Volk auf Schubkarren

zum häuslichen Gebrauche wegführte; alles im Namen der Wissenschaft und Aufklärung; Tyllis Reiter in Heidelberg haben nicht so gewirthschaftet. Wohl im Namen der Kunst ward auch die schöne Pfarrkirche niedergerissen, damit das Volk nicht durch Beten sich erschöpfe. Solche brutale Menschen waren es, welche „die Burgen der Geisteknechtschaft zerstören, und die ungerecht erworbenen Schätze, die der Höllendrache bewachte, wieder gewinnen mußten", die daneben dem Volke Freiheit und Bildung aufthun sollten, etwa nach dem Begriff, nach welchem einer aus ihnen die Tyroler „dummes Volk" schalt, weil sie keine öffentlichen Häuser hätten. Doch man wird denken, diese Leute müssen bei ihrem Amte erstaunlich reich geworden seyn. Es war auch so, aber wie gewonnen, so zeronnen. Die Geschichte der französischen Revolution, die Lehrmeisterin dieser Raubereien, ist reich an schreckenden Beispielen: den Einen ereilte der rächende Tod auf faulem Stroh mit Geschwüren bedeckt, der Andere mordete sich selbst, der Dritte mußte später von einer Gemeinde mit Almosen verpflegt werden, der Vierte büßte im Schuldthurm, der Fünfte endete im Wahnsinn u. s. f. zur ewigen Warnung, sich nicht an geweihten Gut zu vergreifen. Aber auch bei uns gewann der Staat nicht. Vieles war ihm durch die eben bezeichneten Harpyenhände entzogen, und das Uebrige brachte so wenig Frucht, daß die Worte einer hohen und geehrten Person als reinste Wahrheit sich darstellen, da sie sprach: „Man hat unsere besten Melkkühe geschlachtet". In der That, die Klöster waren die beste Stütze des bedrängten Staates gewesen; man hätte sie höchstens von der geistlichen Oberbehörde, bei eingerissener Unordnung, reformiren lassen sollen, denn zu mehr war man nie berechtigt; man hätte sie hoch besteuern können, und die Klöster würden sich nicht widersetzt haben, aus Patriotismus, und um ihrer Existenz willen. Benediktbeuern allein erbot sich für die drei nächsten Jahre 80,000 fl. zu steuern; wer hätte mehr verlangen können? Wo fand man auch noch eine bessere Cultur,

als gerade um die Klöster herum; wo blühten Oekonomie, Kunst und Wissenschaft, alles Dinge, an welchem dem Staate gelegen seyn soll, wo blühten sie mehr, als in den Klöstern? So wenig Segen lag aber auf dem also gewonnenen Klostergut, daß in kurzer Frist nur die drohende Gefahr von Schmach und Schande die Auszahlung der Pensionen an die Exmönche erwirken konnte, denn der Staatsschatz litt schon gewaltig. Der erste Käufer erhielt die ganzen großen Liegenschaften und Gebäulichkeiten Benediktbeuerns um einen elenden Spottpreis, wie es auch andern Orten der Fall war, so daß von einem kupfernen Dache der Käufer mehr erlösste, als ihm das ganze Gebäude gekostet. Aus zweiter Hand erhielt Benediktbeuern der geheime Rath von Utzschneider, und setzte die vom letzten Abt begonnene Mooscultur fort. Zwei ehemalige Patres lehrten den berühmten Fraunhofer Mathematik und Physik, ein dritter besorgte, im Drang der Kriegszeiten, die Verwaltung des Gutes aufs beste. Noch jetzt scheint der Unsegen auf dem Kloster zu ruhen, die Gebäude zerfallen, die Waldungen lichten sich, die schönen Alpen sind vom Roßhuf verwüstet. Wäre Benediktbeuern in die Hände eines Hrn. von Pronarth gekommen, der edelsinnig Metten den Benedictinern unversehrt erhalten hat! Wie der Mensch so gern in Träumen einer bessern Zeit schwelgt, so schien es uns einst, als stünden wir auf der uralten Benedictenwand, hinausschauend in die weiten Fluren. Da hatten sich wieder die geistlichen Anstalten angesiedelt, nicht durch die Macht des Geldes, sondern durch die des Geistes von Oben. Auch Benediktbeuern blühte wieder auf; die Seelsorge der Umgegend und einige wenige von Oesterreich und Bayern eingezogene Güter bildeten seinen Unterhalt. Einfachheit und Demuth waren die bezeichnenden Merkmale der neuen Mönche, fern vom verführerischen Weltgeist; Ernst und Milde vereinte jede Miene, und jeder trug das feste Bewußtseyn in sich, daß er nur durch ächt klösterlichen Wandel seiner von bunten Elementen bewegten Zeit nützen könne. Auch der Abt war schlicht und einfach, und

nur am Landtag und in den Geschäften, die der Welt wahrhaft frommten, entwickelte er die Kraft seines Ansehens. Fremde wurden im Kloster gern beherbergt, aber von Gastereien und Jagden war keine Rede; um so heiterer und zufriedener schied aber Jeder von den liebenswürdigen Mönchen. Dazu dann das Nöthigste, eine Pflanzschule von jungen Geistlichen durch Zucht und einfachen tüchtigen Unterricht die freudigste Hoffnung erweckend. Wahrlich der oben berührte Franziskaner wäre jetzt in Lob ausgebrochen. Aber es war nur ein Gesicht, und noch immer fragen wir die Zukunft, welche Sühne sie der Vergangenheit bringen werde?

XXXIV.

Die große, freie, protestantische Association.

Zu den eigenthümlichen Erscheinungen der katholischen Kirche gehört nicht nur, daß sie den unaufhörlichen, und oftmals durch alle Gunst weltlicher Verhältnisse unterstützten Angriffen der Häresien Widerstand leisten konnte, und noch siegend dastand, wenn jene anderen Geburten neuen Feinden Platz machten, sondern auch, daß sie bei allen diesen beständigen Angriffen unumwunden und offen ihre Lehren, ihre Mysterien, ihre Disciplin dem Angriffe darbot. Vergeblich wandte das heidnische Rom allen Erfindungsgeist wüthender Grausamkeit an, des angeblichen Geheimnisses der Christen habhaft zu werden; ihr Geheimniß war die Offenbarung, die sie unter den Zähnen der wilden Thiere, unter dem Beile des Henkers, in den Flammen des Holzstoßes bekannten. Hingegen waren es von Anfang die von der Kirche losgerissenen Secten, welche mit ängstlicher Scheu das Geheimniß ihres Ursprungs, den Zweck ihrer Verbindung, die Mittel ihrer Erhaltung oder Ausbreitung dem prüfenden Auge zu entziehen suchten. So ist es geblieben bis zum heutigen Tage. Und wenn über die katholische Kirche die crassesten Irrthümer verbreitet werden, die tausendfachen Schmähungen, wel-

che der literarische Markt unablässig zu Tage fördert, alles dieses fällt nur denen zur Last, welche von Partheihaß verblendet, oder von Befangenheit erfüllt, die Mühe scheuen, sich über die einfachsten und wichtigsten Dinge unterrichten zu wollen. Jeden Morgen ertönen die Glocken und ihr freundlicher Schall ladet, ohne Unterschied, zu dem unblutigen Opfer, das einst auf Golgatha für alle Welt dargebracht wurde; alle Mittage ertönen sie aufs Neue zum Lobe der Gottesmutter, die ohne Unterlaß für die sündige Welt den himmlischen Vater anfleht; jeden Abend erschallen sie wieder, dem Leidenden und Lebensmüden in den Sinn zu rufen, was der Heiland für Alle gelitten, daß Er für Alle Mensch geworden, daß Er Knechtesgestalt angenommen, um uns zu Erben der Seligkeit zu machen. Alle sind hiezu geladen. Aber die Antwort ist der alte Hohn und Spott, der einst dem Heiland gegolten, jetzt auf die Kirche geschleudert wird.

So oft der Protestantismus eine neue Stütze erhielt, oder auch nur eine leise Hoffnung hegte, die katholische Kirche möchte durch neue Verlegenheiten umstrickt werden, schien stets Alles gegen sie erlaubt. Wer zählt die Namen literarischer Gassenbuben, die es sich zur Aufgabe machten, ihren Geifer über die unbefleckte Braut des Lammes auszuschütten, die mindesten Repressalien als Beeinträchtigungen der Freiheit auszuschreien, Zeter über Friedensstörungen zu erheben, während sie den Krieg mit allen Waffen, nur nicht mit ehrlichen, führten. Welche Hoffnungen wurden nicht von der Union, welche von gewissen rheinischen Conventionen gehegt. — Die Verbindung mit der anglicanischen Kirche sollte die fehlende Schlüsselgewalt ersetzen; wenn alles nichts half, eine unsichtbare Kirche alles Unebene gerade machen, die Berge abtragen, die Thäler ausfüllen. Da der Glaube längst entschwunden war, die Hoffnung sich Phantomen zuwandte und die Liebe verzweifelnder Unfähigkeit Platz machte, war mit der unsichtbaren Kirche zuletzt noch die meiste Wahrheit verbunden; nichts drückt das Wesen des heutigen Protestantismus schärfer aus, als diese Spuckgestalt.

Wie kömmt es aber wohl, daß, nachdem mit allen diesen kirchlichen Wechselbälgen so geheim gethan worden, und nur nothgedrungen, auf wiederholte Befragung die neue Erscheinung dahin gebracht werden konnte, stille zu stehen und Rede zu geben, in jüngster Zeit und mit der neuesten Verpuppung die alte Scheu wegfällt, und eben so trotzig und ungeschlacht die Metamorphose daher steigt, als die frühere verzagt und scheu dem prüfenden Auge sich zu entwinden strebte? Woher auf einmal die Veränderung der Dinge? Wie soll man sich das Räth-

sel lösen, daß der Pietismus, an Schleichwege schon vom Tractätchenhandel so gewöhnt, auf einmal die gerade Straße ziehen will? Was muß dazu gekommen seyn, welcher Gott hat ihm jetzt die Zunge gelöst? Ist vielleicht ein Wunder geschehen, die Wahrheit des Evangeliums zu bestätigen, das aus Straußens Händen noch übrig blieb?

Alles das nicht; aber „eine große moralische Macht“ ist in Mitten der allgemeinen Auflösung aufgetreten, „die einzige Concentration des protestantischen Interesses“ hat statt gefunden, „die einzig sichtbare Darstellung der protestantischen Einheit“ ist in der letzten Stunde, gerade noch vor Sonnenuntergang, aufgefunden worden. So versichert eine officielle Darstellung der letzten Versammlungen des Gustav Adolph-Vereines, die im Spätherbste vergangenen Jahres in Halle statt gefunden haben. Es handelt sich hier um eine Propaganda, welche sich offen als solche ankündigt, ihre geheimen Häupter und Leiter hat, und von den Regierungen sich unabhängig erklärt, alle deutschen Länder aber als ihren Wirkungskreis in Anspruch nimmt. Es ist die neueste, und vielleicht auch die letzte Phase des Protestantismus, mit der wir unsere Leser bekannt machen wollen.

Da der Verfasser des Berichtes „nur das Princip, gleichsam die innerste Seelenbewegung“ der am 29. November gehaltenen Versammlung hervorheben wollte, die Aeußerlichkeiten aber, als durch die öffentlichen Blätter bereits bekannt gemacht, überging, wird es gut seyn, so viel als möglich seiner eigenen Worte sich zu bedienen. Der ostensible Zweck der Versammlung war, einen Provincialverein der Gustav Adolphs-Stiftung zu constituiren, in welchen die kleineren Zweigvereine der Provinz durch Wahl eines gemeinsamen Vorstandes zur Einheit zusammengefaßt werden sollten. Diese Frage, die denn auch „sehr unverfänglich und rein formell eingeleitet“ wurde, scheint aber schon nach diesem zweideutigen Ausdrucke von Seite der Führer der Parthei, zu denen wohl auch der ungenannte Verfasser des vor uns liegenden Berichtes gehörte, nur der Köder gewesen zu seyn, dessen man sich bediente, die Theilnehmer anzulocken, so wie die vorgehaltene Maske, um die Regierung zu vermögen, der Versammlung selbst nichts in den Weg zu legen. Unter dem Vorwande, jetzt hänge es davon ab, ob diese große und protestantische Association für den Katholicismus ein Gegenstand des Spottes werden solle, oder nicht, wurde die Debatte über die Hauptfrage begonnen, über den Anschluß des Provincialvereines an den gro-

ßen Frankfurt-Leipziger Centralverein, wodurch allein die Gustav Adolphs-Stiftung in ihrer ursprünglichen Intention erhalten oder weiter geführt werden könne. Diese Frage wurde in der Art bejaht, daß die Führer sich rühmen konnten, einen entschiedenen Sieg des wahrhaft freien protestantischen Geistes über eine engherzige Parthei erfochten zu haben. Forschen wir, was das für eine Parthei gewesen, so wird sie zuerst als mächtig, obwohl in der Provinz Sachsen in Minorität begriffen und immer mehr Terrain verlierend angegeben; im Verlaufe des Berichtes aber sieht man, sie habe die Freiheit der besonderen Kirche gegen das Centralisiren in Leipzig und Frankfur verfochten. Sie wird noch näher als eine engherzige Form des Preußenthums bezeichnet, welche dem besonders seit 1840 — von welcher Seite her ist bekannt, — wieder lebendiger angeregten Sinne für Einheit des deutschen Volkes nicht entspreche. Der bureaukratische Geist, der immer noch die freien, über die Landesgränzen hinausgehenden Associationen mit Mißtrauen ansieht, eine gewisse Vornehmheit, der es schwer ankömmt, dem, worin andere Staaten vorangegangen, sich anzuschließen, und endlich die Theorie derjenigen, nach deren Urtheil dieser ganze Verein in den Händen von Ungläubigen ist, und in profanem Sinne verwaltet wird, hätten sich als Bundesgenossen zu dieser bornirten Parthei geschlagen.

Indem wir unsere Leser auf das bisher Gesagte aufmerksam machen, wollen wir zuerst noch sehen, welche Aufgabe der Centralverein unter solchen Händen sich setzte, und dann erst auf die Frage untersuchen, in wie ferne dieser Verein ein religiöser, oder ein politischer genannt werden muß.

Offen wird vor Allem verkündigt, es sey dieß eine große, allgemeine, protestantische Association, die, ähnlich, wie früher das corpus evangelicorum, nur nicht mehr als eine Vereinigung der protestantischen Fürsten und ihrer Gesandten, sondern der Völker, die Interessen und mit Blut erkämpften Rechte des Protestantismus vertritt.

Die Gustav Adolphs-Stiftung ist eine freie Association; sie geht als solche über die Gränzen und Interessen der einzelnen Länder, wir bitten diesen Passus wohl zu bemerken — vor Allem der einzelnen deutschen Landestheile hinaus; sie ist in dieser Form dem Katholicismus gegenüber eine große moralische Macht. Daß sie bis dahin die einzige Concentration des protestantischen Interesses ist, sey freilich, sagt der Verfasser, absolut betrachtet, sehr wenig. Sähe man aber auf die Vergangenheit zurück, so sey es sehr viel; un-

gefähr soviel auf kirchlichem Gebiete als der deutsche Zollverein auf politischem. Diese freie Association der Gleichgesinnten ist das einzig mögliche Surrogat einer allgemeinen protestantischen Kirche, die einzige unserer Zeit gemäße Form, in welcher die idealen Sphären des Staates, — Religion, Wissenschaft und Kunst, — zugleich über die Gränzen des Staates hinausgehen". Damit aber ja kein Zweifel obwalte, daß es sich hier um eine geheime, von den Regierungen unabhängige Leitung zu Zwecken handle, welche in ihrer weiten Haltung auch das Sträflichste mit ihrer Maske bedecken könne, wird noch weiter erklärt: eine formelle Einheit müsse in der Association bestehen, die Einheit des Vorstandes, der Geschäftsführung des realen thätigen Willens — im Gegensatze zu der von der Minorität behaupteten „brüderlichen Einheit im Geiste", der unsichtbaren Einheit.

Forschen wir aber jetzt den Motiven nach, welche dieser freien allgemeinen protestantischen Association des Gustav Adolphs-Vereines zu Grunde liegen, so hat sich vielleicht ein Tilly-Verein unter den Katholiken gebildet? Oder ein neues Restitutionsedict, ist erschienen und fordert die katholischen Kirchengüter zurück, deren sich die Protestanten seit dem Jahre 1801 bemächtigt? Oder es dringen die Katholiken darauf, daß unter 28 deutschen Dynastien doch mehr als vier katholisch seyen, da die Majorität des deutschen Volkes katholisch ist? Hat sich ein neuer Herzog von Friedland aufgethan? Oder sind die Protestanten im Besitze geringerer Einkünfte, Ehren, Titel, Orden, als die Katholiken? Sind die Unterrichtsanstalten vielleicht ausschließlich katholisch, während die Protestanten überall den Katholiken den freien Zutritt gewähren? Bei allem diesem ist wohl mancher Grund der Klage für die Katholiken; die klügeren Kinder der Welt aber haben sich hiebei nicht vergessen.

Aber vielleicht wird dadurch einem religiösen Bedürfnisse abgeholfen? Es ist dieses vielleicht ein harmloser Gebetsverein, wie die Katholiken so viele haben, wo jeder sich verpflichtet täglich ein Ave oder Paternoster zu beten? Aber sonderbar. Die Orthodoxie der Führer des Vereines wird von den eigenen Mitgliedern gewaltig in Zweifel gezogen. Dann handelt es sich wohl darum, dem abgestorbenen kirchlichen Elemente einen neuen Geist einzuhauchen? Wirklich kamen auch in einer späteren Versammlung Aeußerungen in dieser Beziehung vor. Man sprach von der Nothwendigkeit „einer Verbindung der Presbyterien mit der Synodalform; denn gleichviel, elches anfänglich das Resultat, Form die der Oeffentlichkeit und der Repräsentation müsse Leben schaffen und

den Strom des neuen Geistes in die Kirche hinüberleiten". Wessen Geistes ist hier freilich nicht gesagt; allein der heilige Geist kann es schon deßhalb nicht seyn, weil der freie protestantische längst den Köhlerglauben an die heilige Dreifaltigkeit abgestreift hat. Und zudem erwartet man ja auch nicht von ihm Leben, sondern nur von der Form der Repräsentation gleichgültig was sich da repräsentire. „An die Stelle der alten Seelsorge und der Kirchendisciplin müsse etwas ganz anderes treten. Die Geistlichen dürften nicht mehr als Geistliche, kraft ihres besonderen Amtes den einzelnen Gliedern seelsorgend nahe treten; sondern die Gemeinde besorge sich durch ihre Aeltesten, deren Mittelpunkt nur der Geistliche sey, selbst und regiere sich geistig; nur durch dieß geistlich-sittliche selfgovernment verliere der Geistliche die exclusive, fremde, hierarchische Stellung, werde er besser als die katholischen Priester durch die Ohrenbeichte, von den inneren Zuständen und Bedürfnissen der Gemeinde unterrichtet, die wie ein geistiges Fluidum in ihn ein und von ihm wieder ausströmen; nur durch eine solche democratische Form der Kirchenverfassung falle der prätentiöse Charakter der Seelsorge fort, und trete an die Stelle derselben der die Einzelnen stärkende und tragende Geist der sittlichen Gemeinschaft".

Wir überlassen es einer andern Feder, die Möglichkeit zu analysiren, wie aus einer Gemeinde ohne Glauben, ohne Opfer, ohne eigentliche Sacramente, kurz die von einer Kirche nichts hat, was das Wesen derselben ausmacht, mittels der democratischen Form eine kirchliche Genossenschaft entstehe. Wir könnten im Voraus zu dem herrlichen Surrogate der Ohrenbeicht durch die Ohrenbläserei Glück wünschen und möchten nur eine Bürgschaft kennen, daß aus diesem Zustande nicht die heilloseste Verwirrung, eine Angeberei ohne Gleichen, Unfrieden in allen Familien, die Auflösung des Staates in seinen Wurzeln entstehen sollte? Doch wer wollte sich mit Argumentationen gegen einen Zustand der Dinge behelligen, welcher niemals zur Wirklichkeit werden kann, und wenn er es könnte, gerade zu dem Conventikelwesen führen müßte, das die Sprecher so sehr verabscheuen. — Es ist gar nicht so ernstlich gemeint. Nicht in dem Kirchlichen liegt der Nachdruck. Daran, wie was „die Gnade, die Sünde, den Heiland", betrifft, haben sie längst satt bekommen. Die „Oeffentlichkeit", die „Repräsentation" ist es, was gewünscht wird; die democratische Form hofft man, werde den Geist schon von selbst mitbringen und es wird derselbe auch nicht lange in Zweifel lassen, welcher darunter gemeint sey.

Doch seyen wir billig. Ist das Ganze auch nur eine politische Be-

wegung, die sich der religiösen Maske bedient; hat man deßhalb auch alle Ursache, die unzweideutige Benennung Gustav Adolphs-Stiftung als eine sehr glückliche anzusehen; so ist das Ganze doch nicht mehr noch weniger, als die natürliche und unausbleibliche Reaction gegen die einst vom Kabinete aus geförderte Union. Diese, so sagt man damals, sollte alle Bedürfnisse befriedigen, alle Lücken des protestantischen Lebens ausfüllen, — sie hat von allem, was sie versprach, nicht nur nicht das Mindeste erfüllt, sondern selbst erst das Unerquickliche der kirchlichen Zustände durch die Einmengung des Cäsaropapismus als klägliches Resultat vor Aug' und Seele geführt. Jetzt kam die Bewegung des Jahres 1840; neue Hoffnungen, neue Täuschungen. War die Union von Oben ausgegangen und hatte die Erfahrung für immer die kirchlichen Probeversuche dieser Sphäre in Mißcredit gebracht; so wird jetzt nach dem natürlichen Gange der Dinge ein ähnlicher Versuch von Unten gegen Oben angestellt. Das Glück begünstigt ihn, indem gerade in der Provinz, welche man für die gläubigste hielt, der erste Sieg erfochten ward. „Es ist eine Freude gewesen, schreibt unser Berichterstatter, daß so viele schlagfertige und beredte Männer sich erhoben, daß eine kecke Opposition durch die ganze Versammlung ging". Die beschränkt preußische Partei, wie er es nennt, die der unsichtbaren Kirche, die Glaubenspropaganda, wurde vollständig geschlagen und es stimmte nicht nur „eine außerordentliche Mehrzahl, mit Abweisung aller äußerlichen und ängstlichen Rücksichten, für den Anschluß an den Centralverein und für eine Petition an das hohe geistliche Ministerium um die Genehmigung dieses Anschlusses, sondern es war auch sichtbar die Versammlung im Innersten ergriffen von der Idee einer großen, freien und einigen protestantischen Verbindung".

Zwei Möglichkeiten sind nun denkbar. Entweder bemächtigt sich ein Staat dieses religiös-politischen Carbonarismus, und wir sehen Scenen auf deutschem Boden erstehen, wie sie Italien an Fürsten und Völkern erblickte; oder die geheime Agentie, die neue Propaganda arbeitet auf eigene Faust. Im ersten Falle der Verbindung des Carbonarismus mit den Thronen wird zwar nicht derjenige, welcher sich an die Spitze der Bewegung zu stellen vermeint, doch In- und Ausland bald die Erfüllung des göthischen Wortes erblicken: „Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben". Denn daß sich die Männer des jungen Dentschlands, des freien protestantischen Geistes bereits der Sache bemächtigten, die Frommen entfernten und nun das Ganze zu ihren wohlbekannten Zwecken auszubeuten suchen, wird nach dem von uns Mitgetheilten wohl Niemand in Abrede stellen. Wie diese

ner fürstliches Vertrauen zu ehren wissen, weiß die Welt; wie kann man aber hoffen, die Fäden einer Propaganda in den Händen zu halten, die von sich selbst sagt: sie beschränke sich nicht auf Ein Land, und habe das Interesse der Völker gegen das der Fürsten zu vertreten?!

Im zweiten Falle, wenn die Bewegung auf eigene Faust sich entwickeln sollte, ist eine unabsehbare Verwirrung die nächste und unausbleibliche Folge. Darum haben die katholischen Staaten zuerst auf ihrer Hut zu seyn; denn ihnen ist der Krieg vor Allem erklärt, und er wird an hundert Orten zugleich unsichtbar und nur an seinen Folgen erkennbar geführt werden. Aber schmeichle sich deshalb kein protestantischer Staat, daß es ihm gelingen werde, der geheimen Agitation zu entkommen; so lange etwas Positives noch in ihm ist, wird er keine Ruhe haben, und hat er dieses abgestreift, so geht der Tanz erst recht an. Hier nützt auch kein Verbieten; denn Verbot hilft nur dann, wenn man des Gehorsames sicher ist. Bei der katholischen Kirche weiß man die Fälle, wo der Einzelne sagen wird, man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen; ist man dessen bei den Andersgläubigen eben so sicher? Welche Erfahrungen hat der Staat nicht mit dem Verbote einer geheimen Gesellschaft gemacht, deren Logen dessenungeachtet ziemlich offen besucht worden sind und noch..? Es ist dieses Alles doch nur die Folge der unnatürlichen Zustände, die durch gewaltsames Aufbieten aller Kräfte, durch eine künstliche Spannung aller Verhältnisse, durch Einmischung in alle Sphären, durch die Beeinträchtigung individueller Rechte zur Tagesordnung geworden sind. Es ist ein neues Lied für die alte Melodie, die das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch gesungen werden wird: Emancipation von der Allgewalt des Staates. — Wird sich aber auch hiebei Gamaliels Rath aufs Neue bethätigen, so ist es gar nicht unsere Absicht, dazu zu rathen, die Hände in den Schooß zu legen, und zu sehen, wie in Kellern und Gängen die Flamme um sich greift. Aber ein geistiger Kampf läßt sich nicht mit materiellen Mitteln streiten. Ungescheut werden die Doctrinen der Gustav Adolphs-Stiftung in allen Blättern verkündigt. Trete man dem Feinde, der sich als solchen offen ankündigt, auch offen entgegen. Halbe Mittel schaden immer nur demjenigen, der sie anwendet. Ist etwas Gutes an dem Vereine, das für die Andern ein Bedürfniß, ein Ziel heißen Strebens geworden, so möge man ihnen es freiwillig geben; dann ist der Schlange der Kopf zertreten, und alle ihre Verführungskünste helfen dann nichts mehr. Das Schlimme aber werde auch offen gerügt. Da entwickle der Staat nicht bloß seine Macht, noch vielmehr auch seine Intelligenz. Freilich kann man auch auf die Zwietracht im fremden

Lager nicht ohne Wahrscheinlichkeit banen. Sie ist unausbleiblich; sie hat sich bereits eingestellt. Pietismus und Rationalismus sind sich auch hier begegnet. Sie haben sich schon gegenseitig gemessen. Bald wird sich auch dem Blödesten zeigen, in wessen Namen sich beide versammelt haben.

Seitdem dieses geschrieben worden ist, sind die Würfel rasch gefallen. Zwei deutsche Fürsten haben das Protectorat der freien Association in ihren Landen angenommen, und dadurch den allgemeinen Character derselben in einen speciellen umgewandelt, ihre Spitze umgebogen und das Siegel der Behörde ihr aufgedrückt. Hierüber ist der laute Jubel der zu Halle aus dem Felde geschlagenen Parthei vernehmbar geworden, und der Groll der zurückgeschobenen Führer, die ihrer Sache schon gewiß zu seyn schienen, hat vergeblich die Frage aufgeworfen: wer das Protectorat denn angetragen habe? Mehr als alle die Schocks jubelnder Artikel verdient dieser die Beachtung derjenigen, die für Deutschlands Zustände Sinn und Herz noch offen haben. Die trotzige Anfrage ist jetzt zwar überstimmt worden, sie wird aber zweifelsohne noch oftmals wiederkehren; und wähne Niemand, Männer durch einen Handstreich eingeschüchtert zu haben, die was sie von Fürsten und Regierungen halten, in Schrift und Wort bereits sattsam ausgedrückt. Zunächst an die Protectoratserklärung reihte sich ein ministerielles Schreiben an die katholischen Bischöfe an, dessen gesuchte Wortsetzung diese für die That beruhigen sollte, die vor ihren Augen statt fand, und ihre Wirkung in ihrer nächsten Nähe, ja wohl an ihren Heerden selbst — experimentum in corpore vili?! — erproben sollte. Wir sind nicht gesonnen, dieses seltsame Geistesproduct, welches denen, für welche es bestimmt war, kaum mehr als ein schmerzliches Lächeln abnöthigen konnte, zum Gegenstande der Besprechung zu machen. Die Gerechtigkeit hätte wenigstens gefordert, daß, wollte man nicht das nous traitons, *sur* vous, *de* vous, *chez* vous, *sans* vous Ludwigs XIV. auf deutschem Gebiete aufführen, den Katholiken Gleiches gegen Gleiches gestattete. Ward einestheils das Schreiben an sie der Oeffentlichkeit übergeben, so werden wohl auch ihre Antworten nicht ad acta wandern; der That der einen Confession wird die That der andern wohl nicht verweigert werden können.

Schon will übrigens der Verein seine Thätigkeit soweit ausdehnen, daß er die Sendung von Lehrern, Pastoren u. dgl. für sich in Anspruch nimmt und diejenigen, welche seine Spendungen empfangen, mögen zusehen, um welchen Preis ihnen die materielle Wohlthat zu Theil wird.

Wir haben niemals auf ein Prophetenthum Anspruch gemacht. Allein was wir in Bezug auf die Zukunft des Protestantismus von dem Gustav Adolphs-Verein vorausgesagt, scheint schnell in Erfüllung gehen zu wollen. Die radicale Parthei für den Augenblick um den Sieg gebracht, wird alle Kraft aufbieten, der gläubigen Herr zu werden; diese aber muß den Verein schon deßhalb scheel ansehen, da er zu neuen Spaltungen führt, eine durchweg feindliche Haltung gegen die katholische Kirche annimmt, die wenigstens nicht im Interesse der bessern Protestanten seyn dürfte, und in Folge der königlichen Protection die Leitung in die Hände bringt, deren Gläubigkeit erst unlängst eine in diesem Stücke classische Autorität, der sogenannte Bischof Eylert, sattsam entlarvte. Setzen wir den Fall, daß ein reiner Wille auch dießmal durch die niedern Organe entstellt werden würde? Die Folge wäre, daß die bei weitem zahlreichere und thätigere Parthei mittels derer triumphiren würde, durch welche man sie mundtodt und unschädlich machen wollte. Da diese Parthei schon jetzt den Groll gegen das ungebetene Protectorat nur mühsam und schlecht verbirgt, im norddeutscher Beamtenstand aber festgewurzelt ist, wird sie den so trefflich eingeleiteten Entchristlichungsproceß, wie natürlich im Interesse des Protestantismus, der Reform, der Glaubensfreiheit, der mit Blut erkauften Rechte und wie die Phrasen alle lauten, über die Trümmer des in sich selbst zerfallenen Pietismus zum vorgesetzten Ende zu führen wissen. —

XXXV.

Literatur.

Das Leben Christi. Von Dr. Joh. Nep. Sepp. Mit einer Vorrede v. Jos. v. Görres. Erster Theil. CXII. XIV. 192. Zweiter Theil. S. 458. Regensburg. (Manz) 1843.

Das Gebiet der biblisch-theologischen Literatur hat sich zur Unermeßlichkeit ausgedehnt, und jeder Tag erweitert noch dessen Gränzen. Nicht selten aber gleichen die ungeheuren Regionen dieses Gebietes jenen tropischen Prärien und Savannen, die den Wanderer durch ihre Einförmigkeit ermüdend, zugleich sein Leben mit tausend Gefahren bedräuen. Hier schleicht im Geröhre die Viper, unbemerkt, aber um so verderblicher der Spur seiner Sohle nach; ungescheut vor dem entsetz-

ten Auge verlegt dort die grimme Bestie lauernd den einsamen Pfad. Wie selten dann, aber wie freudig willkommen erscheint dem Geängstigten der grüne Wipfel eines Baumes, der, die einförmige Fläche überragend, ihm die Nähe einer gastlichen Wohnung verkündet. Hier hofft der Müde ruhen, und des Verkehrs mit geistvollen, edlen Menschen sich getrösten zu dürfen. Wir glauben, daß gerade dieß Bild der Bedeutung des oben bezeichneten Buches in der theologisch-biblischen Literatur am besten entsprechen werde.

Wer weiß nicht, welches ungeheure Feld unter den zahllosen Richtungen der Literatur zur Stunde gerade die sogenannte biblische Kritik im Protestantismus für sich allein in Anspruch nimmt. Bald wird es ein Seculum, daß Semler diese Bahn eröffnete, seitdem aber ist kaum mehr ein einziger protestantischer Theologe an's Pult oder auf den Katheder geschritten, der nicht zur Erweiterung dieses wohldurchfurchten Ackers sein gutes Stück Arbeit mit beigetragen.

Gleichwohl ist das Tagewerk noch lange nicht zu Ende. „Durchackern wir nur mit der Kritik", so ruft gebieterisch der jüngst bestellte Frohnvogt keuchenden Knechten zu, „durchackern wir nur den Boden der Geschichte: aus den Furchen wird der frische Lebensduft aufsteigen, und der alte Boden, der lange genug brach gelegen hat, wird neue Zeugungskraft entwickeln". (Br. Bauer.) Leider haben aber die Herren ihre Mühe bisher nur schlecht belohnt gesehen. Der Boden, den sie durchackern, hält zum Theil seine Kernkraft tiefer geborgen, als daß der kritische Pflug der in's Weite und Breite Fahrenden selbe erreichte, andererseits aber wurden gerade immer die wüstesten Stellen zur Arbeit gewählt, die nur Dorn und Disteln trugen, oder mephitisch betäubende Dünste aushauchten. Dadurch erscheint dieß kritische Gebiet von einer Unmasse von Producten überwuchert, die zur Pein und Schmach der literarischen Welt, nicht selten auch Unvorsichtigen, zum Verderben werden. Einer anmuthigen Pflanzung gleich, mitten in dieser Wüste, tief gewurzelt im reinen, reichen Boden der Geschichte, und mit hellen Wipfeln zur klaren Höhe der Speculation aufstrebend, begrüßen wir aber das vorliegende „Leben Christi", das in der That nur die jugendliche Kraft eines unverdorbenen deutschen Gemüths, im Bunde mit gereifter Wissenschaft und katholischer Frömmigkeit, so tief und wahr zu zeichnen, und dessen hehre Schönheit gegen die befleckenden und zerstörenden Angriffe negativer Geister zu vertheidigen im Stande seyn kann.

Daß dieser Eindruck nicht dem Referenten allein so zu Herzen ge-

drungen, beweist auch das Urtheil des in literarischer Pilgerfahrt genugsam abgehärteten Kritikers, Dr. Wolfgang Menzel, der sein freudig angesprochenes Gefühl, trotz mancher Differenz des Raisonnements, in diesem Falle eben nicht verläugnet hat *).

In noch ehrenderer Weise hat der greise Vorkämpfer der Sache des Christenthums und der Kirche, Joseph v. Görres, den würdigen Schüler und Freund als ebenbürtigen Kämpen in die offenen Schranken eingewiesen, und die Vorhallen wie den Anfriß des in der That großartigen Baues dieses Werkes in der Vorrede aufgeführt und dargelegt. Wir werden noch später darauf zurückkommen. Es liegt uns zuvor zum Verständnisse der speculativen Vorrede, wie des Buches selbst ob, das Verhältniß Beider zu den Ergebnissen der negativen Kritik zu bezeichnen; denn das Licht erscheint gerade neben den dunkelsten Schatten erst in seiner liebenswürdigsten Klarheit.

Neun Jahre sind vorüber, seit Dr. David Strauß, durch die Herausgabe des kritisch bearbeiteten Lebens Jesu die letzten Scenen des biblischen Protestantismus vorbereitend eröffnete. Im Angriffe wie zur Vertheidigung erhob sich, wie bekannt, von da an auf Seite des Protestantismus ein wüthender Kampf. Kaum erkannten sich Freund und Feind, weil betäubt vom Zetergeschrei, Hohngelächter und von wirbelnd aufgeregtem, gelehrtem Staube. Was die Lage der Vertheidiger noch bedenklicher machte, war der Umstand, daß kein einheitliches Feldzeichen dieselben vereinte, und gerade immer die renommirtesten Streiter eine so zweideutige Stellung auf dem Wahlplatz einnahmen, daß man nicht wußte, sollte man sie als Ueberläufer und Abtrünnige, oder noch als Verbündete der bessern Sache betrachten.

Ueberdieß hatte die Opposition für ihre Sache eine sehr ermuthigende Tendenz. Lag ihr ja das gesammte Erbe des protestantischen Kirchenthums als lockende Beute in Aussicht; hingegen auf Seite der Vertheidiger gewahrte man kaum einzelne Mal, tiefere, reinere Begeisterung für die heilige Sache; meistens nur war es der bittere Aerger verletzten Stolzes, oder die Furcht, Titel und Brod zu verlieren, was ebenfalls zum Kampfe stachelte. So schritt die Negation in ihrem Zerstörungswerke rasch vorwärts, und sieht sich in dem Augenblicke theoretisch auf dem Höhepunkte ihres Strebens. Die Entwicklung bildete sich in sinnverwirrender Eile; denn die Zeitwellen scheinen zur Stunde

*) Menzel Literaturblatt 1843, Nro. 94: „Eine liebenswürdige Erscheinung in der neuesten katholischen Literatur. Liebenswürdig nämlich, weil sich darin eine Begeisterung ausspricht, deren nur die Jugend in ihrer reinen Blüthe fähig ist", so beginnt Menzel sein Referat über dieß „Leben Christi".

schneller dahinzurollen, als in irgend einem andern Weltalter. „Die Ueberraschung“, sagt B. Bauer in heiterer Mephistopheles-Laune „mit der die Phasen der Entwicklung zum völligen Einsturz des alten Baues sich folgen, hat in der That etwas Spaßhaftes an sich“.

David Strauß seinerseits war noch bemüht gewesen, sich den Schein wissenschaftlicher Forschung und Formalität zu bewahren. Wir wissen wohl, wie wenig dieser Trug gelungen. Aber auch in Bezug auf Tendenz und Folge seiner Kritik wollte der Mythiker unter dem dreifach ehernen Panzer noch ein versöhnliches Gemüth kund geben. Mit jenem weichen, wehmüthig geschmeidigen Tone, mit welchen einst Herder die genialen Inconsequenzen seiner Lehrsysteme verdeckte, mit dem vornehmthuenden süßen Wesen, durch welches Schleiermacher den Pietismus einlullte und ihn so schlafwandelnd über die Abgründe des Pantheismus hinweghob — in derselben Weise trat nun auch Dr. David Strauß vor das Publicum, in trautes Selbstgespräch über „Vergängliches und Bleibendes im Christenthum“ vertieft. „Ich kann nicht, beginnt er im Seufzermonolog, ich kann nicht, wenn ich auch wollte, mir etwas vorspiegeln, nur um für mich Ruhe und Andern Friede zu behalten. Es ist wahr, durch mich mußte Christus vom Throne des Gottessohnes und des Erlösers, auf welchem wir ihn bisher verehrten, heruntersteigen, und auf der Bank der menschlichen Genies Platz nehmen, wo er die verunreinigende Nähe nicht nur eines Socrates, sondern selbst eines Napoleon, eines Göthe sich gefallen lassen muß“.

„Aber getrost! dieser Christus, den ich seiner göttlichen Herrlichkeit entkleidete, ist doch kein bloßes Symbol: Christus als geschichtlich-persönliche Gestalt ist ein Genius und nimmt an der Verehrung Thei die wir den großen Geistern widmen, in welchen der Vater aller Geister sich geoffenbaret hat“. — So schimmernd überfirnißte Blasphemie besänftigte die doch in etwas empörte protestantische Gemüthlichkeit, und man wagte sich näher an die Sache heran. Selbst die wissenschaftliche Theologie behandelte von da an den Mythiker mit der feinsten Höflichkeit; nicht als absoluten Gegner des Christenthums stand ihr Strauß gegenüber, sondern wie ein speculativer Handelsherr, mit dem die Collegen nur um ein Mehr und Minder zur Uebereinkunft markten durften.

Die unermeßliche Differenz, welche die Frage nach dem Glauben an die Gottheit des Erlösers bilden konnte, war ja längst schon als Adiaphoron vom Protestantismus aufgegeben worden. Es ist ein tran-

riges Zeichen, wie tief das Bewußtseyn von der Bedeutung Christi, als des Gottessohns und Erlösers herabgesunken seyn muß, um mit Neander und Gleichgesinnten in Dr. David Strauß eine ebenbürtige und wissenschaftliche und theologische Notabilität zu respectiren. Gleichwohl hatte mit Strauß die Negation, als solche nur begonnen; vollenden mußten Andere, weit zerstörendere Kräfte.

An dem mystischen Leben des Herrn durch Evangelium und Kirche wiederholt sich, was einst in seinem sichtbaren Daseyn ihm zu Theil geworden. Drei Jahre und darüber hatten die Pharisäer und die Schriftgelehrten im Tempel und in den Synagogen mit von Argwohn und Hinterlist geschärftem Auge, den am Jordan und an den Ufern des See's Genesareth, wie in Mitte der heiligen Stadt selbst predigenden Heiland beobachtet. Oftmals war an den Gottmenschen die Frage gestellt worden. „Wer bist Du"? und in den Hallen Salomons mochte darüber zwischen den Schulen Hillels und Sadocks manche Rede und Gegenrede gewechselt werden; Schulen, die unter sich unversöhnlich entzweit, doch in dem Punkte einig waren, Jesum von Nazareth nie als Gottes Sohn und Herrn der Welt anzuerkennen.

Allein die Stunde der Finsterniß rückte näher. Nicht mehr in theologischem oder besser sophistischem Wortstreite sollte der Lehrer angegriffen und widerlegt werden; es war beschlossen, ihn um jeden Preis und durch jedes Mittel zu vernichten. Den Heiden, den rohen Fäusten muthwilliger Gewalt überantwortet, sollte der Heilige als Spottkönig mißhandelt, in's Angesicht geschlagen werden, und dann zerfleischt, sein schuldloses Leben aushauchen. Dieser Moment im Leiden des Herrn, wie dieses mystisch durch die Kirchengeschichte sich nachbildet, steht in gegenwärtigem Augenblicke vor unserer Anschauung. Die Mehrzahl der Pharisäer und Schriftgelehrten auf den protestantischen Lehrstühlen hat längst über den Herrn den Stab gebrochen. Das Bekenntniß seiner Gottheit gilt den Entarteten Wahn oder Verbrechen. Selbst auch die wenigen Besseren unter ihnen sind zu eingeschüchtert, sind zu befangen oder zu unwissend, kräftiges Zeugniß für den Gottmenschen abzulegen.

Das Verhör ist denn geendet, und der letzte Schein rechtlicher, hier wissenschaftlicher Verhandlung verschwunden. Unter die Schergen und Buben wird der Herr hinausgestossen, und so beginnt über ihn von Neuem eine Nacht der Verhöhnung und Mißhandlung, zu der jene erste der Typus gewesen. Dieses Werk der Nacht hat der Radicalismus, das wüste Kind des politischen Müssiggangs der Völker und der buhlerischen Fleisches-Philosophie überkommen. Juden und Heiden in ihren Repräsentanten Bruno, Bauer und Salvador reichen sich die Hand zu diesem Bubenstücke. Solche Menschen bedürfen von nun an keiner positiven Wissenschaft, keines tiefsinnigen Studiums. Laßt die Pharisäer und die Schriftgelehrten auf den Kathedern noch einmal Bibel und die Rollen des modernen Rabbinismus durchblättern, um sich zum Troste zu überzeugen, daß an den Zimmermannssohn von Nazareth und seinem Christenthum, das jenem wüthenden Trotze nun preisgegeben, nicht so viel verloren gehe, als die gemeine Welt glaubt. Der Radicalismus fühlt sich auch in dieser Rücksicht der Mühen überhoben. Rohheit des Charakters, und höhnischer Uebermuth, statt Gelehrsamkeit und Scharfsinn reichen aus dem Herrn der Kirche das Gewand abzureißen, und ihn nackt an die Martersäule der boshaftesten Sophistik gebunden, den Streichen grauenvoller Blasphemien darzustellen. „Auf-

gelöst bis auf die letzten Fasern sey die Geschichte Christi, die Vogelscheuche der Evangelien muß zerledert werden" (Br. B.) so lautet die Parole für die Schergen der biblischen Kritik. Daher rastet denn auch der Ingrimm nicht, bis „der historische sich zum Phantom aufgelöst, das aller Gesetze der Geschichte spottet". (Br. B, III. 315.)

Der Genius Jesus, vor dessen liebenswürdiger Persönlichkeit noch Strauß, freilich ungewiß, ob zum spöttischen Spiel oder im bangen Ernste das Knie gebeugt hat, wird von Bruno Bauer mißhandelt, zerfleischt (zerledert) auf das Tribunal der Oeffentlichkeit geschleppt. Ecce homo, ruft er uns zu, welch ein Mensch! „Dieser evangelische Christus! „Eine Erscheinung vor der euch grauen muß, die nur Schrecken und Entsetzen einflößen kann". — (B. B. III. 315.)

Den Sterbens-Hauch aber wird der Christus der Evangelien verathmen, wenn auch die neutestamentlichen Briefe vernichtet sind — die letzte Mühe an der Kreuzigung des Christenthums. —

Auf diesem Punkte ist zur Stunde die protestantische Bibelkritik angelangt; rath- und hülflos stehen auf jener Seite die noch allenfallsigen Freunde des Evangeliums — der geschichtliche Christus ist durch ihr eigenstes Mitwirken der Gewalt der Feinde überantwortet worden, ohne daß sie zur Rettung desselben auch nur Einiges aufzubieten hätten. Oder was hat denn die salbungslose Phraseologie Neander's, der Bombast des Diaconus Kern, und Tholuck's Subjectivismus, was haben ein Dutzend Andere kaum nennenswerthe der christlichen Wissenschaft und Wahrheit Ersprießliches geleistet? Müssen sie sich nicht immer in den nämlichen Reigen, auf denselben Sand mit ihren Gegnern stellen, und den unwürdigsten Faustkampf führen, weil der sichere erhabene Standpunkt einer positiven Anschauung des Christenthums ebenso, wie der Adlerflug der Idee durch den aller realen Erfassung baaren Geist des Protestantismus überhaupt unmöglich gemacht ist? Haben nicht Andere, wie Weiße, Ewald und Osiander durch ihr wirres Durcheinanderreden den falschen Zeugen gleich, der Sache mehr Abbruch als Förderung gebracht? In der That! die Rathlosigkeit der protestantischen Theologie gerade in diesem Punkte, schiene ergötzlich, wenn nicht deren Object eben das Betrübendste wäre. Unter solchen Beziehungen, mannhaft der blasphemischen Sophistik gegenüber sich stellend, und der Hülfelosigkeit, der sonst so bibelfesten protestantischen Theologie unter die Arme greifend, dünkt ein Werk, wie Hr. Dr. Sepp es uns geliefert, nicht blos von allgemein hoher literarischer Bedeutsamkeit; es scheint eine Sendung, einen Beruf in der Zeit zu haben. In ganzer Fülle und Herrlichkeit, in der ewigen der Gottheit als dem Centralpunkte der Creatur an sich, in deren Bewegung durch die Geschichte, wie in der erhabenen menschlichen Erscheinung soll die Gestalt des Gottmenschen wieder dem Bewußtseyn dargelegt werden, eine Aufgabe, die zur Zeit dem Leben wie der Wissenschaft die höchste, würdigste und belohnendste ist. Darum beschäftigt sich der erste Band unsers Buches mehr mit speculativer Durchdringung der göttlichen Würde und der Bedeutung des Logos, der in Christus Mensch geworden, wie sich dieser als Einer und Einziger, als Anfang und Ende in dem Universalleben der Schöpfung, wie in der Geschichte der Menschheit dargethan. J. v. Görres hat für dieses Ziel in der Vorrede die

große Architectonik entworfen, in welche mit Geist, Gelehrsamkeit und Tiefsinn Hr. Dr. Sepp Füllung und Ausbau bringt.

Die Gottheit in der Trinität, das Verhältniß ihres Seyn's und ihrer Wirkungsweise in sich, wie in Bezug auf die Creatur, Wesen und Form dieser letztern; der Sündenfall und die Geheimnisse der Incarnation, welche in der Kirche fortlebend, das Geschlecht zur Assimilation und mystischer Vereinigung mit dem schaffenden Grunde vermittelnd emporhebt — sind die Objecte einer Speculation, die nur erweitert zu werden braucht, um eine der tiefsinnigsten Systeme der Religionsphilosophie der kirchlichen Literatur zu schenken. Freilich wird auch ein seltener Reichthum von Kenntnissen erforderlich seyn, um solche Anschauung in positiven concreten Gestalten der Naturerscheinung und der Geschichte nachzuweisen und zu erhärten.

Hr. Dr. Sepp hat jedoch diese schwere Aufgabe so glücklich gelöst, daß Manche ihn eher der Verschwendung, als der Armuth und des Geizens anklagen konnten. Von dem einen Grundsatz: „das Christenthum ist die von Anfang der Welt vorbereitete, und durch den Gottessohn selber gegründete Centralreligion, und muß seine Allgemeingültigkeit eben darum in allen Kreisen des Lebens erweisen", ausgehend, kehren seine Forschungen beweiskräftig wieder zu demselben zurück.

Von dieser Anschauung aus, die gleich der Tiefe des astronomischen Brunnens, je abgründiger sie niedergeht zu desto höherer Sphäre des Auges Lichtstärke schärft: wird das Universum zur Gottesschrift, die Natur zur stummen Phrophetin der Erlösung. (L. Chr. I. 13.)

Droben am Firmamente weben die goldenen Bahnen der Sterne in jahrtausendlangem Werke die große Constellation aller Planeten, „wo der ganze Chor der Wandelsterne sein Jubiläum feierte, und das große himmlische Halleluja anstimmte im Jahre der Welt 4320". Sätze wie dieser und viele Andere an Tiefsinn und umfassender Großartigkeit nicht minder schätzbar, sind keineswegs die Phantasmagorie eines jugendlichen Talentes — wie der Recensent in der Sion gemeint hat; — sondern gründen sich auf so viele Erudition, auf eine so positive Construction der Beweise, so daß eine Differenz der Meinung hierüber wenigst nicht von jedem Alltagsschreiber gültig wird erhoben werden können. „Die ganze Außenwelt ist nur ein Abglanz der Innenwelt; das Verhältniß zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Tag und Dunkel, die Bewegung auf und nieder in dem Kreise und großen Ringe, alle diese Relationen deuten auf ein höheres Gesetz in der moralischen Natur, das in der Geschichte sich bewähren muß. Wie aber die gesammte Menschengeschichte entsprechend der dreifachen Persönlichkeit des gottebenbildlichen Menschen, in die Geschichte des Reiches Gottes, in die Geschichte der Sittlichkeit oder des ethischen Weltstaates, und in eine Geschichte des Reiches der Natur zerfällt, also zwar daß eine der andern Hülle ist, und in dem letztern Reiche alles plastisch und in seiner physischen Natürlichkeit uns entgegentritt, was dann auf zweiter Stufe im ethischen Gebiete sich erfüllt, das vom Reiche der Natur umgeben selbst wieder eine noch innerlichere und höhere

Sphäre erfüllt, welche endlich das Centrum aller Geschichte in sich beschließt, das in der Schöpfung und dem Gange der Dinge nur nach Außen sich entwickelt und prophetisch sich verwirklicht hat — so ist der Erlöser die Sonne in der Natur, seine Leiden und Kämpfe haben ein Vorbild in ihr gefunden, das uns immerwährend vor Augen tritt, und mit jedem Kreislauf der Jahre von Neuem sich wieder begibt". —

In zweiter Stufe hat der Logos Gottes, der am primitivsten mit der Menschheit zusammen gewesen, und wie an der Weltschöpfung, so an der Uroffenbarung Theil genommen, das Bewußtseyn des Menschengeistes erfüllt. In dem Falle aber war dieß Band zwischen dem Worte und der Creatur zerissen worden, bis durch Reinigung und Sühnung die Generationen wieder in die Einheit mit dem ersten Grunde ihres Daseyns eingehen konnten. Die Mythologie wird sonach zum Zeugnisse, wie zum Vorbilde des Christenthums „und das Christenthum selbst hat sonach einerseis die Natur des Lebens, andererseits die des Geisterreiches in die Realität einführend erst zur wahren Geschichte gebracht". —

Die Offenbarung theilt sich daher in die Naturoffenbarung, in die mythologisch vorbildliche und die übernatürlich prophetische. Das Leben Jesu aber ist der universal-historische Centralpunkt und gilt darum nicht blos für den speciellen Zeitpunkt, von dem es erzählt ist, sondern von dem ganzen Umkreise des Daseyns, im geistigen Gebiete, in der Naturregion und im gemeinschaftlichen dritten oder historischem Gebiete. Denn die Geschichte der Natur, des Geisterreiches und die der Menschen ist nur das auseinandergezogene Bild der Incarnationsgeschichte, mit einem Worte: das Christenthum beschließt die Fülle aller esoterischen, wie exoterischen Revolution, indem es selber von dem Gottmenschen gegründet, in allen Lebenskreisen sich erklärt, bestättigt und verwirklicht findet. Hier erscheint Christus wahrhaft als der göttliche *Hermes trismegistos*".

Solche großartige Spekulation wird dann im Einzelnen erhärtet; und kaum ist eine tiefsinnige Mythe des fernen Ostens, kaum eine Idee im hellenischen Alterthum, der nicht die scharfsinnige Gelehrsamkeit unsers Autors Inhalt und Bedeutung für die erhabenste aller Wahrheiten d. h. für die christliche abzugewinnen weiß. Nach der allgemeinen Ueberschau hat sich nun Dr. S. die dreifache Aufgabe den mythisirenden Gegnern gegenüber vorgesetzt. I. Das historische Jahr der Geburt und des Todes unsers göttlichen Erlösers zu ermitteln; II. eine durchgängige Harmonie der vier Evangelien unter sich und in Verwebung mit den Zeitverhältnissen zu erbauen; die lichte Wahrheit dem Nationalismus der Protestanten, wie dem fanatischen Obscurantismus Israels darin geltend machend; III. endlich eine von ganz neuem Gesichtskreise durchgeführte Evangelienkritik und deren Uebertrag in die höheren Gebiete darzulegen; als dritten kritischen und astronomischen Theil, welcher zugleich die Vereinigung aller Weltären der Völker in der Inbelära der Erlösung befaßt.

Dieß ist das Ziel, und wir wiederholen es, der Beruf eines Werkes, wozu die Vorsehung seinem Urheber Segen und Kraft geben möge! Was zur Zeit vorliegt, begreift mithin im ersten Bande die wissenschaftliche Begründung eines chronologischen Systems, welches die christliche Zeitrechnung, auf astronomische und historische Gründe hin, um sieben Jahre hinter die gewöhnliche Zählung zurückdatirt. Es liegt dem Zwecke einer Anzeige in diesen Blättern ferne, eine kritische Untersuchung für oder gegen das chronologische System des Hrn. Dr. S. hier durchzuführen; wohl aber wird der Kundige wie der Laie in der Wissenschaft nicht ohne hohes Interesse und reichen Gewinn Forschungen mit durchwandern, die der einzig gültigen Tüchtigkeit der positiven katholischen Gelehrsamkeit auch auf solchem Gebiete einen glänzenden Erweis liefern.

Die gleichfalls vollendete erste Abtheilung des zweiten Theiles, „Evangelien-Harmonie", umfaßt das Leben Jesu bis zum zweiten Osterfeste des Lehramtes Christi einschlüßig, nach dem schon oben bezeichneten Standpunkte. Hat Hr. Dr. Sepp im ersten Theile den Forderungen der strengsten Wissenschaftlichkeit Genüge gethan, so vereint er im zweiten Theile mit der nämlichen glänzenden Gelehrsamkeit, namentlich in der rabbinischen Literatur, eine so tieffromme, innige Auffassung, daß Sprache und Styl der Darstellungen ein äußerst liebenswürdiges Colorit dadurch erhalten. Eine „Evangelien-Harmonie" wie sie hier vorliegt, muß das allgemeine Interesse der christlich gebildeten Welt in Anspruch nehmen. Referent erinnert sich, aus dem Munde eines sehr unterrichteten, doch aber nicht der theologischen Gelehrsamkeit anheimgegebenen Laien das Urtheil gehört zu haben: „er habe aus diesem Buche mehr Erhebung des Gemüthes, mehr Ueberzeugung und Erbauung geschöpft, als aus hunderten von ascetischen und sogenannten erbauenden Schriften". Mit um so größerem Rechte können wir nicht umhin, wie dem Laien, der eine würdige, ernste Lectüre sucht, so auch besonders dem Seelsorgs-Clerus, Predigern und Katecheten das Studium dieses Werkes angelegentlichst zu empfehlen, überzeugt, daß Gedanke und Wort des Vortrages weit mehr dadurch gewinnen werden, denn durch alle die homiletischen Magazine, Predigtskizzen, Themata rc., dem gewöhnlichen Behelf des angestrengten Seelsorgs-Priesters.

Um von dieser farbenfrischen Darstellung unsers Verfassers eine kleine Probe zu geben, haben wir, mit Weglassung der rabbinischen Citate, das Kapitel XII des zweiten Theiles, überschrieben: „Kapharnaum", gewählt, doch nicht so, als hätten wir unter dem Schönen das Schönste, sondern nur unter dem Füllereichen das gedrängt Kürzeste herausgehoben.

„Kapharnaum war nur sechszehn Millien von Nazareth entfernt, eine jüdische Meile betrug zudem nicht acht, sondern nur achthalb Stadien oder Feldwege. Dreißig Stadien in die Länge, zwanzig in die Breite erstreckte sich die paradiesische Gegend am Westufer hin, die so den Namen Gennesareth trug, von Kapharnaum durchschlängelt. Deßhalb nannten die Juden bereits Bethsan „„die Stadt der Ruhe"", oder das alte Skythopolis im Süden des Sees das „„Thor des Paradieses"". Der reinste Aether wölbte sich über dieser duftenden Landschaft: hier reiften Weinstöcke, die mit Feigenbäumen sich gatten, zehn Monate im Jahre ohne einige Unterbrechung, und zeitigten von einer Höhe von dreißig Fuß, daß sie mit ihrer Ausbreitung die Hütten

der Menschen bedeckten, in ihrer blauen Fruchtfülle Trauben bis an zwölf Pfunde schwer, und Beeren Pflaumengroß; indem der Weinstock Palästina's an Größe und Menge der Trauben von keinem Weinstock der Erde übertroffen wird. Feigen und andere Früchte von der auserlesensten Güte kamen das ganze Jahr hindurch vor unter der mildesten Sonne. Die Producte von Gennesareth galten auf dem Markte zu Jerusalem für die besten. Eigene Schattendächer oder Zelte standen zu ihrer wechselweisen Einsammlung aufgeschlagen. Hier waren die Landhäuser der galiläischen Magnaten, wo sie des Sommers Kühlung genossen: und „„Fürstengärten““ ist selbst der Name der Landschaft, wenn wir mit den Rabbinen ihn so deuten wollen. Da prangten zwischen Villen und Gärten und Rebenhügeln in der Reihe Wallnußbäume, hochragenden Wipfels, die sonst nur in der Frische des Nordens wachsen, zur Behausung der galiläischen Wachtel, neben Palmen, die in der heißen Gluth des Südens gedeihen; und zur Einfassung der ganzen Gegend Maulbeerbäume, Feigen- und Oliven-Wälder, die ein gemäßigtes Clima lieben. Ja es schien", sagt der Geschichtschreiber Josephus am angeführten Orte, wo er den Wunderreiz dieser Gegend schildert: „„es schien, als habe sich die Natur Gewalt angethan, um unter diesem Himmelsstriche einen ewigen Frühling zu schaffen““. „Myrthenbüsche, Mandeln- und Olivenbäume, Granaten und Orangen und Pistazien, deren Früchte schon die Patriarchen sammelten (Genes. XLIII, 11.), erfüllten den Grund. Die Sonnenwärme, welche den weiten Kessel durchdringt, entwickelt selbst die Balsamstaude; die Melonen reifen hier einen Monat früher, als selbst in der Ebene von Akra und dem paradiesischen Damaskus. Dattelbäume, Citronen und Pomeranzen gedeihen im Ueberfluße, ja sogar Indigo und andere Südgewächse. Vor andern aber waren Genesareths Oelgärten berühmt, und die Oliven hierlands von ganz besonders lieblichem Geschmacke und aromatischer Süßigkeit. Noch jetzt", wie die Reisebeschreibungen melden, „hat Palästina keine Gegend, deren Naturreiz mit dieser Landschaft im Vergleich stünde".

„Dieser Erdstrich ist aber so ungemein fruchtbar darum, weil der Tiberiassee 535 Fuß unter dem Niveau des Mittelmeeres liegt, was so viel austrägt, als eine Lage um fünf Grade südlicher. Darum steigt hier in der Ebene von Hittin, jenem großen Todesfelde zur Zeit der Kreuzzüge in Sommermonaten die Hitze, selbst im Schatten, auf dreißig Grade Reaumur; ganze Bäche von heißen Quellen ergießen sich rings in den See, und so war Gennesareth unter der Vormauer hoher Gebirge gegen Norden und Osten ein natürliches Treibhaus für die Gewächse Arabiens wie Aegyptens".

„Dieses Eden also hatte der Gottmensch zu seinem Lieblingsorte erkoren, so lange er als Messias auf Erden weilte. Denn: „„Sieben Meere habe ich im Lande Kanaan erschaffen““, spricht der Herr im Munde der Rabbiner, „„aber nur eines von allen mir auserwählt, nämlich das Meer Gennesareth““! — Hier war er sicher! Ein leichter Kahn trug Ihn an's jenseitige Ufer in das Vierfürstenthum Ituräa. Eine nahe Brücke führte Ihn über den Jordan nach dem Lande Syrien hinaus. Ein Bergrücken überschritten, und Er war in Phönizien, im Gebiete von Tyrus und Sidon. So lag Kapharnaum in Mitte der drei Länder, wie Palästina im Centrum der drei Welttheile, und bildete, wie wir sehen werden, einen Vereinigungspunkt vieler Völker, recht geeignet, um von hier den Ausgang der Weltreligion vorzubereiten.

großen Rufes vorzüglicher Weisheit erfreut. Täuschen wir uns nicht völlig, so enthält der Abriß ihrer Lebensgeschichte treffende Antworten auf viele ausgesprochene Beschuldigungen. Die Nonne, von der wir sprechen, hieß Charitas Pirkheimer, Abbtissin des St. Clara-Klosters in Nürnberg.

Die hauptsächlichste Quelle, welcher wir nachstehende Nachrichten entnehmen, sind die eigenen Briefe der Charitas, welche sich in der Ausgabe der Werke ihres Bruders, Wilibald Pirkheimer von Goldast, befinden, so wie des letztern Werke selbst.

Charitas Pirkheimer ward als eine Zierde ihres Geschlechtes und ihrer Vaterstadt gepriesen, und von den ersten Männern der Nation mit hoher Verehrung genannt. Der berühmte Celtes sandte ihr seine Werke mit ehrfurchtsvollen Zuschriften, welche sie zwar in sehr demüthiger, aber ihrem Berufe angemessener würdiger Weise beantwortete. Sie beschwört unter anderem den Gelehrten über den heidnischen, nicht die christliche Wissenschaft und die heil. Schrift zu vernachläßigen, nicht das Himmlische dem Irdischen, nicht den Schöpfer dem Geschöpfe nachzusetzen. Sie dringt mit aller Innigkeit in ihn, sich nicht immerfort mit den Mährchen von Jupiter, Venus und Diana zu beschäftigen. Die wahre, unverlierbare Weisheit liege in der heiligen Schrift beschlossen. Als Charitas diesen Brief schrieb im Jahre 1502 am 28. April, war sie noch nicht Abbtissin. Derselbe Celtes pries sie in einer schönen lateinischen Ode, worin er insbesondere ihre Gelehrsamkeit hervorhebt, und sie eine Zierde des deutschen Vaterlandes nennt *). Die Correspondenz wurde in lateinischer Sprache geführt.

Ein anderer Zeitgenosse und Landsmann, Dr. Christoph Scheurl, Syndikus der Universität Bologna, und in der Folge vom Churfürsten Friedrich als Rechtslehrer nach Wittenberg berufen, widmete ihr ein Werklein, und erhob sie in

*) Goldast 341 u. 343.

der Zueignung als die Krone ihres Geschlechts, gleich ausgezeichnet durch Anlagen und Glücksgüter, durch Wissenschaft und Keuschheit, durch Schönheit und Abkunft. Aber erkennend die Hinfälligkeit aller äußern Vorzüge habe sie unermüdet nach Wissenschaft gerungen und ihr Ziel erreicht. Ihre Briefe und Reden, welche sie verfaßt in lateinischer Sprache, zeichnen sich aus und ziehen an durch Scharfsinn, Schönheit, Gelehrsamkeit und eine ihnen eigenthümliche, jungfräuliche Anmuth. Wissenschaft stehe mit der Religion in innigstem Bunde, und beide heben sich gegenseitig. Das sey ihr bald klar geworden, weßhalb sie auch in den Orden der heil. Clara getreten sey. Lange habe sie dort das Licht der Frömmigkeit, der Gelehrsamkeit und jeglicher Tugend leuchten lassen, bis man sie einstimmig zur Abbtissin gewählt *). Ihr Wandel sey Muster und Vorbild für ihre Untergebenen **).

Derselbe verfaßte neun Jahre später einen Abriß des Lebens eines Verwandten des Dr. Anton Kreß, Propstes zu St. Laurenz in Nürnberg, worin unter andern wohlthätigen Vermächtnissen dieses ausgezeichneten Geistlichen angeführt wird, daß er dem St. Claraklostер, dem er „in Ansehung der Tugenden der Charitas vorzüglich zugethan war", hundert Ducaten bestimmt habe. Scheurl fährt dann weiter fort: diese Frau ist eine hohe Zierde und ein Schmuck ihres ganzen Geschlechtes, welche alles in sich vereinigt, was einer ausgezeichneten Frau zum Lobe gereichen kann ***). Es ist darum herkömmlich in Nürnberg, daß alle, welche durch Geist und Macht über andere hervorragen, auch die Geschicklichkeit, Gelehrsamkeit, Bildung, Beredsamkeit, Weisheit und Unbescholtenheit der Charitas bewundern und verehren.

*) Im Jahre 1504.

**) L. c. 340.

***) Quae mulier universi foeminei sexus singulare decus et ornamentum praecipuum habetur, denique quidquid in egregiam foeminam laudis dici potest, et in hac una beneficio naturae collatum est.

Ihrer erwähnt auch der gelehrte und mit den ersten Männern in Nürnberg wohlbekannte Kilian Leib, Prior zu Rebdorf — der Freund Pirkheimers und Reuchlins, und vertraut mit dem griechischen und lateinischen Alterthume *). Er nennt die Abbtissin eine jeder Ehre würdige, mit dem Schmucke der Keuschheit und jeder Tugend gezierte Jungfrau.

Eine jüngere Schwester der Charitas, Clara, war Nonne desselben Klosters. Sie strebte ihrer Schwester würdig nach im Eifer für wissenschaftliche Bildung. Auch Clara war der lateinischen Sprache mächtig, und eifrig bemüht: ihren Geist zu nähren mit der Lectüre der Kirchenväter und insbesondere mit dem Studium der heil. Schrift. Es ist wohl zu bemerken, daß in diesem Nonnenkloster die heil. Schrift gekannt und geehrt wurde, bevor Luther in Deutschland sich bekannt gemacht hatte. Schon ein Jahr zuvor, ehe Luther seine bekannten Thesen an der Kirchenthüre zu Wittenberg anschlug, schrieb Wilibald Pirkheimer an Erasmus: Es grüßen dich meine beiden Schwestern, die Abbtissin der heil. Clara und die Nonne derselben, welche unermüdlich deine Schriften zur Hand haben, vorzüglich aber am neuen Testamente (welches Erasmus in der Ursprache mit einer Uebersetzung 1516 herausgegeben hatte) großes Vergnügen finden. Diese beiden Frauen übertreffen in Gelehrsamkeit viele Männer, welche sich für wohlunterrichtet halten **). Wie sie emsige Schülerinnen des großen Erasmus waren, so fanden sie auch Vergnügen an den gelehrten Arbeiten Reuchlin's, welcher sich darüber nicht weniger erstaunt als erfreut zeigt ***).

Wilibald Pirkheimer widmete seiner Schwester, welcher

*) Aretin hat seine Chronik bis zum Jahre 1523 inclus. in seinen Beiträgen herausgegeben. Sie hat viele gute Nachrichten und schildert die Zustände der damaligen Zeit sehr lebhaft. Schade, daß Niemand den Rest von 1524 bis 1549 bekannt macht.

**) Goldast 269.

***) L. c 259.

er mit zärtlicher Liebe zugethan war, mehrere Werke. Zuerst die Uebersetzung einer Abhandlung des Plutarch: de sera numinis vindicta — aus dem Griechischen. Auch er erhebt rühmend ihren Eifer für die Wissenschaft, welchem sich ein rühmliches Streben nach Frömmigkeit des Lebens anschließe. Indem er sie seine vortreffliche Schwester nennt, schließt er mit der Bitte, die von gleichem Ernste beseelte Schwester Clara in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen zu unterstützen*). Dann eignete er ihr zu die Schriften des heil. Fulgentius, welche er 1520 bei Koberger herausgab. Er weiß, daß ein solches geistliches Geschenk seinen Schwestern mehr Freude machen werde, als die kostbarsten vergänglichen Sachen, und nicht bloß ihnen, sondern dem ganzen jungfräulichen Verein, welcher sich eben so auszeichnet durch Gelehrsamkeit und Wissenschaft, als durch Reinheit der Sitten und Frömmigkeit des Lebens.

In einem schönen Briefe dankt Charitas diesem ihrem Bruder und Lehrer für ihr geliehene Bücher, namentlich für die Gesänge des Prudentius und für einen Band der Werke des Hieronymus, der ihr vor allen Andern werth ist. Von den Gesängen jenes christlichen Sängers waren ihr zwar schon manche bekannt aus dem Chorgebet, aber es ist ihr desto lieber, auch den Dichter zu kennen. Ueberhaupt sind ihr derlei Schriften ein köstlicher Schatz über Gold und Edelstein. Sie und Clara finden sich in der Lesung solcher Werke getröstet und erhoben, und sie werden fortwährend mit Herzensfreude lesen, was ihnen zum Heile dienen kann**).

Sechs Reden des heil. Gregor v. Nazianz übersetzte Pirkheimer in die lateinische Sprache, zum Theil in der Absicht, damit seine Schwestern in denselben Erbauung finden können, im Jahre 1521. Der jüngern Schwester dedicirte er Sententiosa capita sanctissimi Episcopi et Martyris Nili ex graeca lingua in latinam versa.

*) L. c. 230 im Jahre 1513.
**) L. c. 345 im Jahre 1519.

Bisher stand Charitas, wie wir schon sahen, in hoher Achtung bei ihren Zeitgenossen, und insbesondere bei ihren Mitbürgern; bisher galt sie als Zierde ihrer Nation und als Ruhm ihrer Vaterstadt. Alles das änderte sich sehr schnell, nachdem die lutherische Bewegung auch in Nürnberg Beifall und Anschluß gefunden hatte. Für die Abbtissin kamen die Tage der Prüfung. Es sollte sich nun zeigen, ob sie nur eine gelehrte und geistvolle Frau, oder ob sie auch noch den höhern Schatz des festen Glaubens und der jede Prüfung aushaltenden Anhänglichkeit an die katholische Kirche besitze, und ob der Geist der Kirchenväter auch wirklich und in Wahrheit sie durchdrungen habe?

Wir werden vernehmen, wie Charitas unter den schwersten Versuchungen und Bedrängnissen mit ihrem ganzen Convente muthig und unerschütterlich ausgehalten habe zu einer Zeit, als so viele Männer sich zu einem Abfalle hinneigten, oder wirklich sich der Neuerung anschloßen; als selbst ihr hochgelehrter und geliebter Bruder „auch gut lutherisch gewest". Noch erhitzt von dem Reuchlin'schen Streite, an dem Wilibald sehr großen Antheil genommen, hoffte er beim ersten Auftreten des wittenbergischen Reformators, daß „die römische Büberei, desgleichen der Münch und Pfaffen Schalkheit sollt gebessert werden". Die Täuschung währte freilich nur so lange, bis sich ihm die Wahrnehmung aufdrängte, daß „sich die Sach also geärgert, daß die evangelischen Buben jene Buben fromm machen"; vorzüglich war es „das schändlich, bös und sträflich Wesen, so die Pfaffen und ausgelaufen Münch treiben, . . welche dabei die Leut mit gesehenden Augen blind reden und sagen, man kann sie aus ihren Werken nicht urtheilen". Auch die „Ungläubigen litten nicht solch Schalkheit und Buberei unter sich, so die, so sich evangelisch nennen", treiben . . . „keine Gottesfurcht, keine Lieb des Nächsten, Hinwerfung aller Ehrbarkeit und guter Sitten, Kunst und Lernung und nach nichten anderm trachten, dann des Leibes Wollust, Ehr, Gut und

Geld“. Freilich, wenn man „sy höre süssiglich von dem Glauben und dem heiligen Evangelio reden“, könnte man „meinen es sey eitel Gold, das gleißt“; an sich aber ist es „kaum Messing“. „Wenn ihr dann sollt wissen, wie es mit den Ehsachen zugeht, wurdet ihr euch zumal wundern, und wo der Nachrichter da nit vorhanden wäre, wurde gänzlich Res publica Platonis aus der Sach“ *).

Wollte man der Versicherung Ranke's Glauben schenken, so nahm die Einführung der Reformation in den meisten Städten einen sehr harmlosen Gang; die Reformatoren waren so fern von aller Gewaltsamkeit und von allen nicht lediglich auf Belehrung und Ueberzeugung hinwirkenden Mitteln, daß selbst das blödeste Auge bald zur Einsicht gezwungen wird, es habe hier nur allein der Finger Gottes gewirkt. So erwähnt er auch II. 454., wie wunderbar ruhig, friedlich und erbaulich sie ihren Einzug in Nürnberg feierte. Nur so ganz im Vorbeigehen wird zugegeben, „daß der Rath auch einige große politische Vortheile damit erwarb“. Die Neuerung wurde in Nürnberg eingeführt, und ihre Wirkungen machten sich sehr bald auch dem St. Clara-Kloster fühlbar. Die Schicksale desselben werden wir darstellen mit den Worten Wilibald's und der Charitas. Von jenem besitzen wir das Fragment eines Briefes an Melanchthon, und eine Schutzrede im Namen der Nonnen an den Rath gerichtet, von die-

---

*) Murr, Journal zur Kunstgeschichte und allgemeinen Literatur X. 40. Auch in einem Briefe an den Dr. Zasius von 1527 — Zasii Epistolae ed. Riegger. 505. sperabam sub initium libertatem aliquam sed spiritualem nobis affulsuram. Verum ut cernere licet, ita omnia *in carnis vertuntur delicias*, ut ultima longe prioribus pejora existant. Utinam Norimbergenses mei aliquando oculos aperire et non ita *seductoribus quibusdam* se abutendos praebere incipiant. Tametsi non omnes sint excoecati, vincit tamen major pars, quae quotidie experitur, num Dei honor aut utilitas propria quaeratur.

ser einen Brief an eine Magistratsperson in Nürnberg. Diese Documente stimmen auf's genaueste miteinander überein. Sie sind wahrscheinlich insgesammt vom Jahre 1526. Gegen die Richtigkeit der in denselben erzählten Thatsachen dürfte kaum ein Zweifel obwalten. Ehe wir aber den Inhalt derselben vorlegen, müssen wir eines Briefes erwähnen, welcher uns einen Blick in das Innere des Klosters und in die Gemüthsverfassung der Charitas eröffnet, dieser aber viel Verdruß und Kummer verursachte. Charitas, andere nach sich bemessend, setzte bei ihren gelehrten Zeitgenossen anfänglich dieselbe Anhänglichkeit an die katholische Lehre und Kirche, denselben regen Eifer für ihre Institutionen und dieselbe Entschlossenheit in Abwehr aller Angriffe voraus, welche sie in ihrer eigenen Seele trug. Es war ihr unbegreiflich, warum sie sich nicht wie ein Mann erhoben, um sich wie eine feste, undurchdringliche Mauer zum Schutze und zur Vertheidigung um ihre Kirche zu schaaren. Es war ihr höchst peinlich, sie unaufhörlich den ärgsten Schmähungen und Angriffen bloßgestellt zu sehen, ohne daß sich auch nur eine entschiedene Stimme für sie hätte vernehmen lassen. Sie war deßhalb innigst erfreut, als der vielgeschmähte Hieronymus Emser gegen Luther in die Schranken trat. Eifrig las sie dessen Streitschriften, und ließ sich's angelegen seyn, auch ihre Untergebenen mit ihrem Inhalte bekannt zu machen. Sie wurden bei Tische vorgelesen. Oft hatten sie diese aufgefordert, dem Verfasser ihren Dank kund zu geben. Charitas schrieb endlich an Emser einen Brief, worin sie ihm ihre große Freude über den Eifer, womit er die Kirche vertheidige, ausdrückt, und ihm im eigenen und ihrer sechszig Kinder Namen dankt. Sie muntert ihn auf, in seinem Unternehmen fortzufahren; im geistlichen wie im weltlichen Stande gebe es noch Viele der Katholiken, welche des Trostes und der Stärkung bedürfen. Anderer Seits fresse das Uebel täglich um sich, und es habe

*) Am 6. Juni 1522. Riederer, Nachrichten Kirchen-, Gelehrten- und Büchergeschichte I, 195.

auch in Nürnberg „allermeist der Regenten halbe“ seine Verheerungen angerichtet.

Dieser Brief wurde bekannt und mit äußerst pöbelhaften, anzüglichen Glossen gedruckt. Die Aeußerung in Betreff der Gewalthaber ihrer Vaterstadt gereichte am meisten zum Anstoß. Selbst ihr Bruder war mit ihr unzufrieden, und meinte, es würde sich besser für sie geziemt haben, sich mit dem Spinnrocken zu befassen, und solche Händel den Männern zu überlassen. Es scheint ihn auch der Umstand aufgebracht zu haben, daß sie damals seinen Rathschlägen kein Gehör geben wollte. Welcher Art diese gewesen seyen, wissen wir zwar nicht, allein sie lassen sich errathen, wenn man erwägt, daß eben damals Pirkheimer noch „gut lutherisch“ gewesen. Einen Rath, welcher aus einer solchen Ueberzeugung hervorging, konnte Charitas nicht annehmen. Indessen war jener Brief nicht geeignet, die Lage der Abbtissin und ihres Klosters zu verbessern. Wahrscheinlich würde der Rath der Sache ein schnelleres Ende gemacht haben, wären nicht die meisten Nonnen Töchter der Stadt gewesen, welche zum Theile den einflußreichsten Geschlechtern angehörten. Zudem war das Kloster nicht vermöglich, und bot also der Habgier wenig Reiz dar.

Man schlug also einen andern Weg ein. Pirkheimer erzählt in dem schon erwähnten Briefe an Melanchthon, dem er befreundet war, wie folgt: Zu einer Zeit, als er für seine Töchter wohl gesorgt zu haben glaubte, wenn er ihnen den Eintritt in's Kloster gestattete, habe er zwei derselben in das St. Clara-Kloster eintreten lassen, wo sich seine beiden Schwestern ohnehin schon befanden. Die Seelsorge im Kloster haben bisher die mindern Brüder besorgt. Der Rath habe aus hinreichenden Gründen sich veranlaßt gefunden, ihnen die Seelsorge zu nehmen. Die Nonnen wollten sich nun andere Beichtväter aus dem Stande der Weltpriester auswählen. Allein der Rath gestattete solches nicht, und wollte nur solche zulassen, die er selbst gewählt und approbirt

hätte. Diese weigerten sich die Nonnen anzunehmen, in der Meinung, die Beicht sey frei und müsse es seyn. So kam es nun, daß sie lieber auf den Trost der Sacramente verzichten wollten, als sie empfangen aus den Händen solcher Menschen, welchen sie kein Vertrauen schenken konnten. Pirkheimer fährt fort: Und in der That sind es auch solche Menschen, denen ich mein Gewissen nicht gerne eröffnen möchte *). Alle diese Kränkungen ertrugen die Nonnen, obgleich mit bitterem Schmerz.

Der Rath schickte überdieß seine Prädicanten, um ihnen Gottes Wort vorzutragen. Dieses Auftrages entledigten sie sich indessen auf eine so schmähliche und hochmüthige Weise, „daß die armen Frauen statt besser nur störischer wurden". Dazu kömmt, daß die Handlungen jener Männer ihren Worten durchaus nicht entsprechen. Die Nonnen schenkten darum ihnen auch keinen Glauben, mißtrauen ihrer Lehre und es entgeht ihnen nicht, daß den Prädicanten Gottes Wort nur Vorwand sey, dem Eigennutze zu fröhnen. Nun glauben sich diese verachtet, sie schreien, lästern, gebährden sich wie wahnsinnig und bemühen sich aus allen Kräften die Erbitterung des großen Haufens gegen die Nonnen zu erregen. Sie sagen sogar: man müsse sie mit Gewalt zwingen, da sie sich nicht wollen weisen lassen. Als die Frucht ihrer Bemühung hat sich nun schon die Meinung festgesetzt, es sey eine Gott wohlgefällige Handlung sie zu beleidigen oder zu mißhandeln. Selbst Weiber und unter ihnen solche, deren Kindern alle möglichen Liebesdienste erwiesen worden, erlauben sich dergleichen. Es herrscht solcher Haß gegen die Nonnen, daß nur zu verwundern, wie das Kloster der Plünderung und Zerstörung bisher noch entgehen konnte. Die Furcht aber, in welcher die Frauen beständig schweben, ist bitterer als der Tod selbst. Wärest du Zeuge aller dieser

*) Et profecto tales erant, ut nec ego lubens delicta mea illis manifestassem.

Ränke, dieser Vorspiegelungen und Anreitzungen, denen die armen Frauen täglich ausgesetzt sind, du würdest dich der Thränen nicht enthalten können. So weit Pirkheimer.

Charitas wankte nicht und ertrug alle Anfechtung mit heldenmüthiger Standhaftigkeit *). Gleich anfangs entriß man mit Gewalt drei Nonnen dem Kloster, eine vierte ließ sich zum freiwilligen Austritte überreden. Es ging dabei so stürmisch zu, daß Charitas vollständige Plünderung besorgte. Bei den übrigen nützte weder Ueberredung noch Drohung. Es waren noch sechszig an der Zahl im Kloster, fest entschlossen lieber alles zu erdulden, als ihrer Religion und den beschwornen Gelübden untreu zu werden. Der Rath fand ferner nöthig ihnen das Ordenskleid zu untersagen; es mußten die Fenstergitter hinweggenommen werden; es wurde der Befehl ertheilt zu gestatten, daß Jedermann ohne Zeugen mit jeder Nonne sprechen dürfte. Wenigstens hoffte man durch die geöffneten Fenster und Thüren nach und nach das neue Licht einzuschmuggeln. Endlich belegte man das Kloster mit ganz neuen, zum Theile willkührlichen Auflagen, und entzog den Nonnen den nöthigen Lebensunterhalt. Auf diese Weise sollten sie zur Nachgiebigkeit gebracht werden. Lieber wollten die Frauen Wasser trinken und die schmalste Kost genießen, als mit Hintansetzung ihres Gelübdes ihr Kloster verlassen, und mit beflecktem Gewissen in die Welt zurückkehren.

Endlich im Jahre 1526 schien die Geduld des Raths der Stadt Nürnberg erschöpft gewesen zu seyn. Man wollte der halsstärrigen Nonnen, die schon durch fünf volle Jahre lieber alles Trostes der Religion entbehrt, als die Prädicanten als Diener derselben hatten anerkennen wollen, entweder auf die eine oder die andere Art los werden. Ein Mitglied des Rathes war, wie wir vermuthen, beauftragt den

*) Nihil Lutheranismi in Monasterium passa est irrepere et si quando quippiam tentavit illabi, *magna masculaque* mente obstitit, Leib l. c. s. IX. 1012.

letzten gütlichen Versuch zu machen. Gewiß ist, daß dasselbe mit der Charitas verhandelte und sie zum freiwilligen Austritte aus den Kloster zu vermögen suchte. Drohungen sollten den gütlichen Vorstellungen Nachdruck geben. Die Antwort der Abbtissin ist uns erhalten; leider nicht mehr in der Ursprache, sondern in lateinischer Uebersetzung. Sie entschuldigt sich, wenn sie den Wünschen und dem Ansinnen des Raths nicht entsprechen, sondern bei ihren früheren Erklärungen verharren müsse. Es wäre Heuchelei, welche man ihr nicht zumuthen werde, wenn sie um menschlicher Rücksichten willen, aus Furcht vor Drohungen ihre wahre Gesinnung verläugen wollte. Tag und Nacht flehe sie um Erleuchtung und Wachsthum im wahren Glauben; aber bis jetzt habe sie Liebe zur neuen Lehre noch nicht gewinnen können.

Jenes Rathsglied hat ihr Vorwürfe gemacht, die zum Theile persönlich waren; andere, welche den ganzen Convent und überhaupt die katholische Kirche, ihre Lehre und Disciplin betrafen.

In Betreff der ersteren führen wir die Erwiederung der Charitas selbst an; diese wollen wir beantworten mit ihren Worten und mit denen ihres Bruders, deren er sich in der schon erwähnten Schutz- oder Bittschrift an den Rath bediente. Sie sind eigentlich nur eine weitläufigere Ausführung dessen, was Charitas kürzer gesagt hatte.

Man warf ihr vor, daß sie sich durch den Einfluß von zwei schändlichen und gewinnsüchtigen Meßpfaffen leiten lasse. Wahrscheinlich meinte man ein Paar Franciscaner, deren geistlicher Führung die Nonnen bis 1521 untergeben waren.

Sie hingegen betheuert, daß sie nie in ihrem Leben sich bei jenen Bezeichneten Raths erholt habe, noch bei Andern, welche ihnen ähnlich. Die Beklagenswerthen wissen sich ja selbst nicht zu rathen. Sie getraut sich nicht einen Menschen zu richten, spricht aber ihre entschiedenste Mißbilligung aus

gegen allen Handel mit Messen, oder andere derlei schlechte Künste.

Ein fernerer Vorwurf war: sie sey spitzfindig und scharfsinniger, als wünschenswerth, — versteht sich in Vertheidigung ihrer Irrthümer. —

Sie erklärt diese Bemerkung als einen Spott, welchen sie sich im Bewußtseyn ihrer Gebrechlichkeit und ihres Elendes gern wolle gefallen lassen. Nie wäre ihr Weisheit nothwendiger gewesen als jetzt, um in ihrer schwierigen Lage entscheiden zu können, was zu thun und was zu lassen. Doch scheine, daß auch die Männer, nicht nur die von der Parthei des Papstes, sondern auch welche sich nach den Evangelium nennen, die Gabe richtiger Einsicht in dieser Zeit verloren haben, da Viele die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi unter der Hülle des Brodes und Weines in Abrede stellen, deßungeachtet aber behaupten, dieses sey Gottes Wort. Sie indessen ist des festen Vertrauens, Gott werde ihr seine Gnade und sein Erbarmen nicht entziehen. Es ist ihr ernster Wille nach derselben mit allen Kräften der Seele zu ringen und seinen Willen zu erfüllen.

Der Vorwürfe, welche man den Nonnen insgesammt machte, waren hauptsächlich drei:

1. Sie vertrauen auf äußere Werke, auf ihre Gelübde und ihre Regel, sie halten sich an Menschensatzungen.

Hierauf erklärte die Abbtissin und ihr Convent: es sey ihnen wohl bekannt, daß sie nur allein auf Gott und Jesus Christus, welcher uns durch Leiden und Sterben erkauft hat, vertrauen dürfen. Es ist ihnen eben so bekannt, daß der Gerechte aus dem Glauben lebt; und nicht durch die Werke des Gesetzes gerechtfertigt wird, sondern durch die umsonst ertheilte Gnade und die Erlösung in Jesus Christus. Auch nach ihrem Glauben sind die Werke des Ungläubigen ungeachtet des glänzendsten Scheines zur Seligkeit nicht gedeihlich.

Dieses sind nur jene Werke, welche im rechten Glauben gewirkt, und in der Liebe vollbracht werden *). Aber sie ver-

*) Nach Ranke's Darstellung hat auch im Nonnenkloster der heiligen Clara zu Nürnberg das Lutherthum, ohne daß es die Nonnen ahnten und wußten, Eingang gewonnen. Dieser neueste Geschichtschreiber behauptet mit einer Zuversichtlichkeit, als wäre er wirklich davon überzeugt, daß Luther die Nothwendigkeit eines sittlich guten Lebens und des Wohlverhaltens überhaupt durchaus nicht bestritten habe, sondern nur gewisser kirchlicher Handlungen (IV. 483). Er behauptet kecklich, daß die Lehre von dem lebendigen Glauben, welcher durch Liebe thätig ist (fides formata) eigentlich die Lehre der Reformatoren sey. (L. c. 210). Die Katholiken, so lehrt er ausdrücklich, seyen durch die Rückwirkung der Reformation am Ende auch zu derselben zurückgekehrt — namentlich im Concil von Trient. (I. 246.) Das sey auch Möhlers Grundfehler, daß er das tridentinische Dogma als die Lehre betrachte, von der die Protestanten abgewichen seyen, da sich dasselbe vielmehr erst durch eine Rückwirkung des Protestantismus gebildet.

Wir hatten in der That von jeher eine hohe Meinung von der Kühnheit der sogenannten protestantischen Geschichtschreibung, müssen aber gestehen, unsere Erwartung in diesem Falle weit übertroffen zu sehen. Bei Ranke ist nicht vorauszusetzen, was Karl Adolf Menzel von vielen Geistlichen seiner Confession behauptet: „Wie häufig kömmt es nicht vor, daß eifrige Protestanten, selbst Geistliche, die in andern Stücken gut unterrichtet sind, bei Controversen über die Lehren vom Werth des Glaubens und der Tugend das, was ihre eigene Kirche als Hauptwahrheit lehrt, der andern Kirche als Grundirrthum zum Vorwurfe machen". (Vorrede zum zweiten Band der Neuern Geschichte.) — Meint denn Ranke, wir kennen Luthers Aeußerungen nicht, der geschrieben: „Darum ist nur ungeheurs unnutz's gewesche, wie die tollen Sophisten (Katholiken) sagen vom *fide formata*, das ist von dem Glauben den seine rechte Art und Gestalt von der Lieb empfahen sol, gelernt haben. Denn allein der Glaube macht gerecht, der durch's Wort Christum ergreifet .. und nicht der glaube der die Liebe in sich schleußt".?

Wir kennen auch jenes berufene Kraftwort an Melanchthon:

abscheuen den bloßen Wortglauben, dem die Werke widersprechen. Aus den Früchten erkenne man ja den Baum.

„Pecca fortiter sed fortius fide ... von dem (Lamme Gottes) wird uns keine Sünde abreißen, ob wir auch tausend und tausend Mal an einem Tage hurten und mordeten".

Was Ranke als Erfindung der Reformation anpreisen möchte, war durch Jahrhunderte herab Lehre der Kirche, und war es auch beim Ausbruche der Reformation. Man nehme jedes beliebige Erbauungsbuch zur Hand, z. B. die auch damals schon sehr verbreitete Nachfolge Christi — überall dieselbe Lehre. Ja selbst der von Ranke mit affectirter Geringschätzung behandelte Eck wußte das offene Geheimniß schon 1525, als er sein Enchiridion locorum communium adversus Lutherum zum ersten Male herausgab. Da hieß es wörtlich: *Fatemur iustum ex fide vivere, est enim fides fundamentum spiritualis aedificii ... quod haereticus assumit — ex sola fide, lacerat et falsificat textum.* Oder in der deutschen Bearbeitung: Hie sieht man das was ist, wie S. Augustin sagt: Das dise ketzerei (dan sie ist vralt), sey entsprungen auß St. Paulus worten vnrecht verstanden. Dann Abacuc vnd Paulus sagen: der gerecht lebe auß dem glauben, Dieweil der glaub ein fundament vnd grundueste ist des gaistlichen baues, wie S. Paulus sagt, Darum spricht er: auß dem glauben (Ex) als von ein vrsprung vnd anfang anzuzaigen, die vollkommenheit des christlichen lebens ward erfüllt von vnd durch die lieb".

Auch die Zeitgenossen vermochten nicht Luthers Lehre nach der Ansicht Ranke's aufzufassen. So schrieb Erasmus, dem es eben an Scharfsinn nicht mangelte, 1530: „In Anbetracht des ewigen Heils kömmt es (nach der neuen Lehre) nicht darauf an, ob die Werke gut oder böse sind; glaube nur, daß er (Christus) um deiner Erlösung gestorben sey und du hast die Seligkeit, deine Werke mögen beschaffen seyn, wie sie wollen. Siehe auch den Brief des Zasius an Zwingli: Zasii Epist. ed. Riegger. 518. Es ist das schönste Zeugniß für die Kirche und das beschämendste Eingeständniß von Seite der Reformation, wenn ein Mann von dem Rufe Ranke's zu solch' niedrigen Verdrehungen seine Zuflucht nehmen, und die Lehre des Stifters seiner Kirche schimpflich ableugnen muß, weil er sie nicht vertheidigen kann.

und es ist eine eitle Beschönigung, zu behaupten, man lebe nicht mehr unter dem Gesetze, sondern im Reiche der Gnade. Es läßt sich nicht errathen, weßhalb sich die Gegner den guten Werken so feindselig bezeigen.

Ihr eigentliches Verbrechen in den Augen ihrer Feinde, so fahren die Nonnen fort, ist, wie ihnen wohl bekannt, ihr Festhalten an ihren Gelübden, ihr Verbleiben im Kloster und namentlich das Gelübde der Keuschheit.

Könnten sie die Ueberzeugung gewinnen, es sey Gottes Wille, das Kloster zu verlassen, so würde sie augenblicklich ausziehen. Es sey nicht ein reiches, verzärteltes Leben, was sie festhalte. Auch wissen sie wohl, daß um des Bleibens willen ihnen die Seligkeit nicht gewiß sey.

Indessen schreie man ihnen täglich in die Ohren, daß solche Dinge gleichgültig. Man möge also auch ihnen Freiheit lassen. Die Apostel haben gemeinschaftlich gelebt; warum wolle man denn gerade sie hindern, dem Beispiele derselben zu folgen? Hurenhäuser duldet man. Und gesetzt, sie wären nun durch die Fluth von Verleumdungen wirklich veranlaßt worden, das Kloster zu verlassen, wohin sollten sie sich dann wenden? Heirathen oder dienen antwortet man. Unter sechszig Nonnen haben sieben schon das siebenzigste Lebensjahr überschritten; mehr als fünfzehn das fünfzigste, Kranke und Bresthafte abgerechnet. Wie könnten diese heirathen oder dienen? Wo würden auch die jüngern, falls sie abfielen, Männer finden? Warum sie nöthigen, da sie in Frieden, Eintracht und Liebe bei einander leben?

Nur der Gewalt werden sie weichen, da ihnen nicht erlaubt sey zu zerstören, was sie nicht gebaut, oder zum eigenen Nutzen anzuwenden, was nicht ihr Eigenthum.

Um das Urtheil der Menschen kümmern sie sich nicht.

Auch locke sie das Beispiel ihrer Gegner nicht zur Nachfolge. Deren früheres wie ihr gegenwärtiges Leben zeige zur Genüge, was sie zum Austritte aus dem Kloster vermocht.

Das blödeste Auge müsse wahrnehmen, daß sie nicht der Geist, sondern das Fleisch getrieben habe.

Ihr Hauptverbrechen sey nur allein die gelobte Jungfrauschaft und Enthaltsamkeit. Das bringe ihre Gegner am meisten gegen sie auf. Wollten sie diese wegwerfen und unter die Füße treten, wollten sie das Kloster verlassen und einem ehrlosen Gewerbe nachhängen, dann würden sie urplötzlich, und ohne Bedenken, als gute und gläubige Weiber und Christinnen, und als evangelische Personen gelten können.

Doch nie werden sie ihr Gelübd brechen, so sehr man auch über sie schmähen möge. Wohl sey die Ehe ein löblicher Stand, aber nicht weniger die freiwillige Jungfrauschaft. Wenn nicht allen die Gabe verliehen sey, sie unbefleckt zu bewahren, so werde sie darum auch nicht Allen versagt. Woher doch die zärtliche Sorgfalt gerade in diesem einzigen Falle, da man sich sonst nicht im mindesten ihrer annehme? Ihnen sey die eigene Schwachheit nicht unbekannt, aber die Gnade Gottes wirkt das Wollen und Vollbringen, und durch sie ist nicht nur äußere, sondern auch innere Unbeflecktheit zu erhalten möglich. Will eine der Nonnen dem Befehle des Rathes Gehör geben und das Kloster verlassen; will sie zur Ehe schreiten, so mag sie gehen, heirathen und der fleischlichen Freiheit genießen. Nur wolle man keine hiezu zwingen, wie das schon geschehen ist.

Es ist natürlich, daß Luther die Richtigkeit des „gottlosen Gelübdes der Keuschheit“ dargethan hat. Warum sollte er sich selbst verdammen? — Sie haben die heil. Väter und Lehrer der Kirche eines andern belehrt.

Eifer für das Seelenheil ist es nicht, was diese Herren veranlaßt, die Frauen aus dem Kloster heraus und in den Ehestand hinein zu drängen; denn ist es ihnen gelungen, eine Nonne zum Austritte zu verlocken, so hat ihre Sorge ein Ende, mag aus ihr werden, was da will. Daher kommen die Klagen dieser Unglücklichen, daß man sie elendiglich be-

trogen; daher ihre Verzweiflung und ihr Versinken bis zur öffentlichen Preisgebung. Es ist beweinenswerth, solche Gefäße des Herren der öffentlichen Wollust hingeopfert zu sehen! Indessen scherzen diese christlichen Männer und lachen darüber, sagend: Sie werden schon aufhören, wenn das Maaß der Schande voll ist. Die schlechteste Hure ist dennoch mehr werth, als die beste Nonne. Solches redet man in ihre eigenen Ohren".

Solche Reden wären unglaublich, noch unglaublicher, daß je die Prädicanten sie selbst vor den Nonnen ausgesprochen hätten. Die Abbtissin hat sie dem Rathe gegenüber bezeugt, es kann kein Zweifel obwalten.

Dann heißt es weiter: „Es ist nur allein der laute Vorwurf des Gewissens, was diese Menschen auf der Bahn des Lasters vorwärts treibt. Der Anblick eines solchen, welcher in der Furcht des Herrn wandelt und sich einer strengen Zucht unterwirft, ist ihnen ein schwerer Vorwurf. Sie möchten die eigene Schmach gerne bedecken mit dem Fehltritte Aller. Sich von dem schwächern Geschlechte in Beständigkeit und Enthaltsamkeit übertroffen zu sehen, ist diesen vortrefflichen Männern vollends unerträglich. Ein neuer Stachel ist ihr Geldgeiz und ihre Habgier. Sie nähren sich mit der Hoffnung, die Güter der ausgejagten Nonnen in ihre Gewalt bringen zu können. Wir, sagen diese, sollten ihrem Beispiele nachfolgen, unsere Güter versteigern und den Erlös (mit Vorbehalt eines, versteht sich, reichlichen Lebensunterhaltes) den Armen schenken"!

„Diese Menschen bleiben nach Abwerfung des Ordenskleides in den Klöstern sitzen, fressen und saufen Tag und Nacht, und nehmen keinen Anstand, in ihrer Frechheit sich ihrer Freigebigkeit gegen die Armen zu rühmen, die sie vielmehr bestohlen haben. Schon vor diesen ihren letzten Schritten bestahlen sie die Klöster, bemächtigten sich des Kirchenschmuckes, welchen sie zum Theile an jene Weiber hängen, welche sie ihre Gemalinnen heißen".

Man wolle nicht etwa glauben, daß in diesem Gemälde die Farben zu grell aufgetragen seyen. Die Vorwürfe waren öffentlich vor einem Rathe ausgesprochen, der selbst der Neuerung anhing, dem alle Umstände, wovon hier die Rede ist, genau bekannt waren. Ungegründete Beschuldigungen hätten nur zum Verderben der Nonnen gereichen können. Die Aeußerungen Wilibald Pirkheimers in dieser Sache wurden schon angeführt *). In einem Briefe an Erasmus behauptet er geradezu: „Zweierlei suchen die Lutheraner (d. h. zunächst die Prädicanten seiner Vaterstadt), Gewinn und Weiber; alles Uebrige gewährt ihnen das Evangelium, nämlich die Vollmacht, nach Gefallen zu leben". Ja Luther selbst sieht sich zu dem Geständnisse genöthigt: „Alle, die der Bauchsorge und guter Tage halber ins Kloster gelaufen waren, die springen fleischlicher Freiheit halber wieder heraus und der wenigen Theil, die er kennete, hetten ihre Münch im Kloster gelassen". Calvin gesteht, daß kaum der Zehente, welcher aus dem Kloster zum Evangelium übergetreten, dieses aus einem andern Grunde gethan habe, als sich der ausgelassensten Wollust hinzugeben **). Dennoch findet unser neuester Geschichtschreiber „bei näherer Betrachtung doch nicht, daß Wollust und unordentliche Begierde, sich dem Klosterzwange zu entziehen, hier viel gewirkt habe".

Wir kehren nun wieder zur Vertheidigungsschrift der Nonnen zurück.

Allerdings besteht das Reich Gottes nicht in Speise und Trank; allerdings ist den Reinen alles rein; allerdings besi-

*) In dem angeführten Briefe heißt es: „Es leben vnser prediger, pfaffen vnd ausgeloffen münch nit anderst als sind sy behafft, (vom Teufel besessen) fluchen, schelten, schmehen keyser vnd pabst".

**) In Commentario in Epist. I. Petri: Vix eorum (Monachorum) decimus quisque est, qui alio fine Evangelio nomen cederit, quam ut solutus in omnem lasciviam difflueret.

ten auch sie das Recht, zu essen und zu trinken. Daraus folgt aber noch nicht, daß Allen Alles erlaubt, zuträglich und gedeihlich ist. Ihnen scheine, keinen Tadel zu verdienen, wenn man sich bisweilen auch das Erlaubte versage, und das natürliche Verlangen nach Speise und Getränk überwinde. Damit sey nun freilich der Gipfel der Vollkommenheit noch nicht erklommen, wie ihnen gar wohl bekannt.

Uebrigens würden selbst die Einkünfte nicht ausreichen, wollten sie täglich Fleisch genießen. Während sie dieses dem Hausgesinde reichen müssen *), nehmen sie selbst mit geringerer Kost vorlieb.

Die Vorwürfe wegen des gemeinsamen Gebetes, des Stillschweigens und der Kleidung verdienen gar keiner Erwiederung.

2. Sie verachten Gottes Wort, die ihnen vom Rathe zugesendeten Prädicanten und namentlich die Lehre Osianders.

Hierauf entgegnete Charitas mit ihrem Convente: Wenn sie auch nur ein Jota der heil. Schrift verachteten, so müßten sie sich selbst als die Lasterhaftesten der Menschen verdammen. Sie glauben mit vollster Zuversicht, daß alles Heil der Menschen auf dem Evangelium beruhe. Darum lesen sie auch dasselbe Tag und Nacht, sowohl in deutscher als auch in lateinischer Sprache, deren sie gleich mächtig, und überdieß sey es ihr ernstes Bestreben, ihren Wandel nach der Richtschnur des Evangeliums einzurichten **).

Sie müssen gestehen, daß sie in Erklärung der heil. Schrift den heiligsten alten Lehrern mehr Glauben schenken, als der Verkehrtheit, welche sich erst von gestern herschreibt,

---

*) Wilibald Pirkheimer bemerkt in dem schon öfter angeführten Briefe bei Murr: das beste, was jetzt in Nürnberg zu sehen, möge wohl das Fleischessen am Freitage und Samstage seyn.

**) War etwa auch dieses „eine Rückwirkung des Protestantismus"?

und das um so mehr, da sie unter den Neuerern so viele Auslegungen als Ausleger gewahren. Gott ist ein Gott des Friedens und nicht der Verwirrung. Ihr Weg biete größere Sicherheit dar. Aus dem Verfahren der Gegner stammt alles Unheil und aller Aufruhr, denn jeder, auch der Unwissendste, nimmt das Recht in Anspruch, die Schrift auszulegen, und er versteht sie zu seinem Vortheile und nach seinen Wünschen *). Die evangelische Freiheit ist ihrem Wesen nach eine geistige. Man strebt aber nur nach fleischlicher Freiheit und mißbraucht dieselbe zum Deckmantel der Wollust und Freiheit **). Unter diesem Paniere haben ganze Haufen die Klöster verlassen und zum Ehestand gegriffen, das sey auch der Ursprung des beweinenswerthen, unglückseligen Bauernkrieges, welchen die Wortsdiener angeschürt. Nirgends zeigen sich gute Früchte dieses Evangeliums; gute Sitte, Zucht, Friede, Eintracht, Liebe Gottes und des Nächsten gehen zu Grunde. Das heil. Evangelium ist ein Gesetz der Liebe, welche den Nächsten nicht verachtet, ihn nicht richtet, sondern mit Schonung auf den rechten Weg leitet. Schmähungen, Beschimpfungen, Verleumdungen und Ehrabschneidung vermögen sie nun einmal nicht als Gottes Wort zu achten.

Mit den Prädicanten, die ihnen der Rath zugeschickt, haben sie sich allerdings wenig eingelassen ***). Jede Einwendung würde ihnen doch nur die Antwort zugezogen haben: sie seyen ganz in den Irrthum versunken. So gelehr-

---

*) Pirkheimer bei Murr l. c.: „denn so der (gemeine Mann) sieht, daß man mit alle Ding theilen vnd gemein will machen".

**) „Jedermann zeucht die christliche Freiheit nur zum fleischlichen Muthwillen, als hette ein jeglicher nur macht zu thun, was ihn gelüstet". So schreibt Luther; aber wer hat die Schleußen aufgezogen?

***) Es wurde schon gesagt, daß man die Nonnen nöthigte, einen solchen anzuhören. Man sendete auch Aufseher, welche zu bemerken hatten, ob sie wohl bei diesen Vorträgen Alle zugegen. Leib. bei Aretin, Beiträge IX, 1012.

ten Doctoren gegenüber möchte ihnen leicht ein unangemessenes Wort entschlüpft seyn, welches neuer Anlaß zu wiederholten Schmähungen geworden wäre. Diese Herren verkünden ohnehin öffentlich von der Kanzel herab die geheimen Gedanken und Gesinnungen, welche sie in ihren (der Nonnen) Herzen gelesen, in so roher schändlicher Weise, daß es den Zuhörern zum Aergerniß gereiche; mit solcher Strenge, als hätte sie Gott selbst zum Richter bestellt. Nicht die Einzigen sind sie, bei welchen die Prediger Bedenken erregen. Dem Vernehmen nach haben sie schon Manchen an den Rand der Verzweiflung gebracht, so daß Viele Keinen mehr hören wollen, und viel gäben, sie nie gehört zu haben, weil sie, ganz in Verwirrung gebracht, nicht mehr wissen, was glauben und was nicht.

Die Nonnen haben indessen hundert und eilf Predigten gehört, namentlich den Dr. Andreas Osiander, welcher manchmal vier Stund fortgesprochen hat. Die Schrift des Dr. Wenceslaus (Link) ist durchlesen und abgeschrieben. Ueber Grund, Sinn und Ziel der neuen Lehre waltet bei ihnen kein Zweifel mehr ob.

Sie stellen nicht in Abrede, den Vorträgen des Prädicanten bisweilen wenig Aufmerksamkeit geschenkt, ja sich sogar entfernt zu haben während derselben. Dieß sey aber aus dem Grunde geschehen, weil er sich bisweilen so roher, zotiger und schamloser Ausdrücke bedient, welche kaum feile Dirnen anzuhören vermocht haben würden. Wovon das Herz voll, gehe der Mund über. Das Evangelium habe er ihnen niemals vorgetragen; seine Rede bestehe in ärgerlichem Schimpfen und Lästern des Papstes des Kaisers, der Bischöfe, Priester und Mönche. Sie selbst nenne er dumme, unverständige Weibsbilder, weil sie fasten, psalliren und sich kasteien. Derselbe lasse sich das Almosen der Armen trefflich schmecken, wie das sein Aussehen und Ausgelassenheit (petulantia) bezeugen. Seine Geschicklichkeit in Erwerbung reicher

Geschenke bezeugt sein reichlicher Hausrath, und der nichts weniger als mönchische Anzug.

Bekanntlich ist er der Hauptanstifter des würzburgischen Aufruhrs, und kehrte deßhalb wieder in das Karthäuser-Kloster zurück, um sich der Strafe zu entziehen. Einen so gearteten Evangelisten verabscheuen sie. Jenen elenden Abtrünnigen, welche er in die Schmach geführt, und vor der Welt und vor Gott zum Abscheu gemacht hat, mag er für ihren Austritt aus dem Kloster den Himmel versprechen!

Osianders *) Lehre verschmähen sie, wie jede, die nicht Christi und der Apostel Lehre ist. Diese Lehrer alle sind Menschen heute, wie vor einem Jahrtausend. Ewig ist allein des Herrn Wort.

3. Man rechnete den Nonnen ihre Anhänglichkeit an den Papst zum Verbrechen an. Dem Rathe sey man Gehorsam schuldig, denn jede Obrigkeit sey von Gott, daher jeder Gott widerstehe, der ihr widerstrebe.

Die Nonnen sagen, es könne doch kein Verbrechen darin liegen, wenn sie dem Ehre erweisen, vor welchem sich Könige und Fürsten beugen. In einer verwerflichen und gottlosen Sache würden sie ihm niemals Gehorsam beweisen; aber zwischen gut und böse wissen auch sie zu unterscheiden. Mißbrauch der Gewalt berechtige noch nicht, die Gewalt überhaupt zu verwerfen, zumal, wenn sie alten Herkommens und nicht gegen das Gewissen laufe. Selbst menschliche Einrichtungen, welche zur Erhaltung der Ordnung dienen, dürfen nur mit Behutsamkeit beseitigt werden; um so mehr verdiene es große Erwägung, wenn es sich um göttliche Institutionen handelt. Der Sturm gegen den Papst und die Bischöfe lehrt das Volk, sich auch dem Gehorsam seiner weltlichen Herr-

*) Ueber diesen äußerte Pirkheimer bei Murr l. c.: „Ich wollt ihr solt wissen, was der man .. für hendl treibt, wurdet ihr euch nit gnug verwundren, wie sich in eynem menschen wort vnd werk so widerwertig köuten halten“.

schaften zu entziehen, wie das der Bauernkrieg mit all seinen Gräueln gelehrt habe.

Man hatte der Charitas einen Besuch Melanchthons angekündigt, welcher 1526 nach Nürnberg berufen wurde. Ohne Zweifel hoffte man durch ihn zu erlangen, was bisher nicht erreicht werden konnte. Die Abbtissin weigerte sich der Unterredung mit ihm nicht, obgleich sie erklärt, mit einem so gelehrten Mann sich in keine Verhandlung einlassen zu können. Da sie ihn aber als einen guten, frommen, aufrichtigen und die Gerechtigkeit liebenden Mann rühmen hört, so ist sie versichert, daß er nicht alle gegen sie versuchten Maaßregeln billigen werde, namentlich nicht: „Jemand zu einer Religion, gegen die sich das Gewissen sträubt, zu zwingen. Verbinde er mit Mäßigung auch Demuth, so werde er ihre Noth einsehen“. Den Schluß der Schrift an den Rath zu Nürnberg fügen wir wörtlich bei:

„Nachdem wir nun in möglichster Kürze einen durchgängigen, getreuen Bericht unserer ganzen Lebensweise abgelegt, und so viel es die Kürze der Zeit erlaubt, die Beschuldigungen unserer Widersacher beantwortet haben — bitten und beschwören wir euch bei der Barmherzigkeit Gottes in Ansehung unserer Unschuld nicht Härte gegen uns zu üben, nicht unsern Gegnern Beifall zu schenken und dieses Gärtchen unserer christlichen Lebensweise, welches unsere und andere christliche Hände mit treuer Liebe gepflegt, nicht unter den Füßen wilder Thiere zertreten zu lassen. Fürwahr, wenn diesen harten Herzen auch nur ein Funke christlicher Liebe, ohne die der Glaube nie bestehen kann, inwohnte, sie würden sich nicht bloß aller Gewaltthätigkeit, sondern auch jeder Verläumdung und Anklage enthalten. Wem ist denn jemals zu Ohren gekommen, daß man Jemand den Glauben aufzwingen könne“?

Hätten wir uns eines Vergehens schuldig gemacht, so würde viel schicklicher gewesen seyn uns mit Sanftmuth und Wohlwollen zu belehren. Lehren ja auch auch die Apostel die

Bösen zu ertragen und zu belehren, obgleich sie widerstehen. Vielleicht daß Gott die Gnade verleihe, die Wahrheit zu erkennen, vielleicht daß sie in sich gehend errettet werden aus den Netzen des Teufels, mit denen er sie nach seinem Willen umstrickt hält".

„Willig wollen wir uns den härtesten Züchtigungen unterwerfen, wenn wir ein Unrecht begangen. Die Schwestern, welche aus unserer Mitte gerissen wurden, leben unter euch: fraget sie, erforscht von ihnen, ob wir in der Furcht des Herrn, in der Nächstenliebe, in Ehrbarkeit gewandelt? Sie werden es nicht verhehlen, wofern ihnen etwas, was Schande bringt, bekannt wurde. So übet denn keine Gewalt gegen uns; gebet uns nicht preis der Willkühr der gewaltthätigsten Menschen, welche uns Unschuldige aus dem Kloster vertreiben möchten, damit wir in der Welt umherirrend unsern Lebensunterhalt erbetteln, oder noch schwerere Wege zur Fristung unseres Lebens ergreifen müßten. Wir verletzen ja Niemand, wir verursachen Niemand einen Schaden, wir erweisen Vielen Gutes, wir fügen Niemand Unrecht zu, wir machen Niemand Beschwerde mit Betteln oder auf irgend eine andere Weise. Es würde euerer Würde, dem Ruhme euerer Voreltern, welche bei vielen Nationen im Rufe der Gerechtigkeit, der Weisheit und der Ehrbarkeit standen, schlecht geziemen. Ihr Beispiel muß euch Maß geben für euer Benehmen, nicht das gottlose Geschrei aufrührerischer Leute. Oder was könnte denn Unrecht und Unbild, welches man gegen ein so schwaches Geschlecht geübt, für Ehre bringen? Welches Lob eine so gewaltthätige Vertreibung, da doch den Juden und Saracenen der Aufenthalt unter den Christen nicht versagt wird? Erbarmt euch unser, damit sich in euerer letzten Stunde Gott euer erbarmen möge! habt Mitleid mit unsern Leiden, seyd unserer weiblichen Schwachheit eingedenk, daß euere Mütter auch Weiber waren, an deren Brüsten ihr gelegen. Wir verdienen nicht so bitteres Leiden, euer ist es unwürdig es zu verhängen".

„Endlich wenn unsere Bitten, wenn unsere Thränen unvermögend sind, Eindruck auf euch zu machen, so erwäget, daß ihr Unterthanen seyd des Reiches, daß ihr unterworfen seyd den Gesetzen des Kaisers, der nicht gleichgültig zusehen wird, wenn ihr sie verachtet und mit Füßen tretet. Also um Abwendung willen eueres eigenen Schadens möge es geschehen, wenn auch nicht unsertwegen. Verfahrt gnädiger mit uns und errettet uns von so gottloser Gewalt"!

„Können euch alle diese Betrachtungen nicht bewegen, wollet ihr alles gering achten und verspotten — dann werden wir uns unter den göttlichen Schutz flüchten und zu ihm flehen in den unzählbaren Unbilden, die wir erduldet. Wir vertrauen unerschütterlich, der Gott des Himmels werde uns, die wir beim Menschen weder Gerechtigkeit noch Schutz mehr finden können, nicht hülflos verlassen".

„Wo die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten. Nie hat Gott verlassen, wer mit festem Vertrauen auf ihn gehofft, wenn er ihn gleich bis zum Rande des Abgrundes geführt. So rettete er Israel aus der Hand Pharao's, so den Daniel aus der Löwengrube, Jonas aus dem Bauche des Wallfisches, und so alle die, die zu ihm flüchtend ihre Hoffnung zuversichtlich auf seine Barmherzigkeit gesetzt haben".

„Den gequälten, elenden, mühsalvollen Jungfrauen wird er seinen göttlichen Beistand nicht versagen, damit sie in Zukunft nicht blos von aller Gewaltthätigkeit und allem Unrechte befreit, sondern auch im Schatten seiner Flügel sicher und unbeirrt in Ewigkeit leben mögen. Sollte es die göttliche Majestät anders beschlossen haben, oder hätten ihre Sünden noch mehr der Drangsalen verdient, so geschehe sein Wille. Nackt sind wir aus dem Mutterschooße hervorgegangen, nackt werden wir auch wieder zurückkehren in der Erde Schooß. Was wir sind und was wir besitzen ist Gottes Geschenk. Sein Name sey gelobt".

Ueber die ferneren Schicksale der Abbtissin wissen wir

nur zu berichten, daß sie im Jahre 1528 noch lebte und bis zu ihrem Ende standhaft im Kloster aushielt.

Beinahe denselben Anfechtungen, unter denen die Clarissen-Nonnen litten, waren auch die Chorfrauen des heiligen Augustin zu Bildenreut im Gebiete der Reichsstadt ausgesetzt.

Aber auch hier begegnete der Rath demselben entschlossenen Widerstande. Veronica, die Pröpstin dieses Klosters, unterstützt insbesondere durch Magdalena Kreß aus einem angesehenen Patriciergeschlecht Nürnbergs *), eine muthvolle, entschlossene Jungfrau, waren in so fern glücklicher, daß sie sich wenigstens bis 1528 eines lutherischen Predigers, welchen man ihnen aufdringen wollte, erwehren konnten **).

Uebrigens war auch in Nürnberg unter der Bürgerschaft der Abfall weder so allgemein noch so plötzlich, wie man gewöhnlich annimmt. Die mindern Brüder, welche man durch Noth und Unbilden entweder zum Abfall oder zur Auswanderung nöthigen wollte, konnten, ungeachtet ihre Anzahl ziemlich beträchtlich war, lange aushalten, da ihnen heimlich immer Unterstützung zufloß, und die Fleischer, selbst ohne das Verbot des Rathes zu achten, öffentlich ihnen Fleisch zuschickten ***).

Die Reformation hat in Nürnberg gesiegt. Ihre Freunde haben das letzte Wort behalten. Keine Geschichte sagt uns mehr, wie viele Seufzer dieser Sieg gekostet. Nur das Siegesgeschrei hallt noch durch die Welt.

---

*) Sie war die Schwester des schon genannten Anton Kreß, Propstes zu St. Laurenz in Nürnberg.

**) Leib l. c. 1013.

***) L. l. c. 1014.

XXXVII.

Mittheilungen aus Schlesien.

Die Leser dieser Blätter wollen sich nicht wundern, daß in denselben ein so specieller Fall besprochen wird, als der nachfolgende, zwei unserer Kapläne betreffende, der unter den Katholiken kein geringes Aufsehen macht; denn einestheils knüpfen sich an denselben Fragen von allgemeinem Interesse, anderntheils ist er ein integrirender Theil eines ganzen Systems, dessen consequente Durchführung sich in vielen einzelnen Erscheinungen kund thut, von denen auch bereits einige durch diese Blätter veröffentlicht worden sind.

Die Kölner Angelegenheit hatte, wie überall, so auch in Schlesien ihre günstige Einwirkung auf das großentheils in Schlummer versunkene kirchliche Leben ausgeübt. Es trat eine Reihe von Erscheinungen hervor, die davon ein eclatantes Zeugniß ablegen. Zu dieser Aufrüttelung trug aber auch Folgendes noch vorzüglich bei: Der Superintendent Handel zu Neisse hatte nicht nur gleich beim Antritte seines Amtes seine feindselige Gesinnung gegen die katholische Kirche gezeigt, sondern er gab davon auch in der Folge vielfache Beweise, die von der katholischen Geistlichkeit sowohl, als auch von der fast ganz katholischen Einwohnerschaft Neisse's überhaupt, wohl freilich schmerzlich empfunden, doch immer stillschweigend ertragen wurden, um nur schon ja Alles möglichst zu vermeiden, was zu gegenseitigen confessionellen Reibungen Veranlassung geben könnte. Nachdem aber der Fürstbischof Sedlnitzky, in Begleitung des Weihbischofs Latussek, ihm, sogleich nach ihrer Ankunft in Neisse, persönlich in seiner Wohnung ihre Aufwartung gemacht hatten, während der katholische Clerus kaum zu ihnen vorgelassen wurde, kannte der Grimm gegen die katholische Kirche keine Grenzen mehr. Es schien, als habe die erwähnte Ehre denselben zugleich mit der Dreistigkeit in Aeußerung desselben erst recht aufgestachelt. Denn nicht lange darauf gab er einen „Leitfaden zum Religions-Unterrichte für Gymnasiasten der höheren Klassen" heraus,

in dem er nicht unterlassen hatte, die allbekannten, hundertfach widerlegten, immer wieder aufgewärmten Verläumdungen, Verunglimpfungen und Schmähungen gegen die katholische Kirche auch seinerseits aufs Neue vorzutragen, zweifelsohne in der edlen Absicht, um den „confessionellen Frieden" zu befestigen. Dies schlug jedoch fehl. Die Neisser Curatgeistlichkeit, in richtiger Würdigung ihrer Stellung, gab eine Widerlegung in den Druck *), welche die hauptsächlichsten Irrthümer, die im Handel'schen Buche niedergelegt waren, auf gemeinfaßliche, schlagende Weise beleuchtete. Der Superintendent Handl starb zwar, bevor sie noch vollständig erschien; nichts desto weniger aber ließen sich von mehreren Seiten Stimmen vernehmen, die sich über die von der Neisser Curatgeistlichkeit ausgehende „Störung des confessionellen Friedens", ja sogar über die „Fanatisirung" des Volks, so wie über die dem verstorbenen Superintendenten und der „evangelischen Kirche" angethane Schmach bitter beklagten. Hiedurch wurde aber die Neisser Curatgeistlichkeit keineswegs eingeschüchtert. Sie betrat noch einmal das Feld der Oeffentlichkeit, und charakterisirte in den „Ehrenwächtern der evangelischen Kirche" die protestantische Polemik **).

Es ist nun wohl durchaus nicht zu wundern, daß man hierauf sehnlichst wünschte, der Neisser katholischen Geistlichkeit am Zeuge flicken zu können, denn ungestraft konnte derselben doch der verübte „Frevel" nicht hingehen. Man wollte wenigstens ein Beispiel statuiren, um vor ähnlichen Kühnheiten zurückzuschrecken. Lange suchte man vergebens. Endlich glaubte die protestantische Toleranz-Propaganda in den Predigten des Caplan Kunert an der Kreuzkirche zu Neisse einen Anhaltspunkt für ihre Bestrebungen gefunden zu haben. Indessen durch die Weisheit der geistlichen Behörde wurde der köstliche Plan durch Versetzung des „Fanatikers" nach Neustadt in Oberschlesien vereitelt.

Doch die „Confessions-Friedens-Polizei" ist nicht so leicht in Verlegenheit zu setzen. Graf Recke zu Düsselthal, bei Düsseldorf, erschien ihr diesesmal als rettender Engel, indem er wegen einer Seite 55 der „Ehrenwächter" sich befindenden Stelle, welche seine Toleranz eben

*) Widerlegung der hauptsächlichsten Irrthümer, welche in dem von dem Superintendenten Herrn Handel herrausgegebenen Leitfaden vorkommen. Eine Vertheidigungsschrift, herrausgegeben von der Curatgeistlichkeit des Neisser Archipresbyteriats. Leipzig bei Volkmar 1841.

**) Die Ehrenwächter der evangelischen Kirche, oder Beiträge zur Charakteristik der protestantischen Polemik, herausgegeben von der Curratgeistlichkeit des Neisser Archipresbyteriats. Mainz bei Kirchheim 1842.

nicht in das günstigste Licht setzt, die Curatgeistlichkeit bei dem Oberlandesgerichte zu Ratibor zur fiscalischen Untersuchung denuncirte. Die Sache schien schlimm werden zu wollen, da die Instruction einem Justizbeamten übertragen wurde, der zugleich Chef der Freimaurerloge zu Neisse ist. Man glaubte die Beute schon so sicher zu haben, daß der erwähnte Justizbeamte zu einem der denuncirten Geistlichen sagte: „Im Stockhause ist noch viel leerer Raum, da haben Sie Alle drinnen Platz". Indessen nahm die Sache einen solchen Ausgang, daß der edle Ritter vom Rheine sich bewogen fand, seine Denuntiation zurück zu nehmen, und froh war, ohne Haare gelassen zu haben, davon zu kommen. Der einzige Erfolg dieser Procedur war der Eindruck, den es gemacht haben muß, als man zwei und zwanzig als „Verbrecher" denuncirte, meist ergraute Geistliche in das Gefängnißlokale, die ehemalige fürstbischöfliche Residenz, Paar und Paar in langem Zuge, sich begeben sah, bereit, der Wahrheit vor den Richterstühlen Zeugniß zu geben, und entschlossen, um ihretwillen Gefangenschaft zu leiden.

Da somit an den Geistlichen in Neisse ein solches abschreckendes Beispiel einmal nicht statuirt werden konnte, so sah man sich in der Umgegend um, und der Schlag traf die beiden wackeren Capläne, Gebauer und Jüttner, zu Ottmachau. Der Verfasser des nachstehenden Berichtes, ein Laie, hat hierbei kein anderes Interesse, als jeder Katholik haben muß, und man wird daher wohl hoffentlich seine Unpartheilichkeit nicht in Zweifel ziehen.

Der Major Rogalla v. Bieberstein, Chef der Invaliden zu Ottmachau im Neisser Kreise, ließ am 21. Juli 1842 seine Compagnie im dortigen Schloßhofe zusammen kommen, einen Kreis um sich schließen, und hielt hier eine fünf Viertelstunden dauernde Standrede, voll der abscheulichsten Schmähungen. Die dortige Geistlichkeit davon in Kenntniß gesetzt, wendete sich sofort schriftlich an den Major, und indem sie seine erbitterten Ausfälle auf die katholische Kirche und namentlich deren Priester für eine Uebereilung ansehen zu wollen versicherte, bat sie ihn, er möge, um diese gelinde Meinung von sich zu bestätigen, die Invaliden auf dieselbe Weise berufen, und ihnen erklären, er habe sich übereilt. Er verstand sich jedoch hierzu nicht, und so wurde denn die Sache vor seine Vorgesetzten gebracht. Man zog ihn zur Verantwortung und gab ihm einen Stabsoffizier und einen Rechtsgelehrten zu Beiständen. Gefragt, ob er wirklich die ihm zum Vorwurf gemachten Schmähungen ausgesprochen habe, gestand er es mit dem Beifügen: „Er habe geglaubt, es thun zu müssen, theils in Be-

zug auf seine ihm Untergebenen, theils und hauptsächlich, um den „„„confessionellen Frieden“““ zu fördern“. Ueberdieß aber sey er dazu durch die dasigen Geistlichen gereizt worden. Er gab unter Anderem an, daß ein Unteroffizier, weil er in seinen letzten Stunden ein Crucifix in den Händen gehalten und öfters geküßt hatte, „fanatisch“ gestorben sey. Welches aber der Inhalt der erwähnten Standrede gewesen, geht aus der folgenden, hier wörtlich mitgetheilten Denuntiation hervor.

Ottmachau den 21. Juli 1842.

„Hochwohlgeborner Herr, Gnädiger Herr General!

„Am 12. d. M. hat sich der Herr Major und Chef der Invaliden, Herr Rogalla v. Bieberstein, unterfangen große Schmähungen und Lästerreden wider die Katholiken und ihre Geistlichen auszustoßen, was Euer Hochwohlgeboren mitzutheilen wir uns beeilen mit der unterthänigsten Bitte, die Sache näher untersuchen, und das Nöthige hierüber gnädigst verfügen zu wollen“.

„Es hatte am genannten Tage der Herr Major Befehl gegeben, daß sämmtliche Invaliden von hier im Schloßhofe sich versammeln sollten, und zwar um 9. Uhr des Morgens. Obgleich uns diese Stunde als eine für solche Zusammenkünfte ungewöhnliche Stunde vorkam, so hegten wir doch nicht Verdacht auf etwas Böses, weil wir der Meinung waren, daß er als Chef den Invaliden etwas, das zu ihrem Dienste gehört, vorzutragen hätte, leider aber wurden wir bald einer andern Ueberzeugung, als ein sehr achtbarer und allgemein geschätzter Bürger zu uns kam und uns mittheilte, daß der Herr Major die Invaliden dießmal nur in der Absicht habe zusammenkommen lassen, um in ihrer Gegenwart einmal auf eine recht schauerliche Weise wider die Katholiken überhaupt und uns Geistliche insbesondere zu schmähen und zu lästern. Wir staunten nicht wenig über diese Nachricht und konnten lange nicht begreifen, wie ein gebildeter und so hoch gestellter Mann sich so weit vergessen konnte, daß er nicht Anstand nahm öffentlich die katholische Religion und ihre Diener zu beschimpfen. Wir erlauben uns wenigstens den Inhalt dieser giftigen Rede Euer Hochwohlgeboren anzugeben. Er ist ungefähr folgender: „Die Katholiken sind dumme Leute, die man zu nichts gebrauchen könne, faule Leute, die nicht arbeiten mögen, sondern nur immer in die Kirche laufen und beten; Götzendiener, welche Bilder anbeten, ihre Kinder zu Affen machen, da sie ihnen gestatten beim Gottesdienste zu ministriren und einen rothen Rock (genannt Chorrock) anzuziehen; von den Katholiken werden die meisten Morde verübt; wo Katholiken sind, da ist auch Unordnung und Lasterhaftigkeit; die Katholiken lassen sich von ihren Geistlichen verdreht machen; sie lesen lieber das katholische Kirchenblatt, das nur ein Lügenblatt ist, als daß sie die Zeitung zur Hand nehmen und fleißig darin lesen sollten. Die Geistlichen sind Proselytenmacher, die Andere irre leiten und verwirrt machen, welche durch ihre Faxen und ihr Gebimmel den Leuten nur das Geld aus der Tasche locken, welche die Kranken mit Oel schmieren und sie anstatt trösten nur beunruhigen und aufhetzen, welche Sünden für Geld vergeben, wohl auch Sünden, die man noch begehen soll. Dieses versuchte er sogar durch ein Märchen zu beweisen. Die Geistlichen lehnen sich gegen die Staatsgesetze auf und verleiten auch Andere dazu. Hier mußten die beiden Erzbischöfe von Posen und Köln herhalten. Die Geistlichen

haben das Wallfahrten eingeführt in keiner andern Absicht, als daß brav gehurt werden kann. Der Ausdruck „„huren““ wurde öfter wiederholt. — Auch die Kaufleute ließ der Herr Major nicht ungeschoren. Von diesen sagte er, daß sie das Pfund Zucker für zwei Groschen kaufen und für sieben Silbergroschen verkaufen, bezeichnete sie also als Wucherer und Betrüger. Ja sogar gegen Sr. Majestät, Friedrich Wilhelm IV., wurde er indirect beleidigend; indem er meinte, der König sehe den katholischen Geistlichen zu viel nach, was zur Folge haben könne, daß Finsterniß und Dummheit wieder herrschend würden“.

„Das also ist der wichtige Inhalt der quästionirten Rede, wegen welcher der Herr Major die Invaliden versammelt hat, und die mit einer Prügelei endete, die der Herr Major an einem Knaben mitten auf dem Markte um halb drei Uhr ausübte, und von der wir selbst Zeuge gewesen sind“.

„Eine solche, die Ehre der Katholiken und ihrer Geistlichen verletzende Rede muß nothwendig die Gemüther reizen und empören, und wir wundern uns wahrhaftig, daß es noch nicht zur Empörung gekommen ist, da der Unmuth über solches Gebahren bei den Bürgern wirklich aufs Höchste gestiegen ist. Unmöglich kann dieses dem Herr Major gut geheißen werden, um so weniger, da er auch jetzt noch fortfährt zu beleidigen. Uns dünkt, es ist dieses ein Uebergriff in seinem Amte, der, wenn er nicht streng geahndet wird, von sehr traurigen Folgen seyn kann, wenigstens für unsere Wirksamkeit“.

„Wir wenden uns daher an Euer Hochwohlgeboren mit der flehentlichsten Bitte, daß Hochdieselben unsere gerechte Klage der Aufnahme würdigen und die Schmähungen des Herrn Major v. Bieberstein nach Gebühr ahnden wollen. Euer Hochwohlgeboren werden durch die gnädige Erfüllung unserer innigsten Bitte uns wieder neuen Eifer zur getreuen und gewissenhaften Ausübung unseres Amtes verschaffen und uns zu großem Danke verpflichten.

Dem besten Erfolge entgegensehend verharren wir mit tiefster Ehrfurcht Euer Hochwohlgeboren untergebenste Hauck, Stadtpfarrer. Gebauer, Jüttner, Elzel, Kapläne“.

Es wurde hierauf ein Kriegsgericht niedergesetzt und dieses sprach den Major in Rücksicht seines hohen Alters und seiner „guten Absicht“ von der Anschuldigung einer sträflichen Beleidigung der katholischen Religionsgesellschaft und der katholischen Geistlichkeit frei. Dieses Urtel wurde höheren Orts als ungesetzlich kassirt. Ein anderes, von Neuem niedergesetztes Kriegsgericht erkannte auf eine außerordentliche Strafe von vierzehn Tagen Stubenarrest. Hiermit war diese Angelegenheit beendigt; der Major kehrte nach Ottmachau zurück und rühmte sich seines Triumphes gegen die Geistlichkeit.

Kurze Zeit nach seiner Rückkehr wurde er aber aufgefordert über die in seiner Auslassung gegen die Geistlichkeit erhobenen Anklagen Behufs Einleitung eines Scrutinal Verfahrens die nöthigen Data anzugeben. Er klagte die Geistlichkeit der Beleidigung der „evangelischen“ Religionsgesellschaft und der Aufregung von Haß und Zwietracht an,

und schlug zur Erhärtung seiner Aussagen: Invaliden, also Leute vor, von denen er, vermöge der militärischen Abhängigkeit von ihm, als ihrem Vorgesetzten, sicher seyn konnte, daß sie seine Aussagen bestätigen würden. Das geschah auch. Bestimmte Aeußerungen konnten sie zwar nicht anführen, indessen wurde doch die Criminaluntersuchung auf Grundlage der allgemeinen Redensarten eingeleitet. Am 19. Februar d. J. wurde den Geistlichen ein Criminalerkenntniß publicirt, durch welches Gebauer zu vierwöchentlicher Gefängnißstrafe, Jüttner aber, der eifrigste, zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe und Amtsentsetzung verurtheilt wurde. Das Erkenntniß hatte der Criminalsenat zu Ratibor, der meist aus Protestanten besteht, abgefaßt. Als Grund dieses Urtels wurde angegeben, daß die beiden Geistlichen auf der Kanzel und in der Schule die „evangelische" Religionsgesellschaft beleidigt und Haß und Erbitterung erregt hätten. Im Ganzen waren etwa achtzig Zeugen vernommen worden, von welchen dreißig Defensionalzeugen waren. Diese hatten sämtlich versichert, daß sie in den Predigten der Angeschuldigten nie etwas gehört hätten, was als Beleidigung der „evangelischen" Religionsgesellschaft ausgelegt, oder als Haß und Erbitterung erregend betrachtet werden könnte. Das Gewicht, welches diese Zeugen zu Gunsten der Kapläne in die Wagschaale legten, wurde dadurch beseitigt, daß der Richter erklärte, ein bloßes Nichthören und Nichtwissen könne nicht zur Widerlegung dienen. Soviel wir aus zuverlässiger Quelle haben erfahren können, ist Kaplan Gebauer deßhalb verurtheilt worden, weil er eine den „großen Reformator von Wittenberg" in ein nachtheiliges Licht setzende Stelle aus seinen Schriften in der Schule vorgelesen habe, was als eine absichtliche Verhöhnung des Stifters des „evangelischen" Glaubensbekenntnisses und dadurch als eine Beleidigung der gesammten „evangelischen" Religionsgesellschaft ausgelegt wurde. Der Kaplan Jüttner wurde verurtheilt, weil er die Protestanten „Ketzer" und „Abtrünnige" genannt und auf der Kanzel gesagt haben sollte: „Und wenn Euch auch wir, oder ein Engel vom Himmel, ein anderes Evangelium verkündigten, als wir Euch verkündigt haben, der sei verflucht!" (Gal 1) Der Richter meinte nun, diese Stelle, da in Ottmachau keine Griechen seyen, als eine Verfluchung der protestantischen Religionsgesellschaft deuten zu müssen*). Ueberdieß hatte er in einer andern Predigt gegen den Indiffe-

*) Diese richterliche Anwendung enthält doch unläugbar das Bekenntniß, daß die „evangelische" Religionsgesellschaft ein von dem durch die Apostel gelehrten Evangelium abweichendes habe.

rentismus, der sich hinter der beliebten Phrase: „wir glauben ja alle an einen Gott!“ zu verstecken sucht, die Stelle aus Jakobi Briefe angeführt: „Du glaubst, daß nur ein Gott ist: du thust wohl daran. Die Teufel glauben es auch und zittern. Hieraus hat man deducirt, daß er habe sagen wollen, die Protestanten und die Teufel stehen auf einer und derselben Stufe der Gottesverehrung, und überhaupt der Religion.

Man gestand zwar, daß keine Thätsachen, die eine bewirkte Aufregung und Erbitterung bekunden könnten, anzuführen seyen, behauptete aber, daß die Belastungszeugen dahin überein kämen, daß eine solche habe beabsichtigt werden sollen. Unter den letzteren finden sich drei Katholiken, auf welche die Richter das größte Gewicht gelegt haben. Der eine derselben hat jedoch, nachdem ihm zu Ohren gekommen, wie man sein Zeugniß gedeutet, bereits an den Criminalsenat nach Ratibor geschrieben und erklärt, daß diese Deutung eine unrichtige sey, und von ihm nichts Nachtheiliges gegen die Angeschuldigten habe ausgesagt werden können. Der Erwähnung werth ist noch, daß der Untersuchungsrichter, wie sich nachträglich nach der Publication des Urtels gefunden hat, nicht einmal sämmtliche Defensionalzeugen vernommen, und von den vernommenen die wichtigsten nicht vereidet hat. Die Anschuldigung, daß die Kapläne auf Haß und Erbitterung hingearbeitet hätten, wird allein genügend dadurch widerlegt, daß die oben angeführte militärische Controverspredigt durchaus keine Excesse erregt hat. Die meisten Aussagen der Zeugen sollen auf ein Urtel hinauslaufen, welches darin besteht, daß die Wirksamkeit der Kapläne überhaupt einen aufregenden Charakter an sich getragen habe. Welchen Maaßstab aber die meist der untersten Volksklasse angehörenden Belastungszeugen bei der Beurtheilung der amtlichen Wirksamkeit der beiden Kapläne angewendet haben, geht zur Genüge daraus hervor, daß sie einen vom Kaplan Jüttner verfaßten Artikel im schlesischen Kirchenblatte, das bekanntlich unter doppelter, sehr strenger Censur erscheint, als aufregend bezeichnet haben.

XXXVIII.

Briefliche Unterhaltungen über Irland und O'Connell.

E. an F. Den 31. März 1844.

— — — Nach manchen Andeutungen in Ihren letzten Briefen scheint es wirklich, daß unsere Ansichten über Irland und O'Connell sich schwer vereinigen lassen. Ihrem Enthusiasmus müssen mein Wenn und Aber, (ich fühle es selbst wohl!) wie kalte, schnöde Zweifelsucht erscheinen. Andere mögen vielleicht sogar dem Verdachte Raum gegeben haben: es sey nichts als subjectiver Eigensinn, oder arge Disputirsucht, die mich bisher abgehalten habe, in den weithinschallenden Jubel einzustimmen, und dem Befreier eines edlen, treuen, katholischen Volkes auch meines Orts ein öffentliches Hoch zu bringen. Dem ist jedoch nicht so! mein düsteres Schweigen und mein Kassandraartiges Warnen, in einer Zeit, die so bettelarm ist an Allem, was ächte Begeisterung erregen könnte, und einem Manne gegenüber, der die Mehrheit der Zeitgenossen hinreißt, diese Zurückhaltung beruht auf Gründen, die mich jedesmal abmahnten, wenn ich in mir die Versuchung fühlte, Ihrem Beispiele folgend mit feueriger Hingebung für O'Connell und den Repeal Parthei zu nehmen. Erlauben Sie mir daher Ihnen mit meiner Anschauungsweise dieser „Frage“ meine Bedenken und Einwendungen vorzutragen.

Der wahre Sitz der politisch-socialen Krankheit dieser Zeit liegt in Irland und England, wie im übrigen Europa, in der Spaltung und Zerrissenheit des religiösen Bewußtseyns.

Stellt sich die Einheit des kirchlichen Bekenntnisses der europäischen Menschheit, die Herrschaft des Glaubens der allgemeinen Kirche wieder her, dann werden von innen heraus, aus diesem Boden, mit der Gerechtigkeit und der Liebe, auch Freiheit und Ordnung in den Staatsverhältnissen wieder hervorwachsen. Im entgegengesetzten Falle, wo die Völker und die Individuen täglich mehr mit Gott und seiner Wahrheit zerfallen, wo die Basis alles menschlichen Denkens und Handelns täglich schwankender wird, da hilft kein politisches Experimentiren, weder im absolutistischen noch im democratischen und revolutionären Sinne, noch ist es endlich möglich eine freie, monarchische Staatsordnung auf ein schwächliches, indifferentistisches Pseudochristenthum zu gründen. — Das Uebel kann durch alle diese Versuche der Heilung nur ärger werden. Denn das Haus der Freiheit und der Ordnung wird nach meiner innigsten und festesten Ueberzeugung auf keiner andern als auf einer christlichen d. h. katholischen Grundlage gebaut werden.

So giebt es also nur ein wahres Heilmittel in den irischen, wie in allen übrigen europäischen Nöthen: die Wiederanerkennung des wahren Glaubens und der von Gott gestifteten, einen allgemeinen Kirche, als des nothwendigen Fundamentes für alle Ordnung und Freiheit im Staate.

Vom Staate aber verlange ich zunächst und vor Allem Freiheit für die Kirche. Der Kampf um ihre Befreiung von aller naturwidrigen und ungerechten Einwirkung der Staatsgewalt auf ihre innern Angelegenheiten, in welchem Lande er auch geführt werden möge, — berührt daher allerdings alle Katholiken jeder Zone. Aber die Agitation zur Herbeiführung des Repeal in Irland ist keineswegs identisch mit diesem Kampfe. — Darin stimmen alle Zeugen überein: die Kirche ist unter dem großbrittanischen Scepter freier als in irgend einem andern europäischen Lande, höchstens mit Ausnahme von Belgien, — wo jedoch auch der Ingrimm und der giftige Haß der „liberalen" Parthei, dieser kaum errun-

genen Kirchenfreiheit Anfechtungen bereitet, von denen man in England und Irland nichts weiß. Die Correspondenz mit dem heiligen Stuhle, die Wahl der Bischöfe, die innere Verwaltung der Diöcesen, in ihrem allerausgedehntesten Umfange, die Presse, die Erziehung, nicht nur der Geistlichen, sondern auch die Anlegung von Erziehungshäusern für Laien, durch Weltgeistliche, durch religiöse Orden aller Art, durch die Gesellschaft Jesu, die Lehre, die Ascese, die Controverse mit denen, die draußen sind, die kirchlichen Associationen, in ihrem allerweitesten Umfange — dieß Alles sind Gegenstände von denen die Regierung weder im Guten noch im Bösen Kenntniß nimmt oder erhält. — Ist dieß der normale, von Gott für alle Zeiten und Völker gewollte Zustand? Ist er von allen anderweitigen Uebelständen frei? Ohne Zweifel nein! Aber in der heutigen Crise des kirchlich politischen Lebens, welche sich über alle Länder und Reiche erstreckt, ist diese Freiheit relativ ein unschätzbares Glück, und jeder der ihrer genießt, hat die Pflicht, Gott inbrünstig für dieses hohe Gut zu danken. Daraus folgt denn von selbst, daß unbefangenen Beobachtern einige Sorge wohl zu Gute gehalten werden mag, wenn sie sehen, daß eben diese Freiheit durch eine politische Agitation, welche bis dicht an die Gränze des Bürgerkriegs geführt hat, auf eine Karte gesetzt wird, die leicht umschlagen kann. — Auf jeden Fall ist es also eine große Verwechselung und ein Irrthum in den Thatsachen, wenn O'Connells Repealagitation heute in Deutschland als ein Kampf um die Befreiung der Kirche in seinem Lande begrüßt wird. Die Kirche ist arm in Irland, blutarm, aber sie ist frei, und um die Erringung ihrer Freiheit einen Bürgerkrieg heraufzubeschwören, wäre heller Wahnsinn. — Dagegen ist freilich in Deutschland eingewendet worden, daß diese Freiheit, bei Lichte besehen, eigentlich nur die eines Lammennais sey. — Allein von der Theorie dieses Unglücklichen, die meines Wissens dahin ging, daß sich die Kirche in allen Ländern mit Absicht und durch einen

freien Act ihres Willens, auf den Standpunkt des nordamerikanischen Kirchenstaatsrechts stellen solle, — unterscheidet sich die Lage der kirchlichen Verhältnisse in Irland wesentlich dadurch, daß diese letztere eben nicht ein Product, eine Theorie, ein Menschenwerk des freien Willens der Bischöfe und Priester, sondern eine, ohne all ihr Dazuthun seit Jahrhunderten eingetretene Schickung Gottes ist, die ihre gute und ihre üble Seite hat, und von uns Menschen anzunehmen ist, wie sie Gott gegeben hat. Die weitere Frage: wie denn O'Connell selbst zu jener Lamennais'schen Freiheit stehe? werde ich vielleicht ein anderes Mal aufwerfen. Einstweilen erlaube ich mir eine Erörterung allgemeinerer Natur.

Ueberblicke ich die heutigen kirchlichen und die politisch-socialen Verhältnisse, so sehe ich auf dem Gebiete des Staats einen Kampf der radicalen Anarchie mit dem Absolutismus. — Beide streiten um den Besitz der Macht. In dem Dogma der Staatsomnipotenz sind sie einig, und die Kirche wollen sie entweder ganz vom Erdboden vertilgen, oder, was im Wesen dasselbe ist, sie zu einem willenlosen Werkzeuge des omnipotenten Staates entwürdigen.

Auf dem kirchlich religiösen Gebiete liegt der Indifferentismus (sey es der pseudochristliche, heuchlerische, inconsequente, der bloß den Unterschied zwischen der Kirche und den Confessionen verwischen will, oder der consequente, skeptisch-pantheistische), mit dem alten, christlichen Glauben im Kampfe. —

Die größte und practisch wichtigste Gefahr waltet dort ob: wo die Staatsomnipotenz mit dem Indifferentismus der einen oder andern Art ein Bündniß geschloßen hat. — Dieß ist sowohl unter der Herrschaft des Absolutismus möglich, als dort wo der Radicalismus den Sieg davon getragen hat. — Die Kirche ist im Aargau nicht weniger geknechtet, wie in Rußland. —

Was ergibt sich aus dieser Lage der Dinge für uns

Katholiken als practische Regel, für unser Urtheil und unsere Handlungsweise?

Wir sollen erstens dem in tausend Gestalten und Verkleidungen auftretenden, religiösen Indifferentismus selbst dort, wo er als Engel des Lichts erscheint, als der eigentlichen, herrschenden Häresie dieser Zeit die größtmöglichste kirchliche Festigkeit und Entschiedenheit entgegensetzen. —

Wir sollen uns aber auch zweitens hüten die Sache der Kirche mit irgend einer jenen politischen Strömungen zu identifiziren, die heute in Europa im Kampfe auf Leben und Tod begriffen sind. Fügen wir uns in jede äußere Lage, in die Gott uns und seine Kirche setzt, und arbeiten wir allenthalben für jene Freiheit des kirchlichen Lebens, welche die Staatsordnung und den Frieden nicht zerstört, sondern erhält. — Glauben wir nicht: daß die Kirche nur mit der alten Monarchie, mit dem, was man in Frankreich Legitimismus nennt, stehen und fallen könne. — Hüten wir uns aber auch vor der Täuschung, daß der Radicalismus, wenn wir seine Sache unterstützen, zur Dankbarkeit nach erfochtenem Siege der Kirche die Freiheit schenken werde. — Machen wir also nicht die Bestrebungen für dieses oder jenes politische System, für diese oder jene Staatsform zum Mittelpunkte unserer Betrachtungsweise und unserer Wirksamkeit, — sondern arbeiten wir für die Kirche, mit den Mitteln, welche Gott, je nach der Verschiedenheit unserer Stellung, in unsere Hand gelegt hat, und thun wir auf diesem Felde so viel unzweifelhaft Gutes, als unsere Kräfte gestatten, um vorhandenes Elend durch Liebe und Barmherzigkeit zu mildern. — Die politischen Resultate können wir dann ruhig dem Herrn der Welt überlassen; wir haben unsere Pflicht gethan, wenn auch nicht wir, sondern erst unsere Nachkommen auf dem Gebiete des Staats die Früchte ärndten. Denn wir können heute nur säen und eine bessere Zukunft vorbereiten. Es wäre in Deutschland, in Irland, in der ganzen Welt ein kindischer Wahn, zu glauben, daß die politische Freiheit einer

idealen, christlich ständischen Monarchie irgendwo fix und fertig vorhanden sey; daß wir nur die Hand ausstrecken dürften sie zu ergreifen; daß wir sie eines Morgens beim Erwachen als Weihnachtsbescheerung vor dem Bette finden würden, oder auch umgekehrt: daß wir das Schwert in der Faust sie durch einen Handstreich erobern könnten. —

Wer diese Ansicht politischen Indifferentismus nennen will, mit dem streiten wir nicht. Der 20. November 1837 hat viele politische Täuschungen zerstört, und uns mit einem Schlage über unser Verhältniß zur sogenannten conservativen oder rechten Seite ins Klare gesetzt; hüten wir uns jetzt ein Bündniß mit der linken für möglich zu halten. Radicalismus und Absolutismus sind einer des andern vollkommen werth, und die Kirche hat von beiden gleich viel zu hoffen.

Meine Bedenken und Einwendungen gegen die Repealagitation und ihren Urheber beruhen daher nicht auf der Lehre vom passiven Gehorsam, nicht auf einem abstracten Legitimitätsprincip, nicht auf der Grundlage des Torysmus, und eben so wenig auf einer besondern Vorliebe für den englischen Constitutionalismus, — sondern auf dem tiefen Zweifel an der heilbringenden Kraft jedes blos politischen, menschlichen Mittels, heiße dieß Preßfreiheit, Constitution, Repeal, Beamtenstaat, Bildung patriotischen und nationalen Enthusiasmus, allgemeines Stimmrecht, oder wie sonst immer. Sie beruhen auf der festen Ueberzeugung; daß jeder menschliche Zustand ein Werk der Natur und der Zeit, aber auch der Vorsehung und der göttlichen Gerechtigkeit sey, und daß folglich jedwede wahre, politische Verbesserung, jede Wiederherstellung von Ordnung und Freiheit nur die von selbst und langsam reifende Frucht kirchlicher und sittlicher Regeneration seyn könne. Auf diese, nicht auf politische Veränderungen, Formen und Erfindungen, haben wir Katholiken heute, wo das europäische Leben in seinen Grundtiefen zerrüttet ist, in jeder möglichen socialen und politischen Lage alle unsere

Kräfte zu richten. Sollen wir das Dach auf das Gebäude decken, ehe das Fundament gelegt wurde? Denn ohne die Grundlage der Wiedervereinigung im wahren Glauben, ohne die Wiederbelebung des christlichen Bewußtseyns bei den Völkern Europa's ist keine wahre Eintracht der Herzen und Gemüther, ohne Eintracht kein ächtes, politisches Heil, keine Freiheit, keine Ordnung möglich. — Fehlt diese Grundlage, so ist jede menschliche Verfassung und Einrichtung auf Sand gebaut, ist sie vorhanden, so wachsen aus diesem Boden heraus von selbst die geselligen Zustände, deren die Zeit bedarf. — und um den festen Kern der Kirche schießt dann die politische Ordnung an, wie sie jedes Volk bedarf. —

Ist diese Ueberzeugung die Mitte und der Ausgangspunkt der Repealagitation? — Mit nichten! —

O'Connell agitirt rein und ausschließlich für einen politischen Zweck, und damit dieser ja allein die Gemüther beherrsche und beschäftige, drängt er den kirchlich-religiösen Gegensatz, den einzig bedeutenden in unserer Zeit, zurück, und erklärt ihn für unerheblich. — Wenn ich lese, daß O'Connell fast in jeder seiner zahllosen Reden auf den Meetings im vorigen Sommer sich abmühte, zu versichern: der Repeal und die katholische Sache hätten nicht das Mindeste mit einander gemein; er wolle Katholiken, Hochkirchler, Dissenters jeder Art nicht unter der Hut der Kirche, sondern im Schooße der Idee des Vaterlands, unter dem Panier der Nationalität und Gentilität versammeln, — dann weiß ich in der That nicht, wem ich mehr glauben soll, dem Befreier selbst, oder seinen Bewunderern auf dem Continent, die ihn, aller seiner Protestationen ungeachtet, als Haupt einer specifisch-katholischen Sache ausrufen. Dieses Bedenken steigt, wenn ich die Rede überlege, die O'Connell in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar im Unterhause hielt. — „Habt ihr nicht denselben Glauben wie wir"? so redet er die Protestanten an. „Ist nicht die Zeit gekommen, wo wir als Christen, als Menschen, als Brüder ein Ziel setzen sollten der Unterscheidung,

der gehäßigen Unterscheidung zwischen Irländern und Engländern, zwischen Katholiken und Protestanten? Ist nicht die Zeit gekommen, wo alle diese Unterscheidungen, gehäßig in allen ihren Beziehungen, vernichtet werden sollten und abgethan, und wo bloß ein Wetteifer bestehen sollte in den Pflichten der Liebe und der Gerechtigkeit"? — Irre ich nicht, so gleicht diese Sprache einer Lehre, die heute auch in Deutschland von ganz andern Leuten gepredigt wird, — wie ein Tropfen Wasser dem andern. Man sagt mir freilich darauf: so müsse O'Connell sprechen, um dem Repeal Anhänger zu werben. Ich leugne es nicht: noch mehr! so muß er sprechen, um des jubelnden Zurufs jenes Publikums gewiß zu seyn, welches sich, wie Mac=Aulay richtig bemerkt, auf jedem Dampfboote und an jeder Table d'Hote von Europa nach ihm erkundigt. — Die Frage ist nur, ob wir das Interesse des Repeal oder das der katholischen Kirche zum Ausgangspunkte unserer Erörterung machen sollen. — Denn legen wir auch seine Worte so mild wie immer möglich aus, so viel ist gewiß, daß der katholische Glaube, das Vertrauen auf die Kirche, und ihre vereinigende, versöhnende Kraft unmöglich der Mittelpunkt dieser Politik seyn könne, — und gerade dieß und nicht mehr ist es, was ich behaupten wollte.

So hat also auch O'Connell, so wie tausend andere politische Heilkünstler, sein Universalmittel. Es heißt Agitation und Repeal. Auf diesen Punkt allein sind alle seine Kräfte gerichtet. Wird aber dieses Mittel wirklich eine Panacee für die Leiden des unglücklichen Landes seyn? wird dessen Verfassung, — käme es wirklich zum Repeal! — in einer Weise geordnet werden können, welche jedes der beiden Extreme ausschließt: — Bedeutungslosigkeit des irischen Parlaments, über welche vor dem Jahre 1800 geklagt wurde, und Zertrümmerung der Staatseinheit von Großbrittannien, wenn das Reich nicht bloß dem Namen nach, sondern wirklich einen zweiten Mittelpunkt in Dublin gewonnen hätte? wird es

möglich seyn, nach Aufhebung der Vereinigung jene Leiden und Drangsale fern zu halten, die vor 1800 eintraten, als der von England abgesperrte, irische Handel und Ackerbau notorischermaaßen seinem völligen Ruin und Untergange entgegen eilte? ist die Durchsetzung des Repeal ohne Bürgerkrieg denkbar? Auf alle diese Fragen kann ich nur antworten, daß ich sie aus O'Connells unaufhörlich sich selbst widersprechenden Reden bisher noch nicht zu beantworten im Stande war. — Abgesehen von unsern deutschen Verhältnissen, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, habe ich mich überhaupt weder berufen, noch im Stande gefühlt, ernstlich über diese Probleme zu sinnen, auf deren Lösung ich mich, von allen andern Gründen abgesehen, erst dann einlassen würde, wenn ich mit Bestimmtheit wüßte, was zur Stunde Niemand weiß: ob nämlich O'Connell selbst an die Möglichkeit und Ersprießlichkeit eines Repeal glaubt, oder ob er die Drohung mit diesem bloß als Negociationsmittel benutzt, um die englische Regierung zu anderweitigen politischen Concessionen zu nöthigen.

Wie wenig ich aber auch den Repeal als politische Maaßregel zu beurtheilen, und um wie viel weniger ich mich demnach für denselben zu begeistern im Stande bin, — so viel ist gewiß: O'Connell sucht seit seinem politischen Auftreten das Heil seines Landes nicht nur in der Agitation für politische Zwecke überhaupt, er sucht es speziell, so entschieden wie je ein Volksführer seit 1789, in dem engsten Anschließen an jene Grundsätze, die, um mich einer eben so kurzen als milden Bezeichnung zu bedienen, der politisch linken Seite angehören. — Wenn ich seine Reden und Toaste seit 1830 durchgehe, wenn ich lese, wie er im Sinne des allergewöhnlichsten, englisch-irischen Radicalismus jubelnd jeder Insurrection auf der einen oder andern Hemisphäre Beifall zutrank; wenn ich lese, wie er frohlockte, als die „Staatskirchen" von Portugal und Spanien unter den Streichen Don Pedro's und der Christinos zusammensanken, und wenn ich heute höre, wie der Ra-

dikalismus durch ganz Europa ihn mit heller Freude auf die Schultern hebt, — wenn ich dieß Alles unbefangen überlege, so will es mir scheinen: als ob ein Bündniß mit dieser Richtung der heiligen Sache der Kirche und dem Wohle der Menschheit eben so wenig würdig und ersprießlich sey, als beide andererseits mit dem Absolutismus zusammen zu gehen im Stande gewesen sind. Der eigentliche Kern und Mittelpunkt der politischen Ueberzeugungen O'Connells spricht sich meines Wissens vielleicht am klarsten und einfachsten in einer Rede aus, die er am 25. März 1837 in einer Versammlung des irischen Nationalvereins hielt. Hier sagte er wörtlich Folgendes: „Die Fortschritte des demokratischen Geistes in den drei Reichen erfüllen mich mit freudigem Muthe. Leider aber ist das Eigenthum der Arbeit noch unvertreten. Der Mann, welcher ein Haus besitzt, das eine Jahresrente von zehn Pfund werth ist, hat eine Wahlstimme, während derjenige, der in seinen zwei gesunden Armen ein jährliches Einkommen von fünfzig Pfund besitzt, auf den Hustings nicht mitzählt. So kommt es, daß die Arbeiter argwöhnisch auf diejenigen hören, die nicht von den Ihrigen sind, aber ich hoffe, es werden Führer aus ihren eigenen Reihen hervorgehen. Ja, meine Freunde, ich bin für allgemeines Stimmrecht. Die Reformbill war hinreichend, uns von der Toryherrschaft zu befreien, doch hat sie das Monopol nur in andere Hände gelegt. Die Geldinteressen sind an die Stelle der alten Aristokratie getreten; das Volk ist nicht erleichtert, es hat nur seine Herren gewechselt. Doch wir werden ausharren und kämpfen. Eine Hoffnung schöpfe ich selbst aus den jetzigen Erschütterungen des Geldwesens; der niedere Stand des Arbeitslohns wird ein neuer Sporn zur Freiheit werden. Trotz des düsteren Gewölks, das heute noch den Himmel umzieht, wird morgen die Sonne der Freiheit scheinen“.

Es ist nicht nöthig, diese Richtung hier näher mit Namen zu bezeichnen, und dieß ist auch nicht die Absicht dieser Zeilen. Nur kann ich mich unter diesen Umständen nicht da-

von überzeugen, daß Demonstrationen des Enthusiasmus zu Gunsten der politischen Wirksamkeit O'Connells, wenn sie von Deutschland ausgingen, heilsam und wohlthätig für die Sache der Kirche wären, die dann doch uns Allen höher und heiliger gilt, als der Repeal und die irische Agitation. Die erfreulichste, hoffnungsreichste Erscheinung in unserm Vaterlande ist der wiedererwachte Sinn der Katholiken für die Freiheit der Kirche, aber ich kann mir nicht leicht eine gefährlichere Verwechslung denken, als die, dieser kirchlichen Freiheit, welche wir alle wünschen und wollen, mit einer radikalen. Diese haben nichts gemein mit einander, und es wäre ein verderblicher Irrthum, dem, wenn er sich hervorthäte, die deutsche, katholische Presse auf das entschiedenste entgegen wirken müßte, daß der politische Radikalismus ein Mittel sey, die Kirche frei zu machen. — Wer zu diesem Glauben hinneigt, blicke in die Schweiz. Uebrigens können wir deutsche Katholiken, ohne allen Einfluß auf den Gang der Ereignisse in Irland, wie wir sind, die Begebenheiten in jenem Lande nur mit unsern aufrichtigsten Wünschen für dessen Wohl begleiten. Eben so können wir uns der schwierigsten aller Aufgaben: ein entscheidendes Urtheil über O'Connell's innerstes Wesen und den Kern seines Willens auszusprechen, gänzlich entschlagen. Wir, die Zeitgenossen, wissen: daß er einen magnetischen Einfluß auf seine, des Enthusiasmus bedürftige Mitwelt übt, wie kein anderer Jetztlebender, ohne Ausnahme. Ueberlassen wir die weitere Frage, auf die es hier allein ankömmt, einer erleuchtetern Nachwelt, welcher dereinst der politische und der kirchliche Charakter dieses Mannes wie ein abgeschlossenes Ganze vorliegen wird. Was hat er gewollt? war ihm der religiöse Sinn und der treue katholische Glaube seines Volkes nichts als ein politisches Mittel zur Losreißung Irlands vom Mutterstaate? oder wollte er, umgekehrt, trotz seiner entgegenstehenden Aeußerungen, den Radikalismus nur als ein Mittel zur Hebung, Förderung und Verherrlichung der wahren Kirche Christi be-

nutzen? war nicht die Rache an England, sondern eine religiöse Idee die höchste seines Lebens? — Ich würde bis jetzt als Richter auf diese Fragen nur antworten: non liquet! — Aber auch in dem zuletzt unterstellten Falle muß ich zwar den Zweck loben, aber, selbst abgesehen von der sittlichen Frage! auf das entschiedenste mich von den Mitteln lossagen.

Der treuloseste und gefährlichste politische Rathgeber ist das Bedürfniß der Rache. Nichts liegt dem natürlichen Menschen näher, als der Gedanke: weil England Jahrhunderte lang die irischen Katholiken, wider göttliches und menschliches Recht, gepeinigt hat, so ist es recht und wohl gethan, ihm jetzt die alte Schuld mit Zinsen heimzuzahlen. Dazu ist denn freilich das sicherste und ausgiebigste Mittel ein Bündniß der irischen Katholiken mit der politisch linken Seite der Zeit. Aber damit ist den Uebeln mit nichten abgeholfen, unter denen das irische Volk seufzt und geseufzt hat, und leicht könnte es geschehen, daß ein und derselbe Abgrund die beiden Kämpfer verschlänge. — Uebrigens versteht sich von selbst (und jeder Vernünftige wird dieß von vorn herein bemerken!), daß alles hier Gesagte nichts weniger ist und seyn soll, als eine Apologie der toryistischen Gegner Irlands. Diesen ist nicht das radikale Element in der irischen Sache das verhaßteste; mit diesem würden sie sich freundlich abzufinden wissen, sondern es ist die katholische Kirche, an die sie heute, wie seit dreihundert Jahren, wollen.

Ich habe auch Sinn und Auge für die Wege Gottes in der Geschichte. — Ich weiß, daß die Zeit ein fortlaufendes Gericht über die Sünden und Thorheiten der Menschen hält. Je zuweilen bricht dann ein großer Gesammt-Zahltag, ein jüngstes Gericht im Kleinen, über die Verkehrtheiten, die Mißgriffe, die Verbrechen einer ganzen Periode herein. — Und der höchste Richter, der nach seinem Wohlgefallen, so Leib und Leben, wie Hab und Gut nimmt, wie er sie gegeben hat, ist in seiner Weltregierung (er, der unumschränkte Herr aller Dinge!) nicht an unsere irdischen Begriffe von

Mein und Dein, von Ordnung und Umwälzung, von Besitz und Verjährung gebunden. — Er wirft, wenn das Maaß seines Zornes erfüllt ist, die Hoffärtigen von ihrem Sitze und erhöhet die Niedern, und dieß Alles ohne auch nur die leiseste Rücksicht auf unsere menschlichen Theorien und Anordnungen, auf unsere Stabilität und gute Polizei, auf unsere Begriffe von legitimer Macht und monarchischer Staatsordnung zu nehmen. — Ich weiß aber auch, daß er die Ruthe in's Feuer wirft, wenn er sie gebraucht hat. — Es wäre ein abgeschmackter Hochmuth und ein bornirtes Ultrathum, keifend und belfernd neben den Wegen herzulaufen, die der Herr in stiller Majestät durch die Geschichte geht, und seinen Rath meistern zu wollen, weil er nicht der unsrige ist. Aber eben so wäre es Hoffart und Eitelkeit, zu verkennen, daß Gottes Rathschluß sich erst dann offenbart, wenn er erfüllt worden ist, und daß wir Menschen nicht berechtigt sind, uns in unserm Thun und Lassen, selbst nicht in unserm lobenden oder tadelnden Urtheile über menschliches Gebahren auf den Standpunkt der göttlichen Majestät zu stellen, der freilich außerhalb aller und jeder menschlichen Schranken, Gesetze und Rechtsbegriffe steht. Denn die Weltgeschichte ist ein Werk Gottes; unser Urtheil aber und unsere Handlungen (die früher oder später aus unserm Urtheil fließen!) sind unser Werk, wofür wir als Individuen und als Partheien Lohn oder Strafe zu erwarten haben. In dieser Beziehung empfiehlt uns der Glaube nicht die Rache, sondern in jeder möglichen Frage des Privatlebens, wie der großen Politik: Geduld. Diese Betrachtungsweise ist christlich. Die Lehre der Menschen des Augenblicks dagegen ist: keine Geduld zu haben, und unsere Zeit verwechselt fortwährend den Nervenreiz, die Aufregung, die prickelnde Ungeduld mit dem ächten Heldenmuthe und der christlichen Beharrlichkeit. Daher auch die Sympathie mit Jedem, der auf der einen oder andern Hemisphäre gegen das, was ihn drückt, ausschlägt, und endlich als characteristische Merkmal der Gegenwart: blinde Vergötterung

des Factums. — Unterliegt O'Connell: dieselbe öffentliche Meinung, die ihn heute zu den Wolken erhebt, wird kaum Worte der Schmähung genug für ihn finden.

Machen wir von dem eben Gesagten die Anwendung auf England's und Irlands gegenwärtige Lage, so ist es freilich nicht unwahrscheinlich, daß heute der jüngste Tag herannaht für jenes Staatsgebäude, welches die „glorreiche" Revolution von 1688 schuf, und über welches ein berühmter Staatsmann in Berlin, welcher die Extreme gern vermittelt hätte, den Segen Paul Sarpi's sprach: Esto perpetua. Es ist nicht unmöglich, daß Locke's constitutionelle Uhr jetzt ablaufen will; daß die Schaukel, auf welcher Whig's und Tory's fast zweihundert Jahre kippten und wippten, jetzt, endlich mürbe geworden zusammenbricht. So viel ist gewiß, die ganze Wirthschaft hat seit den blutigen Tagen des weiberfreundlichen Heinrichs an Gott und seiner Kirche, an der Freiheit und dem Rechte fast aller andern Nationen des Erdbodens, insbesondere aber an den armen Irländern, mit vermessenem Frevelmuth lange und schwer auf die Barmherzigkeit Gottes hin gesündigt, und es ist unverdiente Langmuth des Himmels, wenn das dortige Repräsentativstaatsleben in seiner bisherigen Treuherzigkeit und Unschuld noch länger so fortgeht. Diese Betrachtung ist erlaubt und gerecht, — sie ist weltgeschichtlicher Natur. Vergesse daneben nur Niemand, der sie anstellt, in Erwägung des Wergs am eignen Rocken mit dem Psalmisten hinzuzusetzen: Si iniquitates observaveris, Domine, Domine, quis sustinebit? — Und in praktisch-sittlicher Beziehung möchten wir jeden Katholiken bitten, zumal wenn er unter englischem Scepter lebt, sich zu hüten, daß er die Brandfackel in eben diese englische Verfassung schleudere. Möge es eine auf Fictionen ruhende Nothhütte seyn; aber sie deckt wenigstens heute und morgen noch die Freiheit der Kirche und bereitet den Unserigen dort wenigstens ein erträglicheres Loos als in Rußland oder Schlesien. Wer bürgt dafür, daß sie, bei einer ohne dringende Noth herbeigeführten

Veränderung, gerade in Beziehung auf die Lage der Kirche gewinnen würden.

Darum also, wenn Gott das Todesurtheils über das englische Staatsthum gesprochen haben sollte, so mögen wenigstens die irischen Katholiken ihre Hände fern halten von dem Werke des Scharfrichters. Allein ich wünsche, aus Gründen, die ich schon früher angegeben, auch den Tod dieses Sünders nicht, und fürchte daß ein Umsturz des englischen Staatswesens auf unsern Welttheil einen so verderblichen Einfluß äußern würde, daß nur der ihn herbeiwünschen könnte, der auch der geringsten Kunde der großen Verhältnisse der Politik vollkommen baar und ledig wäre. — Ich weiß freilich kein politisches Recept zur Heilung der dortigen Gebrechen; — aber ich bin gewiß, daß die jetzige katholische Strömung, die durch die Hochkirche geht, wenn nicht ein Bürgerkrieg oder der Radicalismus der irischen Parthei und ihrer Bundesgenossen sie unterbricht oder rückläufig macht, — zur Wiedervereinigung aller drei Königreiche im wahren Glauben führen muß. — Auf dieser Basis würden sich dann alle politischen und socialen Fragen in ganz anderer Weise erörtern und lösen lassen, als es heute möglich ist.

Zum Schlusse fasse ich den Inhalt und die Summe meiner oben ausgesprochenen Ansichten in folgenden Sätzen zusammen:

Es gibt ein Heilmittel für die politischen und socialen Schäden Europa's, dessen Anwendung allen andern vorausgehen muß: dieß liegt im katholischen Glauben und in der Kirche.

Vom Staate sollen wir zunächst und vor Allem nur Freiheit für die Kirche verlangen. Dieses Verlangen hat mit den liberalen und radicalen, politischen Bestrebungen unserer Tage schlechthin nichts gemein. — Es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß die kirchliche Freiheit sich unter dieser oder jener Staatsform leichter erreichen lasse.

Die Hauptgefahr für die Freiheit der Kirche liegt in dem

Bündnisse des religiösen Indifferentismus mit der Staatsomnipotenz, die sich mit absolutistischen Formen eben sowohl verträgt, wie mit constitutionellen und radicalen.

Dieser Verbindung kann die katholische Welt als einzige Waffe nur die größtmöglichste Entschiedenheit des kirchlich katholischen Sinnes, zugleich aber auch die Enthaltung und Lossagung von aller und jeder Vermischung ihrer Sache mit irgend einem politischen Systeme entgegensetzen.

Deßhalb ist die Identifizirung der katholischen Sache mit der absoluten „rechten Seite“ allerdings nicht mehr möglich; — eben so wenig aber auch ein Bündniß mit den politischen Bestrebungen der linken. Jeder Versuch, eine solche Verbindung zu Stande zu bringen, insbesondere den Radicalismus für die katholische Sache in Bewegung zu setzen, ist, von der Moralität des Schrittes abgesehen, auch aus dem Gesichtspunkte der Klugheit irrig und gefährlich.

Die oben vorgebrachten Einwendungen gegen O'Connell und sein Werk beruhen daher weder auf dem Systeme des Legitismus, noch des Torysmus, noch des constitutionellen Liberalismus, sondern auch der Ueberzeugung von der Nichtigkeit aller bloß menschlichen Politik (politischem Indifferentismus.)

O'Connell agitirt politisch, und sucht deßhalb den religiösen Gegensatz der Kirche und der Häresie in den Hintergrund zu schieben. Er schwächt das kirchliche Interesse zu Gunsten des politisch nationalen.

Er sucht demnach (seine persönliche Ueberzeugung und sein Privatleben bei Seite gesetzt!) bei seiner öffentlichen Thätigkeit das Heil seines Vaterlandes nicht im Glauben, nicht in der Kirche, nicht in der Hingebung an beide, nicht in jenen guten Werken, die aus dem Glauben fließen, sondern in einem rein politischen Mittel: der Agitation für den Repeal.

Mit diesem und seiner gesammten Wirksamkeit seit vierzehn Jahren steht er auf der linken Seite und in der politi-

schen Bewegung der Zeit. In diese Richtung hat er sieben Millionen seiner Landsleute geworfen, für die er durch das Factum seiner Agitation das radicale und das katholische Interesse fortwährend in die engste und innigste Verbindung bringt.

Die Folgen dieser Stellung lassen sich für Irlands zeitliches Wohl nicht ermessen; eine der wahrscheinlichsten und nächsten ist der Bürgerkrieg.

Für das kirchliche Interesse aber droht die Verbindung mit dem Radicalismus noch schädlicher und gefährlicher zu werden, als der Absolutismus. — Das Gift des letztern, welches jedenfalls langsamer und von außen herein wirkte, konnte der Kirche nichts anhaben, während der Radicalismus schneller auflöst und von innen heraus verdirbt.

Noch bedenklicher als für Irland würde die Hinneigung zu den radicalen Erscheinungen, und der Glaube an die heilbringende Kraft der politischen Bewegung der Zeit in Deutschland wirken, wenn sich die Katholiken durch den nur zu erklärlichen Enthusiasmus für O'Connell auf diese Bahn locken ließen, und von den Grundsätzen, aus denen die Handlungsweise jenes Mannes fließt, Heil für die Kirche erwarteten.

Diese Ansichten sind völlig unabhängig von dem allgemein menschlichen Urtheil über O'Connell's Persönlichkeit und innerste Absicht. Diese zu erkennen, muß vielmehr dem Gerichte Gottes allein vorbehalten bleiben.

Dieß, mein Freund, ist die Ansicht, die ich Ihnen vorzutragen hatte. Sie macht keinen Anspruch darauf, unfehlbar zu seyn, und ich bin jeder Belehrung durch Gründe und Thatsachen fähig. Es soll mich freuen, recht bald Ihre zustimmende oder berichtigende Meinung in diesen Blättern zu vernehmen.

Antwort.

F. an C. den 6. April.

Mit den Principien, auf welchen die Ansichten beruhen, die Ihr Brief vom 31. März entwickelt, kann ich großentheils einverstanden seyn, und dennoch deren Anwendung auf Irland und O'Connell bestreiten. Meine Auffassung geht davon aus, daß O'Connell eine ganz locale Erscheinung ist; ein Mann, der in ganz speziellen Verhältnissen durch Mittel wirkt, zu deren Beurtheilung das, was in allen übrigen europäischen Ländern geschieht, gar keinen Maaßstab bietet. — Jede Vergleichung der irländischen Angelegenheiten mit andern Zuständen, insbesondere mit denen von Deutschland oder Frankreich, führt daher fast unvermeidlich zu falschen Resultaten und schiefen Urtheilen. Vielleicht kommt man der Wahrheit am nächsten, wenn man sich aus O'Connell jede, auch die leiseste Spur und Anwandlung eines wissenschaftlich geordneten politischen Systems, einer umfassenden Doctrin und Theorie, oder wie dergleichen irgend Namen haben möge, ein für alle Mal völlig wegdenkt.

Er hat nur einen, weiter unten näher zu bezeichnenden praktischen Zweck, auf den ihn das Leben, das Factum, die Vorsehung geführt, und mit dem er sich identifizirt hat. Diesen wissenschaftlich sich zurecht zu legen, ihn zu begreifen, ihn in deutscher oder heutiger französischer Weise theoretisch zu begründen, hat er weder ein Bedürfniß, noch eine äußere Aufforderung, noch selbst das Talent. — Er ist überhaupt weder ein Gelehrter, noch — als ächter Celte — bei aller geistigen Regsamkeit, Gewandtheit, selbst Schlauheit, ein besonderer Dialectiker. — Er spricht nicht zum Verstande, sondern zum Gefühl, aber seiner magnetischen Herrschaft über das Gemüth verdankt er seine beispiellosen Erfolge.

Daher faßt man ihn falsch auf, so bald man ihn in ein politisches Princip übersetzt, oder aus ihm ein politisches Prin-

cip construiren will. — O'Connell ist in der Politik durch und durch unprincipled, sein Zweck ist ganz realer Natur; für diesen ficht er mit allen Waffen, deren er habhaft werden kann, und wirft dem Gegner immer das Argument an den Kopf, welches der Augenblick ihm als das schlagendste auf die Zunge legt. — Dieß ist der Schlüssel zu seinen Reden, die, trotz der furchtbaren Consequenz in Hinsicht des Zweckes, — von Widersprüchen in den Mitteln wimmeln.

Seine persönliche, tief katholische Ueberzeugung zu bezweifeln, fehlt uns jeder Grund; die Aeußerungen, welche allerdings wie religiöser Indifferentismus klingen, müssen, wenn wir alle Umstände erwägen, sämmtlich dahin interpretirt werden, daß er der Herrschaft der (falschen) Staatskirche nicht eine katholische Staatskirchenherrschaft, sondern die völlige Freigebung der Religion, das reine voluntary system entgegenstellen will, wie es in Nordamerika gilt. — Daß dieß an und für sich dem katholischen Glauben nicht zuwiderlaufe, ist klar, eben so beweist das Factum in den vereinigten Staaten, in Holland, in Belgien, daß jener Zustand keineswegs nothwendig den kirchlichen Indifferentismus in sich schließe, im Gegentheil: er wirkt diesem kräftiger entgegen, als es das Territorialsystem jemals vermocht hat. O'Connell steht also mit diesem richtig und gut gewählten Angriffsmittel innerhalb der Strömung der Zeit, und im entschiedenen Vortheil gegen über der Pseudokirche des Staats, die durch das weltliche Gesetz errichtet, wie sie ist, sich unmöglich dem Schicksal entziehen kann, durch dasselbe Mittel, welches sie schuf, wieder abgethan zu werden. — O'Connell hat also auf dem Grunde und Boden seiner irischen Verhältnisse relativ vollkommen Recht, wenn er gegen die Staatskirche kämpft. Ist er aber in frühern Jahren über diese Gränze hinausgegangen, hat er seinen ganz lokalen und nationell beschränkten Standpunkt zum allgemeinen machend, z. B. Spanien und Portugall über denselben Leisten schlagen wollen, so ist dieß eine allgemein englische Beschränktheit, die er mit den acht-

Antwort.

F. an C. den 6. April.

Mit den Principien, auf welchen die Ansichten beruhen, die Ihr Brief vom 31. März entwickelt, kann ich großentheils einverstanden seyn, und dennoch deren Anwendung auf Irland und O'Connell bestreiten. Meine Auffassung geht davon aus, daß O'Connell eine ganz locale Erscheinung ist; ein Mann, der in ganz speziellen Verhältnissen durch Mittel wirkt, zu deren Beurtheilung das, was in allen übrigen europäischen Ländern geschieht, gar keinen Maaßstab bietet. — Jede Vergleichung der irländischen Angelegenheiten mit andern Zuständen, insbesondere mit denen von Deutschland oder Frankreich, führt daher fast unvermeidlich zu falschen Resultaten und schiefen Urtheilen. Vielleicht kommt man der Wahrheit am nächsten, wenn man sich aus O'Connell jede, auch die leiseste Spur und Anwandlung eines wissenschaftlich geordneten politischen Systems, einer umfassenden Doctrin und Theorie, oder wie dergleichen irgend Namen haben möge, ein für alle Mal völlig wegdenkt.

Er hat nur einen, weiter unten näher zu bezeichnenden praktischen Zweck, auf den ihn das Leben, das Factum, die Vorsehung geführt, und mit dem er sich identifizirt hat. Diesen wissenschaftlich sich zurecht zu legen, ihn zu begreifen, ihn in deutscher oder heutiger französischer Weise theoretisch zu begründen, hat er weder ein Bedürfniß, noch eine äußere Aufforderung, noch selbst das Talent. — Er ist überhaupt weder ein Gelehrter, noch — als ächter Celte — bei aller geistigen Regsamkeit, Gewandtheit, selbst Schlauheit, ein besonderer Dialectiker. — Er spricht nicht zum Verstande, sondern zum Gefühl, aber seiner magnetischen Herrschaft über das Gemüth verdankt er seine beispiellosen Erfolge.

Daher faßt man ihn falsch auf, so bald man ihn in ein politisches Princip übersetzt, oder aus ihm ein politisches Prin-

cip construiren will. — O'Connell ist in der Politik durch und durch unprincipled, sein Zweck ist ganz realer Natur; für diesen ficht er mit allen Waffen, deren er habhaft werden kann, und wirft dem Gegner immer das Argument an den Kopf, welches der Augenblick ihm als das schlagendste auf die Zunge legt. — Dieß ist der Schlüssel zu seinen Reden, die, trotz der furchtbaren Consequenz in Hinsicht des Zweckes, — von Widersprüchen in den Mitteln wimmeln.

Seine persönliche, tief katholische Ueberzeugung zu bezweifeln, fehlt uns jeder Grund; die Aeußerungen, welche allerdings wie religiöser Indifferentismus klingen, müssen, wenn wir alle Umstände erwägen, sämmtlich dahin interpretirt werden, daß er der Herrschaft der (falschen) Staatskirche nicht eine katholische Staatskirchenherrschaft, sondern die völlige Freigebung der Religion, das reine voluntary system entgegenstellen will, wie es in Nordamerika gilt. — Daß dieß an und für sich dem katholischen Glauben nicht zuwiderlaufe, ist klar, eben so beweist das Factum in den vereinigten Staaten, in Holland, in Belgien, daß jener Zustand keineswegs nothwendig den kirchlichen Indifferentismus in sich schließe, im Gegentheil: er wirkt diesem kräftiger entgegen, als es das Territorialsystem jemals vermocht hat. O'Connell steht also mit diesem richtig und gut gewählten Angriffsmittel innerhalb der Strömung der Zeit, und im entschiedenen Vortheil gegen über der Pseudokirche des Staats, die durch das weltliche Gesetz errichtet, wie sie ist, sich unmöglich dem Schicksal entziehen kann, durch dasselbe Mittel, welches sie schuf, wieder abgethan zu werden. — O'Connell hat also auf dem Grunde und Boden seiner irischen Verhältnisse relativ vollkommen Recht, wenn er gegen die Staatskirche kämpft. Ist er aber in frühern Jahren über diese Gränze hinausgegangen, hat er seinen ganz lokalen und nationell beschränkten Standpunkt zum allgemeinen machend, z. B. Spanien und Portugall über denselben Leisten schlagen wollen, so ist dieß eine allgemein englische Beschränktheit, die er mit den acht-

barsten Männern aller Partheien jenes Landes, ohne Ausnahme, theilt, — und die uns in Erwägung dieser nationalen Eigenthümlichkeit in keiner Weise berechtigt, nachtheilige Schlüße auf seinen religiösen und kirchlichen Eifer zu ziehen. Aehnliche Mißgriffe erlebt man oft an sonst ganz vernünftigen Söhnen Albion's, wenn sie nicht etwa lange auf dem Continent gelebt haben. — Ich erinnere mich eines jungen Engländers, der in Deutschland mit seinem Hauswirthe in Streit gerieth, und, statt bei der Polizei Beschwerde zu führen, mit immer steigender Heftigkeit in der bekannten Weise, wie die Engländer das Latein aussprechen, ein Nisi prius verlangte. Als er sich mit diesem, aus der Sprache der englischen Gerichte hergeholten Begehren keiner Behörde der Stadt verständlich machen konnte, reiste er in der festen Ueberzeugung ab: in diesem Lande gebe es keine Gerechtigkeit. Uebrigens können jenen Aeußerungen O'Connell's andre aus neuerer Zeit entgegen gestellt werden (z. B. seine heftigen Angriffe auf Espartero, weil dieser die spanische Kirche verfolgte), aus denen man gerade den entgegengesetzten Schluß ziehen kann. So schwärmte er 1830 für die Julirevolution, und ist heute der heftigste Gegner Ludwig Philipp's und Heinrich's V. Freund. Alle dergleichen Aeußerungen sind eben nichts, als untergeordnete Mittel für irgend einen momentanen, oft bloß oratorischen, vorübergehenden Zweck. Seine auswärtige Politik ist Schaale, nicht Kern; sie ist ihm eine Drapperie, die er (auch in diesem Punkte rein auf dem Boden der englischen, politischen Gewohnheiten stehend!), ohne die mindeste Verlegenheit, so oder anders, und jedes Mal nur wie es das Interesse seiner Sache fordert, um seinen nationalen Hauptzweck hängt.

Suchen wir nun diesen eigentlichen Zweck als den Grundgedanken seiner Wirksamkeit scharf zu bezeichnen, so müssen wir uns hierbei wieder vor dem doppelten Mißgriff hüten: ihn zu hoch oder zu niedrig anzuschlagen. — Sein Ziel ist, meiner Ansicht nach, keine tiefe, klar gedachte, religiös sittli-

che Idee; — aber eben so wenig bloße Befriedigung eines Rachekitzels an England. Er steht auch hier wieder rein auf dem mittlern Boden des ganz gewöhnlichen, realen, praktischen Lebens. Er will nichts mehr und nichts weniger als: Gleichstellung der politischen Rechte seiner irischen Glaubensgenossen mit denen der protestantischen Engländer. — Wäre er als Feldherrngenie geboren, seine Bahn wäre wahrscheinlich eine andere gewesen. Heute ist er Advokat, und einer der größten Volksredner aller Zeiten und Völker. — Daher ficht er mit den Waffen seines besondern Berufs und seines Talents, wie die Vorsehung ihm beide gegeben hat. Diesem Gebiete liegt der Aufruhr fern, und man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß O'Connell (abgesehen von allen sittlichen Gesichtspunkten!) diesen verabscheut, schon deßhalb, weil blutige Gewalt die friedliche Bestrebungen des Rechtsgelehrten unterbricht, und unter dem Kanonendonner die disputatio fori zu schweigen pflegt. Dagegen hat er es sich recht eigentlich zum Lebensberufe gemacht, durch seine Waffen, die er mit einer Meisterschaft zu führen weiß, von der die Weltgeschichte Meldung thun wird, den Gegnern nach bestem Wissen und Können das Leben sauer zu machen.

Diese seine politische Thätigkeit darf nun in keiner Weise losgetrennt von dem Boden, in dem sie wurzelt, betrachtet, und nach irgend einem abstracten Gesichtspunkte gemessen, sondern sie muß im Zusammenhange der geschichtlichen Verhältnisse begriffen werden, in deren Entwicklung sie selbst nur ein einzelnes Moment ist. Vergessen wir nicht, daß der Kampf der beiden Inseln seit länger als einem halben Jahrtausend begonnen hat, das O'Connell's Lebenszeit nicht an den Anfang, sondern, wie es den Anschein gewinnen will, hart an das Ende des Dramas fällt. O'Connell ist es nicht, der etwa ein friedliches, geordnetes Verhältniß gestört, und das Ringen beider Nationen auf Leben und Tod herausgefordert hätte. Er hat einen großen Völkerproceß, der seit

sieben Jahrhunderten im Gange war, und den die „Reformation“ seit dreihundert Jahren vergiftet hatte, bereits in der Schwebe vorgefunden; sein geschichtlicher Beruf war es eben nur: das Stück, welches er auf dem Webstuhl der Geschichte antraf, unter dem Einfluße gerade dieser politischen Himmelszeichen eine Spanne weiter vorwärts zu fördern. Vor ihm haben Andre es auf jenen Punkt gebracht, wo er, Hand anlegend eingriff, und nach ihm werden Andere kommen, die das Werk in ihrem Sinne, und durch andere Zeitverhältnisse gedrängt, weiter führen. Mit einem Worte: O'Connell hat die Fragen, in die er weltgeschichtlich eingreift, nicht geschaffen. — Ein Höherer hat sie ihm gestellt, und nicht daß er überhaupt in diesem Weltdrama mitspielt, noch daß er auf der einen Seite steht, kann ihm zum Vorwurfe gemacht werden. — Die Frage ist nur: ob sich sein spezieller Zweck und ob sich die Mittel rechtfertigen lassen, die er für seinen Zweck in Bewegung setzt? —

In dieser Beziehung erlaube ich mir dem, in Ihrem Briefe vom 31. März ausgesprochenen Urtheile einen andern Gesichtspunkt gegenüber zu stellen.

O'Connell hat das Repräsentativsystem mit allen seinen Irrthümern und Fictionen, mit seinen Täuschungen und Gefahren nicht geschaffen; er hat es als einen, seit mehr als hundert Jahren fertigen, in hohem Grade entwickelten Organismus in den drei vereinigten Königreichen vorgefunden. —

Auf diesem Boden, der ihm gegeben war, mußte er für seine Glaubensgenossen und seine Landsleute fechten, dieß war seine Aufgabe. — Es stand ihm frei, sich aller Vortheile und Waffen zu bedienen, die ihm dieses Terrain bot. Und wenn dasselbe einer politischen Thätigkeit freien Spielraum öffnete, die auf dem Continent ohne alle Frage strafbar seyn würde, — so kann O'Connell mit Recht verlangen, nicht nach unsern Begriffen und Gewohnheiten, sondern nach denen des brittischen Staatswesens beurtheilt zu werden. Ich nannte eben das englische Repräsentativsystem einen fertigen Organismus. — Dieß ist

es freilich, in so fern als gewisse Fragen dort unwiderruflich entschieden, gewisse Gewohnheiten durch die Zeit ein- für allemal festgestellt sind. — Aber es ist nicht in dem Sinne fertig, daß es ein- für allemal abgeschlossen, jeder Bewegung entzogen, für alle Zeiten einer weiteren Entwickelung weder fähig noch bedürftig wäre. —

In diesem Sinne ist kein Staat auf Erden stabil, auch England nicht. Seit diesem in der „glorreichen" Revolution (der Sache nach) sein Königthum abhanden gekommen, entspann sich, wie es nicht anders möglich war, auf dem ständischen Gebiete der Kampf zweier Partheien, einer bei dem Bestehenden von 1688 unabänderlich beharrenden, strengen, aristokratisch abgeschlossenen, — und einer mildern, dem zeitgeistigen Bürgerthume näherstehenden, vorwärts strebenden, im guten wie im üblen Sinne aufgeklärten. Hinter beiden erhoben sich dann seit der französischen Revolution, und mehr noch seit dem allgemeinen Frieden, Jene, die sich den demokratischen Strömungen des Continents verwandt fühlend, die Axt an die Wurzel alles dessen legten, was sie mit Recht oder Unrecht für Mißbrauch erklärten.

Wie verhielten sich zu diesem, in einem Repräsentativstaate wie England unvermeidlichen Partheitreiben die katholischen Irländer?

Als O'Connell geboren ward (1774), stand jeder Katholik in seinem Vaterlande nicht bloß in sofern außerhalb der Atmosphäre der repräsentativen Freiheit, als er weder in's Parlament wählen, noch gewählt werden, und selbst nicht Mitglied einer Corporation oder Gemeinde seyn konnte; — er war außerdem noch einem Strafcodex unterworfen, dessen Bestimmungen jeden fühlenden Menschen, selbst ohne Unterschied des Glaubens, mit Eiseskälte überschütten müssen, wenn er sie liest. — Jeder katholische Erzbischof, Bischof oder apostolische Vicar hatte, kraft seines Standes allein, Deportation verwirkt. Kehrte er zurück, so sollte er als Hochverräther gehängt und lebend wieder abgeschnitten, ihm sollten le-

bend die Eingeweide ausgerissen und sein Leib geviertheilt werden. — Und diese schauerliche Bestimmung war noch eine der am mindesten das sittliche Gefühl empörenden. Andere hatten den Zweck, die Katholiken des Unterrichts zu berauben, um sie dann als unwissend und abergläubisch schmähen, — noch andere, sie sittlich zu corrumpiren, um sie der Verachtung der Protestanten Preis geben zu können. — Jedweder Katholik, der Schule hielt, oder irgend einem Andern, sey er Katholik oder Protestant, irgend welchen Unterricht gab, wurde mit der Verbannung, oder nach Umständen mit dem Galgen bestraft. Einen Protestanten zum katholischen Glauben bekehren, war Hochverrath. — Wenn der älteste Sohn eines katholischen Vaters zum Protestantismus abfiel, so wurde er, durch dieses bloße Factum, Eigenthümer der väterlichen liegenden Gründe, und der Vater bloßer Pächter auf Lebenszeit. —

Diese Beispiele reichen hin, die Frage zu beantworten: mit welchen Augen die irischen Katholiken die englische „Freiheit“ ansehen mußten.

Im Jahre 1775 floß das erste Blut in den nordamerikanischen Kolonien. 1777 streckte bei Saratoga eine englische Armee das Gewehr vor Denen, die im Namen der neuphilosophischen „Menschenrechte“ aufgestanden waren. 1778 erfolgte von Seiten der englischen Regierung die erste Milderung der Strafgesetze gegen die Katholiken, der im Jahre 1782 eine zweite, noch erheblichere folgte. —

Dieser Vorgang verrieth den Katholiken ein großes Geheimniß. — Sie lernten jetzt: daß sie Nichts zu hoffen hatten von der torystisch-conservativen Parthei, Alles von der Furcht vor dem Siege der democratischen Grundsätze. — Dieß ist der Schlüssel zu dem Meisten, was in Irland geschah und geschieht bis auf den heutigen Tag. — Man kann bedauern daß es so gekommen, — aber man vergesse nicht, wer den Katholiken diese Lehre gegeben hat. — Sie wurden gleichmäßig durch die schauerliche, jedes menschliche Gefühl empö-

rende Grausamkeit des Calvinismus, und durch die Thorheit ihrer conservativen Gegner ohne Wahl und Widerstand dazu getrieben; ihr Heil nicht in den Grundsätzen des alten Staats zu suchen, sondern es allein von dem Siege der neuen Freiheit zu erwarten. —

Nachdem England einmal die Bahn der Concessionen betreten hatte, lag es in seinem eignen, evidenten Interesse: Irland nun auch auf einen Schlag vollständig zu versöhnen, und das Gedächtniß der Schmach, welche die Katholiken so viele Jahre hindurch getragen, durch volle, ehrliche Gleichstellung zu verwischen. — So gebot es jede gesunde Politik; — aber Gerechtigkeit und Wahrheit von einem staatskirchlichen Protestantismus erwarten, hieße dessen Natur verkennen.

Im Jahre 1792 überreichten die Katholiken dem irischen Unterhause eine Petition des Inhalts: daß ihnen das Recht, bei der Wahl der (jedenfalls protestantischen) Deputirten in's Parlament mitzustimmen, und die Befugniß die Advokatur auszuüben ertheilt werde. — Mit Mühe fanden sie ein Mitglied, welches sich dem mißlichen Geschäfte unterzog, die Bittschrift zu überreichen und ein zweites, das sie unterstützte. In der That geschah, was nicht vorauszusehen war, — der Antrag wurde mit Entrüstung verworfen. —

Aber inzwischen schlug Dumouriez die Schlacht bei Jemappes, und die Heere der französischen Republik überschwemmten die Niederlande. Der Brand auf dem Festlande leuchtete hinüber in das alte Albion. — Da wurde am Schlusse desselben Jahres die antikatholischen Straffanctionen noch weiter ermäßigt. Und im Anfange des nachfolgenden brachten die Minister eine Bill in's Parlament, die den Katholiken die Advokatur eröffnete, sie zu weltlichen Corporationen, zur Grand Jury, zur Magistratur zuließ, ihnen bis zum Range des Obersten in der Armee zu dienen gestattete, und, was mehr werth war als dieß Alles, ihr actives Wahlrecht für das Parlament wieder herstellte. —

Fünf Jahre später wurde O'Connell als Advokat in

Dublin vereidigt. — Dürfen wir es ihm verargen, daß er, bald der Sachwalter seines Volkes! genau auf dem Wege fortgegangen ist, den das conservative England ihm so durch Verweigerung, wie durch Gewährung der gerechten Wünsche der katholischen Irländer unverkennbar vorgezeichnet hatte?

Mit der Aufhebung der Strafgesetze gegen die Bekenner des katholischen Glaubens war der erste, große Ruhepunkt in dem Befreiungskampfe Irlands erreicht. — Die Freiheit des Glaubens und des Gewissens war errungen; — jetzt galt es die politische Freiheit, die sich dort in dem Worte resumirte: Emancipation der Katholiken von jenen Gesetzen, die sie verhinderten im Parlamente der drei vereinigten Königreiche zu sitzen.

Thaten die Katholiken Recht daran, nachdem sie volle und uneingeschränkte Freiheit des kirchlichen Glaubens und Lebens besaßen, für ein rein politisches Recht auf's Neue in die Schranken zu treten?

Diese Frage war schwieriger zu beantworten, als sie scheint. — Damals schwebte, den Meisten unbewußt, über der Emancipation der Katholiken eine große Gefahr für die Kirche. Die Staatsgewalt konnte eine Gleichstellung der Katholiken mit den Mitgliedern der herrschenden Religion zuzugeben, dafür aber der katholischen Kirche einen ähnlichen Staatsschutz zu schenken sich bereit erklären, wie ihn diese in Rußland und Preußen genießt. Um diesen Preis wäre dann ohne Zweifel jeder Vortheil in der politischen Stellung zu theuer bezahlt gewesen. — Glaubenswürdigen Nachrichten zufolge ist dieß wirklich damals der Plan des englischen Cabinets gewesen, der nur an dem Umstande scheiterte, daß die englischen Staatsformen wegen ihres Mangels an Polizei und Censur schlechterdings nicht auf die Künste des continentalen Absolutismus eingerichtet waren. Die Katholiken haben also den großen Kampf gewagt und sind Sieger geblieben. — Wie auf dem Continent ein wesentliches Freiheitsrecht in dem Anspruche liegt: zum Staatsdienste zugelassen zu werden, — so

gilt in Großbritanien dasselbe von der Befugniß: Mitglied der herrschenden Corporation des Parlamentes zu seyn. — Erregte in einem gewißen Beamtenstaate der Versuch: die Katholiken aus allen höhern Staatsämtern zu verdrängen vor einigen Jahren tiefe und nachhaltige Erbitterung, — so konnte dasselbe Gefühl in Irland nicht ausbleiben, wenn die Katholiken bedachten, daß das Recht sich auch durch ihre Glaubensgenossen im Parlamente vertreten zu sehen, ihnen nur durch die Mißhandlungen des empörendsten Despotismus entzogen war, bei dessen Satzungen es denn doch unmöglich für alle Zeiten sein Verbleiben und Bewenden behalten könnte. — Auch im gewöhnlichen Privatleben wird jeder Katholik dem etwa ein Pferd oder ein Mantel unrechtlicher Weise abhanden gekommen, es sich keineswegs daran genug seyn lassen: daß es ihm freistehe, Gott ohne Hinderniß, selbst öffentlich, um die Wiedererlangung seines Eigenthums anzurufen, sondern er wird in ganz gewöhnlicher und irdischer Weise den Dieb entweder mit eigener Hand dingfest machen, oder den Richter angehen: daß dieser ihn durch natürliche Mittel zu dem Seinigen verhelfe. — So haben auch die Katholiken in Irland, als sie die Emancipation verlangten, nichts weniger als ein politisches Ideal, sondern nichts als die Aufhebung eines Zwanges gefordert, den ein Verbrechen ihnen wider göttliches und menschliches Recht auferlegt hatte.

Durch den glücklichen Kampf für die Emancipation gründete O'Connell seinen europäischen Ruf. — Sein Sieg bildet das zweite Stadium in dem großen unblutigen Freiheitskriege der irischen Katholiken. —

Die englische Regierung hat diesen glücklichen Ausgang nicht hindern können, aber sie hat, ihrem früheren Systeme treu, redlich das Ihrige gethan, sich selbst wenigstens um allen und jeden Vortheil zu bringen; den die gemachten Concessionen ihr hätten verschaffen können. —

Sie hat, um ja der ganzen Welt den Beweis zu liefern, daß sie nicht freiwillig, sondern nur aus Furcht vor größerem

Uebel, thut, was sie nicht länger abschlagen konnte, — die Emancipation bis auf den letzten Augenblick verweigert, und erst im Jahre 1829 plötzlich ihre Meinung geändert, als, nach glaubwürdigen Berichten die Obersten der in Irland liegenden Regimenter dem Herzoge von Wellington erklärten: sie könnten im Falle eines Aufstandes nicht für die Treue der Truppen haften. —

War die Emancipation einmal bewilligt, so mußte jetzt auch jede Spur einer Benachtheiligung Irlands und der Katholiken verwischt, und durch die absoluteste Gleichstellung der nun mit Bestimmtheit zu erwartende Ruf nach Repeal für immer unmöglich gemacht werden. — Aber gerade das Gegentheil ist geschehen. — O'Connell setzt in seiner im vorigen Sommer an die Königin Victoria gerichteten Denkschrift gut auseinander, durch welche Mittel man Irland um die Früchte der Emancipation zu bringen gesucht habe. Es erhielt durch die Reformbill nicht die, ihm nach seiner Bevölkerung gebührende Zahl von Repräsentation im Unterhause; England, Wallis und Schottland wurden hierbei außer allem Verhältniß bevorzugt; es wurde im Vergleich mit diesen Landestheilen im Wahlcensus innerhalb der einzelnen, städtischen Municipalitäten auffallend benachtheiligt; es hat eine Regelung seiner corporativen Verhältnisse erhalten, wodurch, wiederum im Gegensatze zu England, Schottland und Wallis, alle entscheidende Gewalt in den Corporationen in die Hände der reichern Klassen gelegt wird, welche größtentheils protestantisch sind. Es leidet endlich unter dem Drucke der Zehnten, welche der Grund und Boden des Landes an eine dem Volke feindliche Afterkirche zahlen muß, während das Volk außerdem noch seinen wirklichen, katholischen Clerus, (4 Erzbischöfe, 25 Bischöfe und etwa 3000 Priester) aus eignen Mitteln zu erhalten hat.

Rechnet man dazu noch die fortwährenden Drohungen der protestantischen Fanatiker, welche den Widerruf der Reformbill und der Emancipation der Katholiken begehren, mit-

hin von ihrer Seite Alles thun den Status quo in Frage zu stellen; bringt man die natürliche Consequenz des Repräsentativsystems in Anschlag, wonach: den Angriff des Gegners in unthätiger Defensive erwarten, so viel heißt, als ihm von vornherein zur Hälfte den Sieg einräumen, so läßt sich das System O'Connells recht wohl begreifen und rechtfertigen. Er will nichts als die nothwendigen Folgerungen aus der Emancipation und der Reformbill ziehen, und dieß auch nur in so weit: als er völlige und absolute Rechtsgleichheit der irischen Katholiken mit den protestantischen Engländern verlangt. Dieß ist sein Zweck und er arbeitet für diesen, wie ein Advokat für seinen Clienten. Er will seinen Landsleuten, um alles Höhere oder Tiefere unbekümmert, einen bestimmten politischen Proceß gewinnen. Was dazu dienen kann, benutzt er, und somit hat er sich, je nachdem es seiner Sache Vortheil bringen konnte, bald auf die eine Seite der Whigs, bald auf die der entschiedenen Democraten gestellt, das katholische Interesse aber in neuerer Zeit deßhalb weniger hervorgehoben, weil er, vollkommen aufrichtig in dieser Hinsicht, nichts weniger als eine katholische, sondern zunächst für Irland nur die Abolition der herrschenden protestantischen Staatskirche will. Religiöse Controverse wäre zu diesem Ende nicht bloß überflüssig, sondern geradezu schädlich.

Ob O'Connell wirklich den Repeal, oder nur durch die Drohung mit demselben jene völlige Gleichstellung bewirken will, die ich als den Hauptzweck seiner Wirksamkeit bezeichnete, darüber kann freilich gestritten werden. Die Zeit allein wird entscheiden. Ich lasse daher diese Fragen gänzlich an der Seite liegen, eben so die heute unmittelbar vorliegende, über seinen Proceß. Es scheint mir gewiß, daß er bei seiner Agitation zwar bis an die äußerste Gränze der ihm gesetzlich noch erlaubten Mittel, aber nicht über diese hinausgehen wollte. — Die Regierung dagegen, (welche bei der Zusammensetzung des Geschwornengerichts in diesem Processe so meisterlich verfahren ist, daß sie die englischen und schottischen

Katholiken mit den irischen, trotz aller Verschiedenheit der politischen Interessen, glücklich gegen sich vereinigt und unter einen Hut gebracht hat!) Die Regierung behauptet: er habe jene Gränze bereits überschritten. Da die Unparteilichkeit der Jury, die ihn verurtheilte, bestritten wird, so gibt es vor der Hand keinen Richter, der im Stande wäre über diese Frage zu entscheiden, die, wie sie auch beantwortet werde, für den hier in Rede stehenden Zweck einer historisch-politischen Beurtheilung der gesammten Erscheinung nur von untergeordnetem Werthe ist.

Weit wichtiger ist der gegen O'Connell erhobene Vorwurf des Radicalismus.

Wenn er wirklich nicht sowohl in der Wiedervereinigung der Völker und Regierungen im Glauben der allgemeinen Kirche, als im politischen Radicalismus das Heil der Welt erblickte, — wie Sie in Ihrem Schreiben besorgen, so läge darin allerdings ein Grund sich von ihm und seiner Sache mit großer Entschiedenheit loszusagen.

Allein dieser Ansicht kann eine andere mit gutem Fug gegenübergestellt werden.

Der „politische Indifferentismus“, ist ohne Zweifel der einzig vernünftige Standpunkt für jeden Katholiken, in so weit darunter die Ueberzeugung verstanden wird, daß kein bloß politisches System, keine sociale Theorie, (zumal keine neue) kein Ideal von bürgerlicher Gesellschaft die Lage der Welt verändern kann, und daß das Einmischen der Katholiken als solcher in einen bloß politischen Partheikampf eine Thorheit wäre, sobald sich auch nur mit Wahrscheinlichkeit voraussehen ließe: daß ihr höchstes Interesse, die Freiheit der Kirche, dabei verlieren oder wenigstens nichts gewinnen werde.

Allein diese Gleichgültigkeit gegen Dinge, die uns nichts angehen, oder deren günstigen oder nachtheiligen Einfluß auf unsere Interessen wir nicht zu berechnen im Stande sind, kann unmöglich so weit ausgedehnt werden, daß die Katholi-

ten nicht einmal auf dem Grunde und Boden eines bestimmten, bereits bestehenden, politischen Zustandes, gewisse concrete Rechte in Anspruch nehmen, oder vertheidigen sollen, die ihnen bestritten oder ihnen wider Recht und Billigkeit entzogen oder vorenthalten werden. Dieß zu behaupten wäre selbst eine abstracte, politische Theorie, und zwar eine solche, welche die Katholiken, insbesondere in jedem Repräsentativstaate, wo alle Interessen sich in den bestehenden Formen selbst vertheidigen müssen, sofort mundtodt machen, und die Kirche jedes wirklichen Schutzes berauben würde. — Es kann daher für uns Katholiken gerathen und sogar nothwendig seyn, in Deutschland den Kampf zwischen dem Beamtenstaate und dem Repräsentativsystem ruhig sich selbst zu überlassen. Daraus erfolgt aber in keiner Weise, daß dasselbe System der Indifferenz in einem Repräsentativstaate, wie England, vernünftig wäre. —

Dieß vorausgeschickt, kann auch die Ansicht bestritten werden, daß O'Connell und die katholischen Irländer wirklich auf der linken (radicalen) Seite der Zeit stehen.

Was ist das eigentliche und wesentliche Merkmal des politischen Systems, welches wir auf dem Continent von Europa Radicalismus nennen?

Christus hat die menschliche Gesellschaft durch seinen geoffenbarten Willen geordnet: — die geistliche, oder Kirche, indem er ihr ein bestimmtes Haupt setzte, und ihr in den wesentlichsten Zügen eine Verfassung gab, die bis an's Ende der Zeiten dauern wird; die weltliche, indem er zwar nicht irgend eine Gewalt durch ausdrückliche Erklärung einsetzte, oder irgend eine Staatsform vor der andern begünstigte, — wohl aber, indem er jedem Gläubigen die friedliche Unterordnung unter die bestehenden, geselligen Verhältnisse seines Landes, den vernünftigen Gehorsam gegen jede Obrigkeit zur Pflicht machte, die durch die Fügung Gottes Gewalt über ihn empfangen hat. —. Dieses sich Hineinfügen in die bestehende, sociale Ordnung, welches allerdings Pflicht des Chri-

sten ist, schließt jedoch den Besitz politischer Rechte und deren Vertheidigung, oder die politische Freiheit in keiner Weise aus. — Der Unterthan kann der Obrigkeit gegenüber gewisse Rechte haben, größere oder geringere, wie das positive Recht und die Gewohnheit des Landes sie mit sich bringt. — Und über diese Rechte, ihren Inhalt und ihren Umfang kann gestritten werden, — wie denn im Mittelalter, neben der unverbrüchlichsten Anerkennung der kirchlich-religiösen Fundamente der weltlichen Gesellschaft, über einzelne, concrete Rechte oft sogar mit großer, selbst strafbarer Heftigkeit und Erbitterung gestritten worden ist. Aber die Bürger von Gent, welche den Kaiser Maximilian gefangen hielten, waren nichts weniger als Radicale im heutigen Sinne.

Der Radicalismus dieser Zeit dagegen ist die Empörung gegen die Ordnung Gottes innerhalb der menschlichen, geselligen Verhältnisse. — Er hat in der Form (des Protestantismus) als Abfall von der Autorität auf dem geistlichen Gebiete angefangen, und sich in immer klarerer Entfaltung auf den Grund und Boden des Staats hinübergezogen. In Kirche und Staat spricht dieser Geist es ungescheut aus: daß der Mensch „wie Gott sey“. — Deshalb tritt er dort wie hier Gesetz, Recht, Ordnung, Gehorsam und jegliche Schranke mit Füßen. —

Von dem Radicalismus in diesem Sinne ist die Opposition der irischen Katholiken, selbst wenn sie sich in den Mitteln, mit denen sie ihre Rechte schützen will, vergreifen, oder wenn sie sich über die Bedeutung ihrer Rechte schlechthin irren sollte, *in der Wurzel verschieden*, — eben weil diese Opposition katholisch ist. — Sie will nicht wie Owen oder St. Simon oder unser deutsches Junghegelthum, die göttliche Ordnung in den Verhältnissen der menschlichen Societät umstürzen, und ein Machwerk des menschlichen Aberwitzes in deren Stelle setzen, sondern sie verlangt die Abhülfe gewisser, ganz concreter, und wie jeder Unpartheiische zugeben wird: sehr reeller Beschwerden. Gelänge es, diese zu heben, so

läge es nicht außer dem Gebiete der Wahrscheinlichkeit, daß einst das brittische Königthum, wenn es dereinst vielleicht von der consequenten Entwickelung der Auflösung des Protestantismus flüchtig werden müßte, wie Karl I, gerade im irischen Volke seine treueste und festeste Stütze fände. —

O'Connell ist ein Oppositionsmann im Sinne des Mittelalters. Er weiß zwar, daß er nicht von der aristocratischen, sondern nur von der demokatischen Strömung, die durch das englische Staatsthum fluthet, Heil für die Sache seines Volkes zu erwarten hat, — aber dennoch haßt und fürchtet er, wie Venedey berichtet, die französische Revolution und ihre Principien, — in denen der deutsche und französische Radicalismus seine Quelle und sein Schiboleth verehrt.

Fassen wir das Resultat der hier entwickelten Ansicht zusammen, so läßt dieselbe sich ebenfalls auf folgende einfache Sätze zurückführen.

Die irische Sache ist kein confessioneller Kampf im engern Sinne, aber ein Kampf eines katholischen Volkes um Rechte, die ihm durch Tyrannei und List der Außerkirchlichen entzogen sind, weil es katholisch ist.

O'Connell ist zwar kein Glaubensheld wie Clemens August, aber auch kein Heros des Radicalismus im deutschen oder französischen Sinne. Mit diesem hat er vielmehr, trotz des äußern, oft täuschenden Anscheins, schlechthin gar nichts gemein.

Ob der Repeal möglich, und wenn nicht, ob es heilsam gewesen sey: das Unmögliche zu verlangen, um das Mögliche zu erreichen, ist eine Frage, die, zumal für jeden deutschen Beobachter, heute noch nicht zu beantworten ist.

O'Connells Bestrebungen können in ihrem localen und geschichtlichen Zusammenhange füglich gerechtfertigt werden, aber es wäre thöricht und verkehrt, aus ihnen allgemeine Theorien abzuleiten, die auch für andere europäische Länder anwendbar wären.

Demonstrationen, die zu dergleichen Mißverständnissen

führen könnten, sind nicht zu empfehlen. Dagegen werden die deutschen Katholiken, aus Mitgefühl für ihre katholischen Brüder in Irland, mit vollem Recht wünschen können: daß Irland, mit oder ohne Repeal, diejenige Weise der Vertretung finde, die seiner katholischen Bevölkerung das ihr gebührende Gewicht im Staatswesen des brittischen Reiches sichert.

XXXIX.

Wie Gustav Adolph die religiöse Freiheit der Katholiken verstand.

Während man bei andern Völkern, denen ein Gefühl ihrer Würde und ein Instinct der Selbsterhaltung innewohnt, die traurigen Spuren bürgerlicher Kriege und Zerwürfnisse aus dem Gedächtniß der Nachkommen auszutilgen trachtet, errichtet man ihnen bei uns, zwei Jahrhunderte später, auf den brudermörderischen Schlachtfeldern, wo die Gebeine längst vermodert und ihr Staub vom Winde verweht sind, neue Monumente aus Granit; man schreibt die Namen der Partheiführer auf die Fahnen, und bringt sie bei schallenden Toasten wieder in Erinnerung. Und wenn es noch Namen der Einheimischen wären, deren Geist durch diese Ovationen aus dem Grabe beschworen wird! allein eine Nation kann wohl nicht tiefer sinken, als wenn sie mit den Kränzen ihres Ruhmes das Haupt solcher schmückt, die als fremde Eroberer in den unheilvollen Momenten bürgerlicher Kriege, von den zügellosen Schaaren ihrer Freibeuter umringt *) das unglück-

*) Daß die Schaaren Gustav Adolphs guten Theil freibeuterisches Gesindel waren, über dessen zügelloses Hausen in Deutschland er sich selbst schämte, ist in dem vorhergehenden Jahrgange dieser Zeitschrift in den Artikeln über seine Tochter, Christina, nach dem Zeugniß protestantischer Schriftsteller, dargethan.

liche Land mit Feuer und Schwert verwüstet, und blutige Siege über die eine Hälfte des zerrissenen Volkes erstritten haben.

Als die Katholiken bei dem Anblicke eines Banners, das mit dem rothen Schatten eines fremden Kriegsfürsten ihres dreißigjährigen Bürgerkrieges prangte, sich gekränkt und besorgt fühlten: da gestanden wohl die Vernünftigeren der Gegenseite, der Name Gustav Adolph's sey für einen Verein friedlicher, religiöser Mildthätigkeit allerdings eine Uebereilung gewesen. Freilich konnte eine Uebereilung dieser Art von Seiten deren, die dem Gefallenen auf dem Felde von Lützen ein Monument errichtet, nicht sonderlich verwundern: da sie sich längst gewöhnt haben, mit Elephantenfüßen über jede Rücksicht der Schonung und Billigkeit hinwegzuschreiten. Unter solchen Umständen mußte man die, wenn auch verspätete Einsicht der begangenen Uebereilung dankbar anerkennen; allein wie viele waren es, die wirklich zu dieser Einsicht kamen, und wer erwieß der Gerechtigkeit und der brüderlichen Liebe diese Genugthuung, daß er sich offen und ehrlich von jenem unheilvollen Partheinamen losgesagt hätte?

Dagegen hat es anderer Seits an nichts weniger, als an solchen gefehlt, die das blutige Kriegsbanner, welches man entfaltet, mit ihrer sophistischen Schönfärberei für ein schneeweißes friedlichster Unschuld ausgaben und den Katholiken vordemonstrirten: der Name Gustav Adolphs sey nicht der Name eines fremden Eroberers, nicht eines Bekämpfers ihres Glaubens, nicht eines kriegerischen Partheiführers; er habe für sie nicht das mindeste Verletzende oder Beunruhigende, indem sich an ihn nur ehrenvolle Erinnerungen als eines Wohlthäters der Menschheit anknüpften. In diesem Tone läßt sich eine Stimme in der Leipziger Allgemeinen Nro. 78. 7. April vernehmen:

„Charakteristisch protestantisch ist der Name, wie sich ganz von selbst versteht. Aber das Bewußtseyn der Protestanten legt dem Namen Gustav Adolphs eine ganz allgemein menschliche und christliche Be-

deutung bei. Wir sehen in ihm einen der frömmsten Männer und zugleich den mildesten, gegen jeden Feind menschlichsten Feldherrn; die Geschichte straft uns nicht Lügen. Wir sehen zugleich in ihm ein Werkzeug in der Hand Gottes, um uns unsere Glaubensfreiheit in einer Zeit zu erhalten, und unendlich viel zu ihrer rechtlichen Feststellung beizutragen, wo diese Glaubensfreiheit, das höchste Gut der Menschen, durch Gewalt der Waffen bedroht war. Er war im Zusammenhange der Geschichte das Mittel, unserer Kirche die Freiheit zu geben, und so der Welt alle die Wohlthaten, die sie unserer Kirche verdankt. Darum nennen wir seinen Namen mit dankbarer Verehrung; er erinnert uns an eine große Wohlthat für unser ganzes Volk, aber nicht an vergangene Kämpfe und Feindschaften, die wir damit erneuern möchten. Sein Andenken ist immer lebendig unter uns gewesen, und eben darum kein Gespenst, das wir erst aus seinem Tode herraufzubeschwören brauchten, am allerwenigsten, um uns zu Leidenschaftlichkeit zu stacheln".

In ähnlicher Weise läßt sich in demselben Blatte Nro. 100 auch eine Stimme aus Stuttgart 4. April heraus, wo es heißt:

„Man hat sich besonders feindlich auf den Namen des Schwedenkönigs, den der Verein adoptirte, geworfen. Aber man drehe und deutele wie man will, Gustav Adolph bleibt dennoch der Retter der protestantischen Glaubensfreiheit aller Confessionen in Deutschland; und er selbst, so lange er lebte, hat den dreißigjährigen Krieg menschlicher geführt, als die übrigen Kämpfer. Mag immerhin die Möglichkeit vorliegen, daß er ehrgeizige Pläne hegte; gethan hat er nichts, als was dem Protestantismus aufhalf; gestrebt hat er nach nichts mehr als nach der Vereinigung aller evangelischen Reichsfürsten zur Rettung der deutschen Glaubensfreiheit".

So weit diese. Damit man aber auch jenseits wisse, welche Erinnerungen sich unserer Seits an den Namen des Schwedenkönigs knüpfen, und wie er jene allgemeine christliche Glaubensfreiheit gegen uns verstand, und welche Früchte wir davon genossen haben, aus diesem Grunde wollen wir hier ein historisches Factum sprechen lassen; dem Gewissen Aller, die noch Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit hegen, die Frage anheimstellend: was aus Deutschland werden sollte, wenn auch umgekehrt katholische Fürsten die religiöse Freiheit gegen die

Protestanten in gleicher Weise verstehen würden, wie Gustav Adolph sie gegen die Katholiken ausübte, und ob nicht der stumpfsinnigste Fanatism allein fähig sey, jede Rücksicht so weit zu vergessen, um einen solchen Namen auf ein deutsches Banner in einer Zeit zu schreiben, die ohnehin an Keimen zu Haber und Zwist nur allzu reich ist, und daher gegenseitige Schonung und Achtung mit gebieterischer Stimme fordert, wollen wir nicht unser gemeinsames Verderben herauf beschwören.

Drei schwedische Jünglinge, Georg Bere, Zacharias Anthelius und Nikolaus Campanius, hatten auf Reisen im Auslande und während ihres Verweilens an katholischen Universitäten den alten Glauben lieb gewonnen, und waren in die katholische Kirche eingetreten. Nach ihrer Heimkehr waren sie, durch Kenntnisse und Erfahrung ausgezeichnet, zu bedeutenden und einflußreichen Aemtern gelangt; der eine war königlicher Secretär, der andere Mitglied des gesetzgebenden Rathes (legifer), der dritte Rector einer gelehrten Schule. Endlich erfuhr Gustav Adolph, daß diese Männer katholisch seyen. Sogleich ließ er sie in den Kerker werfen, und sie ernstlich ermahnen, ihren Glauben abzuschwören und die Lutherische Lehre wieder zu bekennen (ut abjecta religione papistica confiterentur cum omnibus patriotis justitiam evangelicam); da sie sich standhaft weigerten, ließ er sie durch den Reichs-Senat als Abtrünnige und Hochverräther (denn auch in Schweden, wie in England, sollte das Bekenntniß der katholischen Religion Hochverrath seyn) zum Tode verurtheilen. So wurden alle drei im Jahr 1624 enthauptet, und der Geistliche, den sie mitgebracht hatten, des Landes verwiesen.

Es ist der Propst zu Jönköping, Johann Baaz, der in seiner Schwedischen Kirchengeschichte (Inventarium ecclesiae Sueo-Gotthorum, Lincopiae 1642, p. 739) diese Geschichte als Augenzeuge berichtet. Eine so ruhmvolle That seines Königs dürfe er, meint er, nicht verschweigen. Sein Bericht

beginnt: Praeterea est memoria dignissimum et ad cautionem utilissimum scire Regem Sueciae punivisse quosdam Apostates An. 1624.

Wenn übrigens der Verein, der den Namen des schwedischen Königs zu seinem Aushängeschild gewählt hat, dadurch seine Dankbarkeit gegen den Mann aussprechen wollte, dessen Schwert der protestantischen Sache in Deutschland die bleibenden Vortheile und die günstige im westphälischen Frieden ihr zugestandene und gewährleistete Stellung erkämpft hat, so würde dieser Name jedenfalls unpassend gewählt erscheinen, denn die Früchte der schwedischen Siege waren bekanntlich durch die Nördlinger Schlacht zum größten Theile wieder neutralisirt, und es bedurfte erst der Intervention Frankreichs, um die Wagschaale wieder zu Gunsten des Protestantismus zu neigen. Richtiger würde sich also die Gesellschaft den „Richelieu-Verein" betiteln. Jedenfalls knüpft sich an den Namen Gustav Adolph noch eine andere Erinnerung; es ist der gründliche Haß, mit dem er die katholische Kirche verfolgte, sein unermüdetes Bestreben, sie, so weit sein Arm reichte, auszurotten, und das katholische Volk mit Gewalt protestantisch zu machen, was diesen Fürsten vor allen Monarchen des siebzehnten Jahrhunderts auszeichnet. Man weiß, wie er in ganz katholischen Städten lutherische Superintenbenten und Prediger einsetzte. Wäre ihm längeres Leben vergönnt gewesen, er würde seine ganze Macht dem Zwecke, Deutschland völlig protestantisch zu machen, gewidmet haben. Bereits hatte er in Schweden gezeigt, wie weit er hierin zu gehen fähig sey, und was den Katholiken bevorstehe.

XL.

Eine Ueberfahrt nach Sizilien.

Sizilien gehört zu jenen Ländern, deren Alterthum uns besser bekannt ist, als ihre Gegenwart.

In der Schule schon, als Kinder, werden wir mit den frühesten glanzvollen Tagen der Insel vertraut, so lange sie nämlich noch mit ihrer griechischen Kultur, zwischen Afrika und Europa, zwischen Carthago und Rom, mitten inne liegend, für die Geschichte des klassischen Alterthums die Vermittlerin und die Kampfstätte zweier, im Perserkriege sogar dreier Welttheile bildete. Die Namen ihrer berühmten Männer, die Thaten ihrer Herrscher, die Gründung, die Blüthe und die Wechselfälle ihrer Städte aus jener Zeit sind uns Allen wohl bekannt.

Anders schon verhält es sich mit dem Mittelalter; die hohe Bedeutung, zu der sie sich mit ihren Flotten damals, als Vermittlerin mit dem Oriente, erhob, wiederholt das Schlachtfeld des christlichen Europas und des mohamedanischen Afrikas, des katholischen Abendlands und des griechischen Orients, des deutschen Kaiserthums und des französischen Fürstenthums, ist durch die Bedeutungslosigkeit, in welche sie später sank, einer gewiß unverdienten Vergessenheit anheimgefallen; die Gegenwart hat sie vollends den Blicken der Zeitgenossen entrückt.

Abgeschieden, wie ein Geist vergangener Tage, liegt sie nun im Hintergrunde die alte Trincria, die einst von Pindar in seinen Siegesgesängen gefeierte, an deren glänzenden Höfen die größten Geister des hellenischen Alterthums, Dichter,

Philosophen und Künstler geweilt, wo ein Zweig der griechischen Sprache und Dichtung zur eigenthümlichen Blüthe sich entfaltet; wo Athen sich verblutet, und der Römer und Punier um die Weltherrschaft gestritten!

Wer schifft jetzt wohl noch nach Sizilien hinüber, um dort an dem Sonnenscheine seiner Bildung und Sitte Theil zu nehmen? und doch ist es diese Insel, welche Italien als die erste mittelalterliche Wiege seiner bewunderten Lingua Toscana begrüßt; denn hier erblühte die Sprache Dantes und Petrarkas zuerst unter dem Scepter deutscher Fürsten, den Begründern der mittelalterlichen Poesie, und früher, ehe sie die toscanische hieß, führte sie den Namen der sizilianischen Sprache.

Was aber wird die Zukunft einst von dem heutigen Sizilien melden können! Ausgeschieden aus dem großen Strome führt sie nun, im fernen Schooße der einsamen Wellen, ein so stilles, einsiedlerisches, insularisches Leben, daß der Name der größten Insel des Mittelmeeres nur selten zu uns über die Alpen herüber erschallt, und doch erlebte sie im wechselvollen Laufe der Jahrhunderte Tage, da Homer und Virgil von ihr sangen, da Thucydides die Schlachten beschrieb, die Alkibiades auf ihr gestritten; da Simonides, Pindar, Aeschylus, Bacchilides, Epicharmus, Theokrit ihr Lieder und Schauspiele dichteten; Archimedes ihre Mauern vertheidigte; Cicero ihre Processe führte; Rom von ihrem Getraide lebte; die Apostel ihren Gemeinden das Evangelium verkündeten; Theodorich ihr Gesetze gab; die Sarazenen glänzende Moscheen, die Normannen, ihre Feudalfürsten, christliche Kathedralen auf ihr erbauten, die hohenstaufischen Fürsten ihre Gesetzgeber unter ihrem lichtreichen Himmel dichteten, um dann der übermüthigen Herrschaft deren von Anjou zu weichen, die in der blutigen sizilianischen Vesperfeier ihre Schuld büßten und die Krone den Arragonesen überlassen mußten. Gegenwärtig aber hat sie sich vor unseren Blicken wieder in den alten mythischen Nebelduft eingehüllt, der in den Tagen des Dädalus

und Herakles sie umschleierte, damal, als Ceres ihre beiden Fackeln am Feuer des Aetna anzündete, die verschwundene Tochter zu suchen; als noch die gefürchtete Scylla bellte, und die Charybdis den weißen Wuthschaum dreimal des Tages himmelan spie, und der trojische Held, der Vielgewanderte, Erfindungsreiche, an ihren sonnenhellen Auen landete, wo die weißen Lämmer blöckten, und der grimme Hirte, der finstere, einäugige Höhlenbewohner, der Abscheu der Götter, der Schreck der Menschen, der alte Cyclope ungastlichen Sinnes hauste.

Ich wenigstens für meinen Theil mache kein Hehl aus meiner sizilianischen Unwissenheit; denn was ich in neuerer Zeit von der Insel wußte, beschränkte sich hauptsächlich auf Zeitungsartikel über den Schwefelstreit und den unruhigen, mißvergnügten Geist ihrer Bewohner, oder auf Beschreibungen des alten Feuerriesen, des Aetnas; dann hatte ich auch gehört, daß der Himmel dieses Landes sehr schön, seine Luft wunderbar durchsichtig und klar, seine wenigen Straßen und Gasthäuser aber sehr schlecht und schmutzig, die Erde überaus reich, das Volk höchst arm und verlumpt, und der Advokaten und Prozesse darin erschrecklich viele seyen.

Mich zog aber eben diese Abgeschiedenheit eines ehemals so reichen, so blühenden, so bevölkerten Landes an, wo es nun im Gegensatze zu unseren schweizer und rheinischen Hôtels mit den Bequemlichkeiten des Lebens so ziemlich dieselbe Bewandtniß hat, wie zu den Zeiten des Don Quixote mit den spanischen Ventas, und dessen straßen- und pfadlose Einöden man caravanenmäßig auf Maulthieren, mit Proviant und Bettzeug bepackt, in abentheuerlichem Zuge durchstreicht, wie Spanien in den Tagen des irrenden Ritters de la Mancha.

Das Dampfschiff, welches mich nach Palermo, der Hauptstadt des Königreichs jenseits des Faro, bringen sollte, war der Vesuvio. Ein anderes, mit Sizilien verkehrendes Dampfschiff führt den Namen Mongibello, ein Name, womit die Sarazenen den Aetna bezeichneten; so daß also die beiden großen

Feuertitanen der beiden Sizilien auf dem Meere in den dampfschnaubenden Feuerrossen ihre Namensvertreter haben.

Die Zeit der Abfahrt war auf zehn Uhr Morgens bestimmt. Ich fand an Bord nur wenige Reisende, und doch ist der Oktober, namentlich sein Beginn, keine ungeeignete Zeit, Sizilien zu besuchen. Der Sommer ist zwar dort ein immer sonnenheller, sechs oder sieben Monate, in denen der Spaziergänger keinen Tropfen Regen zu fürchten hat, gelten nicht als etwas Ungewöhnliches; dafür aber schreckt die ungeheuere Hitze gar Manche ab, in dieser Gluthzeit den sonnenverbrannten Boden der Insel zu betreten. Im Spätherbst beginnen die Regen, die sich durch die Wintermonate hinziehen. Sie machen die Bergeshöhen in dem winterlosen Lande zwar wieder neu aufgrünen; die Palmen, die Zitronen und Orangen mit ihren goldenen Früchten, die Lorbeerrosen, der Kaktus, die Aloe und hundert andere immergrüne Bäume, Stauden und Blumen halten den Sommer in diesem Wintergarten fest; allein die Regen schwellen dann nicht selten jene zahllosen Wildbäche, die aus den Bergen des Inneren ungedämmt dem Meere zustürzen, so hoch an, daß oft wochenlang alle Verbindung unterbrochen bleibt, und mithin das Reisen ganz unmöglich wird. Daher gilt die Zeit des Ueberganges aus dem heißen, trockenen Sommer in den kühleren, fruchtbaren Herbst am Ende des Jahres, noch mehr die Uebergangszeit aus dem Winter in den Sommer, die Frühlingsmonate April und Mai, als diejenige, worin die Insel ihre fremden Gäste am heitersten bewillkommt, und sich ihnen in ihrem reichsten Schmucke zeigt. Denn von jenen unfreundlichen, rauhen Nachtfrösten, die uns so oft den Frühling verkümmern, wenn der warme Sonnenschein und der Gesang des Finken und die blühenden Anemonen uns hinausgelockt haben, weiß man auf dieser Sonneninsel nichts.

Allein die Verbindung zwischen Neapel und Sizilien, obschon im Wachsen, ist doch noch so gering, und der Reisenden, die sich entschließen, ein Land zu besuchen, worin ihnen

die bequemen Wege und Stege und die eleganten Hôtels abgehen, sind noch so wenige, daß das Schiff eine sehr leichte Last zu tragen hatte, ja das schwächere Geschlecht war gar nicht darauf vertreten.

Vor der Abreise findet sich die Polizei auf dem Schiffe ein, um die Pässe und die Reisenden zu controlliren; denn man ist in Betreff der Insel, deren Ruhe man in Neapel nicht allzu sehr traut, etwas zurückhaltender. Der bayerische Consul hatte mir daher seine Bürgschaft mit folgenden Worten auf den Paß geschrieben: Bon à Mr. N. N. pour aller en Sicile et à Malte, étant personne tranquille, et pourvue de moyens de subsistance.

Es verfloß über eine Stunde, bis Alles in Ordnung war; denn auch die Dampfschifffahrt nimmt hier einigermaaßen an der allgemeinen Indolenz Theil, und wer damit den Begriff einer raschen Pünktlichkeit verbindet, dessen Geduld wird nicht selten auf harte Proben gesetzt. Eilf Uhr war bereits auf allen Uhren Neapels vorüber, der Dampf strömte schon lange zu unserem rothen Rauchfang hinaus, als endlich die Schiffsglocke das dritte Zeichen gab. Jetzt verließen die Beamten und die Freunde, die zum Abschiednehmen gekommen, das Schiff; die letzte Barke entfernte sich, die Brücke wurde aufgezogen, die Schaufeln setzten sich in Bewegung und begannen die Wellen aufzufurchen, das Schiff verließ den Hafen, siamo in camino sagte ein Schiffsknecht.

Noch einmal kehrte ich mich zum Scheidegruß nach Neapel um. In weitem Halbkreise lag die Stadt vor meinen Blicken, die an Größe nur Paris und London weicht, an Schönheit der Lage aber mit ihrem milden Himmel allen europäischen Städten den Rang streitig macht, nur Constantinopel vielleicht ausgenommen.

Ein großes, meerumspieltes, bergumkröntes Amphitheater, so baut sie sich mit ihren Kirchen, Palästen und Klöstern rings um den weißen Saum der blauen Wellen den Bergzug hinan, der ringförmig ihren Golf umschließt. Zu meiner

Rechten, die südliche Hälfte des Halbmondes einnehmend, lag der Hafen mit seinen Schiffen vom Molo geschützt, und die graue Altstadt, das Neapel der Neapolitaner, — mitten im Herzen der Stadt, erhebt sich dann, auf das Meer hinausblickend, gebietend und fern erkennbar das Schloß ihrer Könige; — links, die andere Hälfte des Bogens einnehmend, zieht sich das neue, das elegante Neapel, das Neapel der Fremden, längst dem Meere hin, von Santa Lucia an, nach den Palästen der Chiaia und dem großen Spaziergarten der Villa Reale hin, bis zu der Madonna Piedigrotta und ihrem Felsenwalle.

Was jedoch die Mannigfaltigkeit dieses Anblickes nicht wenig erhöht, ist die Windung des Bergzugs, auf dem diese Fürstin der Städte ruht. Einmal springt er mitten in die Stadt vor, und drängt sie mit seinen steilen Felsen, die man den Falkenschnabel, Pizzo Falcone, nennt, bis zum Meere, so daß die Wellen ihren Fuß benetzen; dann wieder zurücktretend, läßt er ihr weiten Spielraum, sich nach Gefallen auszubreiten. Von seinen Höhen aber blicken, Stadt und Meer beherrschend, das Schloß Capo di Monte und die alte Neapolitanerfeste San Elmo, und die Villen der Principi und Grandi Signori auf dem Vomero mit den Parken des Südens, in zauberhaft reicher Vegetation grünend und blühend. Ueber ihnen endlich, aber mehr im Hintergrunde, auf einer einsameren, höheren Spitze, stehen in stiller Abgeschiedenheit, von waldigem Grün umgeben, die friedlichen Zellen der Kamaldulenser, der Söhne Sanct Benedikts, die dort von der Höhe freiwilliger Entsagung und Armuth, beim Anblicke dieses reichsten Bildes der Erde und des Lebens und seines bunten, geräuschvollen Treibens, ruhig und schweigend, und des Todes und der Ewigkeit eingedenk, ihren Blick himmelan wenden, um dankend und flehend ihr Gebet und ihr Opfer dem Höchsten darzubringen.

Im Norden der Stadt, wo die Kapelle mit dem Gnadenbilde der Madonna Piedigrotta steht, dort senkt der

Bergzug einen Ast aus, der in langer Linie allmählig sich senkend, mehr als eine Meile weit ins Meer vorläuft. Es ist dieß der vulkanische Felsenwall des Posilippos, die Landzunge, die den großen Golf in seinem Herzen durchschneidend, ihn in den Golf von Neapel und den von Puzzuoli theilt.

Schon das graue Alterthum hat diesen breiten Tuffwall zur Verbindung beider Golfe durchbrochen, und sich seine Straße, jene wunderbare, beinahe tausend Schritte lange, lampenerhellte Grotte durch den lebendigen Stein durchgehöhlt, die noch bis auf den heutigen Tag als allgemeine Landstraße dient.

Dieser ganze Felsendamm, das Werk uralter Vulkane, wie er sich in das Meer hineinsenkt, lag vor mir; er glänzte noch in dem ungetrübten, hellen Morgenlichte; so sah ich ihn den reichgeschmückten, mit seinen Terrassen und Gärten, mit den altersgrauen, halb verfallenen und halb bewohnten Ruinen, mit den kastellartigen, weißen Villen, den nackten Felswänden und Höhlen, den reich begrünten Thaleinschnitten und den kleinen Buchten und Vorgebirgen. In der Tiefe sah ich die Wellen an seinem scharfen, steil abfallenden Klippenrande schäumend sich brechen; auf der reich bewachsenen Höhe winkten mir die luftigen Kronen dunkelgrüner Pinien; hier blickte von einer Terrasse eine einzelne Palme hervor, dort erhoben sich, schlank wie Säulen, die dunklen Cypressen aus Rebengewinden, Lorbeer, Myrthen, Oleander, Orangen, Mandeln und Feigen hoch empor.

An der äußersten Spitze, wo der Fels der Landzunge in dem Meere untertaucht, dort taucht, in geringer Entfernung, mitten aus den Wellen, wie eine Pyramide, eine andere Felsenspitze, Nisida, hoch empor; ihr grünes, waldiges Haupt trägt eine Veste, die nun zum Staatsgefängnisse dient. Auch sie leuchtete im heiteren Glanze der reinsten Oktobersonne so hell herüber, als sey sie ein Sitz der Lust und

Freude. Die Seufzer deren, die dort in der Finsterniß schmachten, verklangen ungehört in den Winden.

Hinter dieser Landzunge des Posilipps zieht sich die andere Hälfte des Golfes fort; dort liegen Puzzuoli und Bajä und die phlegräischen Felder mit den Seen und den rauchenden Grotten und den Ruinen römischer Villen. Welche Erinnerungen des Heidenthumes und des Christenthumes knüpfen sich nicht an dieses Ufer von Puzzuoli! Hier, wo das trügerische Schiff vorüber fuhr, in welchem Neros grausame Tücke die Mutter zu ermorden dachte, hier landete der Apostelfürst Paulus und hier, wo Kaligulas eitele Thorheit die Brücke über den Meerarm nach Bajä baute, deren Trümmer noch aus den Wellen ragen, hier landete Titus, der Zerstörer Jerusalems, und Josephus, der Geschichtschreiber der göttlichen Strafgerichte; hier auch empfing Herodes den Befehl der Verbannung, in die ihm sein Weib folgte, das den Vorläufer und Täufer des Herrn zu seinem Blutzeugen gemacht. Diese Landzunge von Bajä mit ihren gekrümmten Meergestaden zieht sich so fort, bis ein runder, von allen Seiten steil in die Wogen fallender Felsenberg dem Golf als äußerste Marke dient. Das ist das Cap Misen, der große Sarkophag, unter dem Aeneas seinen Gefährten begrub. Hier lag einst die römische Flotte im Hafen; von hier sah der naturkundige Plinius gegenüber die Feuersäule des Vesuvius aufsteigen, von hier eilte er hinüber, um seinen Tod auf jenem Ufer zu finden, wo Herculanum, Pompeji und Stabiä in üppiger Pracht gestanden, über denen nun andere Städte stehen und andere Gärten grünen.

Das war der Anblick, den mir Neapel darbot, als ich von ihm Abschied nahm. Wenn ich aber mein Auge mit dem dahineilenden Schiffe nach vorwärts wandte, dort wo der Golf sich in die weite, öde, uferlose See hinaus öffnet, dann begegneten meinem Blicke die grünen Berginseln Ischia und Procida, die wie lachende Wundergärten, von romantischem Zauber umduftet, Kapri gegenüber, ihre Häupter aus dem

Schooße der einsamen Wellen emporheben. Von dem milden Glanze des südlichen Aethers umflossen kann man sie in ihrer stillen Abgeschiedenheit nicht anblicken, ohne eine tiefe Sehnsucht, wie nach einem verlornen Paradiese zu empfinden.

Diese Schwesterinseln, deren Bewohner kühne Seefahrer, aufgeweckten, gesangliebenden Geistes, noch die reiche glänzende griechische Tracht ihrer Väter bewahrt haben, ließen wir zur Rechten. Das Schiff steuerte auf Kapri zu, an dem Geburtsorte Tassos vorüber. Ernst wie eine riesenmäßige Sphinx liegt Kapri mit seinem hohen Felsenhaupte, dem Solaro, lang in die Wellen hinausgestreckt, mit scharfen geradlinigten Formen. Ein felsenumhegtes, nur an wenigen Stellen zugängliches Paradies, so hat Gott diese Insel als Zeugin seiner Herrlichkeit, seiner Güte und Macht mitten in die Wellen gesetzt; allein die Menschen haben sie zur Zeugin ihrer thierischen Lüste, ihrer Bosheit und Abscheulichkeiten gemacht. Zwölf Palläste hatte einst der finstere Despot, in dessen Händen die Geschicke der Menschheit lagen, auf diesen einsamen steilen Meerfelsen, mit der blauen Grotte und den finsteren Höhlen, sich erbaut. Die zwölf Palläste sind längst verschwunden; **Timberio** nennt jetzt das Volk den Kaiser, und auf der Höhe, wo vielleicht der größte seiner Palläste gestanden, steht, von großen Trümmern umgeben, nun eine kleine der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle. Dem zertrümmerten Lustschlosse gegenüber, auf der jenseitigen Höhe, liegen andere Trümmer, über denen der Solaro steil hinan ragt. Auch sie tragen den Namen eines Kaisers und zwar eines deutschen, der sein Andenken frei von der Schmach des Römers bewahrt. Das Volk nennt sie Burg des Barbarossas; allein die Zeit und die Geschichte ihrer Erbauung sind mir unbekannt. In dem europäischen Kriege aber haben hier Engländer und Franzosen gestritten und die Steine von Kapri mit ihrem Blute gefärbt. Noch zeigen die Führer die einzelnen Kampfstätten.

Wir fuhren dicht an der Insel vorüber, und ins offene Meer hinausgetreten, sieht das Auge zur Linken weit

hinab die bergumsäumte nach Süden ziehende Küste Italiens. Im Vordergrunde erhebt sich Kapri gegenüber die Campanella, das alte Vorgebirge der Minerva, das mit jenem Grabfelsen des Misenus die Eingangspforte der neapolitanischen Bucht bildet; von hier aus windet sich der Blick um den weiten Meerbusen von Salerno mit seinen steilen Felswänden, an deren Fuß, in enger Kluft, Amalfi liegt, jener waffenberühmte, seeherrschende Freistaat, der Italien einst sein Seerecht schuf, die älteste Handschrift der Pandekten bewahrte, den Compaß verbesserte, den Orden der Ritter von Sanct Johann von Jerusalem auf Malta stiftete, wo unser deutscher König Konrad in der ersten Blüthe seiner Jahre starb, und Masaniello, der König der Lazaroni geboren ward, noch jetzt troß seines Verfalles, der wunderbaren Lage und reizenden Aussicht wegen, ein vielbesuchter Wallfahrtsort der Fremden. Tiefer hinab erheben sich auf dieser Küste die griechischen Tempel von Pästum, die schon vor mehr denn zweitausend Jahren als Ruinen den längst dahingeschiedenen Geschlechtern die uralte Kultur dieser Küste bezeugten; die hohen Felsengebirge Kalabriens endlich begränzen diese südliche Fernsicht, an ein wenig besuchtes, waldreiches Bergland mahnend, in dem sich noch ein alterthümlicher Familiengeist der Gastfreundschaft und der Blutrache erhalten hat, wie er einst in den Klanen der schottischen Hochlande gelebt.

Obschon der Reisenden auf dem Schiffe im Ganzen nur wenige waren, so fanden sich doch die vier Hauptnationen des neueren Europas darauf vertreten. Aus England, Frankreich, Deutschland, Neapel und Sizilien hatten sie sich zu dieser Ueberfahrt zusammengefunden, und troß allem, was die kosmopolitische Bildung unserer Zeit durch Abschleifen, Verallgemeineren und Ueberfirnissen, zum Verwischen und Ausgleichen der Charakterverschiedenheiten gethan hat, so traten dennoch die verschiedenen Nationalitäten scharf ausgeprägt einander gegenüber, und verläugneten sich in ihrem Verkehr nicht. Wie scharf schieden sich z. B. schon die Sprachen al=

lein, die man hier dicht neben einander zu gleicher Zeit spre- chen hörte. Der ernsthafte, wortkarge, bemessene Britte mit seinen gequetschten, halb verschluckten, halb gezwitscherten Zahn- und Zungenlauten, mit seinen vielen klanglosen Halb- lauten, seinen kurzen, einsylbigen, wie mit einer Beißzange zu- sammengekneipten Worten; dann der laute, redselige Fran- zose mit den scharf markirten Endaccenten, den unmusikali- schen Nasalen, den brillanten Effectphrasen, den Bonmots, den leichten, scherzhaften Sprüngen, den weitläufigen, poli- tischen Theorien und Illusionen und der immer alerten Laune; der Italiener endlich, von dessen Lippen die klangvollen, vo- calreichen Phrasen seiner lingua illustre in majestätischem Strome dahinflossen. Ueber den Deutschen kann ich nichts sa- gen, denn ich glaube, ich war der Einzige meines Gleichen auf dem Schiffe, und da die genannten drei sehr schätzbaren Nationen bekanntlich erst jüngst das A B C unserer Sprache begonnen, so fand ich keine Gelegenheit, eine Probe ihres Klanges zu geben, wollte ich nicht mit mir selbst ein lautes Selbstgespräch beginnen.

Allein das Schaukeln der Wellen machte nach und nach allen Gesprächen ein Ende; das Meer war zwar nicht beson- ders unruhig, das Dampfschiff hob und senkte sich aber den- noch in schütternder Bewegung mehr, als uns lieb war. Man sagte mir, ein Fehler in seiner Construction sey hieran und an seinem langsameren Gange Schuld, und wie mir später ein Marinaro von Palermo erzählte, so hat man ihm darum den für Reisende wenig tröstlichen Namen Il Vapore di mala oder cattiva condotta beigelegt.

Die Sprechenden, und selbst die Franzosen, verstummten allgemach, und einer nach dem andern schlug sein Lager auf einer der grünen Lattenbänke, die um den Bord des Verde- ckes her standen, auf, mit inneren Betrachtungen beschäftigt, ohne sich weder um die Umgebung noch um die Aussicht wei- ter zu kümmern.

Auch als um halb fünf Uhr die Mittagstafel oben unter

freiem Himmel gedeckt wurde, fanden sich nur wenige aufgelegt, daran Theil zu nehmen. Auch ich nahm meine Zuflucht zu einer der grünen Bänke und blickte zum blauen Himmel hinauf; denn von der Erde war ohnehin bald nichts mehr zu sehen, da Palermo allzu fern westlich von Italien abliegt und das Schiff daher weit ab in die offene See geht.

Der Abend graute, die Sterne gingen auf über unserem Schiffe, das einsam seine Straße durch die Wogen dahin zog.

Es war still, nur die regelmäßigen, eintönigen Stöße der Maschine, und das Schlagen der Wellen und das Knarren des Steuerrades waren vernehmbar. Die Nacht aber wurde von mannigfachem, seltsam verschiedenem Lichte erhellt. Von oben, von dem weiten, durchsichtigen Himmelsbogen blickten aus den fernsten Tiefen unerforschter Welträume tausend und tausend Sterne mit dem wunderbar klaren Lichte einer südlichen Nacht auf uns hernieder. Der Qualm des Steinkohlendampfes, der bald grau, bald rabenschwarz dem hohen Rauchfang in breitem Strome entstieg, verhüllte manchmal, wie der Nachtwind ihn eben hin und her trieb, ihren milden Himmelsglanz; von Zeit zu Zeit flogen dann dunkelrothe Funken mit ihm auf, die bald spurlos in der Nacht erloschen; vorn, auf der Prora des Schiffes, hing über seinem Schnabel spärlichen Lichtes eine einsame Lampe, unser Nahen in die Ferne verkündend. Hinten auf der Puppis oder puppe, wie der Italiener sagt, brannte vor dem Steuermann, der schweigend sein Rad drehte, unter einer Glasglocke, ein halbverhülltes Licht, das seinen Lampenschein auf den Kompaß unter der Glocke hinabwarf. Nichts machte jedoch einen so überraschenden Eindruck, als wenn ich mich erhob und dem Spiele der Schaufeln und Wogen zu den Seiten des Schiffes zusah; die bewegten Wasser leuchteten hell auf in phosphorischem Lichte; es schien, als sey das Meer ein wunderbarer Goldacker, den die Nacht mit ihrem dunklen Schleier bedeckt hatte, so glühend brach der Glanz aus den aufgefurchten Wunden

hervor, und die Lichtwellen leuchteten wie Goldstufen noch lange nach, wenn das Schiff schon weit vorüber war.

So glitt es, von diesen verschiedenen Lichtern begleitet, seine goldgepflasterte Lichtstraße, einsam und schweigend, wie von unsichtbaren, stummen Geistern geführt, dahin, seinem fernen, unbekannten Ziele ruhelos und unverwandt entgegeneilend.

War mir dieß Leuchten der Wasser ein neuer, ungewohnter Anblick, den ich auf unseren nördlichen Flüssen nie beobachtet, so hatte mich dagegen im Sonnenscheine des Morgens das eigenthümliche Weiß und helle Grün unserer aufgefurchten Meerstraße lebhaft an das alte harte Eis unserer Gletscher erinnert.

Steht man übrigens auf einer, das Meer beherrschenden Anhöhe, so kann man die Bahn, die die Dampfschiffe zurückgelegt haben, stundenweit verfolgen, so lange währt es, bis die aufgeregten Wellen sich wieder beruhigen; von großen historischen, in die Zeit tief einschneidenden Erscheinungen und Charakteren gilt oft dasselbe; man kann ihre Spuren auf viele Jahrhunderte hin verfolgen; nur mit dem Unterschiede noch, daß sie auf lange Zeit wie verschwunden erscheinen, um dann mit neuer, Alles besiegender Gewalt wieder hervorzutreten, und im Glanze allgemeiner Bewunderung zu strahlen.

Während das Schiff so in gemessenem Takt auf- und abtanzend voranstrebte, lebte ich mehr in meinen Erinnerungen, denn in der Gegenwart, und meine Betrachtungen begannen sich schon allgemach mit meinen Träumen zu vermischen, als ich durch ein sehr lebhaftes Gespräch aufgeweckt ward, welches, wie mir schien, der Maschinist des Schiffes mit einem andern Sachverständigen, unter Assistenz der Schiffsmannschaft, führte. Sie sprachen sehr laut, und manchmal ziemlich heftig und sehr lange, und ich hatte auch hier Gelegenheit, die deutliche Präcision und Rundung der italienischen Beredsamkeit zu bewundern. Da ich jedoch in diesen Gebieten des menschlichen Wissens leider ein völliger Fremdling

bin, so hatte ich keinen Beruf, und fühlte auch keine Lust in mir, der Kette ihrer Behauptungen und Schlüße zu folgen. Nur halb hinhorchend vernahm mein Ohr die stets wiederkehrenden Worte alta pressione, gradi di calore, resistenza atmosferica und andere verwandten Sinnes, die ich wieder vergessen habe. Doch aus dem Wenigen schon war leicht verständlich, daß von Dampfschiffen und ihrer Construction die Rede war.

Es darf Niemand überraschen, daß hier tief im Süden, an den Küsten Groß-Griechenlands, unweit der Tempelruinen von Pästum und der alten mythischen Scylla und Charybdis, in der mitternächtlichen Stille einer Octobernacht, dieselbe neue, dem Menschen unterworfene Kraft den Gegenstand des Gespräches bildete, die am Rheine, an der Newa und am Nordkap, wie in Amerika und im tiefsten Asien das vorzüglichste Schlagwort des Tages ist.

Wer könnte auch in der That noch daran zweifeln, daß mit ihr eine neue Epoche im äußeren Leben der Völker begonnen hätte, deren Rückwirkung auf ihr inneres, moralisches nach allen Seiten hin von unberechenbaren Folgen seyn muß. Kunst und Poesie werden sich freilich mit der neuen Macht nur schwer befreunden. Der schmutzige, übelriechende Dampf, der dem hohen, rothen Rauchfange des Dampfschiffes entströmt, bildet auf dem goldenen Lichtgrunde des blauen, krystallhellen italienischen Himmels einen argen Flecken. Mitten in den süßduftenden Orangengärten Hesperiens, umgeben von den Meisterwerken der Kunst und den Erinnerungen der Dichtung und Geschichte glaubt man sich von dem Athem eines schmutzigen industriösen Schachergeistes angeweht. Und welch einen anderen Anblick gewährt dieser Maschine mit ihrem eintönigen Gepolter, diesem rußigen Rauchfänger gegenüber ein Schiff, das mit vollen leuchtenden Segeln, vom Winde geführt, in majestätischer Ruhe, wie ein weißer Schwan über die dunkeln Wogen dahingleitet. Es ist der Sieg, den die Mechanik über die gebändigte Naturkraft

feiert; der eingefangene dienstbar gewordene Feuergeist bändigt dem Menschen das Wasser in seinem wildesten Sturme und schließt beinahe alle Zufälligkeiten der frei und ungezügelt waltenden Kraft aus. Der Dampfschiffer verkündet daher schon Monate die Stunde seiner Abfahrt und seiner Ankunft voraus; Alles ist bei ihm berechnet und daher im Voraus bestimmbar. Und wie sicher, regelmäßig und abgemessen ist daher sein Leben mit dem wechselreichen eines Segelschiffers verglichen, der auf die günstigen Winde warten, die zweifelhaften einfangen und mit den widrigen kämpfen oder vor ihnen fliehen muß, ohne daß er sein Schicksal oft über die nächste Stunde voraus kennt. Denn Monate lang kann er an derselben Stelle unbeweglich harren und dann kann ihn der Sturmwind tausend Meilen von seinem Ziele, an eine einsame Küste hinjagen. Ist der eine ein Ritter und sein Leben ein abentheuervolles, das seinen persönlichen Muth und sein Geschick jeden Augenblick in Anspruch nimmt, so gleicht der andere mehr einem Soldaten nach Erfindung des Schießpulvers.

Mögen übrigens Dichter und Maler den Dampfschiffen und den Eisenbahnen, diesen neuen Beförderern der kaltberechnenden, industriösen Prosa des Lebens immerhin zürnen: so werden sie doch mit ihnen ihren Frieden machen und in das Unvermeidliche sich finden und schicken müssen. Und dieß gilt, wie mir scheint, nicht von ihnen allein: sondern auch von allen jenen, die aus anderen Gründen die materiellen oder höheren moralischen Interessen der Gesellschaft durch diese revolutionirende Agitationskraft des Dampfes gefährdet glauben.

Der Dampf wird, so viel scheint jedenfalls gewiß, wie der alte Herkules, seinen Siegeszug über die Erde vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne halten und mit Dampfschiffen und Eisenbahnen, Länder und Meere, Reiche und Völker, wie mit dem Netze des Hephaistos verknüpfen; durch ihn hat sich in der Weltverbindung, welche der straßenbauende Geist des weltbeherrschenden Roms begonnen, eine neue

Epoche der Entwicklung eröffnet. Allein nicht das Schwert und der Eroberungsgeist, wie einst unter den Römern, steht an ihrer Spitze, sondern es ist der Handelsgeist der größten aller speculativen Rechenmeister, nämlich der Britten, der mit seinen Colonien zuerst ein Straßenband um die Erde gezogen und der dann bei allen Völkern erwacht ist.

Es wäre, wie mir scheint, thöricht, diesen neu erwachten Geist, der täglich lauter und thätiger wird, zu läugnen, es wäre unmöglich und unsinnig zugleich ihn unterdrücken zu wollen. So bleibt also seinen Gegnern nichts übrig, als sich mit ihm abzufinden, das heißt, statt beschränkten Sinnes, in thörichtem Kampfe ihre Kraft gegen ihn aufzureiben, sich an seine Spitze zu stellen, ihn zu zügeln und zu meistern und dem Guten dienstbar zu machen.

Es ist wahr, und wer wollte es läugnen, daß durch dieß Verschwinden aller Entfernungen, durch dieß Näherrücken aller Länder und Völker, dem Materialism eine neue unermeßliche Bahn geöffnet ist. Wie viele neue, den Menschen an die Erde und das zeitliche Leben knüpfende Genüsse werden nicht dadurch geschaffen, und, indem ihre Befriedigung für Tausende möglich wird, wie viele neue, früher nicht bekannte Begierden und Bedürfnisse werden nicht dadurch geweckt. Dem unruhigen, unsteten, flüchtigen, heimathlosen, unbefriedigten, neuerungsüchtigen, communistischen Wesen unserer Zeit, werden ihm nicht dadurch tausend neue Gelegenheiten geboten, dem wilden Jäger der Volkssage gleich, von den schnaubenden Feuerrossen getragen, friedelos jeder seiner Leidenschaften und heißhungrigen Begierlichkeiten nachzujagen. Ist nicht jedes Dampfschiff, jeder Dampfwagenzug, der abgeht, eine Einladung den Frieden des Hauses, die Stille der Heimath und die hergebrachte geregelte Lebensordnung zu verlassen und in der Fremde sich zu entwurzeln und entfremden. Thäler, die in alter Einfalt und Sitte ruhig und genügsam dahin gelebt, werden sie nun nicht zum Tummelplatz aller Nationen gemacht und von den Lastern müssiger Fremden aus

allen Ländern Europas und Amerikas angesteckt? Wird nicht jedes Land zur Landstraße und die ganze Welt zu einem großen, geräuschvollen Markte, oder einem Hotel, wo man Käufer und Verkäufer, Gäste und Lohnlakaien, aber keine Menschen findet. Und der Geist, der dieß Element sich dienstbar gemacht, daß es dem leisesten Drucke seiner Hände willig gehorcht und Tausende mit der Schnelligkeit eines Vogels dahinführt, wird er sich nicht überheben, und seiner Nichtigkeit vergessend, sich den Weihrauch pantheistischer Selbstvergötterung anzünden. Und wenn aus allen Ländern die geistigen Schätze aller Zungen und aller Zeiten ihm zuströmen, wenn Alles, was der Menschengeist, seit Gott ihn geschaffen, an Wahrheiten und Irrthümern erforscht und ersonnen, auf eine einzige Generation eindringt, wird sie dann die Klarheit und Ruhe behaupten können, um diese ungeheuere Masse zu beherrschen, wird ihrer Hand der leitende Faden der göttlichen Einheit und Ordnung nicht entfallen, und ihr Geist nicht die Beute einer völligen Anarchie werden?

Und bei dieser Ueberfülle des gebotenen Stoffes, wird da der von Genüssen aller Art übersättigte Mensch noch die Kraft, die Ruhe und Sammlung finden, um ihn zu durchforschen und zu ergründen. Ohne Entsagung, ohne Selbstverläugnung, ohne Opfer vermag der Mensch nichts Großes zu vollbringen; allein wo werden diese Tugenden vor der kalten Selbstsucht der Industrie sich hinflüchten? Und der Blick, an die rasende Eile der Locomotiven gewöhnt, wird er es nicht verlernen, irgend etwas ruhig und fest ins Auge zu fassen, wenn die ganze Welt in schwindelnder Hast an ihm vorübereilt. Und wird so diese äußere Eilfertigkeit nicht auch eine innere Eilfertigkeit und Flüchtigkeit der Gedanken und Gefühle nach sich ziehen? Wird uns überhaupt noch Zeit übrig bleiben, andere als stenographisch mit Dampfpressen gedruckte Bücher zu durchfliegen? Wo aber wird bei dieser sich immer steigernden Unersättlichkeit die wahre Zufriedenheit der

Seele bleiben, die dem armen Sterblichen immer nur als eine Tochter der Genügsamkeit erscheint!

Ich weiß es gar wohl, diese Besorgnisse und Betrachtungen werden gar Manchem allzu melancholisch und metaphysisch erscheinen. Sie glauben mit dem bloßen Legen ihrer Eisenschienen hebe für die Menschheit ein neues goldenes Zeitalter nie gekannten Glückes an; indem sie sich daher dem neuen Fieber, dem Eisenbahnactienschwindel, in trunkener Begeisterung überlassen, hoffen sie unermeßliche Reichthümer im Schlafe zu gewinnen, und zugleich auch noch die größten Wohlthäter der Menschheit zu werden. Sie vergessen aber, daß es keine Eisenbahn gibt, und wäre sie auch noch so wohl construirt und führte sie auch noch so sicher und so schnell bis zu der Welt äußerstem Ende, welche den Menschen auch nur einen Zoll breit der wahren Zufriedenheit näher führen kann, wenn er dieselbe nicht schon in seinem eigenen Inneren trägt. Was des Menschen Geist über den Staub und die Nichtigkeit und Flüchtigkeit dieses nebel- und rauchbedeckten Daseyns erhebt, was sein Gemüth vor der erstarrenden Kälte des mathematisch seinen Vortheil berechnenden Egoism bewahrt, was ihn mit warmer Liebe für das Große, Wahre und Schöne, für das Ewige und Göttliche erfüllt, das allein kann ihn zufrieden und glücklich machen, weil nur dieß allein sein tiefstes Bedürfniß befriedigt. Wohl Manchem erscheinen unsere germanischen Vorfahren in den Urwäldern, die noch von keinen Eisenbahnen träumten, als halbwilde Barbaren, und sie verboten in der That die Einfuhr römischer Luxuswaaren. Allein warum? Nicht aus Rohheit und Barbarei; sie fürchteten dadurch verweichlicht und entsittlicht zu werden, und die Freiheit ihres Gemüthes und den todverachtenden Muth zu verlieren. Sie erkannten in dem Golde den lockenden Judas, der die Freiheit und das Vaterland verrathen würde, und in sofern waren sie gewiß weniger Barbaren, als unsere Stockjobbers, die statt eines Herzens nur ihre Actien und Prozente in der Brust tragen.

Mit diesen Betrachtungen will ich übrigens keineswegs den Vortheilen, welche eine beschleunigte und vermehrte äußere Communication gewährt, zu nahe treten. Es wäre schlimm, wenn der Dampf dem wahren Glücke des Menschen nur feindlich seyn könnte, denn von seinem Siege bin ich überzeugt. Um gleich von Deutschland zu reden, wo jener Schwindel in diesem Augenblick im höchsten Flor steht, so wird es, bei fortdauerndem Frieden, sicherlich in wenigen Jahren mit einem großen Eisenbahnnetz übersponnen seyn; Frankreich und Italien werden ihm bald nachfolgen, und dort, wo die Fäden an den Gränzen abbrechen, werden die Nachbarn ringsum die ihrigen anspinnen, während die großen und kleinen Flüße und Ströme, die Meere und Seen sich mit Dampfschiffen bedecken. Die Zeit scheint kaum mehr fern, wo St. Petersburg und Madrid sich einander die Hand reichen. Allein was die menschliche Würde uns als Pflicht auferlegt, ist: daß wir die neue Kraft zügeln und dem Guten dienstbar machen müssen. Denn überließe man sie ihrem blinden Geschicke, so würde sie nicht nur allen geistigen, höheren Beziehungen verderblich, sondern selbst das materielle Gleichgewicht stören, eine Folge, die sich bereits auf eine empfindliche Weise fühlbar macht.

Jedenfalls erhalten durch sie die materiellen Interessen einen ganz neuen, unermeßlichen Vorsprung, wodurch sich alle jene, denen die geistigen Güter und Interessen der Völker anvertraut sind, aufgefordert fühlen müssen, den neuen Dämon der Industrie zu höheren Zwecken zu bemeistern. Auch sie müssen ihre Thätigkeit verdoppeln, und eine höhere, centralere, das Ganze beherrschende Stellung einnehmen, damit die Harmonie nicht gestört werde und der Mensch dem Materialism nicht anheimfalle. Denn nur so, wenn mit der Mehrung der materiellen Kraft und des materiellen Reichthums auch die moralische Kraft sich steigert, ist jene ein Segen; während aller Reichthum dem Menschen zum Fluche wird, wenn er sich von ihm beherrschen und zum Staube niederzie-

hen läßt. Es ist daher auch gewiß eine bedeutungsvolle, nicht zufällige Erscheinung, wie wir schon einmal bei einer andern Gelegenheit bemerkt, daß gerade in unserer Zeit, wo die Communicationsmittel sich täglich mehren und beschleunigen, und die Pforten der abgeschiedensten, verschlossensten Länder sich öffnen, daß gerade jetzt auch ein neuer Geist thätigen Glaubens erwacht ist, der, immer weiter sich verbreitend, seine Missionäre auf den Dampfschiffen und Eisenbahnen des brittischen Handelsgeistes hinaus zu den Völkern zur Verkündigung des Evangeliums sendet, wie einst die Apostel und ersten Jünger des Herren mit dem Kreuze die Weltstraßen dahin zogen, die der römische Eroberungsgeist zum Tempel des capitolinischen Zeus hinangebaut. Ein Geist, der die Herzen der Völker mit den Banden gegenseitiger, hülfreicher Liebe in gleichem Maaße inniger verbindet, als die Länder durch die Schienen der Eisenbahnen äußerlich zusammengeschmiedet werden.

Doch es könnte vielleicht scheinen, das Gespräch meiner Reisegenossen über die alta pressione und die resistenza atmosferica habe mich mit meinen Dampfbetrachtungen sehr weit von dem Ziele meiner Reise, von Sizilien, hinweggeführt, so daß es mir ganz aus dem Sinne geschwunden sey. Dieß ist indessen nicht der Fall. Denn gerade für Sizilien sind die Dampfrosse von einer Bedeutung, wie für wenig andere Länder, und sie werden, wie ich überzeugt bin, nicht über allzulange den gegenwärtigen Zustand der Insel völlig umwandeln.

Sizilien nämlich besitzt, mit wenigen Ausnahmen, so gut wie gar keine Straßen, weder im Innern noch an der Küste, wenn man nicht allenfalls das eine Straße nennen will, wo einmal zwei Maulthiere hinter einander gegangen sind. Selbst die besten Straßen, die es besitzt, und die diesen Namen verdienen, haben meistens keine Brücken über die eingedämmten Torrenti, so daß also bei jedem größeren Regenguß im Spätherbst und im Winter die Verbindung auf längere oder kür-

zere Zeit aufhört. Muß darum nicht sein ganzer Zustand ein anderer werden, sobald seine Küstenstädte unter einander, und mit den Küstenstädten des festen Landes durch die Dampfschiffe in einen lebhaften, von Tag zu Tag wachsenden Verkehr treten? Muß sich die abgeschiedene Insel nicht dadurch allgemach mit der übrigen Welt in ein gewisses Gleichgewicht setzen, wenn sie zur Einsicht dessen gelangt, was ihr fehlt, und die Mittel kennen lernt, es sich zu verschaffen. Wenigstens ist dieser Gedanke seit lange schon bei manchen Sizilianern selbst zur Ueberzeugung geworden, daß das Erwachen der eingeschlummerten Kräfte von einer innigeren Verbindung abhange, und daß dieß die erste Bedingung eines Fortschrittes sey. Sie haben sich daher auch schon mehr als einmal zum Baue von Straßen bereitwillig gezeigt und die nöthigen Geldmittel zusammengesteuert, ohne daß es ihnen jedoch gelungen wäre, bei der Corruption des herrschenden Administrationssystems zum Ziele zu gelangen.

Was sie aber so im Inneren bis jetzt vergeblich erstrebt, das wird ihnen nun der Geist der Industrie und der Concurrenz fast von selbst überall, wo das Meer die Küsten bespült, verschaffen, denn die Flüße sind nicht wasserreich genug, um den Dampfschiffen den Zutritt zu gestatten.

Allein sind einmal die Küsten durch einen täglichen Verkehr mit einander verbunden, und findet sich die Insel mit dem festen Lande in ununterbrochener Berührung, so werden auch die Straßen, die über ihren fruchtbaren Boden führen, nicht lange auf sich warten lassen. Zugleich wird mit diesem Wiedererwachen Siziliens und seiner zunehmenden Cultur Europa den Griechen, dem Oriente und Afrika um ein Bedeutendes näher rücken; denn diese Vermittlung ist offenbar die der Insel in der Geschichte angewiesene Stelle, und hätte sie sich ihrer gewachsen gezeigt, so könnte sie neben England eine der ersten Stellen in Europa einnehmen.

Auch die neapolitanische Regierung hat die Wichtigkeit der Dampfschifffahrt eingesehen, und in ihr die Mittel er=

kannt, die beiden, in mehr als einer Hinsicht getrennten Provinzen einander zu nähern und inniger zu verknüpfen. Sie hat ihr daher auch seit einer Reihe von Jahren ihren Schutz angedeihen lassen, doch vielleicht nicht in dem Maaße, als es die Dringlichkeit des Bedürfnisses und ihr eigener Vortheil erheischt hätte.

Allein alles Neue hat in diesen südlichen Ländern des alltäglichen Schlendrians mit Schwierigkeiten und einer Vis inertiae zu kämpfen, wovon man anderwärts kaum einen Begriff hat, deren jedoch ein billiger Beobachter Rechnung halten muß.

Schon zehn Jahre hatte die Dampfschifffahrt mit Sizilien begonnen, und dennoch ward bei der herkömmlichen Saumseligkeit noch immer die Briefpost von Neapel, der Hauptstadt des dießseitigen Siziliens, nach Palermo, dem Haupt des jenseitigen, auf dem Landwege besorgt, wie in den patriarchalischen Zeiten der Cyclopen. So wanderte das Brieffelleisen die ganze calabrische Küste hinab; es setzte alsdann über die Meerenge von Messina, von wo es Sizilien, von einem Ende bis zum anderen, durchreiste, bis es endlich in Palermo anlangte. Auf diese Weise bedurfte es von Neapel bis zur Meerenge zwei und einen halben Tag, und von dort bis Palermo die gleiche Zeit. Man rechnete daher in der Regel für einen Brief hin und die Antwort her nicht weniger als vierzehn Tage. Nimmt man noch hinzu, daß im Winter bei der schlechten Beschaffenheit der Wege nach endlosem Harren manchmal fünf dieser Posten zusammen eintrafen und daß manche ganz und gar auf der Reise stecken blieben, und nie an ihre Adresse gelangten: so darf man billig erstaunen, daß die Regierung so lange mit der Einrichtung ihrer Postdampfschiffe zögerte, die in der Regel nicht mehr als sechszehn oder höchstens zwanzig Stunden von der einen zur andern Hauptstadt bedürfen und den Zufälligkeiten des Landweges unverhältnißmäßig weniger ausgesetzt sind. Diese Versäumniß erscheint nur um so auffallender, da Neapel an

600,000 Einwohner und Palermo 150,000 zählt, deren schriftlicher Verkehr durch diese Einrichtung um das Fünffache verzögert wird; denn die Dampfschiffe der Privaten konnten, wenn ich nicht irre, Briefe nur als Contrebande mitnehmen. Mit Segelschiffen aber wäre der Postverkehr allzu ungewiß. Besteht ja der ungeheuere Fortschritt unserer Zeit in der Bemeisterung der Elemente gerade darin, daß die Dampfschiffe den Stürmen zum Trotz schnurgerade ihre Bahn verfolgen können; so zwar, daß der Reisende, der vielleicht sein jenseitiges Ziel schon vor Augen hat, das er bei günstigem Winde mit einem Segelschiffe in wenigen Stunden erreichen könnte, es dennoch vorzieht, einen Landweg von hundert Stunden zu machen, um dort ein Dampfschiff zu finden, das ihn in bestimmter zuverlässiger Frist zum Ziele bringt, statt 14 Tage vergeblich auf den ersehnten Wind am Ufer zu warten.

Kein Wunder daher, wenn seit dem verhältnißmäßig kurzen Bestehen der Dampfschiffahrt, auch hier wie überall, von Jahr zu Jahr die Reisenden sich vermehrt haben und mit dem Beginne der Concurrenz auch die Zahl der Dampfschiffe sich gesteigert hat. Vor dreizehn Jahren erhielt die erste Gesellschaft in Neapel, die von Sicard ein ausschließliches Privilegium; sobald dieß aber 1841 abgelaufen war, traten zwei andere Gesellschaften, eine in Neapel und die andere in Palermo mit ihr in die Schranken. Jene erstere vermehrte ihre Dampfschiffe von Jahr zu Jahr; als sie noch allein mit wenigen Schiffen den ganzen Verkehr in Händen hatte, warfen ihre Actien einen Gewinn von nicht weniger denn 30 Procenten ab; noch im Jahr 1840 trugen sie 18 ein, die aber bei der nun bestehenden Concurrenz einen bescheidneren Stand einnehmen müssen.

So war noch bis zum Jahre 1841 der wirkliche Reiseverkehr mit Sizilien auf fünf oder sechs Dampfschiffe beschränkt. Und diese wenigen Schiffe, die nicht einmal Sizilien ausschließlich gewidmet waren, sondern ihre Fahrten von Malta bis Marseille ausdehnten, konnten nur in den großen Hafenstäd-

ten Reisende aufnehmen, während dagegen die Dampfschiffe anderer Nationen, wie z. B. die zehntägigen Postschiffe der französischen Regierung, die Frankreich mit dem Orient verknüpfen, in der Entfernung von einer Viertelstunde an Messina vorüberfahren müssen, ohne daß es ihnen gestattet wäre, weder aus Calabrien noch Sizilien einen einzigen Reisenden aufzunehmen oder aufs Land zu setzen, so daß sie also so gut wie gar nicht für die beiden Länder existiren. Ob der Vortheil, den durch dieß prohibitive System die einheimische Marine erhält, nicht allzu theuer erkauft sey, das mögen Andere entscheiden. So viel aber ist gewiß, daß die Dampfschiffahrt zwischen Neapel und Sizilien erst im Beginne ihrer Entwicklung ist, und daß sie nothwendig in wenigen Jahren eine ganz andere Bedeutung gewinnen muß. Sizilien bedarf, um seinen Reichthum und seine Hülfsmittel geltend machen zu können, solcher Schiffe, die täglich die Fahrt um die Insel machen, und es bedarf anderer, die ebenfalls täglich von seinen großen Städten nach dem festen Lande hinüber gehen und herüber kommen. Ohne Zweifel wird dieß auch nicht über allzu lange der Fall seyn und dann die Insel wieder an dem großen Strome europäischen Lebens theilnehmen, wie sie im Alterthum und im Mittelalter daran Theil genommen.

Doch ich weiß nicht, ob diese Betrachtung über Dampfschiffahrt und Communication nicht den einen oder andern Leser dieser Blätter langweilt und ob er nicht müde und verdrießlich am Ende dieser überlangen Glossen ausruft: was liegt dem katholischen Deutschlande am Ende daran, ob fünf oder fünfzig Dampfschiffe von Neapel nach Palermo fahren? Ich möchte indessen nicht glauben, daß ein Staatsmann oder Historiker diese Beschränktheit theilte, die da nicht einsehen kann, daß es allerdings von historischer und politischer Wichtigkeit, und eines denkenden Beobachters nicht unwürdig ist, den Umfang der Verbindung zu kennen, der zwischen den einzelnen Ländern und Völkern besteht, um zu wissen, ob das Blut rasch und reich oder langsam und schwach seinen Kreis-

lauf von dem Herzen durch die Glieder hin und her nehme. Man wird mir daher vielleicht Dank wissen, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß bis zum Jahre 1841 der ganze Dampfverkehr in diesen Gebieten des mittelländischen Meeres zwischen Frankreich, Italien, Sizilien und Aegypten, während des Sommers von zwölf oder vierzehn Schiffen betrieben wird; auch er ist in steigender Entwickelung begriffen.

Uebrigens aber hoffe ich, daß ich mit den geäußerten Ansichten weniger Widerspruch finden werde, als dieß mit den Behauptungen der Fall war, die meine Schiffsgenossen in jener Nacht in meiner nächsten Nähe aufstellten. Denn nachdem sie stundenlang mit italienischem Feuer einander bekämpft hatten, gingen die strittigen Geister endlich mit dem sehr tröstlichen Versprechen auseinander, daß sie am Morgen, unter Zurathziehung ihrer Bücher, ihre Differenzen entscheiden wollten. Ob sich sämmtliche Partheien der geschriebenen Autorität willig unterwarfen, oder ob diese nicht, wie es zu geschehen pflegt, von einem oder dem anderen angefochten und somit die Mutter neuer Streitigkeiten und Discussionen wurde, weiß ich nicht: so viel ist aber gewiß, daß sie sich jetzt zur Ruhe begaben. Auch ich folgte bald ihrem Beispiele; denn es ging bereits gegen Mitternacht; und auch hier im tiefen Süden machte die Oktobernacht ihre Rechte geltend.

Ich lag einige Stunden, halb wach halb träumend, immer von dem widrigen Schaukeln des Schiffes und dem Gepolter und Stoßen der Maschine neben mir aufgeweckt, bis endlich die Ermüdung meiner Meister ward und mir zu einem wenig erquicklichen Schlummer die Augen schloß.

Sechs Uhr war bereits vorüber, als ich erwachte. Um mich her ruhte noch Alles im Schlaf; ich stieg aus der Kajütte hinauf, ging auf die Prora und stellte mich dort auf die äußerste Spitze des Schiffes.

Der Himmel war wieder der wunderbar heitere Lichtedelstein; die Morgensonne war eben heraufgestiegen, und vor

meinem Blicke lagen in leichten Morgenduft gehüllt, in langer Reihe die hohen Bergküsten Siziliens.

Zwischen uns und dem Lande glitt auf den leuchtend blauen Wellen ein Schiff mit offenen Segeln, die blendend weiß, wie eine Taube, im Lichte der Morgensonne glänzten. Zur Rechten erhob sich eine einsame Meertochter, die Berginsel Ustika.

Tief von diesem Anblick ergriffen setzte ich mich nieder; um mich her lagen noch einige Männer schlummernd in ihre Mäntel gehüllt; noch schlief das Leben auf dem Schiffe; aber eine frische Morgenluft wehte darüber hin und morgenlich war Alles, was mich umgab: das Licht, das Meer, das Schiff, die Insel und die ferne Küste. Alles schien mir jung, Alles neu, Alles glich einer verhüllten kaum gerötheten Knospe, die sich öffnen sollte, und das unbekannte Land, das mein Auge zum erstenmal erblickte und das immer näher, immer deutlicher aus dem Nebel hervortrat, es lag selbst da, wie der jugendliche Morgentraum, der in der ahnenden Seele eines großen schöpferischen Geistes erst leise emporsteigt und dann mächtiger und mächtiger die Flügeln schlägt, bis er, wenn die Stunde gekommen, zur vollen That wird.

Allein die Insel, welche nun bald mein Fuß betreten sollte, bot mir einen Anblick dar und ihr Volk zeigte mir Zustände, die keineswegs so rosig und glänzend waren, wie das wundervolle Licht, welches an jenem Morgen meiner Ueberfahrt ihre malerischen Küsten duftig überfloß. Sizilien ist gewiß ein Land, das von Gottes Gnaden alle Eigenschaften besitzt, um reich und glücklich zu seyn, und dennoch arm und unglücklich ist, und kaum im Stande, sein verkommenes Volk zu ernähren.

Wer trägt die Schuld davon? die Sizilianer oder die Neapolitaner, oder beide zu gleichen Theilen? dieß ist eine Gewissensfrage, welche ein fremder Reisender, der das Land nur flüchtigen Blickes durcheilt, sich wohl hüten sollte, zu beantworten.

Allein jedes Land bietet gewisse Erscheinungen dar, die sich in so greller, schreiender Weise geltend machen, daß sie nicht leicht einem Auge entgehen können. Dazu gehört denn auch, daß sich die beiden Schwesterkönigreiche, Neapel und Palermo, nach italienischer Weise mit der herzlichsten Eifersucht, so recht con amore gram sind; sie gleichen zwei Rossen die denselben Wagen ziehen sollen, die aber von unerfahrener und unmächtiger Hand gelenkt, unaufhörlich gegen einander ausschlagen und jeden Augenblick die Staatscarosse zu zertrümmern drohen.

Uebrigens ist, der Natur der Sache nach, der Haß der Sizilianer, als der Beherrschten, bitterer und verbissener; die Abneigung der Neapolitaner, als der Herrscher dagegen, mißtrauischer und übellauniger. Während die Einen in jedem Schritt absichtliche Kränkung, Zurücksetzung und Verkürzung des Landes und ihrer Landsleute sehen, fürchten die Andern überall bösen Willen, hinterlistige Ränke, Widersetzlichkeit, Aufruhr und Abfall.

Der Neapolitaner gilt in Sizilien als ein Ausländer, und zwar nicht als einer, der wie die Fremden anderer Nationen kömmt, um sein Geld dort zurückzulassen und der darum willkommen ist, sondern als ein solcher, der es dort holen will und sich zu bereichern sucht; dadurch reibt sich die Administration in einem geheimen inneren Bürgerkrieg auf; zwischen den obersten Stellen des Landes, welche die Regierung, ihrer Sicherheit wegen, zum Theile mit Neapolitanern zur Controlle besetzen zu müssen glaubt, und den unteren, die sie den Einheimischen überläßt, herrscht eine Abneigung, die nicht selten zum öffentlichen Scandal wird. Die Nähe von Malta, dieses privilegirten Freihafens englischer und französischer Umtriebe zur Nährung der Unzufriedenheit, verschlimmert diese Mißstände nur noch; denn eben hiedurch wird jede Aeußerung des Mißmuthes für die Regierung gefährlicher, und gewinnt den Anschein des Hochverrathes. Die Wege, welche die Administration in Neapel im Allgemeinen zur Aus-

gleichung dieses Zwiespaltes eingeschlagen, haben sich noch von geringem Erfolg gezeigt. Es gelten dort in dem Kabinette, wie anderwärts, die Dogmen des französischen Centralisations-wesens und des modernen Beamtenstaates als die alleinselig-machenden. Sie sind jedoch hier von um so nachtheiligeren Folgen, weil die Revolution ihnen nicht den Boden voraus geebnet, weil die Verhältnisse, der Charakter des Volkes und Landes nicht auf sie passen, und ihre halbe Ausführung oft nur Verwirrung und Nachtheile ohne irgend einen Gewinn hervorbringt.

So geschieht es nicht selten, daß Leute in Neapel, denen die Lage Siziliens gänzlich unbekannt ist, nach ihren univer-salen Theorien, von ihrem Schreibtische aus, Verfügungen zur Organisation von Diesem und Jenem erlassen; allein kaum er-lassen, beginnen auch sogleich die Schwierigkeiten von allen Seiten. Denn wie sollen in einem Lande, das so gut wie keine Straßen besitzt, die Ordonnanzen der Centralisations-Un-umschränktheit an Ort und Stelle befördert werden? sind sie aber wirklich dort angelangt, so fehlt es wieder, bei dem tie-fen Verfall der Volkserziehung, an solchen, die auch nur die Adresse lesen können. Hat man sie aber glücklich entziffert, so ist bei der herrschenden Abneigung Niemand da, der sie ausführen möchte, und endlich zeigen sie sich auch gänzlich un-ausführbar, so daß man sie, nachdem man die bestehende Ordnung aufgehoben, ohne eine neue zu gründen, wieder fal-len läßt, bis zum nächsten Experiment.

Dieß sind indessen nur die Folgen falscher Theorien und der Unwissenheit; nun kömmt aber zum großen Unheile des gesammten Königreiches noch hinzu, daß die neapolitanische Administration allgemein in dem Rufe der äußersten Bestech-lichkeit steht, wobei das Geld Alles vermöge, und jedem Be-gehren gegen die gerechtesten Ansprüche den Sieg verschaffe. Ein unermeßliches Unglück für ein Land; denn eine Admini-stration, die an dieser Pest leidet, vernichtet selbstmörderisch ihre eigene moralische Energie, sie ist ohnmächtig und macht

sich verächtlich und gehaßt zugleich. Noch größer aber ist der Schaden solcher Corruption dort, wo ohnehin schon eine gegenseitige Stammeseifersucht und Abneigung besteht, wie zwischen Neapel und Sizilien.

Kein Wunder daher, wenn man sich oben unsicher und unbehaglich fühlt; allein, statt das Uebel an der Wurzel anzugreifen, statt für die Moralität des Volkes und der Beamten und die Hebung des Landes zu sorgen, nimmt man seine Zuflucht, unglücklicher Weise, zu äußerlichen Mitteln. Man blickt nicht ohne mißtrauische Eifersucht auf Oesterreich hinüber; man will seine Sicherheit nicht in demüthigender Weise dem Einrücken einer fremden Waffengewalt zu verdanken haben, und hierin hat man ohne Zweifel recht. Allein was thut man? Statt die Millionen zum Besten der Erziehung zu verwenden; statt durch den Straßenbau die schmählich vernachlässigte Communication des Landes zu fördern; statt die Kapitalien in der verbesserten Cultur eines so unglaublich productiven Landes zu verhundertfachen; statt sie der Marine zuzuwenden, und vor Allem in der Justiz und in den Finanzen das Princip der Unbestechlichkeit geltend zu machen, und so seine Sicherheit in dem Wohlstande des Landes, in dem Glück und der Zufriedenheit des Volkes zu suchen: verwendet man seine Millionen dazu, ein übermäßig großes Landheer zu schaffen, was im besten Falle nur als ein sehr kostbarer Prunk dienen kann. Denn wenn etwas dazu beitragen wird, eine fremde Intervention nothwendig zu machen: so ist es gerade jene unselige Liebhaberei; statt dem Lande eine Garantie seiner Ruhe zu gewähren, ist sie es gerade, welche der Unzufriedenheit nur zu reichlichen Stoff darbietet; bricht diese aber einmal, von größeren europäischen Combinationen begünstigt, in ernsthafter Weise aus: dann wird man vergeblich seine Zuflucht bei dieser Armee suchen, die an den Paradetagen so spiegelblank und aufgeputzt aussieht, als sey sie eben den Händen des Schneiders entsprungen.

Einige Regimenter aus den wirklich kriegerischen Thei-

len des Landes, wenn man weder der Schweizer noch der Oesterreicher bedürfen möchte, würden unter tüchtigen Offizieren nicht nur weniger kosten, sondern auch unendlich mehr Sicherheit gewähren, als dieser Paradestaat.

Kehren wir nun nach Sizilien zurück, so wird der Leser wohl erkannt haben, daß eine ähnliche Mißstimmung, wie sie zwischen Holland und Belgien bestand, und wie sie noch zwischen Irland und England und auch in andern Ländern Europas obwaltet, auch hier die feindlichen Brüder trennt; Sizilien, welches für Neapel von großem Nutzen seyn könnte, wird nun als seine blutende Wunde angesehen. Eines jedoch ist bei diesem Zwiespalt günstiger: daß er nämlich nicht, wie anderwärts, ein religiöser ist. Im Gegentheile, die gleiche Religion, zu der beide sich bekennen, könnte sie mit einander aussöhnen. Allein auch hierin sieht es mehr als traurig dort aus, und die Wirksamkeit der Religion ist auf die kläglichste Weise gelähmt.

Zwar fehlt es weder Neapel noch Sizilien an einem zahlreichen Clerus und vielen, zum Theil sehr reichen Klöstern. Allein die Kirchenzucht ist in vielen Theilen, so wie die Moralität des verwahrlosten Volkes in dem traurigsten Zustande. Der König von Sizilien macht die Rechte eines Legatus natus des apostolischen Stuhles in seinem Lande geltend und in dieser Eigenschaft beschränkt seine Administration die päpstliche Autorität in der Ueberwachung und Zurückführung eines verkommenen Clerus auf jede Weise. Es ist auch hier wieder dieselbe mißverstandene, kleinliche, mißtrauische Eifersucht, die sich das eigene Verderben bereitet. Stagnation des geistigen Lebens, Rohheit, Versunkenheit und Ausschweifungen sind die nothwendigen Folgen. Der Zustand der sizilianischen Kirche gleicht in dieser Beziehung der Lage mancher Länder vor der ersten Revolution, ehe durch Gottes Strafgericht Feuer und Schwert den alten Augiasstall ausfegten. Ein zerlumptes, bettelhaftes, schmutziges, verkommenes Volk, und zahllose Mönche, deren Unwissenheit und Müssiggang sich nur

zu gut mit der Sittenlosigkeit verträgt, bieten sich gar zu oft dem Auge des Fremden dar. Daß aber eine solche Kirche dem Staate keine Sicherheit gewähren kann leuchtet wohl ein; ja sie selbst läuft Gefahr, wenn nicht eine unvorhergesehene Wendung eintritt, über kurz oder lang, das Schicksal ihrer Schwestern in Portugal und Spanien zu theilen; ob aber bei einem solchen Schiffbruch der Staat sich aufrecht erhalten wird, liegt in dem Schooße der Vorsehung. Was inzwischen unter so betrübenden Umständen einigen Trost gewährt, ist auch hier die merkwürdige Erscheinung, daß sich in der Jugend, auf der die Hoffnung der Zukunft ruht, sowohl im weltlichen, wie im geistlichen Stande manche bessere Keime zu regen beginnen, denen man zum Heile von Kirche und Staat, nur eine kräftigere Entfaltung wünschen muß.

Bis zur Einführung französischer Rechtsgrundsätze, welche die Zahl der Processe und mithin auch der Advokaten in Sizilien nicht wenig vermehrten, bestand hier noch das Feudalsystem. Allein der Adel war hier, wie auch anderwärts, seiner Pflichten wenig eingedenk; unwissend und sorglos und seine Feudi schlecht administrirend, fuhr er in seinen Carossen so lange herum, bis er mit seinem Vermögen umwarf, d. h. bis er seinen hypothekarischen Schulden erlag. Nun zwang ihn die Regierung die Lehngüter an Einzelne zu besserer Bebauung zu assigniren; allein jetzt steht den neuen Besitzern die allzu große Theilung bevor.

Bei dieser gedrückten Lage bietet das Land unbebaute Einöden dar, von denen man anderwärts nicht leicht einen Begriff hat; denn mangelnde Cultur, namentlich in dem Bewässerungssysteme, ist doppelt verderblich, wo die Sonne viele Monate lang glühend heiß herniederbrennt. Daher gewährt das Innere bei einer Durchreise von Süden nach Norden im Allgemeinen einen dürren und dem Auge schmerzlichen Anblick; der schlechte Weg geht auf und ab; es währt manchmal zehn Stunden, bis man eine lebende Seele sieht. Wird man auch nur eines einzigen Baumes in dieser sonnenverbrannten Oede

ansichtig, so kann man darauf rechnen, daß ein Dorf nicht ferne ist. Allein die Dörfer sind nach Weise der alten Kriegszeiten auf unzugängliche Berghöhen erbaut, wohin nur das Maulthier, aber kein Wagen hinanbringt. Erhebt sich in der Ebene ein Kegel, so steht sicher ein solches Dorf darauf. Von Wirthshäusern ist nicht die Rede; keine Betten, keine Milch, kein Brod, nichts ist dort zu finden; nur Maccaroni; allein die Frauen, die sie serviren, sind so schmutzig, um allen Appetit zu benehmen, und während sie auftragen, pflegen sie sich des Ungeziefers zu erwähren. Mit dem Vetturin ist man in beständigem Proceß; er will nicht zur bestimmten Stunde aufstehen, wenn Wind ist oder wenn es regnet, will er nicht fahren; Maulthiere sind weit vorzuziehen. Kostet das Reisen viel Geld, so kostet es noch mehr Worte. In der Regenzeit ist bei den angeschwollenen Bächen gar kein Fortkommen; unzähligemal muß man sich durch denselben Strom durchtragen lassen. Allein nicht sowohl das Innere, sondern die Küsten bieten jene berühmten Naturschönheiten und Ruinen alter, vergangener Herrlichkeit dar, welche eine Fahrt nach der fernen Insel belohnen; wie man aber sieht, so werden die Genüsse, welche eine Reise in diesem seltsamen Lande gewährt, nicht ohne Opfer erkauft.

So viel über die abgeschiedene Insel bei ihrem ersten Anblick, von dem neapolitanischen Dampfschiffe aus, im Allgemeinen; vielleicht wird sich uns später noch Gelegenheit darbieten, auf das Eine oder Andere näher zurückzukommen.

XLI.

Das Reformationsfest zu Osnabrück am 2. Februar 1843.

Die unverkennbare Belebung der kirchlichen Interessen in neuester Zeit hat wohl keinen einzigen Punkt Deutschlands unberührt gelassen. Wir Katholiken können, gleich einem lange in Garnisonen liegenden Heere, sagen: Gott sey Dank, wir sind wieder gerüstet, und wenn unsere Gegner auch alle Kräfte gegen uns aufbieten, so durchziehen sie doch nicht mehr, wie sonst, ungestört verheerend das Gebiet der Wissenschaft, namentlich der Geschichte, welche sie bisher so ziemlich nach ihrem Belieben zurecht machten, und oft das Unterste zu oberst kehrten. Sie müssen uns Rede stehen und in kleinen Treffen, wie in großen Schlachten überwunden, thut es ihnen Noth, auf allen verschiedenen Punkten eine künstliche Begeisterung für ihre Sache hervorzurufen. Seitdem im Jahre 1817 der große Reformationsjubel mit Predigten, Diners, Concerten und Bällen durch ganz Deutschland hindurch gefeiert worden war, kommen seither in jedem Jahre hier oder dort kleinere Reformationsfeste und Festchen hinterdrein, je nachdem ein einzelnes Land oder eine einzelne Stadt die Neulehre angenommen, und so hofft man vielleicht fortjubeln zu können, bis wiederum ein Säculum verstrichen und der 31. October glorreichen Andenkens im Jahre 1917 herankommt. Allerdings wurden die Katholiken schon bei der letzten allgemeinen Reformationsfeier aufmerksamer, wie übel man ihnen bei allen diesen Dingen mitspielte, indessen man hatte sich seit lange daran gewöhnt, alle Verunglimpfungen so

ruhig hinzunehmen, als ob das gar nicht anders seyn dürfte, ja man war doch eigentlich auf dem besten Wege dazu, das Wort: „katholisch“ als synonym mit einer Menge ehrenrühriger Bezeichnungen in die Sprache einzubürgern. Jetzt geizen unsere Gegner selbst nach dieser Benennung, wie man dieß alle Tage in den verschiedenen protestantischen Büchern und Zeitschriften lesen kann; noch vor wenigen Tagen fand ich in einer sonst freilich nicht des Erwähnens werthen Schrift (der Thurmbau von Köln. Von einem Süddeutschen. Hamb. 1844.) folgende erbauliche Stelle, die ganz im Sinne der Literarischen Zeitung von Berlin gehalten ist: „wollen aber wir Protestanten den Katholicism — eigentlich Papismus — denn Katholiken sind von Rechtswegen wir — mit Erfolg bekämpfen, so müssen wir vorerst ganz seyn, was wir uns nennen — nämlich Protestanten“. Dieß heißt nun eigentlich so viel als protestiren gegen das letzte Fünkchen christlichen Glaubens, was noch in dem Protestantismus sich erhalten hat. In dieser Beziehung läßt sich gar nicht läugnen, daß der Protestantismus geradezu auf eine große Katholicität lossteuert, und zwar auf eine allen seinen Secten gemeinsame Anfeindung gegen die katholische Kirche, denn in dieser Beziehung sind die unter einander Erbitterten völlig einig mit einander, aber es läßt sich voraus sehen, wie schlecht den noch Glaubenden unter den Protestanten diese Katholicität bekommen wird; sie werden, wenn Gott ihnen nicht die Gnade gibt, sich in die katholische Kirche hineinzuretten, in der Katholicität der gegen den Felsen Petri anstürmenden Fluthen untergehen, ihr Hülfegeschrei wird in dem Wogengebrause ungehört verhallen. Es bedarf keiner großen Aufmerksamkeit in der Betrachtung der Ereignisse auf dem Gebiete des Protestantismus, um wahrzunehmen, wie gerade dahin sich alles wendet und wie ein Bollwerk nach dem andern, welches der gläubige Theil des Protestantismus zu seinem Schutze gegen den nackten Rationalismus und Unglauben aufführt, umgeworfen wird. Wir können daher auch allen den Anstrengungen, die im Großen und Kleinen, mit jährli-

chen Reformationsfesten und Gustav Adolphsvereinen, — deren Statuten wir rathen würden als ein Zeichen der Einheit Deutschlands in dem Fundamente des Hermanns-Denkmal für die Nachwelt aufzubewahren — wir können, sage ich, jenen Bemühungen ruhig zusehen und haben Ursache uns zu freuen, wie denselben katholischer Seits überall auf eine entschiedene Weise entgegengetreten wird.

Ein Beispiel der Art bietet auch die neueste Geschichte der Stadt Osnabrück. Diese war zwar nicht so glücklich gewesen, bis zum Jahre 1543 in Gnaden mit der sogenannten Reformation verschont zu bleiben, allein dieser Zeitpunkt ist, als derjenige anzusehen, wo der erste regelmäßig geordnete protestantische Gottesdienst in den Kirchen Osnabrücks begangen wurde, namentlich hatte mit Erlaubniß des Bischofs Franz von Waldeck am 2. Februar des gedachten Jahres der Superintendent Hermann Brauns in der Marienkirche gepredigt. An diesem Tage sollte dann auch die dreihundertjährige Reformationsfeier begangen werden, und es wurden die Vorbereitungen dazu in einer solchen Weise getroffen, daß man gar nicht daran zweifeln kann, es sey recht eigentlich auf eine große Aufregung der Gemüther dabei abgesehen gewesen. Die mehrere Monate vor dem Festtage erschienenen beiden kleinen Schriften von Abeken, „die St. Marienkirche zu Osnabrück" und „Geschichte der Kirchenreformation in der Stadt Osnabrück" enthalten wohl mancherlei Antikatholisches, allein sie riefen doch bei der ruhigen, schonenden Haltung, in der sie verfaßt sind, keinen schmerzlichen Eindruck hervor. Zur nämlichen Zeit hatte der protestantische Candidat Engeljohann eine „kurze und einfältige Geschichte" verfaßt; sie wurde belacht und ist ohne weitere Folgen vorübergegangen. Ganz anders aber verhält es sich mit einer andern Schrift von J. H. Schüren unter dem Titel: „Festgabe zur Feier des dritten hundertjährigen Jubiläums der Reformation in Osnabrück, der protestantischen Jugend der Stadt überreicht; zum Besten der Lehrerwittwenkasse"; 196 Seiten stark und das

Alles für 4 gGr. Wir würden unrecht thun, wenn wir dem Autor ein gewisses Talent absprächen, er hat bei der Darstellung gerade den Ton getroffen, um die Jugend zu gewinnen, und es wundert uns gar nicht, daß das Buch von vielen aus dem Volke mit Begierde gelesen wurde; wir kennen ähnliche Sachen, z. B. die Lebensbeschreibung des schottischen Reformators John Knox, die eben so dem Zwecke, für welchen sie geschrieben, vollständig entspricht. Diese Festgabe ist nun eine kurze Uebersicht der gesammten Kirchengeschichte, jedes Kapitel mit einer Bibelstelle überschrieben; z. B. Kap. 9: „Seyd fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal", welches mit den Worten anfängt: „Wie sehr bedurften unsre Väter dieses apostolischen Zuspruches auf ihrem leidenvollen Wege durch das dunkle Mittelalter". Hierauf wird nun das „dunkle" Mittelalter geschildert: 1) als „eine Zeit ewiger Unruhe und Unsicherheit"; hiermit möchten wir denn doch die Greuel der im sechszehnten Jahrhunderte angestifteten Bauern- und Religionskriege, die Zeit des dreißigjährigen Krieges, die Revolutionen in England, Frankreich und andern Ländern, die Erniedrigung Deutschlands und vieles Andre in Parallele stellen, welches das auf das Mittelalter folgende, erleuchtete Zeitalter geboten hat. 2) „Das Mittelalter war", nach dem Verfasser, „eine Zeit greulicher Unordnung und Ungerechtigkeit"; wir erinnern an die greulichen Hexenprocesse im sechszehnten Jahrhunderte, die in den aufgeklärten protestantischen Ländern noch schrecklicher waren, als in den katholischen. Wir sind weit entfernt, Alles im Mittelalter zu rechtfertigen, wir sind von den allerdings betrübenden Zuständen in Kirche und Reich, wie sie namentlich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte obwalteten, völlig überzeugt, haben diese Ueberzeugung aber auch schon so oft ausgesprochen, daß wir uns jeder weiteren Wiederholung enthalten zu können glauben. Allein ist das Menschengeschlecht seitdem so viel gerechter geworden und ist nicht gerade durch die Glaubensspaltung die allergrößte Unordnung und Verwirrung entstanden?

Da 3) „das Mittelalter auch eine Zeit der Leibeigenschaft war" so ist es begreiflich, daß man hier die allgemeinen Tiraden gegen die Leibeigenschaft hält. Gewiß ist diese ihrem Princip nach verwerflich, allein die Kirche hatte Alles dazu aufgeboten, um sie zu mildern. Außerdem war 4) „das Mittelalter eine Zeit der bittersten Armuth". Was die Armuth anbetrifft, so möchte sich unsere Zeit wohl hinlänglich mit dem Mittelalter messen können, nur in so fern nicht, als damals eine Menge kirchlicher Anstalten bestanden, welche den Druck der Armuth minderten und linderten, während jetzt die Weisheit der größten Staatsmänner nicht ausreicht, um den Leiden der Armuth abzuhelfen; Armentaxen, Armencolonien sind Ausdrücke, welche nicht der frühern Vergangenheit angehören. Wo aber ist die Blüthe so vieler großen deutschen Städte hin? wie viele sind allmählig ganz verarmt. In der angegebenen Weise geht es dann fort, bis im 15. Kapitel Luther mit den Worten eingeführt wird: „Erkennet doch, daß der Herr seine Heiligen wunderlich führet". Dem Verfasser fehlt es nicht an der Diction, und das Publikum worauf er gerechnet, Schulknaben und Volk, mußten gewonnen werden; in wie weit er in bona fide dabei gehandelt habe, wollen wir dahingestellt seyn lassen, er selbst gibt sich für einen sehr friedliebenden Mann aus. Gleichzeitig damit erschien katholischer Seits eine Schrift unter dem Titel: „Wo ist Licht und Freiheit, in der katholischen oder protestantischen Kirche? Auf Veranlassung des Reformationsfestes in Osnabrück. Beantwortet von einem Priester der Osnabrückschen Diöcese", die durch ihre Klarheit und Bündigkeit bei Katholiken wie Protestanten den tiefsten Eindruck machte. Der Streit wurde von Tag zu Tag heftiger, und es läßt sich eine eigene Literatur aufzählen, die aus demselben hervorgegangen ist; zuvor noch ein Paar Worte über die Feier selbst.

Am Vorabende des Reformationsfestes kündigte um sechs Uhr ein Festchor vom Thurme der Marienkirche herab, so wie ein zweistündiges Geläute das Beginnen der Feier. Am

Tage selbst wechselten Predigten mit Predigten in der Kirche ab, wovon mehrere in einem vom Subconrector Meyer herausgegebenen Gedenkbuche enthalten sind, andere später vereinzelt erschienen. Auf allen Wällen der Stadt wurden den Tag hindurch kleine Kanonen abgefeuert, bis dieß aus polizeilichen Rücksichten eingestellt werden mußte. Abends war in der Marienkirche Concert, wozu man aus Toleranz auch die katholischen Mitglieder des Osnabrücker Singvereins eingeladen hatte, die natürlicherweise von der ihnen zugedachten Ehre keinen Gebrauch machten. Hierauf folgten dann am Tage darauf Gymnasialfeierlichkeiten, ein Fackelzug, den Sonntag nachher noch mehrere, den Gegenstand betreffende Predigten. Es ist begreiflich, daß bei all den Vorbereitungen und bei all diesem Apparat die Katholiken nicht ganz stillschweigen konnten. Schon einige Wochen vorher hatte daher der Vicar Thiele zum Unterrichte des katholischen Volkes eine gediegene Predigt gehalten; sie ist gedruckt erschienen unter dem Titel: „Der sichere Leitstern zur christlichen Kirche". Ganz besonders aber traten in dem Streite unter dem katholischen Clerus die beiden Herren, der Dompastor Beckmann und der Canonicus v. Bruchhausen, auf; ihre Predigten, die sie theils am 2., theils am 5. Februar gehalten hatten, gaben den Protestanten zu mehreren Controversschriften Veranlassung; außer den schon früher erwähnten Schriften liegen uns besonders folgende einzelne vor:

1) Wo leuchtet das Licht des Evangeliums voll und rein? Predigt von dem Dompastor Beckmann, nebst einer Beleuchtung der Kampfweise gegen die katholische Kirche.
2) Geschichtliche Beleuchtung des Anhangs zu des Herrn Dompastors Beckmann am Feste Mariä Lichtmeß gehaltenen Predigt, enthaltend Belege zu der Festgabe des Hrn. Inspectors Schüren; von einem Freunde unpartheiischer Geschichte. Jena 1843.
3) Offenes Sendschreiben an den Hrn. Dompastor Beckmann von J. H. Schüren. Zum Besten der Kleinkinderschule.
4) Entgegnung des Dompastors Beckmann auf das offene Sendschreiben. Zum Besten der Missionäre.

5) Predigt über die Worte Gamaliels: „Ist das Werk von Menschen ꝛc.“, vom Canon. v. Bruchhausen. Ertrag zum Besten einiger Kranken.
6) Beleuchtung einer von dem Herrn Canon. v. Bruchhausen zu Osnabrück am Montage nach dem Reformationsjubelfeste gehaltenen Controverspredigt; nebst einigen Bemerkungen zu der Schrift: Wo ist Licht und Freiheit, und zu den Controverspredigten der Herren Pfarrvicar Thiele, Caplan Seling und Dompastor Beckmann; von einem evangelischen Geistlichen im Königreich Hannover. Jena 1843.
7) Beleuchtung der von einem evangelischen Geistlichen im Königreiche Hannover herausgegebenen Beleuchtung (s. Nro. 6); von Fr. v. Bruchhausen. Der etwaige Gewinn zum Besten der Armen.
8) Beleuchtung der von dem Hrn. Canonicus v. Bruchhausen zur Vertheidigung seiner Controverspredigt verfaßten und herausgegebenen Schrift. Von dem Verfasser der Beleuchtung der von Bruchhausenschen und anderer Controversschriften. Zum Besten der Marienkirche.

Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, ausführlicher auf diese Literatur einzugehen; das Bemerkte wird genügen, um einen Beweis mehr davon zu geben, ein wie viel lebendigeres Interesse unsere katholischen Glaubensgenossen an ihrer Kirche jetzt, im Verhältnisse gegen früher, beseelt, und und wir können unsern Gegnern nur für die Erweckung dieses Eifers danken, und wünschen, daß derselbe nicht erkalten möge.

XLII.

Weitere Mittheilungen aus Schlesien.

Will man über ein richterliches Erkenntniß urtheilen, so muß man wissen, wer der Kläger, wer die Zeugen, wer der Richter sey. Wer war hier der Kläger? ein Protestant! Wer die Zeugen? Protestanten! Wer die Richter? Protestanten! Die gefällte Sentenz erscheint somit mehr als der Ausfluß eines gewissen Partheihasses, als wie das gerechte Urtel über ein verübtes Vergehen. Doch enthalten wir uns, hierüber mehr zu sagen, und überlassen jedem Leser, sich die nöthigen Schlußfolgerungen selbst zu ziehen. Eine andere Frage ist die, ob denn überhaupt in Schlesien der weltliche Richter gesetzlich befugt sey, Geistliche wegen Amtsvergehen vor sein Forum zu ziehen, ob dem Protestanten das Urtheil über die Amtsverrichtungen eines katholischen Geistlichen zustehe? — Hier ist nun allerdings die Praxis von der Theorie zu unterscheiden. Friedrich der Große hatte den Schlesiern den status quo garantirt, nach welchem der katholische Geistliche unter der Jurisdiction seiner geistlichen Vorgesetzten stehen soll, und überdieß, als ungeachtet dieser Garantie die weltliche Gerichtsbarkeit in Kurzem sich Uebergriffe erlaubte, durch allerhöchstes Rescript vom 20. April 1754 bestimmt, daß der status quo unveränderlich beibehalten und aufrecht erhalten werden solle. Diese Verfügung ist nun noch immer in Kraft, wie sich das für unseren Zweck am kürzesten durch eine Citation aus dem „schlesischen Archiv" *) darthun läßt, wo es also heißt:

„Untersuchungen über Amtsvergehen der Geistlichen werden durch einen Erzpriester, unter Zuziehung einer Justizperson, oder durch Requisition eines Gerichtes und unter Zuziehung eines Erzpriesters geleitet".

---

*) Schlesisches Archiv von Koch und Baumeister, Breslau bei Aderholz Band III, S. 57.

„Diese Personen entwerfen sodann ein Strafresolut, welches nach Befinden von den geistlichen Obern vollzogen wird. Bei einer Concurrenz der Verletzung geistlicher Amtspflichten und Uebertretung bürgerlicher Strafgesetze werden zunächst von den geistlichen Obern die amtlichen Vergehen untersucht und die dadurch verwirkten Strafen festgesetzt, und demnächst wird den weltlichen Gerichten die Untersuchung und Ahndung der bürgerlichen Rechtsverletzungen und Vergehen überlassen“.

Indessen fingen trotz dieser königlichen Verfügung die weltlichen Gerichte aufs neue an, sich Uebergriffe zu erlauben, und die geistliche Behörde schien sich dieselben ruhig gefallen lassen zu wollen. Dazu kam noch, daß die weltlichen Gerichte gegen Geistliche, die wegen sogenannter Amtsvergehen denuncirt waren, sich meist weit humaner und billiger benahmen, als die geistliche Behörde, die auf Entschuldigungs- und Milderungsgründe durchaus keine Rücksicht nahm, und zuletzt so weit ging, daß sie das „audiatur et altera pars“ als eine leere Formalität betrachtete, und einseitig auf Anklagen, besonders wenn sie von Protestanten ausgegangen waren, Strafdecrete erließ. Am schlimmsten war dieß unter dem bekannten Weihbischof Latussek, der, im Bunde mit seinen Helfershelfern aus dem Domcapitel einen wahren Vertilgungskrieg gegen den „Ultramontanismus“ führen zu wollen schien. Daher kam es, daß die Geistlichen, das privilegium fori als ein onus fori betrachtend, sehr gern vor den weltlichen Richter sich stellten, und selbst jede Berufung auf das erwähnte Privileg unterließen. Indessen wird ein grundlos angemaaßtes Recht, wie wir meinen, eben so wenig jemals Recht, als ein geübter Mißbrauch den Gebrauch aufhebt.

Was nun die Aufregung, welche dieß Ereigniß nicht nur unter den Geistlichen, sondern auch unter den Laien hervorgerufen hat, anbetrifft, so darf sie sich, für Schlesien wenigstens, der durch das gegen die Erzbischöfe von Posen und Köln beobachtete Verfahren bewirkten, ziemlich an die Seite stellen. Die Absicht der Einschüchterung ist jedenfalls gänzlich fehlgeschlagen. Ueberall zeigt sich die regste Theilnahme an dem Geschicke der wackern Capläne. Gleich nach der Publication des erwähnten Urtheils wurde eine Bittschrift an den Fürstbischof aufgesetzt, die von sämmtlichen Gutsbesitzern der Ottmachauer Umgegend, vierzehn Gemeindevorstehern und einhundert vier und sechzig Bürgern von Ottmachau unterzeichnet wurde. Um den Lesern eine größere Einsicht in die Verhältnisse zu gewähren, theilen wir dieselbe hier in extenso mit.

„Schmerzlich schon berührte die hiesige in der That nicht kleine Pfarrgemeinde der eben nicht zarte Gang der wider die Kapläne Gebauer und Jüttner in Ottmachau im vorigen Herbst geführten Untersuchung, und wir können unbedenklich hierbei erwähnen, daß nur einige einzelne katholische Glieder eine eben nicht ehrenwerthe feindselige Richtung dabei zeigten. Doch wo nehmen wir solche beklagenswerthe Ausfälle unter der Menge, nicht wahr! Aeußerst schmerzlich aber hat es uns berührt, weil jetzt das hart gegen jene gefällte richterliche Urtel zu unserer Kunde kam; weil gegen Männer, deren immer gleichmäßigen würdevollen, tadellosen und frommen Lebenswandel wir seit einer Reihe von Jahren beobachtet; gegen Männer, die ihre schweren Berufspflichten mit ausgezeichneter Liebe, Hingebung und Treue zu jeder Stunde zu erfüllen sich bemüht; gegen Männer, die bei der großen Altersschwäche des Ortspfarrers und Erzpriesters die Hauptstütze waren, einen christlichen Wandel und Ordnung in der Pfarrgemeinde aufrecht zu erhalten; gegen Männer endlich, die deßhalb nur mit Recht unsere volle Hochachtung, Zuneigung und Liebe erworben haben. Es ist uns unmöglich, solche brave Männer zur Gefängnißstrafe verurtheilt zu sehen, und warum? wegen einem angeschuldigten vermeintlichen Verbrechen, das aus der Aussage einiger Katholiken und einer Anzahl Protestanten hervorgehen soll. Unter den ersteren befindet sich einer, der fast nie in einer Predigt gegenwärtig, darum kaum auch befähigt ist, über die Lehren der hier eines Verbrechens beschuldigten Kapläne eine richtige Aussage machen zu können; den andern wollen wir es ihren Gewissen anheimstellen, ob sie bei ihrer Aussage von aller Leidenschaftlichkeit frei gewesen, und was die Protestanten als Zeugen anbelangt, wollen wir nur bemerken, daß darunter ein Junge von vierzehn Jahren figurirt, dessen Aussage, wie es scheint, gewichtiger bei Beurtheilung der in Rede stehenden vermeintlichen Verbrechen gewesen ist, als die Zeugenschaft von gegen zwanzig andern Katholiken".

„Zwar sehen wir sehr wohl, daß es uns nicht zusteht, eine richterliche Entscheidung zu beurtheilen, dieß ist aber auch in keiner Art unsere Absicht; allein eine freimüthige Aeußerung ist auch uns nach Königlichem Willen überall gestattet, und wenn wir uns daher in diesem so beklagwerthen Beitrage zur Geschichte unserer so bewegten Zeit freimüthig gegen unseren Oberhirten aussprechen: Das hier bezügliche richterliche Erkenntniß hat unser Vertrauen nicht — so liegt dieß ganz in der Natur der Sache, wie wir sie angegeben, und nur ansehen können. Deßhalb unterfangen wir uns Ew. Fürstbischöfl. Gnaden ehrfurchtsvoll zu bitten, sich der so hart bedrängten Kapläne Gebauer und Jüttner anzunehmen, und sie Höchstdero Hülfe und Gnade empfohlen seyn zu lassen, auch unsere anderweitige Bitte in Erfüllung zu setzen, daß keiner derselben seinem seelsorgerischen Wirken in unserer Pfarrgemeinde entzogen werde, weil wir sie beide mit gleicher Achtung, wie sie es in der That verdienen, umfassen".

Da aber diese Eingabe mit großer Schnelligkeit aufgesetzt und herumgesandt worden war, so daß eine Menge Anderer erst nach der Absendung derselben davon erfuhr, wurde eine zweite verfaßt, die darauf mit einhundert zwei und achtzig Unterschriften versehen, ebenfalls nach Breslau gesandt wurde. Auch diese sehen wir uns im Stande wörtlich mitzutheilen. Sie lautet:

„Mit größter Betrübniß wurde die hiesige katholische Kirchengemeinde erfüllt, als vorigen Herbst die beiden Herrn Kapläne Gebauer und Jüttner vor einen weltlichen Richter gestellt und ihnen im Laufe einer langen Untersuchung darüber der Proceß gemacht wurde, daß sie durch Predigt und Lehren bei den Protestanten Anlaß zu Mißvergnügen und Aufreizung gegeben haben sollten. Wir glaubten indeß aber nicht, daß die Sache einen so ungünstigen Ausgang für die beiden, von der katholischen Bevölkerung hier so allgemein verehrten und geachteten Herrn Geistlichen nehmen würde, als sich jetzt herausstellt. Es ist schmerzlich für uns, zu hören, unsere guten, treuen Seelenhirten sollen in schmachvoller Haft dafür büßen, daß sie die Wahrheiten unserer heiligen Religion in ächt katholischer Weise uns predigten, welche einige Protestanten und ein Paar Namenkatholiken zu verdrehen wußten, und dazu benutzten, um unsere frommen, in jeder Hinsicht verehrungswürdige Herrn Kapläne zu verdächtigen".

„Es ist mehr als schmerzlich zu hören, die treuen, guten, geistlichen Lehrer unserer Kinder, die mit so viel Liebe an ihnen hängen, sollen aus unserer Mitte für immer gerissen, und dadurch dem ganzen Kirchspiel ein paar Männer geraubt werden, an deren Wandel sich jeder ächte Katholik wahrhaft erbauen kann. Wir wagen daher im gerechten Vertrauen die ganz unterthänigste Bitte: Ew. Fürstbischöflichen Gnaden wollen Sich in dieser Angelegenheit für die beiden hiesigen Herrn Kapläne Gebauer und Jüttner gnädigst verwenden".

„In welchem Grade die beiden Herren Kapläne sich die Achtung der hiesigen katholischen Bevölkerung erworben haben, das wird jetzt durch rege Theilnahme an deren Schicksalen, und vorzüglich dadurch bewiesen, daß in schönster Uebereinstimmung so Viele dieses unterthänigste Bittgesuch zu den Füßen ihres obersten Seelenhirten mit freudigem Vertrauen legen, und sich der schönen Hoffnung hingeben, durch solches Verwenden werden dem Ottmachauer Kirchspiel ein Paar Priester erhalten werden, die mit unermüdlichem Eifer unter den Laien einen ächt katholischen Sinn zu wecken, verbreiten und zu befestigen wissen, und es nicht dulden, daß die ihrer Obhut anvertrauten Seelen von verderblichem Einflusse berührt werden".

„Männer, wie die in Rede stehenden, sind in Ottmachau jetzt um so mehr eine nothwendige Wohlthat, als durch sie der altersschwache Herr Erzpriester Hauck auf die beste Weise vertreten wird, unsere heilige katholische Religion aber eine Stütze hat, daß nimmermehr die heutige, sogenannte aufgeklärte Zeit und ihre Verehrer uns unsern größten Schatz, den heiligen katholischen Glauben zu rauben vermöge".

„In wahrer Verehrung und innigster Hochachtung ersterben sonach im tiefsten Respect" ꝛc. ꝛc.

Hierauf wurde von der Curatgeistlichkeit des Ottmachauer Archipresbyterats ein Gesuch an den Fürstbischof, und schließlich von der katholischen Geistlichkeit Oberschlesiens noch eine besondere Vorstellung und respective Beschwerde an des Justizministers Excellenz eingereicht, welche letztere wir ebenfalls Folge eines glücklichen Zufalls hier wörtlich mittheilen können.

„Ein Ereigniß der wichtigsten Art veranlaßt die gehorsamst Unterzeichneten, sowohl für sich selbst als auch im Namen der in ihren Sprengeln ihnen untergeordneten Geistlichen Ew. Excellenz Folgendes ganz gehorsamst vorzustellen".

„Die beiden Kapläne Jüttner und Gebauer zu Ottmachau, einer kleinen Stadt in Oberschlesien, sind angeklagt worden in Predigten und öffentlichen Vorträgen Aufregung und Erbitterung gegen die evangelische Kirche verbreitet zu haben, und beide sind deßhalb zur Criminaluntersuchung gezogen worden. Hierbei müssen wir gehorsamst bemerken, daß Ottmachau fast ganz von Katholiken bewohnt ist, und eine wirkliche Aufregung des Volks erst nach einer vorher gehaltenen Controverspredigt des dortigen evangelischen Invalidenmajors v. Bieberstein und nach dem jetzigen Verfahren des königl. Oberlandesgerichts zu Ratibor entstanden zu seyn scheint".

„Die Gesetze verordnen für den Fall, wenn ein katholischer Geistlicher wegen Amtsvergehen zur Untersuchung gezogen werden soll, folgendes: Untersuchungen über Amtsvergehen der (kath.) Geistlichen werden durch einen Erzpriester unter Zuziehung einer Justizperson, oder durch Requisition eines Gerichts und unter Zuziehung eines Erzpriesters geleitet. Diese Personen entwerfen alsdann ein Strafresolut, welches nach Befinden von den geistlichen Obern vollzogen wird. — Bei einer Concurrenz der Verletzung geistl. Amtspflichten und Uebertretung bürgerl. Strafgesetze werden zuerst von geistlichen Obern die amtlichen Verbrechen untersucht und die dadurch verwirkten Strafen festgesetzt u. s. w. (s. schles. Archiv für pract. Rechtsw. 3 Bde. Heft 1. S. 57 u. 58)".

„Wenn ein Geistlicher predigt oder öffentliche Vorträge in Kirche und Schule hält, ist er unstreitig in seinem Amte, dieß hat noch niemand geläugnet".

„Wenn daher Beschwerden über Amtsvergehen der kathol. Kapläne Jüttner und Gebauer eingingen, so mußte das Königl. Oberlandesgericht zu Ratibor doch recht wohl wissen, wer die Untersuchung zu führen habe, und es wäre unserer Ansicht nach in der Ordnung gewesen, diese Untersuchung in den von Gesetzen geordneten Rechtsweg zu verweisen".

„Das Königl. Oberlandesgericht zu Ratibor hat jedoch gegen den klaren Inhalt des eben angeführten Gesetzes die Untersuchung allein durch einen seiner protestantischen Justizbeamten ohne Zuziehung der geistlichen Obern oder eines Erzpriesters führen lassen, und gegen die Angeschuldigten ein Straferkenntniß abgefaßt und publicirt, wonach Jüttner seines Amtes entsetzt werden soll, obgleich er noch kein Amt hat, sondern als Hilfspriester dahin gehen muß, wohin seine geistliche Behörde ihn schickt, und wonach beide außerdem zur Gefängnißstrafe verurtheilt worden sind".

„Ew. Excellenz dürfen wir den Eindruck nicht bezeichnen, den dieses Verfahren des Königl. Oberlandesgerichts bei seiner jetzigen Bekanntmachung auf die Geistlichkeit macht, und später gewiß auch auf das Volk machen wird. Man sieht in demselben eine offene Verletzung der vom Staate anerkannten kirchlichen Rechte und gibt sich den traurigsten Besorgnissen für die Zukunft hin. Denn geht das Königl. Obergericht auf der von ihm beschrittenen Bahn weiter fort, woran nicht zu zweifeln ist, so steht für uns und die unserer Aufsicht anvertrauten Geistlichen die Aussicht offen in jenen Fällen, wenn ein Evangelischer oder ein seinem Seelsorger feindliches Mitglied der eignen Gemeinde uns des Verbrechens der Aufregung gegen die evangelische Kirche anklagt, zur Criminaluntersuchung gezogen, von einem evangelischen Untersuchungsrichter verhört, und von einem Justiz-Collegium, das fast nur

aus Protestanten besteht, oder bei dem die große Minderheit der Katholiken kaum in Betracht kommt, ohne Zuziehung der geistl. Obern gegen den Inhalt des Gesetzes verurtheilt zu werden. Wir wissen es recht wohl, daß die Richter ohne Rücksicht auf Confession und nur von dem Standpunkte des absoluten Rechts urtheilen sollen, aber Ew. Excellenz werden es uns gewiß gern zugestehen, daß ein Evangelischer von seinem Standpunkte aus eine katholische Predigt, die nur der katholischen Gemeinde gilt, schief beurtheilen und in einzelnen Ausdrücken eine Beleidigung seiner Confession finden kann, die nicht darin liegt, und die der Geistliche hineinzulegen weit entfernt war".

„Wir zweifeln nicht, daß diese anerkannte Wahrheit es ist, die den hohen Gesetzgeber veranlaßte, zu verordnen, daß katholische Geistliche bei Amtsvergehen nur unter Zuziehung eines Erzpriesters zur Untersuchung gezogen werden sollen".

„Ew. Excellenz werden es gewiß nach dem bisher angeführten nicht befremdend finden, wenn wir um Schutz gegen ein solches Verfahren bitten, das uns alle berührt".

„Dieses Verfahren des Königl. Obergerichts bereitet uns allen um so größern Schmerz, wenn wir die weiteren Umstände erwägen, mit welchen künftig eine solche Criminaluntersuchung gegen kathol. Geistliche begleitet seyn wird. Die Angeschuldigten werden nämlich künftig, wenn sie nicht zu weit von Ratibor entfernt sind, in dem neu erbauten Königl. Inquisitoriatgebäude, in welchem sich stets eine Menge der niedrigsten Verbrecher befinden, vorgeladen und eventuell auch eingesperrt werden. Wir sind keineswegs der Ansicht, als ob ein wirklicher Verbrecher, wenn er den höheren Ständen angehört, nicht mit jenen der niedern Klasse gleiche Strafe erleiden solle; er verdient unserer Ansicht nach eine noch größere, aber welchen Eindruck auf die katholische Bevölkerung Oberschlesiens, und welchen moralischen Einfluß auf diese es machen mußte wenn ein sonst musterhafter und frommer Geistlicher, wie die Kapläne zu Ottmachau, nur deßhalb, weil sie nach dem einseitigen und unserer Ansicht nach unbefugtem Urtheile ihrer protestantischen Richter die evangelische Kirche beleidigt haben, mit Räubern, Mördern und feilen Dirnen in ein Haus zusammen eingesperrt sind, dieß werden Ew. Excellenz in ihrer Weisheit gewiß selbst zu ermessen wissen".

„Schließlich wagen wir es noch einige Bemerkungen beizufügen, die wir Ew. Excellenz von unserem Standpunkte aus nachsichtsvoll zu beurtheilen bitten".

„Die zahlreiche katholische Geistlichkeit Oberschlesiens hat stets nicht nur die loyalsten Gesinnungen, sondern auch die zahlreichsten Beweise christlicher Duldung und Liebe gegen die wenigen hiesigen Bekenner der evangelischen Kirche an den Tag gelegt, und diese Liebe in Fällen und Zeiten bewahrt, wo uns von anderer Seite her nicht aufmunternde Beispiele gegeben wurden. Wir dürfen Ew. Excellenz nicht durch tieferes Eingehen in diesen Gegenstand ermüden, würden aber erforderlichen Falls gern bereit seyn, eine große Anzahl Thatsachen hiefür anzugeben".

„Wenn aber in einer Zeit, wo in der Haupt- und Residenzstadt Berlin selbst unter den Augen des Königs und der höchsten Staatsbeamten einer der ersten evangelischen Prediger wider das bestehende Verbot religiöse Controverspredigten ungestraft halten und drucken lassen darf (Marheinecke zur Vertheidigung der evangelischen Kirche gegen die päpstliche. Berlin bei Duncker 1839), wenn in unserm Schlesien von gemischter Bevölkerung in den alljährlichen wiederkehrenden Reforma-

tions- und Jubelpredigten immer neue Angriffe auf die kathol. Kirche, ihre Institutionen und Priester, so wie die gröbsten Verunglimpfungen ihrer Dogmen vorkommen (wir nennen statt vieler andern nur die am 20. Oktober v. J. in der Hofkirche zu Breslau vom Consistorialrath Falk gehaltene und zum Druck gegebene Controverspredigt), wenn in unsern Provinzialzeitungen und öffentlichen Schriften die kathol. Kirche auf die niedrigste Weise verhöhnt und die dagegen erhobene Abwehr von der Censur unterdrückt wurde, wie wir jeden Augenblick zu beweisen im Stande sind, wenn der durch Rede und Schrift herbeigeführte Fanatismus gegen die kathol. Kirche endlich sogar den Invalidenmajor v. Bieberstein zu einer Controverspredigt instigirt, wer will es dann jungen wackern kathol. Geistlichen, die durch die traurigsten Erfahrungen noch nicht abgestumpft, und um allen freudigen Glaubensmuth gekommen sind, verargen, wenn sie in Predigt und Christenlehre ihre Stimme erheben zur Abwehr jener maaßlosen Angriffe? — Wenn aber endlich diese Abwehr selbst zum Verbrechen gestempelt und auf eine Anklage von evangelischer Seite her die Untersuchung mit Umgebung der bestehenden Strafgesetze nur von jener Seite geführt und das Urtheil gesprochen wird, dann werden Ew. Excellenz selbst zu ermessen wissen, ob dann nicht ein Zustand der Aufregung in Geistlichkeit und Volk die nothwendige Folge seyn, und in den Kreisen der Unterrichteten die Ansicht Platz greifen dürfte, daß die kathol. Kirche mit ihrer Institution und Geistlichkeit sich jetzt in dem Zustande einer rechtlosen, gedrückten und verfolgten Kirche befinde? — —

„Wir alle sind unserer Kirche nicht minder als unserm allergnädigsten Könige und Herrn treu und mit ganzer Seele ergeben, wir sehen auch in unsern weltlichen Behörden unsere rechtmäßige Obrigkeit, die uns von Gott gesetzt, der wir auch dann noch in allen weltlichen Dingen gehorchen werden, wenn sie uns unschuldig in die Gefängnisse der niedrigsten Verbrecher einsperrt, aber vermöge unseres Berufes und unserer amtlichen Stellung glauben wir uns auf unsere guten vom Staate garantirten Rechte berufen zu dürfen und zu müssen".

„Ew. Excellenz werden diese für die kathol. Kirche Schlesiens höchst wichtige Angelegenheit ihrer Weisheit und Gerechtigkeit zu würdigen, und uns zu schützen wissen. Sie vertrauen unbedingt auf diesen Schutz und verharren" rc. rc.

So viel können wir über diese Angelegenheit mittheilen. Die Verurtheilten haben das Rechtsmittel der weiteren Vertheidigung ergriffen; der Erfolg soll zu seiner Zeit gemeldet werden. Wie dieselbe auch immerhin beschaffen seyn wird, so können wir versichern, daß unter den jetzigen Umständen die katholische Sache dabei nur gewinnen wird. Es ist den Katholiken Schlesiens ein eclatanter Aufschluß über das Precaire ihrer Stellung gegeben worden, und dieser war sehr nothwendig, um auch diejenigen noch aufzurütteln, die bisher im Schlummer lagen. Vergleichen wir nun damit noch den Inhalt des „Frhrn. v. Sandau", der auf Staatskosten katholischen Familien zugeschickt wurde, die von Marheinecke unter den Augen der Centralbehörden gehaltene Predigt und die sogenannte Reformationspredigt des Superinten-

denten und Consistorialrath Falk zu Breslau mit dem gegen die genannten Capläne beobachteten Verfahren, so erfährt man, was die Protestanten unter Gleichheit vor dem Gesetze verstehen.

XLII.

Auch Etwas über den Pauperismus und eine wahre Geschichte.

Der vom Weibe geborne Mensch lebt nur kurze Zeit; und wenn er Musterung über die ihm beschiedenen Tage hält, erstaunt dennoch gewiß ein Jeder von uns über alles Neue, das er entstehen sah und das man Fortschritt genannt.

Es gab eine Zeit (sie ist nun fern), wo sich die Menschen in das Leben fügten, das ihnen ihre Vorfahren zum Voraus gut eingerichtet hatten. Da, wo der Vater verweilt hatte, hielt man sich auf; man trachtete nicht darnach, eine andere Laufbahn zu ergreifen, als die seinige; das Haus, das er hinterlassen hatte, fand man genügend und änderte es nicht; neue Meubles wären schöner gewesen, aber diejenigen, welche dem Vater, der Mutter, dem erstgebornen Bruder gedient hatten, schienen in gewisser Weise geheiligt, und man behielt sie, so wie die alten Diener, welche vordem bereits in der Familie gewesen waren.

Was für die väterlichen Wohnungen bestand, bestand auch für die staatlichen Einrichtungen.

Man hielt an den alten Gewohnheiten, an dem herkömmlichen Gebrauche fest und, von nichts Besserem träumend, achtete man sie; zu jener Zeit fragte man sich noch: „Was werden wir Gutes thun"? und nicht: „Was werden wir Neues vollbringen"?

Seit sechszig Jahren hat sich alles das sehr geändert; man schickte sich an, die Welt umwandeln zu wollen; die Völker haben, wie Söhne, welchen das väterliche Haus nicht mehr genügt, zu enge wird, die Pietät verloren für alles, was vor ihnen bestand und angefangen, Alles niederzureißen, Alles zu zerstören. Sie haben ohne Zweifel viele Miß-

bräuche abgeschafft, oder doch umgeändert, aber haben sie in ihrem Erneuerungs- oder Umwandlungswerke nur schlechte Dinge zerstört?

Ich bin überzeugt, daß auch unsere Väter in den Einrichtungen, in deren Mitte sie gelebt vieles Unvollkommene bemerkt hatten; aber bei all dem Nutzen, den Verbesserungen gewähren, hatten sie doch die Gefahr der Neuerungen eingesehen, und sich mit dem was sie besaßen begnügt. — Um zu einer solchen Resignation befähigt zu seyn, hatten sie eben in ihrem Innern Etwas, das wir verloren haben. Da ihre frommen Gedanken, ihr ganz christlicher Glaube ihre Blicke dem Himmel zulenkte, befaßten sie sich wenig mit dem Irdischen; voll Gedanken an die Ewigkeit beschäftigten sie sich wenig mit dem Leben, welches dahinrauscht, wie die Wellen der Ströme, die nicht mehr zu ihrer Quelle zurückkehren. Für sie war die Erde nur ein Thränenthal, das menschliche Leben nur ein Gewand, das sie bald ablegen, und ihre Wohnung ein Zelt, das sie schnell wieder verlassen müssen.

Das Thränenthal wollen wir in ein Paradies, und das Leben in ein Fest umwandeln. — Wie sorgfältig richten wir unsere Häuser ein; Elegante Pavillons erbauen wir in dem Sande der Wüste wie an den Ufern der Flüsse. — Da nun das Leben zu genießen, dessen Annehmlichkeit zu kosten und dessen Bitterkeit zu entfernen, der leitende Gedanke der jetzigen Zeit geworden ist, mußten sich die Blicke von allem Betrübenden abwenden, um Bälle, Bankette und Spieltische nach Herzenslust besuchen zu können. Nichts ward lästiger, als der Anblick der Armuth, der Krankheit und des Elends. Als unsere Gesetzgeber, unsere Herrscher ihre Ohnmacht, diese Uebel zu heilen, endlich einsahen, befahlen sie dem Unglück, sich zu verbergen, dem Leiden, zu schweigen, und dem Elende, sich nicht mehr zu rühren. So erschufen sie den Pauperismus, — das Gespenst der Zeit!

Der Egoist, der Optimist könnte deßhalb glauben; daß es keine unterstützungsbedürftige Arme mehr gebe, und es ihnen daher erlaubt sey, zur Befriedigung ihrer Genußsucht ihre Hülfsmittel mit vollen Händen zu vergeuden. Für den Lebensgenuß ist jenes Verschwinden jene gezwungene Entfernung der Armuth allerdings ein großer Fortschritt. Die Armuth klappert mit den Zähnen, sie leidet, sie stirbt Hungers neben den Vorräthen des Reichthums, aber dieser sieht sie nicht mehr; sie seufzt, sie beklagt sich, sie weint, sie schluchzt, aber er hörts nicht. . . Ich habe die Zeit gesehen, wo auch das Elend seine Freiheit hatte, und dieselbe in vollem Maaße gebrauchte. Immer lauernd und ausspähend, wo nur ein Fest gehalten wurde, trat es dem

Vergnügen hart an den Leib, um seine zahllosen, schrecklichen Plagen Gebrechen und Krankheiten recht grell zur Schau zu tragen. Unter den Fenstern des Hauses, aus denen der Glanz eines Balles strahlte. sah man beim Aussteigen aus dem Wagen zwei Reihen Bettler; heute erblickt man zwei Reihen Orangerien!

Das Vergnügen hat also freilich einen Fortschritt gemacht! — Uebrigens will ich mich hiermit keineswegs den Armengesetzen opponiren. Mir wäre es nur lieber gewesen, daß unsere Gesetzgeber die Bettler hätten ausrotten können, aber sie vermochten es nicht — und ketteten sie an. — Genug hierüber.

Jedoch will ich, ehe ich mich so absolut zum Stillschweigen verdamme, eine Thatsache erzählen, welche sich vor ungefähr dreißig Jahren in einer Stadt am Rheine zugetragen hat.

Der Graf Wilhelm von B....... gehörte zu den Jünglingen, welche ihr Leben in Lust und Freude verbringen, seine Kleider bekam er aus Paris, seine Pferde aus England, seine Hunde aus Schottland, Jäger aus Tyrol, seine Weine aus Frankreich, seine Gemälde aus Italien; der junge „Lebemann“ hatte, um dieß eben recht seyn zu können, die ganze Welt in Contribution gesetzt.

Reich, geistvoll, schön, leicht zugänglich mußte er viele Freunde haben.... Und dennoch langweilte er sich, lächelte seit seinem ein und zwanzigsten Jahr fast nicht mehr, daß er auf sich, den reichen Glücklichen, hätte wohl anwenden können, den schmerzgeborenen Wahlspruch Valentinens von Mailand,

Plus ne m'est rien
Rien ne m'est plus.

Er liebte die Jagd nicht mehr, war der Gastmahle überdrüssig, tanzte nicht mehr, glaubte nicht mehr an die Beständigkeit der Frauen, an den Zauber der Künste und der Freundschaft; er hatte alles, selbst die Hoffnung aufgegeben. Doch nein, ich täusche mich, es blieb ihm noch eine tief in der Seele lockende Leidenschaft: die des Spieles.

Nur am Spieltische voll Karten und Geld fand er einigen Gefallen, alles Andere gab ihm keine Emotionen, da fühlte er wenigstens noch Etwas.

Der Wechsel des Spielglücks, das Gewinnen und Verlieren, sprachen ihn an und regten ihn auf. Als er eines Abends sehr „en veine“ gewesen war, baten ihn seine Freunde, eine große „Soirée dansante“ zu geben, welche Bitte ihnen Wilhelm gewährte, sich jedoch vorbehielt, dabei nicht tanzen zu dürfen . . . . .

Einem jungen Künstler sagte er: „Ich gebe Ihnen Geld zur Verschönerung des Festes; verwenden Sie nun Ihre Kunst und mein Geld, damit es an Nichts fehle".

Der junge Maler ließ sich dieß nicht zweimal sagen und führte die Verzierung der Säle wahrhaft geschmack- und prachtvoll aus; nie hatte man in der guten Stadt einen solchen Lichterglanz und eine solche Blumenpracht noch gesehen. Man glaubte sich aus der Nacht in hellen Sonnenschein und aus dem Winter in den Frühling versetzt.

Der Ball wurde in der strengsten Winterzeit gegeben; seit mehr als acht Tagen waren alle Dächer der Stadt mit Schnee bedeckt und die Façaden der Häuser mit Eiszapfen, und sahen aus wie krystallisirt. Die Felder, die Wiesen mit ihrem Grase und ihren gefrorenen Bächlein waren Verstorbenen, im weißen Todtengewande gleich; überall Traurigkeit, Oede und Betrübniß.

Die Reichen fror es in ihren wohlverschlossenen Häusern, und sie drängten sich im dichten Kreis an die behaglichen Kamine. — Aber die rechte, die bittere Noth traf die Armen, diejenigen, welche keine gutschließenden Thüren, keine Vorfenster, keine Bettvorhänge, kein Holz, kein Feuer in ihrem Ofen haben! —

Ach! die Kälte ist etwas Schreckliches. In der schönen Jahreszeit ist das Elend nur halb so groß, denn dann ist die Luft etwas Sanftes, eine Freundin für alles, was athmet und lebt; aber der kalte Hauch des Winters, jener eisige und schneidende Wind, der die Greise zittern und die Mütter und kleinen Kinder weinen macht, ist eine schreckliche Qual! Doch wer weiß das?

Um 10 Uhr Abends strahlte aus den Fenstern des Palastes des Grafen von B....... blendender Lichtglanz; man wähnte, große, helle Augen zu sehen, die in die Nacht schauten und sich nicht zum Schlafe schließen wollten.

Der Schimmer mit dem festlich beleuchteten Hause verbreitete einen röthlichen Widerschein auf dem Schnee und glich dem Lächeln auf dem Gesichte eines Gestorbenen.

Aus den Wagen, welche geräuschlos daherrollten, und unter einem Zelte vor der Freitreppe hielten, stiegen auf weiche Teppiche mit Blumen und Diamanten geschmückte Frauen aus. Aber unter den Damen fehlte noch eine, und der Graf hatte ihre Abwesenheit wahrgenommen. —

Gegen Mitternacht ging er hinaus, um zu sehen ob sie noch nicht

komme, denn sein Vater hatte zu ihm vor seinem Tode gesagt: „die Tochter meines alten Waffengefährten Baron von W...... hätte ich meine Tochter zu nennen gewünscht; sie ist schön, reich und besitzt Talente und Tugenden. Ihr Vater und ich haben euch mehr als einmal in unseren Träumen verlobt".

Wilhelm wünschte daher lebhaft, sie bei dem Feste zu sehen.... Als er auf der Thürschwelle stand, zu sehen, ob sie komme, und eine Frau mit einem wimmernden Kinde auf dem Arme zu ihm herantrat, rief er..... —

— Entfernt diese Bettlerin! Ach! Gnädigster Herr; es friert und hungert mich! Ich habe diesen Morgen die Almosen austheilen lassen. Schenkt mir aus Mitleid etwas, wofür ich mir Brod und Holz kaufen kann! Mein Kind stirbt Hunger! —

In diesem Augenblicke fuhr der Wagen der erwarteten Dame in den Hof. Die Bettlerin mußte sich entfernen. — Sie kam wieder als die glänzende Equipage fortgefahren war. Sie kam wieder, aber ihr Kind wimmerte nicht mehr, es war eben eingeschlafen.

Auch sie fühlte trotz des Hungers, daß die Augenlieder ihr schwer wurden. — Sie legte sich unter das Zelt der Freitreppe. — Es fielen dicke Schneeflocken. — Einer der Bedienten entdeckte sie hier und jagte sie hinaus. Das arme Geschöpf konnte nicht mehr weiter, ihre Glieder erstarrten; sie legte sich am Hofthore, vom Pfeiler ein wenig geschützt, nieder, sie drückte ihr Kind an die Brust, aber es schrie nicht nicht mehr — es war kalt, — starr, — gestorben.! doch sie wußte es nicht. — Auf den Schnee hingestreckt, schlief auch sie ein, um nicht wieder zu erwachen. Ehe sie verschied, blickte sie noch einmal auf zu den erleuchteten Fenstern des Palastes des Reichen; noch sah sie glänzend geschmückte Damen vorbeitanzen.

Ach! wenn ihr nur eine einzige von allen diesen zur Schau getragenen Perlen geschenkt worden wäre, sie hätte sich dafür Holz kaufen können, um sich zu wärmen; Brod für ihr Kind, und eine warme Decke — aber sie bekam nichts. — Als Wilhelm eine Fürstin, die seinen Ball mit ihrer Gegenwart beehrt hatte, an ihren Wagen führen wollte — stieß sein Fuß an Etwas an, das im Schnee lag, und er zankte darüber mit den Dienern. Sie sahen nach und fanden unter dem fast gefrorenen Schnee die erstarrte Bettlerin und ihr Kind.

Trotz des Geräusches des Orchesters, trotz des Tanzes und der Freude erfuhr man in den von Lichterglanz strahlenden, mit Blumenduft gefüllten und angenehm geheizten Sälen den schrecklichen Tod der

Bettlerin. Da zeigte sich doch ein Fünkchen von Mitgefühl, von Achtung vor dem Elende, das Tanzen hörte auf und die Gäste entfernten sich.

Als Wilhelm allein war, ging er hinunter, um die Gestorbene, welche so eben in die Hausflur gebracht wurde, zu sehen. Frauen rieben sie mit warmen Stoffen ... allein es war zu spät. —

So groß war die letzte Kraft des Todeskampfes gewesen, daß die Frauen nur mit Mühe das kleine Kind von der Brust der Mutter trennen konnten.

Wilhelm blieb über eine Stunde bei dem Leichnam stehen. Hierauf riß er in einem Anfalle von Wuth die Blumenkränze von dem Getäfel des Saales herunter, zertrat sie und schloß sich hierauf in sein Zimmer ein. Niemand konnte ihm dahin folgen, und am nächsten Morgen war er noch eingeschlossen. In diesen einsamen Stunden reifte ein großer Entschluß in seiner Seele: er hatte vor dem Bildnisse seiner Mutter ein Gelübde gethan.

Er gründete das Hospital der Stadt, und als dieses Gebäude vollendet war und dem Hospiz Nichts mehr fehlte, wurde Wilhelm ein dienender Laienbruder und starb nach fünf Jahren im Rufe der Heiligkeit, nachdem er zuvor sein Vermögen den Armen vermacht hatte. Die Statuten der frommen Gründung, welche sein Land ihm verdankt, hatte er selbst entworfen. Es heißt darin unter A.:

„Von dem Tage vor dem Feste Allerheiligen bis zu dem Feste des Evangelisten St. Markus, am 25. April, sollen im „„Hospiz des Gelübdes““ zwei große Säle gut geheizt, und dem Zutritt der Armen Tag und Nacht geöffnet seyn. Des Mittags und um 7 Uhr Abends soll ihnen Suppe gereicht werden“.

„Barmherzige Schwestern übernehmen die Verpflegung der Mütter und Kinder“.

„Außerdem soll vor Weihnachten jeden Jahres Holz und wollene Decken an die Dürftigen der Stadt vertheilt werden“.

XLIII.

Literatur.

I. Roskovany Aug. de. De matrimonio in ecclesia Catholica. Tom. II. Augustae Vind. 1837 et 1840. gr. 8.

II. „ „ „ De matrimoniis mixtis inter Catholicos et Protestantes. Tom. II. Quinque-Ecclesiis 1842. gr. 8.

Herr Augustin von Roskovany, Canonicus an der Cathedrale zu Erlau, ist der gelehrten katholischen Welt bereits durch ein Werk über den Primat des Papstes vortheilhaft bekannt. Um so erfreulicher ist es daher, daß dieser unermüdet thätige Mann in so kurzer Zeitfolge das gelehrte Publikum wieder mit zwei größern Werken beschenkt, und zwar mit Werken, die wegen ihrer Zeitgemäßheit unstreitig von großem Interesse seyn dürften. Der Kampf, welcher besonders in Deutschland in Betreff des Ehewesens seit mehreren Jahren wieder mit größerer Hitze erneuert wurde, ist auch in Ungarn neuerdings wieder heftiger entbrannt. Hier sind es ebenfalls die gemischten Ehen, welche in den letzten Reichstagen vielfältig zur Sprache kamen und gegen die Kirche ein Gewitter zu erregen drohten, wodurch diese heftig erschüttert zu werden befürchtete. Eine große Masse Schriften wurden deßhalb sowohl für als gegen die Kirche verbreitet; allein kein Autor behandelt diesen Gegenstand mit so großer Ausführlichkeit und Sachkenntniß, als H. v. R. Die erste Schrift muß gleichsam die Grundlage der zweiten, von den gemischten Ehen handelnden, genannt werden. Der erste Theil (der erstern Schrift) handelt von der gesetzgebenden Gewalt in Ehesachen; der zweite aber verbreitet sich über die Unauflösbarkeit der Ehe. Hr. v. R. geht in der Entwicklung seiner These durchaus historisch zu Werk, und verhält sich, so viel immer möglich ist, rein objectiv. So beginnt er gleich mit dem Satze (§. 2), daß die Kirche bis zur Zeit Ludwig

des Bayern ein anerkanntes Recht in Aufstellung von Ehehindernissen ausgeübt habe. Mit Ausnahme der Waldenser, welche der Kirche dieses Recht absprachen, ruhte die Controverse, bis die Reformatoren die Ehe zu einem gewöhnlichen Contracte herabsetzten, und das Recht über diesen folgerichtig dem Staate einräumten. Nach der Reformation fehlte es auch unter den Katholiken nicht an Versuchen, dem Staate das Recht in Ehesachen zu erweitern, ja es der Kirche gänzlich aus den Händen zu reißen! Den Anfang machte der Apostat Mark Anton de Dominis; in seine Fußstapfen trat dann Launoy, dem auch allmählig mehrere deutsche Canonisten folgten. Die bisher hauptsächlich nur theoretisch behandelte Frage wurde bekanntlich von Kaiser Joseph II. und von der französischen Gesetzgebung praktisch angewendet. Nach dieser historischen Einleitung geht der Hr. Verf. auf die Frage selbst ein, und verbreitet sich zuerst über das Dogma der Ehe. Obwohl Hr. v. R. die beiden Ansichten über den Ausspender anführt, scheint er doch sich zur Meinung hinzuneigen, nach welcher der Priester dieses Sacrament spendet. In Betreff der legislativen Gewalt in Ehesachen beweist er nur, daß der Kirche, weil die Ehe ein Sacrament der Kirche ist, auch das Gesetzgebungsrecht zugehöre. Die verschiedenen Einwendungen der Gegner werden aufgezählt und widerlegt, und die These noch durch die Entscheidung des Tridentinums bestätigt. Dem Staate kann daher, weil die Ehe ein Sacrament ist und der Contract von dem Sacramente nicht getrennt werden kann, nur das Recht über die bürgerlichen Wirkungen und Folgen der Ehe zustehen.

Im Ganzen ist die Behandlung dieses Gegenstandes sehr befriedigend; nur hätte unsers Bedünkens der Hr. Verf. die Folgen mehr hervorheben sollen, welche sich in Bezug auf die Meinung vom Ausspender der Ehe ergeben müssen. Ist nämlich der Priester der Minister, so kann es allerdings, wie schon Canus behauptet hat, Ehen geben, welche keine Sacramente sind, und folgerichtig würden dann diese Ehen den bürgerlichen Gesetzen unterliegen, und die Kirche müßte ihren Einfluß auf das Ehewesen gänzlich verlieren. Sind aber die Contrahenten selbst die Ausspender, was die Kirche in der Praxis offenbar fest hält, so muß nothwendigerweise jede christliche Ehe Sacrament seyn, und, weil hier von einer Trennung des Contractes vom Sacramente nicht die Rede seyn kann, das Ehewesen der Kirche anheimfallen; während der Staat nach der andern Theorie, selbst wenn der Priester die Ehe zum Sacramente erhebt, doch über den Contract bestimmen will, weil dieser nach Canus und vielen seiner Anhänger die Materie des Sacramentes

bildet, und auf diese Weise unter dem Prätexte des Contractes das Ehewesen sich vindicirt. Die Geschichte hat dieß, wie auch in diesem Buche so häufig Beispiele angeführt sind, zur Genüge bewiesen.

Der zweite Theil handelt von der Unauflösbarkeit der Ehe. Wie in dem ersten, so stellt der Hr. Verf. auch in diesem zweiten Theile das Geschichtliche voran, sucht in den verschiedenen Perioden nachzuweisen, daß die römische Kirche, wenn auch einige Väter oder Gelehrte anders gedacht haben, und die griechische Kirche eine andere Praxis befolge, doch die Unauflösbarkeit der Ehe stets gelehrt, und zu Trient als evangelische Lehre und apostolische Tradition ausgesprochen habe. Der dogmatische Beweis wird geführt einmal aus der Vernunft, die aber nicht hinlänglich überzeuge; dann auch aus der heiligen Schrift, wo die bekannten Stellen einer sehr befriedigenden Exegese unterworfen, die verschiedenen Erklärungsweisen geprüft und das Resultat gewonnen wird, daß die heilige Schrift unleugbar die absolute Unauflösbarkeit ausspreche, was auch die größern Kirchenlehrer bis Augustin behaupten, und zu Trient als Dogma bezeichnet worden sey. Als Anhang hat Hr. v. R. noch einen kurzen Tractat über das Ehescheidungsrecht des Staates beigefügt; ferner die These, ob die Unauflösbarkeit von dem Sacramente abhänge, negativ entschieden, womit Referent nicht einverstanden seyn kann.

Auch diesem Theile gebührt dasselbe Lob der Gründlichkeit und eines unermüdeten Fleißes. Ref. hätte zwar in Manchem eine natürlichere Anordnung des Stoffes gewünscht; allein dieses ist doch nur Nebensache, zudem ist dieses Werk selbst mehr eine systematisch angelegte Quellensammlung, als eine streng durchgeführte dogmatische Abhandlung zu nennen. Und gerade deßhalb, weil der Hr. Verf. sich rein an das Object hält und stets nur die Thatsache reden läßt, wird diese Schrift einen bleibenden Werth haben. Ein bedeutender Mangel scheint es Ref. doch zu seyn, daß Hr. v. R. von der Ehe eines Christen mit einem Nichtchristen so wenig sich verbreitet und die bekannte Stelle Pauli I. Cor. VII. 12. . . gar nicht berührt. Freilich ist Hr. v. R. der Ansicht, daß die Unauflösbarkeit der Ehe eine absolute sey, und diese mithin auf keine Weise und unter keiner Bedingung getrennt werden könne. Da es aber unter den Theologen und Canonisten eine bedeutende Controverse ist, ob ein Ungläubiger, der sich taufen läßt, sich nicht mit einer andern Person verehelichen dürfe, wenn die erstere nicht beiwohnen will oder ohne Schmach gegen den Erlöser nicht beiwohnt; so muß der Leser nothwendig, wenn von der Unauflösbarkeit die Rede

ist, begierig werden, welcher Theorie der Verfasser den Vorzug gibt, oder doch, welche Gründe sich dafür und dagegen anführen lassen. Nach der römischen Praxis, die doch als Norm gelten muß, und die im canonischen Rechte, das freilich Hr. v. R. zu wenig berücksichtigt, begründet ist, sowie nach der Lehre der Theologen und Canonisten bis zum Jahre 1750 ist eine Widerverehelichung gestattet *). Daher kann immer nur von einer Unauflösbarkeit der Ehe zwischen zwei getauften Gatten die Rede seyn, und diese Unauflösbarkeit ist es auch allein, welche in dem Evangelium und in der Tradition der römischen Kirche begründet ist.

Die zweite Schrift des Hr. v. R. behandelt die gemischten Ehen. Diese Schrift ist wieder in zwei Abtheilungen geschieden, wovon die erstere die Geschichte der gemischten Ehen darstellt, die zweite dann die zu dieser Geschichte gehörenden Documente beibringt. Diese zwei Abtheilungen werden wieder in zwei Unterabtheilungen getheilt, wovon die erstere die Geschichte und Documente im Allgemeinen, die zweite aber die von Ungarn, Siebenbürgen und Oesterreich im Besondern behandelt. Zur leichtern Uebersicht theilt der Hr. Verf. den allgemeinen Theil in acht Epochen, und zwar: I. Von der Reformation bis zum westphälischen Frieden 1648; II. bis zu den Zeiten des Papstes Benedikt XIV. 1741; III. bis zum deutschen (Rhein=) Bunde 1806; IV. bis zum Wiener Congreß 1815; V. bis 1831 (Ständeversammlung in Bayern); VI. bis zur famösen Berliner Convention 1834; VII. bis zum Kölner Ereigniß 20. Nov. 1837; VIII. bis zum Schlusse des Jahres 1840. In diesen acht Epochen behandelt der Hr. Verf. die zugleich mit der einschlägigen Literatur verbundene Geschichte der gemischten Ehen und zwar von jedem einzelnen Staate Deutschlands, von Belgien, Holland, England, Frankreich, Rußland, Polen, Schweiz, Dänemark, Savoyen und Nordamerika. Die specielle Abtheilung, die Geschichte der gemischten Ehen von Ungarn, Oesterreich und Siebenbürgen enthaltend, ist verhältnißmäßig sehr ausführlich behandelt, und hier, wie natürlich, hauptsächlich Ungarn berücksichtigt, wo der Kampf heftiger als irgend anderswo tobte. Die Geschichte in Betreff Ungarns theilt Hr. Verf. in fünf Epochen ein, als: I. von der Einführung der Reformation in Ungarn bis zum Kaiser Joseph II.; II. bis zum Reichstage 1700 bis 91; III. bis zum Reichstage 1825 bis 27; IV. bis zum Kölner Ereignisse; V. bis zum Schluße des Jahres 1841. Wir loben

*) Die Gründe pro und contra bei Stapf 5. Aufl. S. 190 ff.

es zwar an dem Hr. Verf., daß er zur leichtern Uebersicht die Geschichte Ungarns in mehrere Epochen theilte; allein in der Sache selbst scheint eine wirkliche Nothwendigkeit nicht zu liegen, weil jetzt noch die Männer der Opposition derselbe Geist wie in dem Reichstage 1790 bis 91 beseelt. In diesem Lande scheint ein heftiger Gährungsproceß vorhanden zu seyn; die revolutionären Ideen, eingeführt hauptsächlich durch die Reformation, scheinen sich immer mehr zu entwickeln, wozu freilich Religionsgleichgültigkeit viel beitragen muß. Die Kirche hat in Ungarn den Kampf um Freiheit und, wenn man so sagen darf, um ihre Existenz zu kämpfen. Die Toleranzedicte Kaiser Joseph II. haben offenbar den Grund zur Knechtung der Kirche gelegt. Man darf uns ja nicht mißverstehen, gleichsam als wollten wir der Intoleranz das Wort reden. Die Sache ist ganz einfach diese: Kaiser Joseph hat durch sein Edict in rein geistliche Sachen sich eingemischt, ohne weitere Rücksicht Gesetze bekannt gemacht, die der Kirche gerade entgegen waren, diesen Gesetzen allgemeine Geltung in seinen Staaten zu verschaffen gesucht, und speciell auch im Ehewesen die gerichtliche Competenz sich zugeeignet. Dadurch hat der Kaiser die Kirche der weltlichen Macht untergeordnet, und, während er ein allgemeines Toleranzedict gab, die katholische Kirche theilweise davon ausgeschlossen, indem er ihr nicht mehr gestattete, frei nach ihren Principien zu handeln, sondern sie zu zwingen suchte, die weltliche Macht als die höhere anzusehen, und deßhalb das in der Praxis zu befolgen, was von der Hofkanzlei aus decretirt würde. Diesen Weg schlugen nun auch die Reichstage von Ungarn und Siebenbürgen ein; das, was der Kaiser zu bauen begonnen, suchten diese zur Vollendung zu bringen, was ihnen freilich, Dank der göttlichen Providenz, aus mancherlei Gründen bisher nicht geglückt ist. Am 8. Febr. 1791 wurde der XXIV. Artikel zum Gesetze erhoben. Dadurch wird nun verordnet: 1. ein katholischer Pfarrer kann auf keine Weise eine gemischte Ehe verhindern; 2. diese müssen vor dem katholischen Pfarrer eingegangen werden; 3. die Kinder werden, wenn der Vater katholisch ist, in dieser Religion erzogen, ist aber die Mutter katholisch, so folgen die Kinder dem Geschlechte der Eltern. Dadurch wurde, wie einleuchtend ist, die Ausstellung eines Reverses über die Kindererziehung abrogirt. Diesen Artikel haben jedoch die folgenden Kaiser zu Gunsten der kirchlichen Freiheit dahin modificirt, daß die Kirche immerhin den Revers fordern dürfe und zur absoluten Einsegnung jeder Ehe nicht gezwungen werden könne, zumal da auch der Revers in dem Artikel XXVI. nicht ausdrücklich abrogirt sey. Merkwürdig ist es auch,

daß nach diesem Artikel eine Recopulation katholischer Seits statt finden mußte, wenn ein protestantischer Pfarrer die erste Copulation vorgenommen hat; denn dieser Artikel verlangt ausdrücklich, daß die gemischten Ehen vor dem katholischen Pfarrer einzugehen sind, und folglich nur dadurch ihre bürgerliche Gültigkeit erlangen. Und gerade dieser Punkt ist es auch, der dem katholischen Pfarrer einen Zwang auflegt, gegen den die Bischöfe schon damals protestirt haben. In den Reichstagen von 1825 bis 37 wurde diese Frage wieder öfters, und zwar mitunter sehr leidenschaftlich angeregt, ohne daß es zu einem Resultate gekommen wäre. Durch das Kölner Ereigniß wurde der Kampf noch lebhafter; auf dem Reichstage 1839 bis 40 konnten sich die Partheien doch wenigstens über einige Punkte verständigen, die gleichsam als Präliminarien zur weitern Festsetzung dieser Frage dienen dürften. Allein nach diesem Reichstage brach in einigen Comitaten, besonders in Pesth, der Sturm heftiger, als je aus. Sie gingen so weit, die Einsegnung jeder gemischten Ehe (nach dem XXVI. Art. 1891), und zwar unter Strafe von 600 fl., zu fordern. Gegen diese Anmaaßung mußten sich die Bischöfe erheben, und wurden auch von andern kirchlicher gesinnten Comitaten unterstützt. Der weitere Hergang ist bekannt.

Die Verhältnisse in Siebenbürgen hat Hr. v. R. weniger ausführlich behandelt, einmal weil dort der Streit nicht so heftig und so häufig erneuert wurde; dann auch weil wirklich außer dem Toleranzedicte des Kaisers Joseph II. und den Reichstagsverhandlungen von 1791 und 1792, wo die Reverse abrogirt wurden, nicht viel zu sagen ist. In der neuesten Zeit haben jedoch dortige Bischöfe die strenge Praxis der Kirche neuerdings eingeschärft.

Auch in der Darstellung der Verhältnisse in Oesterreich ist der Hr. Verf. ziemlich kurz. Die Toleranzedicte wurden durch die folgenden Kaiser modificirt und in neuester Zeit (1841) diese Frage durch den päpstlichen Stuhl dahin entschieden, daß der katholische Pfarrer nur solche Ehen segnen dürfe, in welchen sämmtliche Kinder katholisch erzogen werden; bei den übrigen aber die bloße Gegenwart hinreiche, um als Zeuge der geschlossenen Ehe in das Matrikel eintragen zu können.

Sollten wir nun ein Urtheil über das ganze Werk R—s über die gemischten Ehen aussprechen, so müssen wir aufrichtig bekennen, daß Hr. v. R. eigentlich nur die Geschichte über die gemischten Ehen gegeben habe, und zwar nur von der Zeit der Reformation angefangen, weil der Hr. Verf., wie schon der Titel ausweist, nur von Ehen zwi-

schen Katholiken und Protestanten schreiben wollte. Die dogmatischen, canonistischen und politischen Fragen hat der Hr. Verf. gar nicht eigens berührt, weil ohne dieß der Leser in den verschiedenen Documenten dieselben beantwortet finden wird. Wir können daher dieses Buch mit Recht als das vollständigste Magazin, als die reichhaltigste Quellensammlung nur empfehlen, und wirklich läßt es in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig, obwohl in der wissenschaftlich-speculativen Haltung andern Schriften der Vorzug gebührt. Immerhin wird es Jedem, der mit diesem Gegenstand sich näher befassen muß, eine unentbehrliche Quelle seyn. Dazu müssen wir die ungewöhnliche Mühe des Hrn. v. R. bewundern, die er sich nur mit der Lesung der mehr als vierhundert Schriften (ohne die Documente) gegeben haben muß. Auch sehen wir aus dieser Schrift, daß Ungarn an literarischen Producten durchaus nicht so arm ist, als wir Deutsche vielleicht zu glauben versucht sind, indem vom Jahre 1838 bis 1841 mehr als fünfzig Schriften über diesen Gegenstand erschienen sind. In Ungarn dürfte dieses Buch von besonders großem Interesse und auch sehr zeitgemäß seyn, indem jeder Theil in demselben sich zu orientiren Gelegenheit hat, und auch zu einem neuen Kampfe Waffen aus demselben holen kann. Auch liefert es den Beweis, daß die Kirche nicht Intoleranz, sondern nur die ihr nothwendige Freiheit überall anstrebt, eine Freiheit, die sogar der türkische Kaiser (II. Bd. S. 834) Mahmud II. der katholischen Kirche in seinen Staaten so großmüthig und in ausgedehntester Weise durch eine Urkunde im Jahre 1839 gewährt hat, so daß wir sagen können, der Großherr hat in dieser Beziehung alle Staaten übertroffen, und die richtige Sachlage am besten zu beurtheilen und zu entscheiden gewußt.

Der Druck und die Ausstattung dieser Schriften ist gut, so wie auch der Preis nicht zu hoch gestellt. Die Sprache jedoch dürfte etwas polirter seyn. Wir nehmen nun von dem gelehrten Herrn Verfasser Abschied, in der freudigen Zuversicht, derselbe werde die gelehrte Welt bald wieder mit einem so trefflichen Werke beschenken.

III.

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen-Vereins der fünf Orte Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Erster Bd. Erste Lieferung. Einsiedeln 1843.

Nachdem schon im Jahre 1840 in der Schweiz ein Verein für Geschichte und Alterthumskunde, an dessen Spitze der durch seine Appen-

zeller Geschichte rühmlichst bekannte Zellweger steht, haben hauptsächlich auf dessen Veranlassung mehrere Gelehrte sich zu einem besondern Verein constituirt, dessen Aufgabe sich speciell auf die Geschichte der Urcantone nebst Lucern und Zug beziehen. Bereits haben dieselben, unter dem Namen des Geschichtsfreundes, eine erste Lieferung von Mittheilungen, als ein Resultat ihrer wissenschaftlichen Bemühungen, dem Publikum vorgelegt, und wir können nicht umhin, diesem Unternehmen unsere vollste Anerkennung zuzuwenden. Daß in diesem ersten Hefte noch nicht für alle verschiedenen Perioden der Schweizergeschichte, namentlich für die Römerzeit, ausführliche Beiträge enthalten sind, thut der Sache durchaus keinen Eintrag. Aus dem einleitenden Vorworte, welches einen Umfang von mehr als 34 Seiten genommen hat, spricht sich ein so schöner historischer Sinn aus, und unter dem, was in diesem Hefte geboten ist, befindet sich schon so Manches, was wir als einen höchst schätzbaren Beitrag für die Schweizergeschichte zu betrachten berechtigt sind. Insonderheit freuen wir uns, daß auch hier wiederum Katholiken auftreten, welche das Gebiet der historischen Wissenschaft anbauen, eben deshalb, weil uns so oft, und nicht mit Unrecht, der Vorwurf gemacht wird, wir hätten so lange Zeit dieses Feld brach liegen lassen. Die Arbeiten des Vereins sollen sich, wie schon vorhin bemerkt, auf die verschiedenen Perioden der Schweizergeschichte beziehen, und zwar im Einzelnen auf die vorrömische, die römische, die deutsche, die ältere eidgenössische Zeit, die der Glaubenstrennung und der letzten drei Jahrhunderte, und zwar sollen die Forschungen in kirchlicher Beziehung besonders die Geschichte des Bisthums Constanz, außerdem aber auch die allgemein-kirchlichen Verhältnisse, den Metropolitanverband und die Stellung zu Rom zum Gegenstande haben. Auf dem politischen Gebiete Alles aufgenommen werden, was die Geschichte, Zustände, Sitten und Gebräuche der fünf Orte anbetrifft, Hof- und Dorfrechte, Allmen- und Genossenrechte, Stadtrechte ꝛc. — Das vorliegende Werk enthält in seinem dritten Hefte manche der zuletzt angedeuteten, urkundlichen Quellen, wie überhaupt dasselbe an Diplomen sehr reich ist. Der Verein befolgt hiebei den Grundsatz, daß er die älteren ungedruckten Urkunden vollständig, Regesten aber (und zwar in der Sprache der Urkunde selbst) nur dann, wenn es sich darum handelt, entweder ein ganzes Motiv seinem Inhalte nach kurz anzugeben, oder aus bereits gedruckten Urkunden in einem bestimmten Zeitraume das Gesammtwirken einer einzelnen Person, oder die Schicksale eines Landes zusammenzustellen. — Unter den Reichssachen nimmt der Reichszoll zu Flüelen im Lande Uri eine besondere Stelle ein, und es sind in Betreff desselben zu den schon bekannten noch mehrere Urkunden aus dem Archiv Uri hinzugekommen. Der auf die Reichssachen folgende Abschnitt der kirchlichen Angelegenheiten bringt eine Mehrzahl interessanter Urkunden aus den Jahren 1241 bis 1429; eine derselben aus dem Staatsarchiv von Lucern, ausgestellt von Walther von Hasenburg im Jahre 1215 ist auch in einem Facsimile dargestellt. Den Schluß dieses Heftes bildet eine von P. Gall Morell besorgte Ausgabe des Liber Heremi, als der Hauptquelle, aus welcher Gilg Tschudi seine Schweizerchronik schöpfte.

Wir freuen uns auf die Fortsetzung dieses tüchtigen Unternehmens, und wünschen die baldige Erscheinung des zweiten Heftes.

XLIV.

Die Mission des Herrn v. Duesberg nach Schlesien.

Zur selben Zeit, da Seine Majestät der König durch den Minister Eichhorn den Bischöfen der preußischen Monarchie anzeigen läßt, daß Allerhöchstdieselben das Protektorat des Gustav Adolphsvereins übernommen haben, um armen protestantischen Gemeinden zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu Hülfe zu kommen; — gelangt an den todtkranken Fürstbischof von Breslau zugleich die Nachricht, daß die Suspension des bekannten Gesetzes vom 14. Mai 1833 wieder aufgehoben, und daß dieses Gesetz: wornach jede katholische Parochie erlischt, in welcher es keine katholische Wirthe mehr gibt, und in welcher nicht über viermal im Jahre Gottesdienst gehalten wird, — somit wieder ins Leben tritt. Hundert und zweiundzwanzig katholische Parochien, so lautet die Anzeige weiter, sollen eingezogen, acht andere einstweilen in Petto behalten worden, zugleich ist die Weise angegeben, nach welcher künftighin katholische Parochien säcularisirt werden sollen.

Wir unterlassen, den Eindruck zu schildern, den dieser Erlaß in Schlesien hervorgebracht hat. Hatte man in Breslau doch kaum Zeit für diesen eben in der jetzigen Zeit unmöglich gehaltenen Schlag sich zu sammeln, denn die Bitte des kranken Bischofs um jetzt diesen Schritt nicht zu übereilen, hatte man nicht beachtet, vielmehr traf sofort der königl. Commissarius, Herr von Duesberg, bei demselben ein, um mit dem gebeugten Kirchenfürsten, der seit fünf Monaten das Bett nicht mehr verläßt, die Präliminar-Verhandlungen

abzuschließen. Ueber das Resultat derselben verlautet bisher nichts, doch ist so viel gewiß, daß Herr v. Duesberg — sehr zufrieden mit dem Erfolge seiner Sendung — Breslau wieder verlassen hat.

Was also die Bureaucratie unter der vorigen Regierung nicht gewagt hat, das glaubt sie jetzt ungehindert ausführen zu können unter dem Scepter eines Fürsten, in dessen redliche und wohlwollende Gesinnung die Katholiken nicht aufgehört haben, ihr Vertrauen zu setzen. Es sollen von Neuem die Scenen der Secularisation sich wiederholen, als ob noch nicht Fluch genug durch solche Thaten aufgesammelt wäre.

Begreiflicherweise ist das hierbei aufgestellte Princip nicht aus dem canonischen Rechte entnommen. Diesem gemäß entsteht bekanntlich eine Pfarrei durch die Bestellung des Pfarrers; ist er bestellt, so ist die Pfarrei juristisch vorhanden; um den Pfarrer, als dem Mittelpunkte, ist die Gemeinde versammelt, und es ist dabei völlig gleichgültig, aus wie vielen Mitgliedern dieselbe besteht. Eine Veränderung der Pfarrei, namentlich aber eine Suppression derselben, kann nur allein von der rechtmäßigen kirchlichen Obrigkeit ausgehen. Statt dessen wird hier das protestantische Princip, wornach die juristische Bedeutung der Pfarrei sich mit der Gemeinde identificirt, in einer ganz willkührlichen Weise auf die katholischen Pfarreien angewendet. Darauf soll es ankommen, ob an dem Orte, an welchem die Pfarrkirche belegen ist, sich ansässige Wirthe finden; aber auch dieses willkührliche Princip wird nicht einmal festgehalten, denn an mehreren der Orte, wo solche, dem Untergange bestimmte Kirchen belegen sind, gibt es noch viele ansäßige Wirthe, ja es leben an manchen wohl 80 bis 100 Katholiken; gäbe es so viele Protestanten ohne Pfarrkirche an einem Orte, so würde dieß ein Grund seyn, eigens eine Pfarrei für sie einzurichten. Eine sehr nahe liegende Frage ist nun aber die: „was soll denn aus diesen mehr als hundert und zwanzig Kirchen werden, die man durch ein Staatsgesetz erlöschen läßt"? Es ist ein allgemeines Rechtsprincip, daß,

wenn ein solches Ereigniß der Aufhebung von Kirchengütern eintritt, über diese nicht ad libitum des Staats verfügt werden kann, sondern daß dasselbe derjenigen Confession erhalten bleiben muß, welcher es angehört. Nimmt man vielleicht den Katholiken, um den Protestanten zu geben? sind das vielleicht schon die Segnungen des Gustav Adolphs-Vereins, daß man natürlich zuerst bei sich selbst damit anfängt, den armen, „gedrückten“ Protestanten zu Hülfe zu kommen? Sollen diese etwa jetzt einhundert und zweiundzwanzig Kirchen bekommen, während die Katholiken bitten und betteln, ihnen nur die Erlaubniß zu geben, aus eigenen Mitteln Kirchen bauen zu dürfen, was ihnen beharrlich verweigert wird. Wie lange ist nicht davon die Rede, daß die Katholiken in Berlin eine zweite Kirche erhalten sollen! Die jetzige faßt drei Tausend Menschen, während die Zahl der Katholiken in Berlin, ohne Militär, sich wenigstens auf fünfzehn Tausend beläuft, der Soldaten unserer Confession gibt es nahe an fünf Tausend in der preußischen Hauptstadt. Hier möge es wenigstens erlaubt seyn, von einem physischen Drucke zu sprechen, der wirklich schon zur Erdrückung von Menschen geführt hat, wie im vorigen Jahre dieses unglückliche Loos in der überfüllten Kirche einen Garde-Cuirassier getroffen hat. Die Katholiken in Berlin brauchten nicht bloß eine zweite, sie brauchten noch drei Kirchen. Und dennoch ist bis auf den heutigen Tag, trotz aller Bitten und Vorstellungen, Nichts geschehen. Und da reden wir in Deutschland von Gleichstellung der Confessionen?! einem Engländer z. B., in dessen Lande die völlige Gleichstellung beider Confessionen bekanntlich nicht erfolgt ist, kann man solche Dinge gar nicht begreiflich machen; die Antwort auf die Frage: „warum bauen sich die Katholiken nicht Kirchen“? „weil die Regierung es nicht genehmigt“, versteht er gar nicht. —

Sollte nun wirklich die Regierung durch Herrn v. Duesberg jene Absicht ausführen, dann wollen wir doch ja nicht noch irgend einer Täuschung über den wahren Stand der Dinge

uns hingeben, sondern müssen, so ungern wir es auch thun, darin einen, für alle Zukunft dienenden Fingerzeig erkennen, daß die Katholiken, auf deren Gehorsamspflicht man allerdings mit Recht ein großes Vertrauen setzt, unter einer protestantischen Bureaukratie in ihren gesetzlichen Ansprüchen nicht mehr gesichert sind.

Was hat man aber für die Zukunft zu erwarten, wenn das Gerücht, welches denselben Mann, dem jene Mission nach Schlesien anvertraut worden ist, an die Spitze eines neuzubildenden katholischen Ministeriums stellt, sich bestätigen sollte. Doch hoffentlich wird dieß nicht geschehen, bleiben wir bei der Gegenwart und da haben wir noch von einem andern Zwecke der Sendung jenes hohen Staatsbeamten zu berichten; dieß war die Entfernung des Domherrn Ritter von dem Posten eines interimistischen Generalvicars. Dieser Zweck ist gleichfalls erreicht worden.

Auch auf einer andern Seite hat Herr Domherr Ritter die Ungunst des Staates in einer Weise erfahren, die der gesammten Diöcese ein trauriges Bild ihrer Lage gibt.

Bei der barbarischen Verfolgung, welche hier in Schlesien katholische Wittwen aus gemischten Ehen erfahren, die ihre Kinder katholisch erziehen wollen, hatte Ritter auch als Bisthumsadministrator sich Hülfe suchend an Se. Excellenz den Herrn Minister Eichhorn gewendet. Von demselben ist das freimüthige Schreiben des Hr. Ritter an das betheiligte Vormundschaftsgericht in Breslau übergeben — und von diesem — nicht etwa jene Verfolgung abgestellt, sondern dem ehemaligen Bisthumsadministrator der Proceß bei dem königl. Oberlandesgericht gemacht worden. Ritter hat, wie natürlich, dieß Forum nicht anerkannt, und ist nun in contumaciam zu sechswöchentlicher Gefängnißstrafe verurtheilt.

XLV.

Cardinal Pacca.

Meine Hoffnung, dem Decan und Senior, der Zierde und dem Stolz des heiligen Collegiums, dem Cardinal Pacca, in schwachem Ausdrucke jene Ehrerbietung zu bezeugen, von der ich seit Jahren gegen denselben durchdrungen gewesen, konnte leider nicht in Erfüllung gehen. Ungeachtet er, gleich seinem Schicksalsgefährten, dem verewigten Papst Pius VII., und noch in höherem Alter als dieser, zu Ende vorigen Jahres durch einen Fall außer Standes gesetzt worden, öffentlichen Functionen ferner beizuwohnen, hatte er sich doch von demselben in so weit erholt, daß er im Zimmer seinen Geschäften obliegen, Besuche annehmen und selbst, um auszufahren, in seinen Wagen sich konnte tragen lassen. Es war verabredet, in der Woche nach Ostern über den beabsichtigten Besuch bei demselben Nachfrage zu halten. Aber schon mit Ostern verbreiteten sich bedenkliche Nachrichten über den Gesundheitszustand des allverehrten Greises. Ich darf ihm wohl diesen Namen beilegen, denn es ist der Ausdruck der von allen Seiten sich kund gebenden Gesinnungen sowohl während seiner Krankheit, als nach seinem Tode. Unter allen Ständen bewährte sich die unzweideutigste Theilnahme über den bevorstehenden Verlust; so Geistliche als Weltliche äußerten sich: mit diesem Cardinal erbleiche der glänzendste Lichtstrahl des heiligen Collegiums; und ob von großer Geschäftsgewandtheit und reifer Erfahrung, ob von Gelehrsamkeit und schriftstellerischem Rufe, ob von angenehmen Formen des gesellschaftlichen Umganges und weiser Mäßigung in allem Beneh-

men, ob endlich von würdiger Erfüllung geistlicher Pflichten, von reiner Frömmigkeit und einer Wohlthätigkeit ohne Gränzen die Rede war, immer wurde Cardinal Pacca als der Mann vorangestellt, welchem in allem diesem die Palme gebühre.

Der dahingeschiedene Kirchenfürst war seit langem der einzige Cardinal, dessen Ernennung noch in das erste Regierungsjahr Pius VII. hinaufreichte. Von den fünf einzigen Cardinälen, deren Beförderung sich noch an das Pontificat desselben reiht, sind jenem die Cardinäle Sceberas-Testaferrata und Pedicini im vorigen Jahre vorangegangen. Jetzt leben deren bloß noch zwei, der Cardinal-Priester Carl Oppizoni, Erzbischof von Bologna, aus der Ernennung von 1804, und der Cardinal-Diacon Fürst Riario-Sforza, Camerlengo der H. R. Kirche, aus der letzten Ernennung Pius VII. vom 10. März 1823. Somit, kann man sagen, wäre der letzte Zeuge und Theilnehmer von Roms Erniedrigung und Erhebung, von der schweren Verfolgung und dem glorreichen Triumph des Oberhauptes der Kirche, von Pius VII. Leiden und Freuden zu Grabe getragen worden, hingeschieden einer der letzten Kämpfer in dem lange dauernden Weltstreit, wie derselbe in seinem zweiten Act vor unsern Augen sich entfaltete; zu dem dritten, der bereits einige Zeit in vollem Gange sich befindet, bildet er das verbindende Mittelglied.

Cardinal Pacca war ein Weihnachtskind. Er war geboren zu Benevent am 25. December 1755. Wir möchten sagen, der Tag und die Stunde seiner Geburt hätten ihm auf immer jene Weihe verliehen, die im Wirken und Handeln des öffentlichen Lebens, bei schweren Prüfungen und Leiden unter dem Drange der gewaltigsten Erschütterungen, im stillern Walten des Priesters und Christen, ihm das unverkennbare Gepräge eines Dieners, desjenigen ausdrückte, dessen Ankunft das von dem ganzen Erdenrund zum Himmel hinanjubelnde Hosianna verkündet. Ob wir ihn in seinem Wirken als Nuntius und Anwalt der damals in schnödem

Hochmuth verkannten Rechte der Kirche ins Auge fassen, ob wir ihm in den dunkeln Kerker von Fenestrelles folgen, ob wir ihn an Pius VII. Seite als Schutzengel des von Leiden moralisch gebeugten Oberhauptes der Kirche, ob wir ihn nachmals als vornehmsten Rathgeber desselben in den folgereichsten Anordnungen zu deren Besten, ob wir ihn seitdem in dem Senat der Kirche als Träger des weisen Rathes, der reifen Erfahrung, und der höchsten so geistigen als sittlichen Würde betrachten, nach allen diesen Standpunkten bietet sich uns das Bild eines Kirchenfürsten dar, dessen Persönlichkeit in die Anforderungen der hohen Stellung auf dem reinsten Bewußtseyn aufgegangen ist.

Sein Testament, am Tage vor seiner Beisetzung eröffnet, ist der Reflex seines Lebens, das Siegel, welches er dem ganzen Act desselben aufdrückte, das Summarium der Ueberzeugungen, welche die alleinige Triebfeder seiner achtundachtzigjährigen Laufbahn gewesen. Das väterliche Erbe, weder geschmälert noch erweitert, soll an seine Verwandten übergehen; was ihm von der Mutter, der Kirche, geworden, soll dieser wieder zufallen; besonders Kirchen, wohlthätige Anstalten, nützliche Institute sind deren Kinder, die nun in die Verlassenschaft sich theilen werden.

Obwohl durch diese Mutter reich ausgestattet (man schätzte sein Einkommen unter allen Titeln auf 20,000 Scudi), soll Cardinal Pacca bei seinem Ableben nur wenig, oder wie die Volkssage sich ausdrückt, nicht einen Bajocco hinterlassen haben. Er spendete stets mit vollen Händen, und der Noth war zu jeder Zeit freier Zutritt zu ihm eröffnet, ohne Erfolg ward dieser nie genommen. Ihm käme das Beiwort liberal im antiken und edlen Sinne mit vollem Rechte zu; wir wollen es nicht anwenden, dieweil es mehr als anrüchig geworden ist in unsern Tagen; reineren Klanges, würdiger eines Kirchenfürsten, ist der Ausdruck: christliche Milde.

Wie bei so manchen leuchtenden Vorfahren in ähnlichen Würden, wie bei einem Ximenes, einem heiligen Carl Bor-

romäus, einem heiligen Franz von Sales, war diese Milde das helle Licht, welches über die einfache Ausstattung seines Hauses einen schönern Glanz verbreitete, als Gold und Purpur und alles, was Kunstliebe und feiner Geschmack in den Gemächern der Hochgestellten vereinigen können. Man war erstaunt, als in diesen die Leiche öffentlich zur Schau ausgestellt war, eine größere Einfachheit zu finden, als häufig in der Wohnung eines wohlhabenden Bürgers. Das Ganze, selbst das Bett mit seiner Umgebung, worauf der Leichnam in den Bischofsgewändern lag, erinnerte an Demuth, Bescheidenheit, Genügsamkeit.

Bei den letzten Momenten seines Lebens, bei dem Scheiden aus demselben, schien ein Strahl der Glorie, zu der er nun sich erheben sollte, bereits seine Seele zu erhellen; oder man könnte auch sagen: das lange irdische Daseyn sey wie ein Silberblick erschienen. Kurze Zeit, bevor sein leibliches Auge sich schloß, trat ein Moment der Schwäche ein; der ihm zur Seite stehende Geistliche bemerkte leise der Dienerschaft: „der Cardinal stirbt". Dieser war indeß wieder zu sich gekommen und hatte die Rede gehört, worauf er den Kopf ein wenig drehte und sagte: „Nein, jetzt sterbe ich noch nicht, wenn aber der Augenblick meines Scheidens kommen wird, werde ich es Euch sagen". — Etwa eine Stunde später reichte er seinem Secretär die Hand, dankte ihm für alle Dienste, die er ihm geleistet, dann auch seiner Dienerschaft für die Pflege, die sie in seiner letzten Krankheit ihm angedeihen lassen, und sprach noch mit leiser Stimme: „Jetzt ruft mich Gott von hinnen"! Kaum hatte er dieses gesprochen, sank er zurück; ein edles Herz hatte den letzten Schlag gethan, ein, Christum im schönsten Lichte widerstrahlender Geist schwang sich zu seinem Erlöser empor; es war den 19. April Abends gegen acht Uhr.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Trauerbotschaft durch ganz Rom; wo Einer dem Andern begegnete, geschah es mit den Worten: Cardinal Pacca ist gestorben, und Lob

und Leid mengten sich in eines Jeden Mund. Am 22., eine Stunde nach Ave Maria, ward er im Fackelzug in die nahe Kirche Maria bei Campitelli gebracht, und bedeutungsvoll am Tage des ritterlichen Drachenbezwingers St. Georg, da auch der Verewigte einst muthig wider den Drachen gekämpft, der gegen Sanct Peters Nachfolger aufgestanden, der Trauergottesdienst gehalten.

Ich spreche nicht von dem Aeußerlichen desselben, der wohl bei ähnlichen Sterbfällen mit ähnlicher Würde mag gehalten werden. Die schwarz ausgeschlagene Kirche, die hundert Kerzen um das hohe Trauergerüste, die päpstliche Kapelle zum Gesang der Psalmen und des Libera, die sandbestreuten Straßen, welche den weiten Weg bezeichneten, auf welchem das Oberhaupt der Kirche von dem Vatikan herab nach der Trauerstätte kommen sollte, der vierfache Kreis der Schweizer, der Nobelgarde, der Capitolier und der Grenadiere; dieß alles wird ohne Zweifel vorkommen, so oft ein Cardinal stirbt. Aber in diese äußeren Zeichen der Trauer verflochten sich die unverkennbaren Merkmale innerer Bewegung, der Ueberzeugung eines erlittenen schweren Verlustes. Nicht allein hatte sich das Cardinal-Collegium vollständig zu der Feierlichkeit eingefunden, also daß ein Paar seiner Mitglieder, welche Kränklichkeit während der ganzen heiligen Woche von der St. Peterskirche und der sixtinischen Kapelle zurückgehalten hatte, bei dieser Veranlassung nicht zurückbleiben wollten, sondern es war unverkennbar, daß nicht bloß Gebrauch und Wohlanständigkeit, sondern Anerkennung, Pflichtgefühl und innerliche Theilnahme sie zu dem letzten Dienst gegen den hingeschiedenen, väterlichen Mitbruder vereinigt hatte. Ich fand auch Gelegenheit, noch am gleichen Tage mit zwei Cardinälen zu verschiedener Stunde zu sprechen, und aus beider Mund vernahm ich das Lob des ihrem Kreise Entrissenen.

Wie aber, als Gregor XVI. von seinem Throne hinabstieg zu dem Trauergerüste, um den Leichnam zu incensiren

und die üblichen Gebete zu sprechen! Seine Stimme, sonst so fest und klangvoll, schwankte; wer auch die Thränen, die er vergoß, nicht bemerken konnte, dem mochte in den zitternden Lauten der Ausdruck tiefer, innerer Bewegung, die Empfindung gerechten Schmerzes nicht entgehen. Es ist auch bekannt geworden, wie Er dem Sterbenden die verlangte Absolution nur unter heißen Thränen zu ertheilen vermocht habe. Der Verewigte war beinahe ein Jahrzehend älter als Er; im ganzen heiligen Collegium sind jetzt nur die beiden Cardinäle Todini, Erzbischof von Genua, und Mangelli (der erst vor fünfzehn Monaten ernannt worden) betagter als der regierende Papst.

XLVI.

Joseph Führich.

Wir fühlen uns verpflichtet, unsere Leser auf eine Selbstbiographie eines der bedeutendsten und berühmtesten Meister der wieder erstehenden, christlichen Malerei in Deutschland aufmerksam zu machen. — Was Führich über sein Leben, seinen Bildungsgang und seine Kunstansicht in einem Aufsatze niederlegt, den der dießjährige Jahrgang des in Prag erscheinenden Taschenbuchs Libussa*) mittheilt, ist ein ungemein liebliches Bild, und wir begrüßen es als eines der vielen Zeichen eines unserm Vaterlande nahenden, geistigen Frühlings. Zugleich prägt sich unbewußt und ungekünstelt in diesen Zügen die geistige Physiognomie der erwachenden, christlichen Kunst in Oesterreich so bestimmt und charakteristisch aus, daß wir es uns nicht versagen können, unsern Lesern einige Bruchstücke jener Lebensbeschreibung mitzutheilen, zu deren Veröffentlichung sich der bescheidene und anspruchslose Verfasser, nur auf

*) Herausgegeben von Paul Aloys Klar. Der Ertrag dieses Jahrbuches ist der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde und einem Kinderhospitale für Prag und Böhmen gewidmet.

dringendes Verlangen seines Freundes, des Herausgebers der Libussa, entschloß.

„Ich bin zu Kratzau, einem kleinen Städtchen an der Gränze der Oberlausitz, Bunzlauer Kreises in Böhmen, am 9. Februar 1800 geboren. Außer meinen lieben Eltern und ihrem einfachen Treiben, gehören zu meinen frühesten Erinnerungen meine beiderseitigen Großeltern, — schlichte, redliche und fromme Leute. Mein Vater trieb die Kunst, wie sie von ihm unter engen Verhältnissen erworben, und unter eben so engen Verhältnissen geübt werden konnte, d. h. er war ein Landmaler, und für die äußerst dürftigen Mittel, die das Leben seiner Entwickelung geboten, ein für alles Künstlerische praktischer, umsichtiger, überhaupt für alles Schöne und Gute höchst empfänglicher Mann, der in Allem, was er that und dachte, nach Kräften das Rechte und Beste suchte; — meine Mutter aber eine stille, sanfte, immer thätige Frau. Wir lebten in einem, von meinem Vater neu erbauten, hölzernen Häuschen, von dem unermüdlichen Fleiße meines Vaters und dem Ertrage einiger kleinen Grundstücke“.

„Bei der Betrachtung der Wichtigkeit der oft so ganz unbedeutend erscheinenden Umstände meiner Jugendentwicklung muß ich mich der Versuchung erwehren, zu sehr in's Einzelne zu gehen. Ein eigentliches Erlernen, ein Studium der Kunst trat bei mir erst an der Akademie zu Prag ein, nachdem ich sie schon lange getrieben und mit unbewußter Kühnheit an dem Schwierigsten geübt hatte. Mein Vater malte, stach in Kupfer, fertigte Anstreicherarbeiten, Alles wie es kam, unermüdet und für kärglichen Lohn, wobei ich ihm nach meinen Kräften zur Hand war, und so, wenn auch noch nicht die Kunst, doch Manches, was in sie einschlägt, früher übte, als eigentlich erlernte, oder vielmehr durch Uebung erlernte. Einige im Besitze meines Vaters gewesene Kupferstiche, unter denen das Beste ein paar Blätter nach Rubens, eine Bilderbibel und noch Einiges der Art waren, gaben meiner Phantasie die erste Nahrung“.

„Außer den kirchlichen Festen des Jahres, die mich seit frühester Jugend, noch ehe ich etwas Wesentliches von ihrer Bedeutung verstand, immer mit einer eigenen Begeisterung erfüllten, — waren meine größten Feste: ein Gang über Land mit meinem Vater nach diesem oder jenem Orte hin. Der gewöhnlichste und mir liebste Ausflug dieser Art war der nach Reichenberg, später aber nach Friedland, und dem nicht weit davon gelegenen Wallfahrtsorte Heyndorf. Wenn mir als Knabe schon die ärmliche Kirche meines Geburtsortes mit ihren wenigen Bildern

im rauschenden Walde, an der Muttergotteskapelle vorüberschreitend, nachdem er ein Ave gebetet und ihre Fürbitte erfleht, Maria unsere Mutter nannte, und der Milden und Gütigen sich und uns Alle empfahl: — so war ich mir zwar damals der tiefen Eindrücke nicht bewußt; aber in spätern Lebenstagen, wo Umgang und Lectüre mich zum Theil innerlich zu verflachen drohten, tauchten sie als schöne Erinnerungen mit der leisen Stimme der Warnung und des Vorwurfs wieder in mir auf, und brachten mir, wenn auch nur auf Augenblicke, jene Stimmung wieder, und unwillkührlich kam mir dann oft, wenn ich in lauter lustiger Gesellschaft von einem Spaziergange, dessen Ziel etwa dieser oder jener Wirthshausgarten gewesen, selbst lustig und jugendlich übermüthig nach Hause kehrte, die Erinnerung an so manche Heimkehr mit meinem Vater, wenn der Abend in die Thäler sank, und ich inniger seinen belehrenden Gesprächen horchte und sie erwiderte; — wenn wir in der duftenden Stille durch die Dörfer wandelten, und der Vater die etwa vor der Thüre sitzenden Landleute mit dem schönen Gruße: „„Gelobt sey Jesus Christus!““ grüßte, oder denselben Gruß eines Vorübergehenden mit den Worten: „„In Ewigkeit““! erwiderte, oder wenn er etwa beim Klang der Abendglocke das Angelus Domini sprach, und nun der Kirchthurm unseres stillen Oertchens aus der Dämmerung hervortrat, und hie und da ein freundlich Licht; wenn uns die Mutter freundlich entgegen kam, und ich bei einem Gerichte Kartoffeln die kleinen Abentheuer des Tages erzählte: — das und so vieles Andere kam mir später oft wieder zu Sinnen unter veränderten inneren und äußeren Verhältnissen“.

„Religion, Kunst und Natur flossen in meinem Gemüthe in unbestimmten, poetischen Schwingungen in ein Ganzes zusammen. — Wie Alles, was ich damals mit meinen schwachen Kräften in der Kunst hervorbrachte, in Beziehung zur Religion stand, so bekam auch Alles, was mich umgab, von ihr seine Färbung. Was ich in Bezug auf die kirchlichen Feste schon erwähnte, kommt hier wieder in Betracht; der Winter mischte seine Bilder mit Advents= und Weihnachtsbildern und Klängen, besonders war die Weihnachtszeit für mich eine Zeit der höchsten Freude. Ostern und Frühling waren eins und dasselbe, — wie Sommer=, Pfingst= und Frohnleichnamsfest; dem Herbste gaben dann die Feste: Allerheiligen und Allerseelen tieferes Gepräge und Physiognomie. Wie eine Krippe zu Weihnachten mir von frühester Kindheit ein unentbehrliches Bedürfniß war, so waren auch Krippenfiguren, die ziem=

lich das Erste gewesen seyn mögen, worin ich mich versuchte, um diese Zeit meine liebste Arbeit".

„Ich besuchte die Trivialschule meines Ortes und lernte, außer den gewöhnlichen Gegenständen, meinem Wunsche nach, etwas Musik, für deren Eindrücke ich sehr empfänglich war. Ein altes Kirchenlied, von meiner Großmutter gesungen, blieb besonders in den betreffenden Festzeiten oft wochenlang meine geistige Begleitung; ein Pastorale, in der Weihnachtszeit gehört, rührte mich bis zu Thränen. Dasselbe weiß ich auch einmal, als am Charfreitage Nachmittags mit den geringen Mitteln unseres Chors in der Kirche Graun's der „„Tod Jesu"" aufgeführt wurde, wo ich als kleiner Knabe so hingerissen ward, daß ich bei mehreren Parthien des Oratoriums aus dem innersten Herzensgrunde weinen mußte".

Von dem Grundherren seines Geburtsortes dem Grafen Christian Christoph von Clam Gallas unterstützt, begann Führich im Sommer 1818 seine Studien auf der Kunstakademie in Prag. — Seine geistige Richtung, die er um jene Zeit nahm, und die geistige Crisis, in die ihn seine Lectüre warf, schildert er folgendermaaßen.

„In der Lectüre waren es begreiflicherweise besonders Dichter, die mich anzogen, zuerst und vorzüglich Schiller und Göthe, obschon ein eigentliches Verständniß des Letzteren mir damals fehlen mußte, weil ich nur jene Poesie kannte und anerkannte, die ich selbst fühlte. Der Kreis meiner Anschauungen von der Welt und den Dingen war reich und bildsam, und meine Lectüre, die ihn leicht in diese oder jene Strömung brachte, theilte ihm mit so manchem Andern, das ich in der großen Stadt sah und hörte, nur noch mehr Zerflossenheit mit. Diese schwimmenden, flatternden, gaukelnden Wallungen und Stimmungen, vom Eindruck des Augenblickes erregt und verdrängt, schienen mir eben Poesie, und der feste Grundton von Glaube und Erkenntniß im Gemüthe war nicht stark genug, um alle diese Stimmen und Bilder von außen zu durchtönen und ordnend zu durchleuchten".

„Wohlthätig, wie ich glaube, wirkte auf mich die Bekanntschaft mit den Werken der neuern deutschen Dichterschule, die aus einer schönen Regung im deutschen Volke hervorgegangen, in Novalis, Tiek, Wackenroder und den beiden Schlegel hervortrat, aber leider auf halbem Wege stehen blieb, und seitdem, theils durch den Tod, theils durch freiwilliges Verlassen der betretenen Bahn von Seiten ihrer Gründer, ganz erlosch. Dem Reflexe dieser Bewegung der Dichtkunst begegnete ich auf dem Gebiete der bildenden Kunst zuerst in den Compo-

sitionen aus Göthe's „„Faust““ von Cornelius. Sie machten einen großen Eindruck auf mich, es war, als träte mir in ihnen der feste, faßbare Kern jener oben erwähnten Poesie, die ich von ältern, rationalistisch gesinnten Leuten mit Achselzucken hatte „„Mystik““ schelten hören, entgegen. Solche Aeußerungen waren mir übrigens schon damals nicht gefährlich, ich hatte eine sehr bestimmte Ahnung von der Plattheit dieser Vernünftigkeit, die mir diese Klippe unschädlich machte. Eine andere war mir bedrohlicher: mit einem besseren Selbst, mit meiner Seele in den träumerischen Tiefen zu versinken, in denen die alten Heldengötter, die Leidenschaften in uns, ihren leichten Naturschlaf schlummern, wo die Begriffe einer höheren, göttlichen Moral aufhören, und wo die Schminke bereitet wird, die das Laster, wenn auch nicht schön, doch wenigstens reizend macht. Ich fing damals an, mir aus allen künstlerischen Eindrücken eine Art Richtung zu bilden. Ich wäre vielleicht damals in eine Vernachlässigung des materiellen Theils des Kunststudiums verfallen, hätte mich nicht ein Mann aufgesucht, der nachher bis an seinen Tod sich mir als wahrer, theilnehmender, und nach bestem Wissen und Können helfender Freund bewährt hat. Dies war der Doctor der Rechte, kaiserlicher Rath und Professor Schuster, der in seiner herben, aber gut gemeinten Art, zu tadeln, mich gerade auch auf diesem Wege zu einem festeren und ernsteren Studium spornte".

Höchst ergreifend schildert er seine erste Bekanntschaft mit der christlichen Kunst des deutschen Mittelalters, über welche er bisher nur die allerflachsten und unverständigsten Urtheile vernommen hatte.

„Um dieselbe Zeit kamen mir Wackenroder's Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders zu Gesichte, in welchem die Schilderung, wie die altdeutschen Maler gelebt, und der Auszug aus Dürer's Tagebuche eine tiefe Sehnsucht nach der Bekanntschaft mit Werken älterer, besonders deutscher Kunst in mir entzündete. Ich hätte mir in Prag leicht eine Anschauung so mancher dieser Werke z. B. durch Holzschnitte, verschaffen können; allein unpractisch und schüchtern, wie ich war, wagte ich nicht, Schritte deßhalb zu thun, um so weniger, als ich Niemanden von jener alten Kunst sprechen hörte, und in Betreff meiner Studien immer nur die Antike und Raphael (dessen gewaltthätige Kunstschöpfungen in den Stanzen ich ebenfalls nicht kannte,) und spätere Meister, die eine gewisse Vollendung der äußern Form zur alleinigen Quelle artistischer Ausbildung geeignet machen sollte, anpreisen hörte, die aber in ihrer klassischen Abgezogenheit bei

aller Verehrung, die ich für sie trug, meine Phantasie zu wenig anregten. Meine Sehnsucht blieb ein halbes Jahr ungestillt".

„In einer Gesellschaft äußerte ich einmal zufällig den Wunsch, mir durch eigene Anschauung einen Begriff von der Kunst der altdeutschen Meister machen zu können. Ein Buchhändler, der zugegen war, sagte mir, er habe ein ganz großes Buch, worin eine Menge Holzschnitte besonders von Dürer zusammengebunden wären, und er wolle mir dasselbe gerne auf einige Zeit leihen. Ich war außerordentlich gespannt. Ich weiß auf meine damalige Empfindung mich noch so lebhaft zu erinnern; es war einer der entscheidendsten Wendepunkte in meiner künstlerischen Laufbahn; alles später in dieselbe Eingreifende waren nur Entwicklungen, Berichtigungen, Läuterungen des damals gelegten Grundes; — ja ich darf sagen, daß damals nicht nur der Künstler, sondern auch der Mensch, welche beide ich übrigens nie trennen konnte, in mir höchst folgenreich und wohlthätig berührt wurde. — So groß ist der Segen einer, in Redlichkeit dem Wahren und Heiligen zugewandten Wirksamkeit auch auf dem Gebiete der Kunst! Die Kluft von dreihundert Jahren verschwindet und der alte Meister steht als Führer und Lehrer dem jungen strebenden, aber rathlosen Gemüthe eines Kunstjüngers plötzlich zur Seite".

„Es war am Dreikönigstage 1821, als mir das verhängnißvolle Buch Nachmittags zukam; draußen stürmte und schneite es, im Zimmer war es warm und heimlich. Ich setzte mich mit Sammlung und einer Art andächtiger Ehrfurcht, und öffnete; — ich sah, — und sah wieder, und traute meinen Augen nicht; eine bisher unbekannte Welt ging vor meinen Augen auf. Das also war die Kunst in der Kindheit, die Kunst in der Wiege; — die lallende, unmündige, unbeholfene, kindisch geschmacklose Gedanken in roher barbarischer Form darstellende Kunst eines ungebildeten Zeitalters? — Mein erstes Gefühl war ein Gemisch von Zorn und tiefer Rührung".

„Das Buch enthielt, außer mehreren Holzschnitten Dürer's, unter andern das große schöne Blatt vom heiligen Christoph, wie er, müde und matt auf den Stab sich stützend, mit der heiligen Last des Gottesknaben auf der kräftigen Schulter, aus dem Wasser steigt, und der greise Eremit mit der Leuchte am Ufer steht; — dann das Leben Mariens complet".

„Ich hatte wenigstens in der äußern Form grobe Mängel und schwächliche Schülerhaftigkeit zu finden erwartet, wenn ich auch in Bezug auf den Geist, eines andern gewärtig war, — und hier stand eine

Form vor mir, freilich im schneidenden Gegensatze mit derjenigen, die vor den Augen der Verächter unserer großer Vorfahren Gnade gefunden, und die ihre charakterlose Glätte und Gedunsenheit der mißverstandenen Antike entborgt, gern als Schönheit, und ihre affectirte Weichlichkeit als Grazie verkaufen möchte. Hier stand eine Form, hervorgegangen aus der tiefen Erkenntniß ihrer Bedeutung, und diese erschien wieder, gestützt auf Kirchlichkeit, als Allgemeines, und Nationalität als Besonderes, wie Beides sich in einer Persönlichkeit abspiegelt. Der aus dem falschen Schönheitssinne hervorgegangen, verwischten Charakterlosigkeit der gewöhnlichen akademischen Kunst gegenüber, stand hier vor mir eine scharfe großartige Charakteristik, welche die Gestalten, — sie wie zu alten Bekannten machend — durch und durch beherrschte. Gewänder hatte ich früher nie gesehen; denn diesen, wenn auch schon hie und da etwas übertriebenen, durch Gedankenreichthum veranlaßten Fülle klaren, bis in's kleinste Faltenauge, in den letzten Saum durchgeführten Motiven gegenüber, verdienten jene unbestimmten Wolkenhüllen oder naßanklebende Draperien, oder auch jene, die Phantasielosigkeit und den Mangel an Erfindung in anderer Weise beschönigenden Gliedermannsmäntel, kaum den Namen von Gewändern. Und so stand überall, der sich hinter vornehmes Verschmähen flüchtenden Dürftigkeit der, aus der Aufklärungsperiode erwachsenen Kunst, eine Welt von Phantasie und schöpferischer Kraft gegenüber. Die kräftige Plastik auch bei Gegenständen mystischer Art, die einen kernigen, gesunden Gedanken ganz und voll aussagt, that mir wohl. Die priesterlichen Engel statt der nackten, geflügelten Kinder und Amoretten, und jener mit einem nackten Arme oder Beine kokettirenden Zwitterwesen von Genius und Nymphe, erschienen mir wie Gottesboten, scharf den eingerissenen Unfug rügend. Die heiligen Gestalten alle in ihrer Eigenthümlichkeit würdig, ernst und klar, athmeten treuherzige Wärme; selbst das sogenannte Beiwerk war hier kein Beiwerk mehr. Wie der Pilger, der an heiligen Orten wandelt, jeden Stein mit liebender Aufmerksamkeit betrachtet, jedes Stück alte Mauer, jeden Strauch, jedes Bäumchen, jede Bergspitze mit dem Geheimniß in Beziehung bringt, das hier gewirkt ward, und das Bild der Oertlichkeit seiner Erinnerung einprägt; — mit eben solcher Liebe und Treue sah ich hier den Meister den Schauplatz der heiligen Begebenheiten anordnen; es sey nun die Stube im Hause Joachims, das Haus des Zacharias, von dessen Schwelle man in die reiche Gebirgslandschaft blickt, der Stall von Bethlehem, oder die Hallen und Räume des Tempels, — überall jene Fülle der Phantasie,

die die Strahlen von ihrem Brennpunkte bis in ihre äußersten Ausläufe verfolgt. Hier fühlte ich mit Freude und Beruhigung, daß die Phantasie am Künstler kein zu belächelnder Fehler sey, daß die Kunst es mit der Liebe gemein habe, auch den kleinsten Gegenstand, der mit dem Geliebten in irgend einer Beziehung steht, liebend zu beachten".

„Kein anderer Meister hätte damals auf mich die Wirkung ausgeübt, als gerade Dürer, eine mangelhaftere, äußere Form hätte mich, wenn auch nicht gerade abgestoßen, doch wenigstens irre gemacht. Einen der alten Stylisten hätte ich nicht, oder doch nur zum Theil verstanden. Bei Dürer erweiterte sich meine Erkenntniß der Mittel, mit welchen die bildende Kunst wirken kann, und diese Erkenntniß war eine lebendige, weil die Mittel, nicht abgezogen blos als solche, sondern in ihrer Anwendung und ihrem Zusammenhange mit dem Zwecke erschienen. Ich fühlte von hier an mein Verhältniß zur Kunst als ein Festeres, Bestimmteres und mir klarer Bewußtes; so wie andererseits das Verhältniß der Kunst zum Leben, mir um Vieles deutlicher geworden war".

„Damals fing ich an zu bemerken, daß über die ernstesten und tiefsten Fragen, welche die Kunst näher oder ferner berühren, so wie über diese letztere selbst eine größere Verwirrung der Ansichten und Begriffe herrsche, als ich bisher glaubte; ja ich bekam eine Ahnung davon, daß etwas von dieser Verwirrung unbemerkt in mir selbst Platz genommen habe. Wenn ich auch die groben und plumpen Ausfälle gegen Religion, und besonders gegen meinen alten, angestammten, positiven Kirchenglauben, die mir bei meiner ungewählten Lectüre so oft aufgestoßen waren, immer mit Abscheu zurückwies, weil mein Katechismus ihre Lügenhaftigkeit nie verkennen ließ, so hatte doch jene durchaus unkatholische Literatur, wo Haß, Widerwille und Unkenntniß einen mehr oder minder offenen Kampf mit der Kirche führten, jene Literatur, die in Reisebeschreibungen, Geschichte, Romanen und Dichtungen, die ihr zur zweiten Natur geworden, dabei aber immer von Toleranz redende Feindseligkeit, auch im besten Falle nur schlecht verhüllt, mich auf der Bahn meiner Entwicklung aufgehalten. Das fühlte ich, ich sah das christlich-kirchliche Element im Leben der sogenannten Gebildeten theils immer mehr in den Hintergrund gedrängt, theils ganz erloschen; fast glaubte ich, das liege in der Wandelbarkeit und Vergänglichkeit aller Dinge und Erscheinungen hienieden".

„Das Bleibende im Wechsel hatte ich noch nicht klar erkannt; auch war ich, um all den Widderstößen, die mein, bisher mehr in der Phan-

taste wurzelnder Glaube von meinem vielen Lesen erlitten hatte, Trotz zu bieten, in diesem meinem Glauben und seinem innigen Zusammenhange mit dem Ganzen der Geschichte viel zu wenig gründlich unterrichtet. Ich fühlte nur seine Schönheit, und auch diese nur nach Maßgabe meiner damaligen Erkenntniß; seine Wahrheit lag mir ferner, als ich meinte; ich war, offen zu gestehen nur als Künstler katholisch, was ich mir freilich nie zu gestehen wagte".

„Der Ideengang, den ich in Novalis, Tiek, Schlegel, und was zu jener Schule gehörte, verbunden mit dem Wenigen, was ich von Cornelius und Overbeck gesehen, entdeckt zu haben glaubte, weckte in mir den Drang nach einer bestimmten Richtung, die meinen Bestrebungen Halt und Festigkeit zu geben im Stande wäre. Dürer, und was mir zu jener Zeit noch von altdeutscher Kunst zu Gesichte kam, verstärkte diesen Drang; es war die Sehnsucht nach etwas Bleibendem, Positiven. Was von älterer, bildender Kunst mir bekannt geworden, erklärte mir nun auch die Baukunst jener Zeit, und Prag bot mir in dem Vielen, was es von deutscher Baukunst noch hat eine Anschauung mehr von dem tiefsinnigen und gewaltigen Geiste unsers christlich-deutschen Alterthums. Alle diese Eindrücke und Anschauungen, die ich nun durch alle mir zu Gebote stehenden Mittel zu complettiren suchte, einigten sich in mir zu einem Bilde des starken und frommen Mittelalters, und dieß Bild erhielt durch den Anblick der Winzigkeiten und innern Zerfallenheit aller Bestrebungen der Neuzeit eine Folie, die seinen Glanz nur noch mehr erhöhte. Jene große, schöne, hingeschwundene Zeit in Lied und Bild zu feiern, und in der Mitwelt dadurch eine Sehnsucht an jener alten Herrlichkeit zu wecken; erschien mir jetzt als die Aufgabe der Kunst. Ich ward Romantiker in diesem Sinne, und meine Compositionen zur böhmischen Geschichte, die ich für die Bohmann'sche Kunsthandlung in Prag zum Theil selbst lithographirte, können in mancher Beziehung als der erste Ausdruck meiner damaligen Geistesrichtung gelten".

Um dieselbe Zeit entstand sein „Vater unser" und die Compositionen zu Tiek's Genovefa. Als diese letztern in Wien in höhern und höchsten Kreisen bekannt wurden, bot eine Anzahl vornehmer Personen durch eine Pension dem Künstler die Mittel zu einem dreijährigen Aufenthalt in Rom. Dorthin reiste er im Spätherbste 1826 ab. —

Was Führich über seinen dortigen Aufenthalt und über Italien sagt, gehört zu den gelungensten Schilderungen dieses Wunderlandes. Wir müßen uns darauf beschränken das hervorzuheben, was er als

geistige Ausbeute aus der Hauptstadt der christlichen Welt mit sich nahm, nachdem er schon früher bei der Durchreise in Wien das Glück gehabt hatte, klar und scharf den Punkt auffassen zu lernen, um welchen sich in unsern Tagen die Weltgeschichte dreht.

„Pantheist oder Katholik sind die letzten Consequenzen des Kampfes zwischen Lüge und Wahrheit, oder um mich gelinder auszudrücken, zwischen Irrthum und Wahrheit“.

„Die Kirche Christi ist hienieden die streitende, und die Welt hört nicht auf, ihr Kämpfe zu bereiten, die Dornenkrone der Schmach ihr aufzusetzen, mit der sie einst die Schläfe ihres göttlichen Bräutigams umwand“.

„Alle diese Eindrücke und dem Gemüthe sich aufdrängenden Anschauungen konnten, — je mehr sie sich des Menschen in mir bemächtigten, auch auf den Künstler nicht ohne Einfluß bleiben. Der hohe Geist der Kirche, der mit dem ganzen Menschen auch seine Kunst umfaßt, stellt in seiner allein vernünftigen oder katholischen Ansicht der Welt = und Menschengeschichte, auch die Hauptmomente einer ächt historischen Kunst fest, und ordnet das Einzelne in seine rechte Stelle zum Ganzen, wodurch es naturnothwendig, Bedeutung und rechtes Leben erhält. Nur die Seichtheit und Oberflächlichkeit kann in Leben und Kunst sich mit einer nicht katholischen Geschichtsanschauung begnügen, wenn so etwas den Namen einer Anschauung verdient.

Jene hohe Schönheit, mit welcher die Kirche ihr ganzes Leben, und besonders die Feier ihrer heiligsten Geheimnisse umgibt, und wobei die Künste dienend mitwirken, ist durchaus beseelt von diesem welthistorischen Hauche, und für den, der durch zufällige örtliche Mängel, Mittellosigkeit oder persönliche Geschmacklosigkeit hindurch auf den Grund der Sache zu blicken im Stande ist, im Gottesdienste, der Ausschmückung der Kirche und dem ganzen kirchlichen Leben einer katholischen Dorfgemeinde eben so wenig zu übersehen und zu verkennen, als in Rom, am Sitze des heiligen Vaters selbst, wenn auch hier im Herzpunkte der Kirche, die Pulse gewaltiger schlagen“.

„Meine einseitigen romantischen Tendenzen traten immer mehr in den Hintergrund zurück und fingen an einer universelleren, auf die Grunddogmen aller Geschichte: Sünde und Versöhnung — gestützten Welt — und Geschichtsansicht Platz zu machen, und von diesem Gesichtspunkte aus das Wesen der Menschheit und ihrer Geschicke betrachtend, trat mir die Bedeutung oder besser, die Sendung der Kunst im umfassendsten Sinne des Wortes in einem bisher nicht erkannten, ho-

heren Lichte entgegen. In Bezug auf das Romantische leuchtete mir bald ein: daß, wer den Baum hat, auch den Zweig besitzt; wer aber immer nur nach dem einzelnen Zweige blickt, nie zur Idee des Baumes gelangt".

Auch ihm wie jedem denkenden und gefühlvollen Menschen, wurde Rom nach längerem Verweilen eine zweite Heimath.

„Die unbeschreibliche Herrlichkeit Rom's in ihrem großen und größten, wie in den kleinsten Zügen stieg wie ein letzter und allgemeiner Ueberblick vor mir auf; und von dem Allem sollte ich scheiden, — schied ich wirklich. — Ich kann mein damaliges Gefühl nicht beschreiben. — Es fiel mir ein, daß ich ja nicht als Protestant oder als Ungläubiger Rom verließ. „„Sey deinem Glauben treu, Katholik"", so sagte ich mir selber, und lebe ihm gemäß, und du trägst Rom in eigner Brust, wo du auch immer seyest; über dem kehrst du ja in dein katholisches Vaterland zurück, bist Unterthan eines katholischen Monarchen; also bleibt Rom in seiner höchsten Bedeutung dir nahe und verläßt dich nicht".

Im Herbste des Jahres 1834 wurde Führich durch die anerkennende Huld des Fürsten Metternich als zweiter Custos an die gräfliche Lamberg'sche akademische Gemäldegallerie nach Wien berufen, und einige Jahre später zum Professor der historischen Composition an der dortigen Akademie befördert, wo er einen Kreis jugendlicher, seinem Geiste verwandter Talente um sich versammelt hat, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

Die Ansicht über die Kunst und ihren Beruf, welche Führich am Schlusse des Berichtes über seinen Lebenslauf ausspricht, verdient nicht bloß in Deutschland, sondern in der ganzen katholischen Welt gekannt und beherzigt zu werden.

„Der Bericht der eben erzählten, innern und äußern Verhältnisse hat mich bis zur jetzigen Station meines Lebens geführt. Es ist im günstigsten Falle die bei weitem größere Hälfte desselben, die ich, von hier an in die Vergangenheit blickend, überschaue und ich könnte meine Erzählung hier schließen, wenn ich ihr nicht noch einige mehr allgemeine Bemerkungen über meine menschliche und künstlerische Entwickelung seit meiner Rückkehr aus Italien hinzufügen zu müssen glaubte".

„Gegen jenen Geist der geistigen Entwickelung und Bildung, welcher durch Lectüre erlangt wird, ward ich in Bezug auf mich in Rom schon höchst mißtrauisch. Alle Kunst und Wissenschaft muß, wenn redlich und mit Geist getrieben, den Menschen zu den Lebensfragen füh-

ren, und von der richtigen Beantwortung derselben hängt das Heil von Beiden nicht nur, sondern überhaupt des ganzen Menschen ab. Wenn ich mich nun fragte, was in dieser Hinsicht mein Lesen mir genützt? — so muß ich mir aufrichtig gestehen: es hat Verwirrung in mein Denken und Fühlen gebracht, und mein Handeln vielfältig befleckt. Diese traurige Wahrheit konnte, kann und will ich mir nimmermehr verhehlen oder wegläugnen. Man sage nicht: Der muß sich einer besonders schlechten Lectüre ergeben haben! — Keiner andern als der, der meißten Lesenden. In unserer Literatur, der sogenannten schönen, wie der wissenschaftlichen, ist, mit wenigen Ausnahmen, das Gift reichlich ausgestreut. — Mit dieser Erkenntniß ist ein Anfang zur Umkehr und Besserung gemacht".

In Rom also, wie schon früher gesagt, nahm ich mir vor, meine Religion, ihr inneres Wesen und ihre Geschichte möglichst gründlich kennen zu lernen. Ins Vaterland zurückgekehrt, nahm meine Lectüre vorzugsweise diese Richtung. Ein kurzer Ueberblick der neuern schöngeistigen Schriften, die damals an der Tagesordnung waren, genügte, um jede Störung von dieser, mir als Künstler freilich nahe liegenden Seite zu vermeiden, und mich ausschließlich jenen erhabenen Gegenständen zuzuwenden, die für Kunst und Leben gleich wichtig entscheidend sind. Mit dem Willen zu lernen, findet sich auch die Belehrung. Möhler's Symbolik, die mich mit dem Geiste der wichtigsten unserer Dogmen bekannt machte, lehrte mich zugleich die Grundsätze und Lehren jener Männer kennen, die uns immer als Kraftmenschen und Befreier von der alten Finsterniß dargestellt werden. Thomas Moore in seinen Wanderungen zeigte mir neben Aehnlichkeit auch das Alter und die Einheit des göttlich gegliederten Baues der Kirche. Gügler in seinem trefflichen Werke: „die Kunst der Hebräer" mit seinen vielfältigen Lichtblicken über die Geheimnisse des Lebens und der Geschichte gab mir tiefe Aufschlüsse über das Verhältniß der Vorkirche in dem Judenthume zur christlichen Kirche, und der beiden Testamente zu einander, und neben den tiefsinnigsten Aufschlüssen über Liturgie eine Fülle für die Kunst höchst wichtiger Andeutungen. Ueber die Spuren der Uroffenbarung und Urgeschichte bei allen Völkern und ihre allmählige Entstellung im Heidenthume erhielt ich bei Stolberg besonders im Anhange der ersten Bände der Religionsgeschichte die merkwürdigsten Winke; so auch bei Windischmann und in den Schriften des Grafen de Maistre viel Hiehergehörendes und Ergänzendes z. B. über die Opfer rc. rc. Außer Schriften dieser Art, wozu noch Fried. von Schlegel, Görres und in

neuester Zeit auch Döllingers Kirchengeschichte und A. gehören, las ich, was durch Uebersetzungen von Schriften der Väter mir zugänglich war. Das war freilich Weisheit ohne Wein, Weiber und Gesang, und doch so erfrischend, so erhebend. Ich sah mir das Leben und Wirken unserer Heiligen etwas näher an, als ich bisher gethan; wie sie den schwersten der Kämpfe, den Kampf mit sich selbst gestritten, und lautlos und verborgen mit Gott und sich allein ihre stillen Siege gefeiert, und nach außen hin leidend, duldend, liebend und arbeitend die Welt überwunden. Welcher Anblick neben der Zerrissenheit und der hochfahrenden Ichsucht der Welt! Diese Eindrücke und Anschauungen erklärten und verklärten mir immer mehr das Bild jener hohen priesterlichen Kunst, wie es mir in den Werken der alten Maler und Bildner aufgegangen, die mit jenen göttlichen Gestalten Geisterumgang pflegend, unserer armen Erde durch die Kunst einen Wiederschein jener ewigen Lichtwelt vermittelt haben, in welcher sie jetzt walten. Wenn so, Tugend und Kunst, aus den weiten, Erde und Himmel umfassenden Räumen der Kirche ihre mächtigen Strahlen in mein Gemüth hineinleuchten ließen, so wüßte ich dem Gefühle, das mich da oft erfaßte, keinen treffenderen Ausdruck zu geben, als die Worte eines lebenden, von seinem heiligen Berufe innigst durchdrungenen Bischofs: „„Verfolgt mit Feuer und Schwert, mit List, durch spitzfindige Irrlehren, durch Aergerniß, von ihren eigenen Kindern gegeben, verläumdet, verhöhnt, gelästert, mißhandelt, gedrückt, möglichst in Ketten gelegt, geplündert, beraubt, wie ihr Bräutigam der Wahrheit Zeugniß gibt und sie bewahret; die Erhalterin und Pflegerin der wahren Wissenschaft und ächten Kunst, zur Bildung der Jugend, zur Erziehung der Menschheit berufen durch das Wort der Wahrheit und der Liebe, begleitend und geleitend die Menschen, welche die Liebe nicht von sich weisen mit ihrem Segen von der Geburt bis an den Tod und über den Tod hinaus; den triumphirenden, den leidenden und den kämpfenden Theil ihrer Glieder umfassend, wilde Völker zähmend, Wüsten bevölkernd: — weit entfernt von aller Furchtbarkeit, gewaltig nur durch Segen, Besitzerin der einzigen, überall ausreichenden, weil auf dem Glauben ruhenden Authorität; die alte feste Stadt auf den Felsen erbaut, an dem die Stürme der Hölle zerschellen, vorgebildet durch Noe's Arche, das Haus Gottes, Christi Leib (Corinther 1. VI. 12; 1 Corr. XII, 12 — 31) — das ist die Kirche““.

Wenn eine bessere Geschichtschreibung und Forschung, zu welcher die Neuzeit, den Sündenabgrund der Fälschung und Verdrehung füh-

lend, wieder einlenken zu wollen scheint, aus redlichen, wahrhaft vorurtheilslosen Herzen und ächten Quellen den wahren Stand der Dinge zu Tage befördert haben wird, aus dreihundertjährigem Unrath, Schutt und Trümmern; dann müßte man an der Menschheit verzweifeln, wenn man nicht erwarten dürfte, daß der Vorwurf der Einseitigkeit, der heut zu Tage gegen alle Künstler, die mit Liebe und Aufopferung dem Höchsten, der Religion, ihr Streben weihen, erhoben wird, endlich verstummen werde. Dieser Vorwurf beginnt wahrhaftig beinahe zum Compliment zu werden, wenn man das, was unter der sogenannten Vielseitigkeit verstanden wird, etwas näher ins Auge faßt. Jene, auf Indifferentismus gestützte, matte, farb- und charakterlose Verblasenheit, die für nichts warm wird, die nichts Höchstes, nichts Heiliges mehr hat, die ohne Stand- und Ausgangspunkt, wie ohne Ziel ins Blaue hinein rennt, sich vor Allem verbeugt, sich gegen Alles auflehnt, je nachdem eben der Wind weht, die ihr Wissen aus Conversations-Lexicons, und ihren Glauben aus einer durch die Sünde verdunkelten Vernunft schöpfen will, muß sich doch wohl einmal an sich selbst abnützen. Der eigentliche Name dessen, was man Vielseitigkeit nennt, heißt: „Versplitterung“; und das, was man, wie oben bemerkt, gern als Einseitigkeit darstellt, heißt: „Einheit“.

„Abgesehen von aller positiven Wahrheit in Sachen des Glaubens, bleibt auch das eine Wahrheit, was auf jeder Seite einer ächten Kunstgeschichte steht, was alle vorhandenen Kunstwerke aller Zeiten und aller Völker bezeugen: daß die wahre Heimath der Kunst am Altare ist, und daß Alles, was von der Kunst in das gewöhnliche Leben niedergeht, seinem Ursprung nach dort wurzelt; eine Strahlenbrechung von dort her, und als solche allein lebendig ist. Solche Wahrheiten lassen sich wohl auf einige Zeit vergessen oder widerreden, müssen aber, weil sie Wahrheiten sind, wie die Quelle, die auf der einen Seite verstopft, auf einer andern hervorbricht, immer wieder zum Vorschein kommen“.

„Soll Kunst unter uns leben, so müssen wir uns die wahre Ansicht von ihr nicht trüben und verkümmern. Die heilige und religiöse Kunst ist der Gipfelpunkt, der sonnenhafte Kern aller Kunst, sie steht in des höchsten Herrn Pflicht und Dienst, sie ist die Herrin im Hause der Kunst. Zu dieser Herrin kamen einst die Fächer und Fächlein, und sprachen: Laß uns neben Dir in Deinem Hause wohnen. — Es wurde und wird erlaubt. Wenn wir aber nie gehört haben, daß dem Landschaftsmaler, dem Blumen-, Thier- oder Schlachtenmaler,

und wie die Fächer alle heißen, der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht worden; so paßt dieser am wenigsten auf die Geschichtsmalerei, und am allerwenigsten auf ihre höchste Spitze, die christliche Malerei.

„Es ist indessen nicht das; sondern dieser Vorwurf birgt eine traurige Falte in und hinter der äußern Glätte der Zeit. Der Glaube ist unter uns selten geworden, und mit ihm das Verständniß und die Liebe für den geistigen Inhalt der christlichen Malerei. Ja, es ist so weit gekommen, daß ein entschiedener Widerwille gegen alles Christliche eine leider nur zu oft vorkommende Erscheinung unter den sogenannten Gebildeten ist; eine Erscheinung, die von Vielen zu spät, von Allen einst in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit ermessen werden wird“.

„Wie die Kirche, die allein tolerant ist, wenn sie sich auch nicht entschließen kann, aus lauter Toleranz, das Schwarze weiß, und das Weiße schwarz zu sehen, als Bewahrerin und Pflegerin alles wahrhaft Schönen und Guten, gern und willig zu jeder Concession sich herbeiläßt, die mit ihrer Sendung an die Menschheit nicht im Widerspruche steht: so auch die kirchliche Kunst als Richtung aufgefaßt. Sie duldet gern und willig Alles, was Leben, Natur und Geschichte der Kunst Anziehendes bieten, neben sich, aber auch sie will geduldet und in ihrem Range anerkannt und geachtet seyn. In der Geschichtsmalerei fordert sie nichts anderes, als was auch vom Geschichtsschreiber und Forscher gefordert werden muß: Wahrheitsliebe; — verwirft nichts anderes, als was auch an diesen verworfen werden muß: Entstellung, Verdrehung und willkührliche Auffassung und Behandlung der Thatsachen und Charaktere, Befehdung des Heiligen, heidnische Unsitte, und in Bezug auf alle Zweige der Kunst jede Art von Gemeinheit“.

XLVII.

Lebensäußerungen des wieder auftauchenden Lutherthums.

Bekanntlich pflegte sich Luther in seinen Schriften als der „Prophet der Deutschen“ zu bezeichnen. Es wäre gewagt, in Aeußerungen dieser Art nichts weiter, als eine pia fraus finden zu wollen. Luther war vielmehr oft der Meinung, daß er ein Mann sey, auf den der Geist Gottes sich herabgelassen habe, wie über Elias und Jeremias. Dieses beweisen zur Genüge seine vielfachen Weissagungen. Die Zeit hat ihn zum falschen Propheten gestempelt: denn seine Vorhersagungen sind bis auf diejenigen, die sich auf den Verfall seiner Lehre beziehen, nicht eingetroffen. Diese letzteren Weissagungen aber sind in Erfüllung gegangen. So bald nämlich der Köder, der der Sache Luthers einen reißenden Fortgang verschafft hatte, das Kirchen- und Klostergut, aufgezehrt war, der Uebertritt zu der von Luther gestifteten Religion auf zeitliche Vortheile verzichten mußte, gerieth die antikirchliche Strömung in's Stocken; die Netze, die ehedem so reiche Züge thaten, daß sie, wie im Bauernkriege geschah, zerrissen, blieben leer. Wie laut auch von eifrigen Lutheranern die Invectiven gegen Papst und Geistlichkeit, gegen den freien Willen, gegen die guten Werke, gegen das Fasten, gegen die Selbstüberwindung, Ohrenbeichte und Heiligenverehrung in Predigten und Schriften wiederholt wurden; so blieben sie doch, nachdem das Substrat derselben, der Silberglanz der Kirchenschätze, verschwunden war, in dem Grade ohne Erfolg, daß dadurch höchstens einzelne Personen,

auch in der Literatur wieder seine Vertreter hat. Es ist jedenfalls lehrreich zu wissen, von welcher Art die Lebensäußerungen des wieder erwachten Lutherthums seyen. Wir legen im Folgendem eine Schilderung derselben vor, und zwar nach einer Schrift von Bodemann, die ein Handbuch für Volksschullehrer beim Unterrichte über die Unterscheidungslehren seyn soll*). Als sie dem Verfasser dieser Schilderung in die Hände kam, hielt er dafür, daß es unbillig seyn würde, wenn er nach ihr das Lutherthum beurtheilen wollte; indessen seine Bedenklichkeit wurde durch das officielle Organ des Lutherthums in Deutschland, durch die Erlanger Zeitschrift, vollständig beseitigt. Diese nämlich bezeichnet den Verfasser als einen „für die Herrlichkeit seiner Kirche begeisterten“ Mann, und spricht den Wunsch aus, sein Buch möge in Aller Händen und Herzen seyn. Es ist demnach Bodemann als vollgültiger Zeuge proclamirt.

Lutheraner ist er; denn ihm gilt (S. 12) die Augsburgische Confession als der „Evangelische Augapfel“. Schon in der Vorrede geht es etwas kriegerisch zu. Er will nicht Friede rufen, da kein Friede ist: denn, „wie lieb und theuer“, sagt er (S. 15) „auch der Friede seyn mag, die Zeit, von welcher das Hohelied (2, 12) singt, und der Prophet (Jes. 11, 16) weissaget, jene Zeit nämlich, wo sich die Turteltaube wird hören lassen in unserm Lande, oder, wo die Wölfe wohnen werden bei den Lämmern, ist noch nicht erschienen, und so lange namentlich nicht allein gewisse Zeit- und Flugschriften, oder zelotische historisch-politische Blätter nicht aufhören, uns den Fehdehandschuh mit Spott und Verachtung hinzuwerfen, sondern so lange die römische Kirche selbst noch durch ihre geweihten Häupter alljährlich am Grünendonnerstage in ihrem Dome zu St. Peter den Bannfluch über uns ausspre-

*) Vergleichende Darstellung der Unterscheidungslehren von Bodemann, Göttingen bei Vandenhöck und Ruprecht 1842. Wir bitten die Jahrszahl nicht zu vergessen.

chen läßt, für das inbrünstige Gebet um unsere Ausrottung den vollständigsten Ablaß aller Sünden verheißt, auch die Jesuiten, deren offenkundiges Ziel unsere Vernichtung ist, in ihrem Schooße pflegt, und der große Goliath zu Rom insbesondere nicht abläßt, in päpstlichen Bullen und Allocutionen den Kindern Israel Hohn zu sprechen; so lange werden auch die Hähne auf unsern Kirchthürmen nicht überflüssig seyn". Uebrigens verspricht Bodemann den Kampf nicht mit „fleischlichen", sondern nur mit den Waffen zu führen, „die der Sohn Gottes selbst aus seiner Rüstkammer darreicht", ein Versprechen, das nach diesem Anlauf, den dieser David auf den großen Goliath zu Rom genommen, nothwendig ist, und zugleich das Gute hat, daß es uns zeigt, welche Begriffe begeisterte Lutheraner von der „Rüstkammer des Sohnes Gottes" haben. In der nun folgenden Einleitung werden die lutherischen Symbole aufgezählt, wobei wir erfahren, daß die der Augsburger Confession entgegengesetzte Confutation ein „elendes Machwerk" war, die dann (S. 21) unter die katholischen Bekenntnißschriften, neben Missalien und päpstlichen Bullen figurirt. Dann kommt das Concil von Trident, von dem (S. 22) berichtet wird, „es sey weder Gold noch gute Worte gespart worden, um freier Gesinnte zum Schweigen zu bringen". Das Märchen vom heiligen Geiste im Felleisen fehlt nicht; dann wird fortgefahren: „Sehr bezeichnend und freilich auch leicht den Verdacht erweckend, daß eine Lehre, die so lichtflüchtig jede Beleuchtung scheut, wohl nicht die beste seyn möge, ist noch dieß, daß der Papst Jedermann bei Strafe des Bannes untersagte, über die Beschlüße Anmerkungen herauszugeben". Als Kritiker zeigt sich Bodemann, wenn er (S. 31) sagt, das Concil von Trident habe „dem steten Widerspruche der meisten Kirchenväter und der gesammten morgenländischen Kirche zuwider auch die Apokryphen des alten Testaments den kanonischen gleichgestellt", und zwar deßhalb, „um für ihre eigenthümlichen Lehren vom Fegfeuer und von den Fürbitten für die Todten biblische Beweisstellen zu ha-

„dieß läugnend die römische Kirche für nöthig hält, die vorgebliche Nacktheit und Blöße mit den Lappen ihrer Armseligkeit zu verhüllen, das Fehlende ex propriis hinzuzuthun; bedenkt sie nicht, was geschrieben steht: Sie machen Oel auf ihren eigenen Mühlen und treten ihre eigene Kelter, aber stillen den Durst nicht“.

Bei der Lehre von der „Verehrung Gottes“ kommt die „Verehrung und Anrufung der Engel und Heiligen und deren Bilder und Reliquien“ zur Sprache. Hier wird nun gelehrt, daß „der Unterschied zwischen Anbetung und religiöser Verehrung“ ein unstatthafter sey, „der auch von der katholischen Kirche nicht durchgängig und streng beobachtet“ werde. Der Protestant, meint er, könne die römische Lehre nicht annehmen, da in der Schrift stehe: „du sollst Gott allein anbeten“. „Der Mariendienst ist“ nach seiner Meinung „in den vollständigsten Götzendienst“ ausgeartet, und „trägt den Charakter eines baaren Unsinnes an der Stirn“. Die Lauretanische Litanei ist (S. 83) „abgeschmackt und läppisch“. Die katholische Kirche hat (S. 85) die Heiligen „geradezu für Mittler und Versöhner erklärt, und die Christo allein gebührende Ehre auf sie übertragen. Hierdurch hat sich Bodemann den Weg gebahnt, auf die Katholiken die Bibelstellen anzuwenden: „es ist ein Volk da kein Rath ist, und kein Verstand in ihnen“; „ihrer Götzen sind Silber und Gold von Menschenhänden gemacht“; „schämen müssen sich alle, die den Bildern dienen, und sich der Götzen rühmen“; „du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, bete sie nicht an und diene ihnen nicht“. Die Protestanten dagegen sind so glücklich, sagen zu können: Unser Gott ist im Himmel.

In der Lehre vom Sündenfalle trägt Bodemann (S. 110) vor: „Es tritt die katholische Kirche der Grundlehre des Evangelii, und darum auch unserer evangelischen Kirche geradezu entgegen, und stellt wider den Glaubenssatz, — daß

außer Christo kein Heil sey, den andern auf, daß der Mensch auch wohl sein eigener Erlöser werden könne". Indessen diese Verläumbung hat Bodemann (S. 118) zurückgenommen, indem er sagt: „die Katholiken machen, gleich wie wir das Bekenntniß: „es ist in keinem andern Heil" ganz zu dem ihrigen". Weiter sagt Bodemann (S. 116): „daß aber durch Adams Sünde der Hang zum Bösen in die menschliche Natur gekommen, läugnet er — der Katholik — ab". Ferner Seite 113: „die Geneigtheit zum Bösen ist — nach der katholischen Lehre — eine natürliche Folge der sinnlichen Menschennatur". Daß die katholische Kirche diese Lehren (Conc. Tr. Ses. 5 can. 5) verwirft, kümmert natürlich einen Mann nicht, der für das Lutherthum begeistert ist. Gelegentlich wird (110) gesagt, nach der Lehre der katholischen Kirche sey Gott Urheber der Sünde.

In der Lehre von der Erlösung behauptet (S. 140) Bodemann, nach der katholischen Lehre sey die Gnade „nur die geistliche Hebamme, welche den innerlich schon neugebornen Menschen nur leichter an's Licht bringe". Dabei kommt auch „das Ueberverdienst der guten Werke" zum Vorschein, und Bodemann sagt (S. 142) darüber: „es ließe sich die Frage aufwerfen, wie man noch bei Sinnen seyn, und dennoch solche Unsinnigkeit aussprechen könne". Ferner sagt er (S. 141): „Die Katholiken räumen dem alten Sprichworte Aller Anfang ist schwer, entgegen den natürlichen Kräften des Menschen auch beim Beginne der Wiedergeburt einen ganz ungebührlichen Antheil ein; suchen den Herrn als ein Volk, das Gerechtigkeit schon gethan, pochen auf eigene Gerechtigkeit, und fordern Gnade als Lohn". Ferner S. 154: „Nach der katholischen Lehre sind die guten Werke ein geeignetes Mittel, sich Gnade und ewiges Leben zu verdienen". Ferner Seite 155: „Es ist allerdings wahr, auch die katholische Kirche hat sich in ihren Bekenntnißschriften nie vermessen, die Ertheilung der Rechtfertigung und des ewigen Lebens von Gott als eine Schuldigkeit zu fordern; im Grunde

aber ist dieses Zugeständniß, welches sie macht, nichts, als eine leere Höflichkeitsformel gegen Gott: „denn ähnlich, wie etwa ein Straßenräuber den sorglos Vorüberziehenden den Hut in der Hand unter höchst verbindlichen Schmeichelworten um einen Zehrpfennig um Gottes Lohn anspricht, aber, damit er seiner freundlichen Bitte größeren Nachdruck gebe, ihm den Dolch auf die Brust setzt; so gesteht auch der Katholik mit der Miene des Flehenden, daß Gott seine Begnadigung gratis gewähre, hält ihm aber nicht minder seine guten, oder gar überverdienstlichen Werke als ein zureichendes Lösegeld, oder gar als einen Wechsel am Tage nach Sicht vor“.

Von den Sacramenten lehrt nach Bodemanns Versicherung die katholische Kirche immer das Dümmste: „Man würde“, sagt er (S. 184 u. 185), „sich bitter getäuscht sehen, wenn man den Beschluß der hochheiligen Synode (Ses. 7, can. 8) etwa in dem Sinne verstehen wollte, daß sie den Glauben für etwas wesentlich Nothwendiges ansehen wolle; Alles, was sie auf Seite des Empfängers als Bedingung der Gnadenwirkung fordert, beschränkt sich vielmehr lediglich darauf, daß derselbe ihr keinen hartnäckigen Widerstand entgegenstelle, und die Wirkung erfolgt unausbleiblich; die Aufgabe des muthwilligen Widerstandes ist also vollkommen hinreichend, weßhalb denn auch Bellarmin, der gelehrteste Vertheidiger der tridentinischen Beschlüsse erklärt: Der Wille, der Glaube, die Reue werden bei dem Empfangenden mit Unrecht als nothwendig erfordert. Die Stelle aus Bellarmin (de Sacram. lib. 2, c. 1, §. 14) lautet aber: „Voluntas, fides et poenitentia in suscipiente adulto *necessario* requiruntur“.

Nach Bodemanns Versicherung steht es (S. 218) nach der Lehre der katholischen Kirche in der Macht des Priesters, „durch die Consecration in jedem Augenblicke den Herrn vom Himmel herabsteigen zu lassen, und einen neuen Heiland hervorzubringen“. Nachdem er (S. 223) einige der von der katholischen Kirche für den Empfang des heil.

Sacraments unter einer Gestalt angeführten Gründe namhaft gemacht hat, fährt er fort: „Man wird uns die widerliche Arbeit ersparen, allen diesen Gründen eine Widerlegung folgen zu lassen, da sie sich selbst richten, und die katholische Kirche gar kein Hehl hat, daß ihr überwiegender Grund kein anderer ist, als eine unverschämte Impertinenz, mit der sie, anstatt durch Gründe zu widerlegen, nur mit knabenhaftem Uebermuthe zu widersprechen weiß". „Ist es", bemerkt er weiter, „schon nicht erlaubt, nur eins der kleinsten Gebote aufzulösen, wie vielmehr muß es strafbar seyn, einem solchen muthwillig Hohn zu sprechen, das auf unsere Erlösung so nahe Beziehung hat". Die katholische Kirche trifft, nach des Autors Versicherung, der Vorwurf, „daß sie das Testament des Herrn geradezu mit Füßen trete", „und wenn solches nicht etwa geschieht von einem rohen Pöbelhaufen, sondern, wenn man sehen muß, daß Seine Heiligkeit selbst ein Verächter wird, das Heiligthum des Herrn entheiligt, muß man da nicht an das Wort erinnert werden: es wird kein Gesetz bei den Priestern mehr seyn". Auch die Tradition hilft nichts: „denn (S. 226) die Schelmgesellschaft macht den Schelm um kein Titelchen ehrlicher", auch ist „die katholische Behauptung, daß die Entziehung des Kelches eine Sitte der frühern Kirche gewesen, nichts als eine schamlose Erdichtung".

Das Meßopfer ist, wie Bodemann versichert (S. 230), ein „Universalmittel im eigentlichen Sinne des Wortes", und zur Wirksamkeit desselben ist (S. 231) nicht einmal „der Glaube an seine wunderthätige Wirksamkeit nöthig, und bewährt seine Zauberkraft" ohne Willen des Einzelnen. „Es ist (S. 233) der Drachenschwanz, der viel Ungeziefers und Geschmeiß erzeugt", und man sieht (S. 231) in ihm „den vollständigsten Ablaßbrief, durch den man auf einmal aller Schuld und Sünde los wird, und sich dadurch zum offenbarsten Leichtsinn

im Fortsündigen gewissermaaßen berechtigt fühlt". „Läßt sich aber (S. 238) aus der heilige Schrift auch keine Sylbe zur Vertheidigung der groben Irrlehre und der gotteslästerlichen Fabeln der Widersacher anführen, so dürfte für Manche in der That ganz unbegreiflich erscheinen, wie die katholische Kirche den Baalsdienst habe einführen können in Israel, und fortwährend mit unedler Leidenschaft und unredlichen Kunstgriffen dafür kämpfen möge; allein es unterliegt keinem Zweifel, daß, was ihre vorgebrachten Gründe zu leicht wogen, ihre klüglich verschwiegenen Beweggründe desto schwerer in die Wagschaale fielen". Diese Beweggründe sind nach Bodemann (S. 239) „der Ehrgeiz" und „unersättliche Gewinnsucht". „Wo wäre Jemand", sagt er: „der nicht wissen sollte, welchen unermeßlichen Gewinn der schnöde Meßhandel den Priestern zugeführt habe"? Nachdem er nun angeführt hat, daß schon die „Reformatoren" dagegen geeifert, wird gefragt: „aber hat seit jener Zeit die katholische Kirche auch nur das Geringste gethan, diesen Mißbrauch abzustellen? Hat sie nicht vielmehr, ähnlich einem Geisteskranken, dem man nicht widersprechen kann, ohne seinen Paroxismus heftiger zum Ausbruch zu bringen, mit entschiedener Bestimmtheit den Glaubenssatz in ihre öffentlichen Bekenntnißschriften aufgenommen, daß man durch das Meßopfer Genugthuungen leiste? Es handeln daher die Priester vollkommen im Sinne der Mutter, der Kirche, wenn sie es sich angelegen seyn lassen, das Meßopfer als das probateste Mittel gegen Uebel jeder Art anzupreisen, und demgemäß täglich ihre Dienste feil bieten und die Messe verkaufen als Preis für die Erlangung dessen, was jeder begehrt, dem Kaufmann, daß sein Geschäft günstig sey, der Hausfrau, daß die Kuh gut milche, dem Bauern für den kranken Ochsen". Nachdem Bodemann noch angeführt hat, es sey Lehre der katholischen Kirche, „daß es kein zuverlässigeres Mittel gebe, die Höllenqualen zu erleichtern und abzukürzen, als die

Messe“ heißt es weiter (S. 241): „daß aber das Volk sich so gern bereitwillig finden ließ, diesen Handel der Priester zu einem recht einträglichen zu machen, das wird man gewiß begreiflich finden, wenn man sich des finstern Aberglaubens erinnert, in dem man dasselbe angelegentlich zu erhalten suchte, und wenn man bedenkt, daß dieß Mittel noch immer den allerbequemsten Weg darbietet, um stracken Laufs der ewigen Seligkeit entgegen zu eilen, aller Schuld los, und so mancher andern in Aussicht gestellten Güter der Erde theilhaftig zu werden. Und welcher Mensch sollte nicht ein paar Thaler oder Groschen daran wenden, um die gräuliche Pein des Fegfeuers für die entschlafenen Gatten zu erleichtern, zumal er dadurch sich den Anspruch erwirbt, daß man seiner Zeit für seine baldige Befreiung daraus mit gleicher Gewissenhaftigkeit Sorge tragen werde; was er sich eine Messe immerhin kosten lassen mag, es ist ja nichts weiter, als die Wurst, für die er der Speckseite im voraus gewiß seyn darf“.

Ueber das Bußsacrament berichtet (Seite 249) der Verfasser, daß nach katholischer Lehre der Priester als ein „mit unumschränkter Machtvollkommenheit bestellter Richter erscheine“, der (S. 261) „blos nach eigenem Ermessen“ über die Sünder urtheile. „Die katholischen Grundsätze bestärken (S. 268) den sittlichen Leichtsinn, dem sie, hinter der Absolution, die Aussicht vorhalten, wie er auch ohne Reue von seinem Priester jederzeit Vergebung seiner Sünden holen könne“. Dagegen sind (S. 265) „die Priester darauf beschränkt, die Beschaffenheit des innern Seelenzustandes nach der Uebernahme eines rein äußerlichen Werkes, nach der Errichtung einer bestimmten Summe Geldes zu beurtheilen“. „Der katholische Gläubige“, heißt es (S. 262) „braucht sich eben keine grauen Haare wachsen zu lassen: denn er ist, wenn er das Bußsacrament nach Vorschrift empfängt, seiner Seligkeit ohne Weiteres völlig gewiß“; dagegen ist (S. 267) nach der katholischen Lehre

„an eine Gewißheit über den Erfolg der empfangenen Absolution nicht zu denken“. Von den Erfordernissen zu einem würdigen Empfange des Bußsacraments, sagt (S. 247) Bodemann: „Während wir (Lutheraner) nur aufrichtige Reue und wahren Glauben als die beiden wesentlichen Bestandtheile anerkennen, rechnet die katholische Kirche außer der Reue noch das Bekenntniß des Mundes an den Priester und die Genugthuung zu derselben den Glauben schlechthin verwerfend“. Von der Verpflichtung jährlich einmal zu beichten, heißt es (S. 257): „Solche Lehre ist trefflich geeignet, den Priestern einen großen Profit zu sichern“. Durch die Lehre von der Nothwendigkeit der Genugthuung wird „die priesterliche Absolution in ein förmliches Possenspiel und Taschenspielerkunststück verwandelt, der Leichtsinn der Leute im hohen Maaße befördert, „indem sie darin einen großen Ablaßbrief finden“. Wenn die Katholiken auf verschiedene Aussprüche in der heiligen Schrift sich berufen, um ihre Lehre zu stützen, so thuen sie es (S. 272), „um den Unerfahrenen Sand in die Augen zu streuen“. Und die Tradition? „Sie haben“, sagt (S. 276) Bodemann, „allerdings manche Gewährsmänner von großem Rufe, denn es gibt in der That eine große Schaar aberwitziger Ausleger, welche jene Fabeln von der Verdienstlichkeit der guten Werke vertheidigen, und ein noch größerer Troß von Nachbetern, die Irrthümer und Thorheiten ihrer Obern gutheißen“. Bei den „Papisten“ wird (S. 279) „für gute Bezahlung“ vom Fasten dispensirt.

Vom Fegfeuer (S. 292, 293) heißt es, die Synode von Trident habe zwar subtile Fragen verboten, das sey aber nur Spott, da sie geboten, dafür zu sorgen, „daß das Meßopfer fleißig bezahlt werden möge, was die Absicht, den fegfeuerischen Jahrmarkt etwas lebendiger zu machen, verrathe“. Bodemann glaubt nicht an ein Feg-

feuer, denn, sagt er (S. 298): „sollten wir uns, wie Bellarmin an der Spitze der katholischen Theologen verlangen, das Fegfeuer als ein körperliches denken, so würden wir genöthigt, uns die Seelen der Abgeschiedenen als etwas Grobsinnliches vorzustellen, das man mit Zangen fassen, und etwa wie ein Rehziemer am Bratspieße wenden und drehen kann, Gott aber allenfalls als einen Grobschmied, der sich bei der Feueresse am wohlsten fühlt". Die Lehre vom Fegfeuer ist nur ersonnen, um den „Messenjahrmarkt" einträglicher zu machen. „Und bedenkt man, (S. 298), „daß die katholische Kirchenpraxis für Reiche der Seelenmessen wohl mehrere hundert fordert, so ist das ... eine offenbare Prellerei, einem Gauner und Beutelschneider angemessener, als den allerhöchsten, höchsten und hohen Kirchenhäuptern". (S. 299) „Kaum, braucht erwähnt zu werden eine wie trostlose Lehre der Verzweiflung für arme Leute jener Glaubenssatz enthält, und ihnen gerade den letzten Trost versagt, indem sie keine andere Aussicht haben, als daß sie, wenn sie die Augen schließen, den Schmerz der Erde mit dem noch größeren des Fegfeuers vertauschen, und blos, weil sie arm und ohne Freunde sind, die für sie eine Messe lesen lassen, oder einen Ablaß kaufen, aller Hoffnung auf baldige Erlösung beraubt sind; anders ist freilich ihre Wirkung auf den Begüterten: denn da die gütige, fürsorgliche Mutter, die heilige Kirche, für die Qualen, die sie selber schuf, auch Heil- und Linderungsmittel um Geld darbietet, und ihm gestattet, schon bei Lebzeiten durch Vermächtnisse, gut bezahlte Ablaßbriefe seine Rechnung für das Fegfeuer zu quittiren, oder auf den Eifer des dienstbeflissenen Priesters zu vertrauen, der ihm in der letzten Scheidestunde durch das Gnadenmittel der letzten Oelung, oder durch eine geweihte, ihm applicirte wirkungskräftige Hostie den Flammen zu entreißen wissen werde, und selbst, wenn dieses versäumt, sich noch erbietet, die Leistungen lieber Angehörigen als stellvertretend an-

zunehmen; so hat sie gewiß alles Mögliche gethan, um ihn lustig leben und selig sterben zu lassen, und ihm den Trost zu gewähren, daß ein Dutzend geringfügiger Sünden nicht besonders in Anschlag zu bringen sey, und es überhaupt kaum der Mühe lohne, an seiner sittlichen Vervollkommnung mit Ernst zu arbeiten". Luthers pecca fortiter kommt natürlich nicht in Anschlag.

Von dem Sacramente der letzten Oelung heißt es (S. 319): „Was die Berufung auf die Uebereinstimmung der Väter anbelangt, so beruht sie, so ferne man sie nicht für eine freche Lüge halten will, auf einem Irrthume, da die ältesten Spuren von der Salbung der Kranken als einer sacramentalischen Handlung kaum bis zum Mittelalter hinaufreichen; hinsichtlich der Schriftstellen ist einleuchtend, daß man den Mangel an Beweisen wiederum durch nichtige Behauptungen zu ersetzen sucht, und sich geradezu einer leichtfertigen Verfälschung der heiligen Schrift schuldig macht". Bei den Protestanten ist (S. 320) an die Stelle der Oelung „der geistliche Zuspruch" getreten.

Die Lehre von der Ehe, die wichtigste im lutherischen Systeme, wird S. 320 bis 355 behandelt. Die Ehehindernisse, der Cölibat, werden nach Luthers bekannter Theorie besprochen. Vom Cölibate aber (S. 338) wird bemerkt: „Wenn die Priester unter dem trügerischen Vorwande der Frömmigkeit und Lauterkeit darein ihren Ruhm setzen, daß sie keines Weibes Mann sind, wissen sie selbst allzugut, daß sie nach ächt jesuitischer Manier im Sinne behalten müssen, daß sie „keines bestimmten oder einigen Weibes" oder das Wort Mann zu fassen haben, wie jene Samariterin (Joh. 4. 17.), die auch von keinem Manne wußte. Auch die gemischten Ehen kommen zur Sprache. Die bekannten Bedingungen sind (S. 345) „eine schamlose Unsittlichkeit, und können nur dazu führen, die römische Gewissenlosigkeit und Unverschämtheit der gerechtesten öffentlichen Verachtung preis zu

geben". „Wenn gleich", sagt (S. 342) Bodemann, „in den Bestimmungen über die gemischten Ehen aus dem Munde des falschen Propheten, des Papstes zu Rom, unreine Geister ausgehen, die Geister der Teufel sind, die Welt zu versammeln in Streit wider die Wahrheit und Freiheit des Evangelii, und also nichts geeigneter seyn dürfte, als sie, uns das unsauberste Treiben der großen Babylon, der Mutter aller Gräuel auf Erden in dem schmachvollsten Lichte erblicken zu lassen; so muß man doch, freilich nur zur Vermehrung ihrer eigenen Schande, gestehen, daß die römische Kirche nicht anders kann. Die Bestimmungen über die gemischten Ehen sind (S. 347) eine „Gewissenstyrannei": „denn die katholische Kirche nimmt sich heraus, sich in das einzumischen, was eine Sache der freien Willkühr ist, sie will (horribile dictu), daß die natürliche sich unnatürlichen Zwang anthue, und sogar dem Herzen Gesetze vorschreiben, und gebieten, wen es lieben oder nicht lieben soll; aber die herzlosen Zionswächter bedenken nicht, daß das Herz zwar ein verzagtes, aber auch ein gar verwegenes Ding ist, das zumal in solchen Angelegenheiten die recht eigentlich Herzensangelegenheiten sind, keinen andern Richter und kein anderes Gesetz duldet und befolgt, als das einer höheren, inneren Nothwendigkeit". „Denn Gott ist es noch immer, der die Herzen sich finden läßt, und sie mit so unwiderstehlichen und unauflöslichen Banden vereinigt, daß alle eigene Wahl ausgeschlossen und die Verbindung so fest wird, daß eher die Seele vom Körper, als das Herz vom Herzen ließe.. Es ist sonach — (quod erat demonstrandum) — Nichts, als eine gränzenlose Gewissenstyrannei, das unter ein allgemeines Gesetz zu stellen, worüber doch jeder nur ein Specialgesetz empfängt". Von diesem Standpunkte aus, auf welchem die Fleischeslust, als das Gewissen, und demgemäß ihre Forderung als inappellabile Sentenz proclamirt wird, kann sich die katholische Kirche den Tadel sehr gern gefallen lassen. Zum Schlusse der erbaulichen

Betrachtung gibt uns (S. 349) Bodemann folgende Frage mit auf den Weg: „Wer könnte sie zählen die Tausende und aber Tausende, welche jene römischen Seelenmörder in der That bereits ihrem Molochsdienste geopfert haben?“

Nachdem er nun aus der Schrift bewiesen haben will, daß die Verschiedenheit des Bekenntnisses kein Ehehinderniß sey, bedauert er, daß in seiner Kirche „mit großem Unverstande gegen jede gemischte Ehe Protest eingelegt worden sey; die das gethan, „haben sich (S. 352) erniedrigt zur römischen Schamlosigkeit und Verfolgungssucht“ und zu Schutzrednern „jener zelotischen Priester, die auf's Neue das Feuer der Inquisitionsgerichte anzünden, und nicht nur die Erde, sondern auch den Himmel und die satanischen Mächte der Hölle in Bewegung setzen möchten, um uns, die wir Kinder der Freien sind, wieder zu Kindern der Magd zu machen und unter Roms eiserne Zwingherrschaft zurückzuführen“.

Bei der Lehre von der Kirche kommen die Merkmale der Kirche zur Sprache. Die Einigkeit hat (S. 368) nicht viel zu bedeuten, „da ja bekannt ist, daß, um sie zu erzwingen, keine noch so schnöde Gewissensbedrückung, kein Bannfluch, Scheiterhaufen, keine Bluthochzeit und Dragonade, keine himmelschreiende Inquisitionsgräuel und keine Fluchformel verschmäht werden“. Als Beleg für die Fluchformel wird ein erdichtetes Glaubensbekenntniß citirt. Das Merkmal der Heiligkeit besitzt die katholische Kirche nicht: „denn nach den Berichten der Reisenden (S. 371) ist ein wüstes Leben nirgends so allgemein, als im Kirchenstaate und nach den Tagsblättern kommen meuchlerische Dolchstiche vor“. Die Behauptung, daß die katholische Kirche das Merkmal der Allgemeinheit habe, ist (S. 373) „eine alberne Fabel“: „denn warum sollte sie sonst noch für nöthig halten, Heidenboten auszusenden und um Ausrottung der Ketzereien zu bitten?“ „Die Uebereinstimmung Vieler ist auch kein Beweis für die Wahrheit“; denn (S. 374) „auch Judas aus Galiläa zog

viel Volk nach sich, und wurde doch erschlagen, und sey eine Schelm- und Schurkengesellschaft noch so zahlreich, so wird doch ihr großer Haufen den Diebsgesellen um kein Titelchen ehrlicher machen". Die apostolische Nachfolge ist nicht nöthig: „da (S. 375) der Nachweis einer ebenbürtigen Abstammung bei Erbschaften oder Racepferden, deren Stammbaum, wie man sagt, bis zu einem Vollbluthengste aus dem salomonischen Marstalle hinaufreichen soll, einen passenderen Ort finden dürfte". Auch ist es ein leeres Vorgeben, wenn gesagt wird, bei den Katholiken finde sich die apostolische Nachfolge; „denn wären (S. 37) die Priester in der katholischen Kirche der Apostel rechte Kinder und Nachfolger; so thäten sie der Apostel Werke; nun aber suchen sie zu tödten und zu unterdrücken, welche die Wahrheit sagen; das haben die Apostel nicht gethan, und weisen also der katholischen Priester und Oberpriester Werke und Lehrsätze auf eine ganz andere Verwandtschaft hin". Und auf welche? Bodemann citirt Joh. 8, 39; also der Teufel ist ihr Ahnherr!

Wir schließen hiermit unsere Auszüge, denn sie genügen um über Moralität, wissenschaftliche Befähigung und Schicklichkeitsgefühl der neuen lutherischen Kämpen ein Urtheil zu fällen. Luthers Derbheit entschuldigt man mit der Rohheit der Zeit. Drei Jahrhunderte sind vorüber; und noch wird von seinen Verehrern dieselbe Sprache geführt. Ist die Bildung der Zeit ohne Einfluß für sie gewesen? Indessen kommt es nun vorzüglich darauf an, daß diejenigen, die für die katholische Sache in die Schranken treten, sich den Standpunkt heraus suchen, den sie diesen Gegnern gegenüber einzunehmen haben, damit sie keine Luftstreiche thun. Was wir übrigens zu erwarten haben, wenn Bücher, wie das vorliegende, den Elementarlehrern als Handbücher in die Hände gegeben werden, leuchtet ein: denn die Aerndte richtet sich nach der Aussaat. —

XLVIII.

Die Kirche und die Kirchen.

Vierter Artikel.

England.

(Fortsetzung.)

Die Anglokatholischen.

Indem wir uns anschicken, die Sinnesweise einer Schule oder Parthei zu zeichnen, deren Entstehung und Entwicklung wohl als das wichtigste und bedeutungsvollste Ereigniß des gegenwärtigen Jahrhunderts betrachtet werden darf, tragen wir kein Bedenken, ihr den Namen zu geben, den sie sich selber beizulegen pflegt, so irrig auch die Ansicht von der Kirche ist, an welche diese Bezeichnung sich anlehnt. Der Name Puseyiten, von den Feinden dieser Schule aufgebracht, ist in jeder Beziehung unpassend, zugleich ungerecht und unwahr, da Pusey weder als Stifter noch als Oberhaupt der Secte gelten kann, auch nicht einmal der ausgezeichnetste Mann, oder der Repräsentant, der in Oxford entsprossenen Parthei ist; eher würde der gelehrte, scharfsinnige und tieffühlende Newman auf dieses Prädicat Anspruch haben. Das ist aber gerade das Charakteristische an der neuen Genossenschaft, daß sie ihre Entstehung nicht diesem oder jenem verdankt, daß kein Stifter oder Führer bezeichnet werden kann, der durch die Ueberlegenheit seines Geistes die Uebrigen mit sich fortgerissen hätte.

In jeder großartigen und tiefeingreifenden Bewegung der Geister liegt etwas Geheimnißvolles, wofür sich kein adäqua-

ter Erklärungsgrund in den Umständen und äußern Veranlassungen auffinden läßt. Gleich dem Winde, der plötzlich weht, man weiß nicht woher, erwacht eine Idee, der fruchtbare Keim eines ganzen Systems von Anschauungen, bisher nur von Wenigen geahnt, und von diesen nur halb verstanden oder zurückgedrängt, auf einmal in Mehreren zu klarem Bewußtseyn, zieht mit magischer Kraft Tausende unaufhaltsam in ihren Kreis, und wird so zu einer der gebietenden Mächte der Zeit. Vor zehn Jahren war die neue Theologie und kirchliche Denkungsart der Oxforder Schule noch so gut wie unbekannt, eine Art von Mysterium, das in der Brust weniger Individuen verschlossen lag, und jetzt ist bereits ein großer, vielleicht der größere, jedenfalls der eifrigste und wissenschaftlichste Theil des jüngern Englischen Clerus in diese Richtung eingegangen. Der neueste deutsche Beobachter, englisch-kirchlicher Zustände, der Archidiaconus Kniewel in Danzig, verhehlt es nicht, so schmerzlich auch die Wahrnehmung für ihn, dessen ganze Sympathie der evangelischen Parthei gewidmet ist, seyn mußte: „Pusey's System gewinnt immer mehr Anhänger unter Theologen und Nichttheologen, unter Alten und Jungen, unter Gelehrten und Ungelehrten, unter Männern und Frauen; es dringt in die Familien ein, stört den Frieden, reißt die Herzen auseinander durch täuschende Vorspiegelung einer wahren, höhern, kirchlichen und christlichen Einigkeit — und drängt mit Gewalt zum Romanismus"! — „Die Geistlichen, zumal die jüngeren, treten in ungemessenen Schaaren auf Pusey's Seite" *).

Es ist wahr, die englische Staatskirche war um die Zeit, als die neue Schule zuerst ihr Haupt erhob, in eine höchst bedenkliche, den schlimmsten Befürchtungen Raum gebende Lage gerathen. Die separatistischen Partheien hatten sich in kurzer Zeit mehr als verdoppelt, die Emancipation und an-

*) Reiseskizzen, vornehmlich aus dem Heerlager der Kirche. Leipzig 1843, S. 314, 330.

dere verwandte Maaßregeln hatten zum größeren Theil die politischen Bollwerke, die man zum Schutze jener fügsamen Dienerin der Staatsgewalt aufgeworfen, eingeebnet; ein harter Schlag hatte ihre sonst so begünstigte Schwester, die Irische Staatskirche getroffen, welche plötzlich um eine bedeutende Anzahl Bisthümer und reicher Pfründen verkürzt worden war; ähnliche Beschränkungen wurden auch in England erwartet, ja der erste Minister, Lord Grey, hatte den Bischöfen im Oberhause gesagt, sie sollten daran denken, ihr Haus zu bestellen, und das Wort hatte ein tausendfaches Echo im Lande gefunden. Und nicht minder düster und unerfreulich war der Anblick des innern Zustandes der Kirche, der verworrene Kampf der Hochkirchlichen mit den Evangelischen, die dogmatische Haltungslosigkeit der ersteren, die anarchische Willkühr und antikirchliche Gesinnung der letzteren; die völlige Ohnmacht der Kirche gegenüber der ihrem Einfluße fast ganz entwachsenen Bevölkerung der großen Städte; dazu die Wahrnehmung daß das Bewußtseyn einer einigen, zusammenhängenden und festen Lehre sich unter den Kirchlichen bereits verloren habe, und man mit raschen Schritten einer völligen dogmatischen Auflösung entgegengehe; und in Verbindung hiemit die weitere Wahrnehmung, daß die ganze Literatur, wie sie die Englische Kirche seit einem Jahrhundert zu Tage gefördert, von dem schlechten Geiste theils des Latitudinarianismus, theils des calvinischen Sectenwesens inficirt sey.

In dieser Lage faßte eine kleine Anzahl Englischer Geistlicher und jüngerer Theologen den Entschluß, die von allen Seiten gedrängte und bitter angegriffene Kirche zu vertheidigen. Sie erkannten bald, daß der Kirche nur von innen heraus, durch eine Restauration der Lehre und der selbst bis auf die Erinnerung verschwundenen Disciplin, geholfen werden könne. Ihr erster Gedanke war daher, auf die Grundlagen der Laudischen Schule zurückzugehen, obgleich die Kette der dieser Schule angehörigen katholicisirenden und antiprotestantischen Theologen schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab-

gerissen war; und andere Geister, die mit jenen nichts gemein hatten, seitdem von der theologischen und religiösen Literatur des Landes Besitz genommen hatten. Keiner unter ihnen ahnte wohl im Anfange, wie weit sie in dieser rückläufigen Bewegung, selbst wider ihren Willen, geführt werden würden.

Es war dabei eben so natürlich als bedeutsam, daß Oxford der Sitz der neuen Schule wurde. Die dortige Universität war stets der lebendige Mittelpunkt, das Herz der Englischen Kirche; jede größere Bewegung war von dort ausgegangen, oder hatte dort ihren Stützpunkt. In Oxford hatte Wiklef, der erste in Europa, das Banner des Protestantismus erhoben; hier war unter Elisabeth der Hauptfokus des Calvinismus gewesen; hier hatte dann Laud zuerst wieder die streng kirchliche Richtung eingeschlagen, und hier endlich hatte auch Wesley seine Laufbahn begonnen, und jene gewaltige Bewegung gegründet, welche dem Protestantismus in England und Amerika neue Lebenskraft verlieh. Die neue Oxforder Bewegung hatte ihren Vorläufer und Propheten. Alexander Knox, früher Privat-Secretär des Lord Castlereagh, hatte der Aussicht auf eine glänzende politische Laufbahn, die ihm sein Patron eröffnet, entsagt, um sich mit ungetheilter Kraft dem Studium der Theologie zu widmen, ohne doch in den geistlichen Stand zu treten. Von da an lebte er bis zu seinem Tode im Jahre 1831 völlig zurückgezogen, nur von Wenigen gekannt, auf einem Landgut in Irland; seine Schriften erschienen erst nach seinem Tode. Daß er ein tiefer, origineller Denker sey, gestanden ihm auch die Gegner seiner Denkweise zu *). Die Schrift kannte er gründlich, von den Kirchenvätern wenigstens mehr, als die meisten Englischen Theologen seiner Zeit; daß in seinen Ansichten mitunter auffallende Widersprüche und seltsame Incohärenzen zum Vorschein kommen, ist großentheils der dürftigen Kenntniß der

*) S. das Eclectic Review, 1835, p. 61 ff.

Kirchengeschichte, die er mit seinen Landsleuten gemein hatte, zuzuschreiben.

Knox hieng mit ganzem Herzen an der Englisch-bischöflichen Kirche, aber er fand große Mängel an ihr, und das ganze Gebäude schien ihm in hohem Grade schadhaft. Er gestand es offen, daß es wohl keine andere Kirche gebe, die geringeren practischen Einfluß habe*). Diese Ohnmacht leitete er vorzüglich aus jener krankhaften Scheu vor allem specifisch katholischen her, welche seit langer Zeit das herrschende Gefühl in der Englischen Kirche sey; aus Furcht vor der Transsubstantiation habe man das Sacrament zu einer bloßen Ceremonie herabgewürdigt, und um der Unfehlbarkeit zu entgehen, habe man jedermann aufgemuntert, sich seinen Glauben selbst zu machen**). Dieser antikatholische Geist, und die Furcht vor sogenanntem Papismus sey jetzt (1816) stärker noch in England als zur Zeit, wo man eine spanische Königin gefürchtet, und bei den Evangelicals insbesondere habe sich die Antipathie bis zu bitterem Haße gesteigert. Und doch hoffte Knox einen Umschwung der Gefühle zu Gunsten der katholischen Kirche und ihrer Lehren und Institutionen; er meinte, der Staatskirche stehe ein neuer heftiger Angriff von Seite der Dissenter bevor, mit diesen würden die Evangelischen leicht gemeinsame Sache machen, und so vielleicht einen zweiten Umsturz der Kirche herbeiführen; diese aber werde bei ihrer Wiedergeburt zu klarerem Bewußtseyn erwachend, sich vom Protestantismus mehr ab — und dem Katholischen vielfach zuwenden. Denn nur zwei Punkte setzten einer Verständigung wirkliche Schwierigkeit entgegen: die Transsubstantiation und der Primat des Papstes***).

---

*) No church on earth has more intrinsic excellence; yet no church, probably, has less practical influence. Remains of Al. *Knox*. Lond. 1836, I, 56.

**) Remains I, 58.

***) Correspondence between Jebb and Knox, I, 547.

Dabei kam er jedoch nicht über einen gewissen Eclecticismus hinaus, den er in religiösen Dingen für sich selbst übte, und auch der Englischen Kirche empfahl. Eine Wiedervereinigung, wie sie ehemals die Bischöfe Forbes, Montague, dann Thorndyke für erreichbar und wünschenswerth gehalten, schien ihm unmöglich. Er ahndete nicht, daß wenige Jahre nach der Erscheinung seines literärischen Nachlasses das Verlangen, der Ruf nach Kirchenvereinigung sich so kräftig erheben würde. Damals aber, vor neun Jahren, schienen seine Ansichten zugleich so veraltet und so utopisch, daß das Eclectic Review in seiner Zuversicht, wie ganz andere Constellationen den kirchlichen Himmel Englands beherrschten, ausrief: „Das Reich des Mysticismus ist erloschen; die alte hochkirchliche Rage ist abgenutzt; Alexander Knox ist nur anzusehen als ein edler Leidtragender, der mit Anstand hinter dem Leichenzuge einer vergangenen Zeit und erstorbener, altkirchlicher Principien hergeht"! Nur wenige Jahre vergingen, und eine Schule hatte sich gebildet, die nun selbst auf Knox zurückblickt wie auf einen wohlmeinenden Mann, der aber nur die Dämmerung der Wahrheit wie aus weiter Ferne begrüßt habe.

Um dieselbe Zeit, als die Schriften von Knox großes Aufsehen zu erregen begannen, und den herrschenden Protestantismus offen bekämpften, trug sich ein Ereigniß zu, das gleichfalls dazu beitrug, Manchen die Augen über den bedenklichen Zustand einer Kirche zu öffnen, die sich vor den Folgen ihrer eignen Principien nicht zu retten weiß. Ein spanischer Priester, Blanco White, war in England protestantisch, und Geistlicher der Staatskirche geworden; seine Schriften gegen die katholische Kirche waren mit dem größten Beifalle aufgenommen worden, auch in Deutschland hatten sie vielfach Aufmerksamkeit erregt. Bald aber entwickelte sich sein Protestantismus weiter, und er trat in seiner 1834 erschienenen Schrift*) als Socinianer und Läugner der christlichen Grund-

*) Heresy and Orthodoxy. Er bemerkt darin unter andern, er

lehre von der göttlichen Dreieinigkeit auf. Während nun Neander in Berlin ihm hierauf einen Band seiner Kirchengeschichte widmete, und ihn in der Dedication versicherte, „es sey dieß ein Zeichen der zwischen ihm, Neander, und H. Blanco White bestehenden Herzens- und Geistesgemeinschaft, wie diese geknüpft worden durch das gemeinsame Bewußtseyn der evangelischen Wahrheit u. s. w." — erwog man auf der andern Seite in England, daß die gewöhnliche protestantische Vertheidigungsmethode einem solchen Manne gegenüber ganz wirkungslos sey; und dazu kam noch, daß gleichzeitig auch ein Erzbischof, Whately in Dublin, einer der wenigen Englischen Prälaten, die noch eine theologische Reputation haben, dem Sabellianismus deutlich das Wort geredet hatte. „Wir gehen nicht mehr, wir rennen auf schnell abschüssiger Bahn dem Abgrund des Rationalismus, des baaren Antichristenthums zu; es ist wahrlich die höchste Zeit, umzukehren" — hieß es nun in Oxford.

Wie nun diese Umkehr ins Werk gesetzt wurde, wie diese Männer allmählig von einer Position in die andere gedrängt wurden, wie jeder Versuch, Halt zu machen, und diese und jene Postulate oder Ergebnisse des Protestantismus neben andern katholischen Principien und Lehren noch zu behaupten, ihnen unter den Händen mißlang und mißlingen mußte, dieß im Einzelnen zu verfolgen, wäre allerdings eine anziehende Aufgabe; wir aber begnügen uns hier, den Standpunkt, den die Anglokatholische Schule gegenwärtig, nach Verlauf von sieben Jahren, einnimmt, zu schildern, und das System kirchlicher Anschauungen, wie es jetzt durch die tüchtigsten

habe eine Zeit lang seine Zuflucht in einer Modification der Sabellianischen Lehre gesucht, und sich in seinem Gebete an Gott als unter dem Bilde Christus sich manifestirend gerichtet; aber diese wohlgemeinte Erfindung (devout contrivance) habe nicht lange Stich gehalten, denn der Sabellianismus sey nur ein in Worten versteckter Unitarianismus. Preface p. VIII.

und scharfsinnigsten Männer dieser Richtung ausgebildet ist, in seinen wesentlichsten Zügen darzulegen. Es versteht sich indeß hiebei, daß noch große Ungleichheit der Entwickelung im Einzelnen statt findet, daß einige tiefer blickende und methodische Theologen den Schwächeren an Einsicht vorangeeilt sind, daß Viele, von den alten protestantischen Vorurtheilen und Jugendeindrücken umstrickt, sich nur widerwillig mit fortziehen lassen, und jeden Moment stille stehen, wähnend, eine endlich haltbare Stellung auch auf halbem Wege gefunden zu haben, und der Mühe des Weitergehens überhoben zu seyn. Wir haben es aber hier nicht mit den Nachzüglern, sondern mit den Führern und der entschlossenen Phalanx der Heerschaar zu thun. Den Stoff schöpfen wir aus der für die kurze Zeit schon sehr reichhaltigen Literatur der Parthei, aus den Schriften von Froude, Newman, Keble, Palmer, Pusey, Faber, und aus den beiden Hauptzeitschriften dem *Christian Remembrancer* und dem *British Critic.*

Sehen wir zuerst, wie sich das Urtheil der Oxforder Schule über den großen Wendepunkt der neuern Zeit, die Reformation gestaltet hat. Unsere Kirche, sagen sie, bedurfte allerdings einer gründlichen Verbesserung und Reinigung, aber durch jene große kirchliche Bewegung und Umwälzung des sechszehnten Jahrhunderts ist sie mehr verunstaltet als gereinigt worden. Die von Heinrich VIII. und Elisabeth ernannten Bischöfe waren Erastianer; dienstbare Werkzeuge der tyrannischen Staatsgewalt, gaben sie die unveräußerlichen Rechte des Episcopats der Willkühr des Königthums preis; die Lehre aber und der Gottesdienst wurden durch den Einfluß der auswärtigen Reformatoren und der in's Land gerufenen Theologen völlig in Calvinischem Sinne geformt. Wie eine reißende Fluth ergoß sich nach dem Regierungsantritte Elisabeths der Calvinismus mit seinen eigenthümlichen Dogmen über die Englische Kirche. Und darum ist auch calvinischer Haß gegen die römisch-katholische Kirche in der Englischen lange vorherrschend geblieben — denn im-

ganz wirkungslos sey; und dazu ka
auch ein Erzbischof, Whately in D
Englischen Prälaten, die noch eine
haben, dem Sabellianismus deutlich
„Wir gehen nicht mehr, wir rennen
Bahn dem Abgrund des Rationalism
christenthums zu; es ist wahrlich die h
— hieß es nun in Oxford.

Wie nun diese Umkehr ins Werk
Männer allmählig von einer Position
wurden, wie jeder Versuch, Halt zu
jene Postulate oder Ergebnisse des Pr
dern katholischen Principien und Lehr
ihnen unter den Händen mißlang und
im Einzelnen zu verfolgen, wäre alle
Aufgabe; wir aber begnügen uns hier,
die Anglokatholische Schule gegenw
von sieben Jahren, einnimmt, zu schild
kirchlicher Anschauungen, wie es jetzt

eine Zuflu

und scharfsinnigsten Männer dieser Richtung ausgebildet ist, in seinen wesentlichsten Zügen darzulegen. Es versteht sich indeß hiebei, daß noch große Ungleichheit der Entwickelung im Einzelnen statt findet, daß einige tiefer blickende und methodische Theologen den Schwächeren an Einsicht vorangeeilt sind, daß Viele, von den alten protestantischen Vorurtheilen und Jugendeindrücken umstrickt, sich nur widerwillig mit fortziehen lassen, und jeden Moment stille stehen, wähnend, eine endlich haltbare Stellung auch auf halbem Wege gefunden zu haben, und der Mühe des Weitergehens überhoben zu seyn. Wir haben es aber hier nicht mit den Nachzüglern, sondern mit den Führern und der entschlossenen Phalanx der Heerschaar zu thun. Den Stoff schöpfen wir aus der für die kurze Zeit schon sehr reichhaltigen Literatur der Parthei, aus den Schriften von Froude, Newman, Keble, Palmer, Pusey, Faber, und aus den beiden Hauptzeitschriften dem *Christian Remembrancer* und dem *British Critic*.

Sehen wir zuerst, wie sich das Urtheil der Oxforder Schule über den großen Wendepunkt der neuern Zeit, die Reformation gestaltet hat. Unsere Kirche, sagen sie, bedurfte allerdings einer gründlichen Verbesserung und Reinigung, aber durch jene große kirchliche Bewegung und Umwälzung des sechszehnten Jahrhunderts ist sie mehr verunstaltet als gereinigt worden. Die von Heinrich VIII. und Elisabeth ernannten Bischöfe waren Erastianer; dienstbare Werkzeuge der tyrannischen Staatsgewalt, gaben sie die unveräußerlichen Rechte des Episcopats der Willkühr des Königthums preis; die Lehre aber und der Gottesdienst wurden durch den Einfluß der auswärtigen Reformatoren und der in's Land gerufenen Theologen völlig in Calvinischem Sinne geformt. Wie eine reißende Fluth ergoß sich nach dem Regierungsantritte Elisabeths der Calvinismus mit seinen eigenthümlichen Dogmen über die Englische Kirche. Und darum ist auch calvinischer Haß gegen die römisch-katholische Kirche in der Englischen lange vorherrschend geblieben — denn im-

jeit und praktisch anerkannt. Von da
Lehre von den Sacramenten als den g
Gnade, riß Arianismus und Socinian
wie die Bischöfe Warburton und But
glaube furchtbar überhand **).

Was aber das Erzeugniß der Re
stantismus betrifft, erklärt die Oxford
daß sie ihn für den gefährlichsten und
der Englischen Kirche halte. Zwei gr
sie — entwickeln sich vor unsern Auge
sionen und bestimmteren Umrissen, jedes
lichen Vernichtung des andern, jedes
weitumfassenden, harmonischen Ganzen

*) Brit. Critic. 1842 Octob. p. 331, 32.

**) Brit. Critic July 1842 p. 76. — Diese
lution von 1688 die Epoche des Ueberg
schen Elements in der Englischen Kirche
gegenwärtige Handelsminister Gladsto
digen Buche: Church Principles consi
London 1840, p. 445. Erst seit diese
Kirche durch die Furcht vor der Rückkel
Reaction gegen

nach der Herrschaft der Welt. In England insbesondere sind beide in Collision gerathen, sie kämpfen um den Besitz der anglikanischen Kirchengemeinschaft, um den weltlichen Einfluß des britischen Reiches, um unsere Literatur, unsere Philosophie, Poesie und Erziehung, um jede Stadt und jedes Dorf, um jede Menschenseele, um jeden Tag und Stunde, um jeglichen Gedanken und jedwedes Gefühl unseres Lebens. Das eine von beiden, Protestantismus genannt, kann in England nicht identisch mit der Kirche von England seyn, denn es zählt als seine ächtesten Jünger die schlechtesten Mitglieder, ja die erklärtesten und bittersten Feinde unserer Kirche. Dieses System hat seit der Reformation fast ganz Schottland der Englischen Kirche entrissen, es hat in Gestalt des Dissenterismus eine Masse von Schisma in ihrem Schooße erzeugt, welche an Größe, Verirrung und Hartnäckigkeit ihres Gleichen nicht in der Kirchengeschichte hat. Und was fast noch schlimmer ist: unsere Kirche ist durch dieses protestantisch-schismatische Element so angesteckt und geschwächt, daß sie den Krankheitsstoff weder ausstoßen, und damit sich von der Verantwortlichkeit frei machen, noch irgend etwas Wirksames zur Heilung des Schadens vorkehren kann; ja sie vermag nicht einmal den fressenden Krebs aufzuhalten, der durch die innerste Gegenwart so großer Corruption den ganzen Leib der Kirche verwüstet, ihre Lebenskräfte verzehrt, ihre Glieder lähmt, und in Geheim fast Alles, was noch gesund und rein zu seyn schien, vergiftet *).

Bei solcher Denkart kann es nicht mehr befremden, daß die neue Schule erklärt, „der Protestantismus sey in seinem Wesen und in allen seinen Tendenzen die Religion des verdorbenen menschlichen Herzens" **). Und was die protestantische Grund- und Hauptlehre, die Lehre von der Rechtfertigung betrifft, so ist es, sagen sie, die Frage, ob jemals eine Häresie,

*) Brit. Critic, January 1843, p. 278.
**) Brit. Critic, July 1841, p. 27.

so verabscheuungswürdig und unchristlich als diese Theorie, die Kirche befeindet habe; jedenfalls hat es keine gegeben, deren Gift so subtil und weitverbreitet gewesen wäre; sie läugnet nicht nur eine einzelne Lehre des Evangeliums (wie z. B. die inwohnende Gerechtigkeit); sie corrumpirt nicht nur alle gesunde christliche Doctrin, ja selbst das Princip der Orthodoxie; ihre Verwüstungen erstrecken sich noch weiter; so weit ihre formellen Behauptungen reichen, vergiftet sie die Wurzel aller Religion *). Ja sie meinen, es liege nahe genug, gewisse Aeußerungen der heil. Schrift vom Antichrist auf Luther zu beziehen, besonders wenn man berücksichtige, daß er dort geschildert werde als ὁ ἄνομος (2. Theff, 2, 8), d. h. der Gesetzesfeind, und damit seine Lehre vom Gesetz im Commentar über den Galaterbrief vergleiche **).

Es versteht sich hienach, daß die Oxforder und ihre Freunde sich aufs Entschiedenste gegen jede Gemeinschaft oder Verwandtschaft der Englischen Kirche mit den protestantischen Genossenschaften des Continents aussprechen. „Fragt man“ — sagen sie — „was wir mit jenen sogenannten Kirchen gemein haben, so müssen wir in streng kirchlicher Sprache antworten: Nichts: Wir sind was die protestantischen Gesellschaften nicht sind; sie sind nicht Kirchen, wir aber sind eine Kirche“. ***) — Wenn wirklich im Namen unserer Kirche gegen Rom gestritten werden soll — sagt William Palmer — dann laßt uns wenigstens nicht mit einer Schaar unreiner Geister und Ungläubiger als unseren Bundesgenossen fechten. Der bloße Athem ihres Protests, ihres Protestantismus, hat etwas Schwefelartiges in sich, was entnervt und niederdrückt; er ist voll Anmaaßung, Hochmuth, Haß, Unwissenheit, Feigheit, Inconsequenz und Hohn. Laßt uns nur diesem Qualm entrinnen,

*) Brit. Critic, Octob. 1842, p. 390.

**) Brit. Critic. April 1842, p. 438.

***) Brit. Critic, April 1842, p. 499.

unsern Gegner erkennen, und gebt uns das Bewußtseyn, daß keine Häretiker auf unserer Seite sind" *).

Und doch kann nicht wohl geläugnet werden, daß die Englische Kirche noch viele protestantische Elemente in sich trägt. Die Oxforder geben dieß zu, und erklären es demnach für die große Aufgabe ihres Lebens und Wirkens, für die innerste Bedeutung des gegenwärtigen Streites, daß die Nationalkirche entprotestantisirt werde **). Um diesen Preis, heißt es, müssen wir uns den Vorwurf gefallen lassen, daß wir kirchliche Agitatoren seyen, den Frieden der Selbstgenügsamen stören, Zweifel in den Gemüthern der Ruhigen erregen, die Kirche in Controverse verwickeln, und die bestehende Ordnung der Dinge unterbrechen; denn es handelt sich hier um eine Frage von Tod und Leben.

Man kann sich denken, daß der Artikel, der so offene Geständnisse enthielt, ungemeines Aufsehen erregte. Die Evangelischen fielen sogleich darüber her; Handbillete ***) wurden zu Tausenden verbreitet, in welchen alle Männer der Kirche dringend aufgerufen wurden, den nationalen Protestantismus gegen die verrätherischen Absichten kirchlicher Agitatoren zu schirmen, die sich nicht schämten, das Brod der Kirche zu essen, während sie sie mit Füßen träten. Im Quarterly Review erschien ein ausführlicher Artikel, in welchem alle Bitterkeiten der Prälaten und Theologen des siebzehnten Jahrhunderts gegen Rom, den päpstlichen Stuhl und die Englischen Katholiken sorgfältig zusammengetragen waren, um zu beweisen, daß jene Authoritäten, wenigstens in ihrer Abneigung gegen die Mutterkirche, gut protestantisch gewesen seyen; namentlich sollte der Erzbischof Laud als der Patron dieser Gattung von Protestantismus erscheinen.

*) Letter to a Protestant Catholic, London 1842, p. 27.

**) An object thus momentous we believe to be the *unprotestantizing* (to use an offensive but forcible word) of the national church. Brit. Critic, July 1841, p. 45.

***) Der British Critic, July 1842, p. 214 hat eines abgedruckt.

...und aufbauend zu wirken *).
dem Englischen Kirchenwesen eingebau
würden, wenn dieß gelinge, gewisse Ae
und in den Institutionen nothwendig
fach bei Seite geschobene katholische L
Anerkennung gelangen. Bis in die
Verfasser der unten genannten Schrift
unserer insularischen Absonderung und
einerseits von den Protestanten des C
günstige, andererseits von dem Katholic
und unrichtige Vorstellung; das römi
wurde unter uns bis in die neueste Zeit
zeug der Tyrannei, Grausamkeit und L
selbst die Besten unserer Landsleute habe
mäßigen und traditionellen Schätzung b
Beruf gefühlt, die Sache zu untersuchen
ner mit dem Staate so eng verbundenen
Vorurtheile, die in früheren Zeiten bei
schen Seite zugewandt seyn mußten **).

Wir können nicht absehen, heißt
die Kirche den wirklichen Fortschritt der

men vermag, ohne katholischer zu werden. Unsere Kirche hat den stationären Charakter, die vis inertiae, die sie im vorigen Jahrhundert hatte, verloren; sie hat zwar, während die ganze übrige christliche Welt in zwei distincte Abtheilungen, die katholische und die protestantische, zerfällt, einen gemischten Charakter, und diese Mischung zeigt sich in den Ansichten ihrer Glieder, in ihren Bekenntnißformeln, in ihren äußeren Beziehungen und auswärtigen Sympathien; sie ist seit der Reformation schon durch manche und zwar sehr wesentliche Veränderungen hindurchgegangen; wir sind daher in unserm guten Rechte, wenn wir, die noch vorhandenen katholischen Elemente zu unserer Basis nehmend, diese weiter entwickeln *).

(Fortsetzung folgt.)

XLIX.

Literatur.

I.

Die allmählig immer reichhaltiger werdende Literatur über die irischen Zustände macht es demjenigen, welchem die Zeit nicht gegeben ist, alle einzelnen, oder auch nur die wichtigeren Werke über diesen Gegenstand zu durchlesen, sehr schwierig, das Ganze zu übersehen. Ist es ja schon eine schwer zu lösende Aufgabe, stets aufmerksam dem Gange der Ereignisse zu folgen, selbst wenn man sich auf die Lesung der wichtigsten englischen Zeitungen beschränken wollte. Unter diesen Umständen ist eine kleine Schrift von Dr. L. Schipper, welche unter dem Titel: „Irlands Verhältniß zu Eng-

*) Brit. Critic, January 1843, p. 276 etc.

zelnheiten schnellen Aufschluß zu gebe

II.

So lange nicht eine vollständige
schen katholischen Kirchenliedes zu S
sowohl sprachlich, als auch von de
Standpunkte aufgefaßt, in vielfacher
schenswerth wäre, bleibt es doch imm
Erscheinung, wenn wenigstens solche äl
und Gesänge zusammengestellt werden,
des Kirchenjahres oder einen einzelnen er
genstand betreffen. Der Sammler des M
zes Ph. M. Körner hat sich das Verd
mals eine recht schöne Anthologie kirchli
stalten und zwar solche, die die Leid
Herrn Jesu Christi darstellen. Diese S
Titel Passionsblumen (Augsburg
Gesänge aus der Zeit vom zwölften J
neunzehnten. Der Sammler hat es an
lassen und hat alle ihm ... ir

LX.

Johannes Oekolampadius und die Reformation in Basel.

Erster Artikel.

Die Zustände in Basel unmittelbar vor der Reformation.

Kein Fach ist in den letzten Jahrzehnten von protestantischer Seite so emsig bearbeitet worden, als die Kirchengeschichte, und unter den verschiedenen Zeiträumen derselben ist keinem mehr Aufmerksamkeit und Thätigkeit zugewendet worden, als dem Zeitraume der Reformation. Es hat sich hierin eine ganz eigene Literatur gebildet. Gefiel sich die theologisch-historische Muse des Protestantismus einst nur darin, mit vornehmer Nachlässigkeit ihre Kunstwerke im Großen zu entwerfen, so hat sie sich heut zu Tage zur mühsamsten Filigranarbeit der Specialgeschichte und der Monographie herabgelassen. Es genügt ihr nicht, das Leben der theuern Gottesmänner, die an der Spitze der Bewegung standen und die Früchte ihres gottseligen Wirkens in ganzen Reichen und unter ganzen Nationen zu schildern; sie glaubt auch des Breiteren und des Breitesten berichten zu müssen, wie es in einzelnen Landstrichen, Städten und Stadtgebiethen einem wohlweisen Rathe und einer erleuchteten Bürgerschaft gelungen war, das Joch des Papstthums glücklich abzuwerfen, und wie sie dabei von Gottesmännern zweiten und dritten Ranges mit Kraft und Klugheit und doch mit evangelischer Milde

ner der Polygamie übermäßig ergeb
Gattinen, die protestantisch-christlichen
lassen habe. Sie säumten daher nich
vorzuladen und anzudrohen, daß im
nens zur Auflösung der bestehenden E
und mit den hinterlassenen Habseligke
würde, was Rechtens ist; allein wer
erschien, ist der protestantisch-christliche
gegen meinten, daß hier nichts weniger
seiner Seite im Spiele sey, sondern da
len von übelwollenden Leuten irgendwe
Sie schrieben daher Prämien aus, und
Vermißten sichere Kunde zu geben wü
hafte Belohnung zugesichert; allein auch
nicht den gewünschten Erfolg. Zwar fe
chen, welche die Prämie schon verdien
Bald ließ der gelehrte Doctor X, bald
fessor Y, bald der fromme, schlichte P
die Welt ergehen, daß es ihnen endli
lang gesuchten habhaft zu werden. Hat
Jubel etwas gelegt, und sollte die Ider

sich vo

nur davon her, weil der protestantisch-christliche Glaube eigentlich gar niemals eine Realität und Positivität besessen, und nur in der Protestation wider den Katholicismus bestanden habe. Da nun aber alle Negation das wunderliche Wesen an sich trage, daß sie nichts gibt, sondern nur nimmt, nichts baut, sondern nur zerstört, so sey es eben so unverständig als unbescheiden, von dem protestantischen Glauben zu verlangen, daß er sich auf eben so grobsinnliche und positive Weise festhalten und gleichsam mit den Händen greifen lasse, wie der katholische; man möge also in Gottes Namen ablassen weiter nach ihm zu forschen. So sehr sich auch diese Meinung durch ihre Verachtung des Katholicismus empfahl, so hatte sie doch ihre bedenkliche Seite, und man kam bald auf die Entdeckung, daß sie im Grunde höchst ehrenrührig, ärgerlich und gefährlich für den Protestantismus sey. Die evangelischen Sionswächter fühlten das dringende Bedürfniß, sie zu widerlegen und ihren schädlichen Einfluß aufzuheben, und sie glaubten, dieß nicht besser erreichen zu können als auf dem historischen Wege und durch genaue, in das kleinste Detail eingehende Forschungen über die Anfänge der Reformation. Man brauchte nur historisch nachzuweisen, wie groß das Verderben der Geistlichkeit, der Geistesdruck, die Gräuel und die Finsternisse des Aberglaubens unter der Herrschaft des Papstthums gewesen waren, wie glaubensmuthig und glaubenskräftig sich die Väter benommen, wie heldenmüthig sie für Recht, Licht und Wahrheit gestritten, und wie gottselig und glückselig sie sich gefühlt hatten, als der Sieg endlich errungen war, um den bösen Leumund, als sey der protestantische Glaube nur ein negatives Phantom, durch lebendige Zeugnisse in sein Nichts aufzulösen. War aber dieser schnöde Verdacht hinweggeräumt, so mußte es sich von selbst herausstellen, daß es ein sehr einfaches Hausmittel gebe, allen Irrungen und Verwirrungen der Gegenwart ein Ziel zu setzen, und daß man nur zu dem Glauben und zu den Grundsätzen der Väter zurückkehren dürfe, um eben so gläubig und gott-

schätzbare Gut der evangelischen Glau
schätzen, und die verabscheuungswürd
schen Glaubenszwanges nicht genug v
diesen Zwecken, die der orthodoxe Pro
historischen Studien und Leistungen ve
verfolgt, läßt sich im Voraus entnehm
selben im Verhältnisse zu der histori
ten. Maistre schrieb vor dreißig Jahren
Geschichte seit drei Jahrhunderten nich
fortlaufende Verschwörung gegen die W
spruch hat noch immer seine Gültigkeit.
noch immer fort, aber man verschwört
men, als dieß zu Anfange dieses Jah
die Aufklärerei noch in ihrer Blüthe st
begonnen hatte, in eine andere Richtun
Oberflächlichkeit, jene gränzenlose Willkü
historischer Thatsachen, jene Vernachläss
diums, wie sie damals an der Tagesord
nicht mehr möglich. Schon die Natur
graphischer Geschichtschreibung fordert g
und wir müssen bekennen, daß dieser V
lchen hi

schung aber bedingte schon an und für sich und abgesehen von dem veränderten Zeitgeist eine andere Methode der Behandlung und Darstellung. Es stand nun nicht mehr frei, die Thatsachen nach Belieben zu wählen, zu verstümmeln und zu verdrehen; auch das, was für den Katholicismus zeugte, mußte beigebracht werden, und es handelte sich nur darum, diese Zeugnisse so zu deuten, daß daraus für die protestantische Sache kein Nachtheil erwachse. Hiezu waren aber die allgemeinen Redensarten der Historiker des vorigen Jahrhunderts nicht mehr hinreichend, und konnten um so weniger angewendet werden, da sie größtentheils von dem flachsten Rationalismus durchsäuert sind, und daher mit der Aufgabe, den orthodoxen Protestantismus zu rechtfertigen, im geraden Widerspruche stehen. Die gläubigen Historiker des neunzehnten Jahrhunderts waren demnach genöthiget, sich nach einem andern Apparate umzusehen, und mit der Bildung ihrer Zeit fortschreitend, nahmen sie ihre Zuflucht zu der spielenden Willkühr der Constructionsmethode, zu den klangvollen Formeln der modernen Philosophie, und zu den salbungsreichen Phrasen der neuesten pietistischen Mystik. Das geistreich scheinende Gerade soll das Thatsächliche in den Schatten stellen, die Blößen des Protestantismus bedecken, ihn mit einem idealen Nimbus umgeben und die Leute glauben machen, daß er, weiß Gott, was für geheimnißvolle Tiefen in seinem Schooße verschließe. Dadurch hatten sie sich aber im Vergleich mit ihren Vorgängern in eine ganz entschieden nachtheiligere Stellung versetzt. Die Männer der alten Schule nahmen keinen Anstand, geradezu und mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit der Geschichte eine wächserne Nase zu drehen. Theils waren sie zu begeistert für die Rechte der Vernunft und das gemeine Wohl der Menschheit und zu erbittert gegen den gemeinschädlichen Aberglauben, als daß ihnen ein so erhabener Zweck nicht das Mittel geheiligt hätte, theils glaubten sie sich der dichterischen Freiheit bedienen, und in Schillers Manier die Geschichte wie einen Romanenstoff behandeln

zu dürfen. Ihre historischen Darstellungen sind daher so beschaffen, daß es jedem unmöglich wird, durch den dicken Dampf von Unwahrheiten die Wahrheit durchzuschauen, wenn er nicht sehr gründliche Vorkenntnisse mitgebracht oder in den Quellen selbst geforscht hatte. In den Werken der neuesten Schule dagegen liegen die Thatsachen vor; sie sind nur zerstreut, zerstückelt, zurückgedrängt, in den dünnen luftigen Nebel eines mystisch-philosophischen Gallimathias eingehüllt, und es bedarf daher nichts als eines klaren verständigen Blickes und einer ganz gewöhnlichen Combinationsgabe, um durch die hohle Pragmatik durchzulesen, die Thatsachen sich zusammenzustellen, und die Folgerungen nach den Gesetzen des gesunden Menschenverstandes sich daraus abzuziehen, um die richtige Ansicht zu gewinnen. Sollte Jemand eine nähere Beschreibung des Verfahrens, welches dabei zu beobachten ist, wünschen, so wollen wir ihm auch damit dienen. Die Manipulation ist ganz einfach. Man stellt das historische Kunstwerk vor sich hin, und bläst darüber hinweg und in dasselbe hinein. Alsbald stäubt es zur Rechten und zur Linken, allerlei buntes und leichtwiegendes Flimmer- und Flitterwerk steigt in die Höhe und wird von dem Winde davon getragen, und was übrig bleibt, ist nichts als lauter baares, gewichtiges Zeugniß für den Katholicismus. Sollte aber Jemand meinen, daß dieß nicht ganz mit rechten Dingen zugehe, und daß dabei etwelcher papistischer Aberglaube unterlaufe, so wollen wir auch dieß nicht geradezu läugnen. Wir Katholiken haben allerdings einen Talisman, und dieser Talisman ist die Wahrheit. Die katholische Kirche, wie gering auch ihre guten Eigenschaften angeschlagen werden mögen, hat nun einmal den kleinen Vorzug, daß sie im Besitze der Wahrheit ist und es bleiben wird bis zum Ende der Tage. Da nun bekanntlich die Wahrheit nur Eine seyn kann, so haben alle anderweitigen Religionen, Confessionen, Kirchen, Partheien, Secten, Schulen oder wie man sie sonst nennen will, die nicht christlichen sowohl als die sich christlich nennenden das Miß-

geschick, daß sie troß der glänzendsten Eigenschaften und ausgesuchtesten Vorzüge im Irrthume stecken, und daß sich bei ihnen weiter nichts Wahres vorfindet, als das, was ihnen mit dem katholischen Christenthum gemeinsam ist. Da ferner die Wahrheit auch dieses Merkmal an sich trägt, daß sie niemals zur Unwahrheit werden kann, und daß sie wahr bleibt in allen Elementen des menschlichen Lebens und Strebens, welche sie durchdringt, so ist es eine nothwendige Folge, daß auch die Geschichte, so bald die Thatsachen rein und unverfälscht dargelegt werden, für Niemanden Andern Zeugniß ablegt als für denjenigen, welcher der erste ist und auch der letzte und der Mittelpunkt aller Geschichte und für seine heilige, reine und unbefleckte Braut, die katholische Kirche.

Es wird sich nun darum handeln, die Theorie, die wir aufgestellt haben, durch eine praktische Probe zu bewähren. Wir haben zu diesem Ende in die neueste reformatorische Literatur einen Griff gethan, und ein Werk hervorgelangt, welches den Titel führt: „Das Leben Johannes Oekolampadius und die Reformation der Kirche zu Basel. Beschrieben von Johann Jakob Herzog, der Theologie Licentiaten und ordentlichen Professor an der Akademie zu Lausanne, der theologisch-historischen Gesellschaft zu Leipzig ordentlichem Mitglied" *). Oekolampadius war uns von jeher eine merkwürdige Erscheinung, und wir hielten ihn immer für Einen jener Charaktere aus der Reformationszeit, an welchem sich das stufenweise Abfallen und Versinken bis zu den letzten Tiefen des Irrthums und des hartnäckigen Widerstandes gegen die Wahrheit sehr deutlich nachweisen läßt. Diese Rücksicht hat uns zunächst zu der Wahl des genannten Werkes bestimmt. Der Verfasser desselben ist uns völlig unbekannt. Wir entnehmen aus dem Buche selbst, daß er ein geborner Basler und ein junger Mann ist, der hier zum erstenmale mit einer größeren

*) Basel 1843. Druck und Verlag der Schweighäuser'schen Buchhandlung.

den wir dagegen bemerklich machen, daß das Gleichniß hinkt, und daß der Strauß, laut Naturgeschichte, kein Fleisch frißt, sondern sich aus dem Pflanzenreiche verköstet. Dieß vermag ich zwar nicht zu läugnen, gebe Ihnen aber nichts desto weniger zu überlegen, daß der Strauß eine ganz absonderliche Bestie ist, und unter andern unerhörten Eigenheiten auch die an sich hat, Kieselsteine zu verzehren, die ohne allen Vergleich unverdaulicher sind, als jede Art von Fleischspeisen. Um jedoch nicht zu voreilig zu urtheilen, gehen wir zu der dritten Stelle über. Es kömmt in derselben eine Construction des Katholicismus auf historischen Grundlagen vor, und für das Historische waren wir von jeher ganz besonders portirt, und so zu sagen darauf versessen. „Der römische Katholicismus ist geschichtlich entstanden aus der Verunreinigung des christlichen Bewußtseyns durch die Elemente der äußerlich überwundenen jüdischen und heidnischen Religionen". Eine Entdeckung von unermeßlicher Wichtigkeit! Nichts wäre mehr zu wünschen, als daß es dem Entdecker in der Eigenschaft eines Mitgliedes der theologisch-historischen Gesellschaft in Leipzig gefallen hätte, die historischen Momente etwas genauer zu bezeichnen, und allenfalls anzugeben, wann diese unselige Verunreinigung eigentlich vor sich gegangen ist, ob schon unter den Aposteln, und ob die christliche Kirche bis zum sechszehnten Jahrhundert das Judenthum und Heidenthum gar niemals noch innerlich überwunden hatte, oder ob sie erst späterhin, nachdem sie die jüdischen und heidnischen Elemente schon innerlich überwunden, dieselben Elemente eigentlich doch nur äußerlich überwunden hat. Mit solchen kleinlichen Nebenfragen gibt sich jedoch der Verfasser nicht ab; er eilt, seine Construction zu vollenden, und zu zeigen, wie das im Innern der Kirche fortwuchernde Judenthum und Heidenthum endlich von den beiden Erzreformatoren glücklich ausgespürt und niedergekämpft wurde, und wie Luther den Stier bei dem jüdischen, Zwingli aber bei dem heidnischen Horn gefaßt hat. „Das

jüdische Element des Katholicismus ist sein gesetzlicher, werkheiliger, selbstgerechter Charakter. An diesem Punkte griff Luther die katholische Kirche an". „Anders Zwingli. Er steigt zu einem Princip auf, das gegenüber dem lutherischen einen objectiven Charakter an sich trägt, von Gottes allumfassenden Seyn und Wirken, sich anlehnend einestheils an religions-philosophische Sätze, anderntheils an alttestamentliche Anschauungen. Zwingli ging nämlich in seiner Bekämpfung der katholischen Irrthümer von den Gräueln der Heiligenverehrung aus. Darum erschien ihm der Katholicismus zunächst als ein Rückfall in die heidnische Religionssphäre: er erschaute darin die Abhängigkeit alles Seyns vom höchsten Seyn aufgehoben, dem endlichen Seyn oder den Ausstrahlungen des höchstens Seyns selbstständige, göttliche Kraft zugeschrieben, und dadurch die Allgegenwart und allumfassende, allmächtige Wirksamkeit des höchsten Seyns selbst beeinträchtigt".

Das endliche Seyn oder die Ausstrahlungen des höchsten Seyns! Da haben wir die Bescherung! Wir haben sie treulich gewarnt, Hr. Licentiat; jetzt ist es zu spät. Der Strauß hat sie bereits verschluckt, Sie liegen schon in dem Magen des Ungethüms, Sie werden darin bereits verdaut, zersetzt, verstraußt. Ihnen kömmt dieß freilich nicht so schrecklich vor, weil Sie kein Bewußtseyn davon haben; aber für einen unbefangenen Dritten ist dieß in Wahrheit ein schauderhaftes Spektakel, wenn er zusehen muß, wie Ihr jugendliches, rosenrothes Blut sich in schwarzes Straußenblut verwandelnd, in die Straußenadern einströmt. Sie werden dagegen einwenden, daß zu jeder moralischen Umwandlung Wille und Absicht gehören, und daß diese ihnen fehlen, und daß man es mit einzelnen Ausdrücken nicht so genau nehmen müsse. Wir wären nicht ungeneigt, diese Entschuldigung gelten zu lassen; allein unglücklicher Weise fällt uns bei, daß Sie in Ihrer Vorrede ein Princip der christlichen Weltentwicklung ausgesprochen, und damit es Niemand übersehe, mit gesperrten Lettern haben-

drucken lassen. Es heißt daselbst: „Ein ins Unendliche gehender Fortschritt ist das Princip der christlichen Weltentwicklung". Wir können Ihnen nicht verbergen, daß uns dieses Princip sehr bedenklich und bedenklicher vorkömmt, als Alles, was wir bisher von Ihnen angeführt haben. Vielleicht werden Sie sich selbst davon überzeugen, wenn Sie uns gestatten wollen, dasselbe von einem dreifachen Gesichtspunkte aus zu prüfen; von dem positiv-christlichen, von dem philosophischen und von dem historischen. Daß die Annahme eines unendlichen Fortschrittes der Weltentwicklung nicht christlich sey, werden sie bei einigem Nachdenken selbst zugestehen müssen; denn nach den bestimmtesten Aussprüchen des Erlösers hat die Welt, die Weltentwicklung und die Weltgeschichte ein Ziel und Ende, und ihr Abschluß ist das Weltgericht. Die Dogmen von dem Weltgerichte und von dem Weltuntergang gehören zu denjenigen, welche unsers Wissens von keiner sich christlich nennenden Religionspartei geläugnet werden. Wollen Sie aber Ihr Princip philosophisch rechtfertigen, so werden sie rettungslos in den Wirbel des Pantheismus hineingezogen werden; denn wer immer eine Entwicklung ins Endlose annimmt, muß die Entwicklung auch ins Anfanglose zurückschreiten lassen, und mit einem ewigen Weltprocesse, der mit der ewig werdenden Gottheit Eins ist, seine Spekulation beschließen. Vom historischen Gesichtspunkte endlich hat Ihr Princip, kaum daß Sie es ausgesprochen haben, Sie sogleich genöthigt, zu bekennen, daß die Reformatoren mit ihren Vorstellungen und Vorurtheilen noch auf einer niedern Stufe des Geistes standen, woraus ohne Zweifel folgt, daß sie die Wahrheit noch nicht aufgefunden und aufgestellt hatten. Belieben Sie die Consequenz Ihres Principes noch um einen Schritt weiter zu verfolgen, und Sie werden unfehlbar zu der Entdeckung gelangen, daß Sie selbst, Hr. Licentiat, die Wahrheit nicht haben und auch nicht haben können. Nehmen Sie sich endlich den Muth, die Consequenzen zu erschöpfen, und Sie werden finden, daß es bei einer

ins Unendliche fortschreitenden Weltentwicklung weder eine Wahrheit noch eine Geschichte geben könne. Es ist zwar nicht unser Ernst, Sie der Verstraußung zu beschuldigen; wir sind vielmehr vom Gegentheil überzeugt, und zweifeln nicht, daß Sie auch dieses Princip in gutem Glauben und in aller Unschuld ausgesprochen haben, jedoch möchten wir Ihnen, um Ihres eigenen Besten willen, den Rath geben, in Zukunft nicht mehr den Katholicismus mit pantheistischen Formeln zu bekämpfen, und nicht wie die chinesischen Artilleristen Feldstücke aufzuführen, die den Feuerwerker selbst zerschmettern, sobald er sie losbrennt. Wir gehen nun zu dem Buche über.

Der Verfasser beginnt mit einer Schilderung der moralischen und religiösen Zustände in der Stadt und in dem Bisthume Basel vor dem Anfange der Reformation. Dasselbe Verderben der Geistlichkeit, sagt er, dieselben Unordnungen, die anderwärts statt hatten, waren auch im Bisthume Basel herrschend; Rohheit und Sittenverderbniß waren gepaart mit grober Unwissenheit und der sträflichsten Vernachlässigung der Amtspflichten. Der Gottesdienst war auch in Basel geistlos und geisttödtend geworden, und daher war es auch sehr wahrscheinlich, daß er bei fortgeschrittener Cultur unter dem Einflusse neuer Anregungen und günstiger Umstände wie mürber Zunder zusammenfallen werde. Es war in demselben noch ein altchristliches Element, aber vielfach überladen mit abergläubischen Gebräuchen und scholastischem, schwülstigem Zierrath, und auf mannigfaltige Weise besudelt von dem sinkenden Geist der Zeit. In wissenschaftlicher Beziehung steht der Verfasser nicht an, zu behaupten, daß zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die Finsterniß in Basel sehr groß war. Wir werden nun sehen, wie diese allgemeinen Aussprüche mit den Thatsachen, die er im Einzelnen anführt, zusammenstimmen.

Wenn wir zuerst den Stand der Wissenschaften betrachten, so herrschte zu Basel nicht so viel Nacht und Finsterniß, als vielmehr eine so glänzende Tageshelle, daß ihr Glanz sich

weit umher verbreitete, und diese Stadt mit Recht für einen der vornehmsten Sitze der Gelehrsamkeit galt. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte die Bürgerschaft den Plan, eine Universität zu errichten, gefaßt, und dem gelehrten Papst Pius II., früher Aeneas Sylvius Piccolimini, um die kirchliche Bestätigung und um die den andern Universitäten ertheilten Freiheiten und Privilegien angegangen. Der Papst, der früher während des Conciliums lange daselbst verweilt hatte, und ein besonderes Wohlwollen für die Stadt und ihre Bürger hegte, gewährte Alles und mit Freuden, was von ihm begehrt war. „Die Perle der Wissenschaft", sagt er in der hierüber erlassenen Bulle, „erhebt den Menschen zur Aehnlichkeit mit Gott, und führt ihn ein in die Erforschung der Geheimnisse der Dinge, sie kömmt zu Hülfe dem Ungelehrten, und erhebt zu den höchsten Ehrenstellen den Mann von niederer Geburt. Indessen andere Dinge durch die Vertheilung sich mindern, wächst und mehrt sich die Wissenschaft, unter je mehrere sie sich ausbreitet". Und nachdem er der Bittschrift des Rathes und der Bürger von Basel und der darin angeführten Gründe erwähnt hat, fährt er fort: „Nach ihrem Wunsche soll daher ihre Stadt der Sitz eines allgemeinen Unterrichtes in jedem löblichen Theil der menschlichen Erkenntniß werden, damit dort der apostolische Glaube ausgebreitet, die Unwissenden unterrichtet, die Billigkeit gehandhabt, die Urtheilskraft gestärkt und der Geist aufgeklärt werden möge". Die feierliche Einweihung geschah im Jahre 1460. Die Lehrfächer der vier Facultäten wurden mit tüchtigen Männern besetzt, und eine Reihe ausgezeichneter Professoren, besonders in der theologischen Facultät, zierte fortan und bis zum vollendeten Abfalle vom katholischen Glauben die neu aufgeblühte Universität. Am höchsten stieg der wissenschaftliche Ruhm Basels, als zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der Bischof, Christoph von Uttenheim, gelehrte und geistreiche Männer um sich her zu versammeln strebte, und der berühmte Erasmus sich daselbst niederließ und durch seinen schriftstelle-

rischen Ruf, wie durch seine liebenswürdige Persönlichkeit viele jüngere Talente an sich zog. Alles dieß erzählt uns der Verfasser selbst, und liefert hiezu mit der erwünschtesten Genauigkeit alle nöthigen Daten. Hiedurch wird er aber nun von selbst gezwungen, seine Ansichten so zu modificiren, daß sie mit seinen früheren Aeußerungen in Widerspruch kommen. So sagt er: „Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde in Basel eine Anstalt gegründet, die oft zu ausschließlich als Vorbote der Reformation betrachtet wird, während sie zunächst ein mächtiges Bollwerk für den römischen Katholicismus wurde. Man geht nämlich von der irrigen Vorstellung aus, die allein schon Erasmus glänzend widerlegen könnte, daß die römische Kirche die Wissenschaft überhaupt verschmäht hätte". Und in weiterem Verlaufe äußert er sich: „So wurde denn die Universität eine Zufluchtsstätte des hierarchischen Geistes und des kirchlichen Scholasticismus; sie blieb dieser Richtung und dem Gesetze ihres Ursprungs im Allgemeinen mit Hartnäckigkeit getreu, und nur auf ihren Trümmern konnte die Reformation erbaut werden. Wenn sie daher durch Anregung wissenschaftlichen Sinnes und durch die Wirksamkeit, welche sie einigen reformatorischen Männern möglich machte, der Reformation zu Hülfe kam, so bleibt nicht minder wahr, daß sie den reformatorischen Bestrebungen so viel wie möglich hindernd in den Weg trat, und mithalf, den Sieg derselben eine zeitlang aufzuhalten".

Daraus geht nun zur Genüge hervor, daß es in Basel nicht das Wissen und die Gelehrsamkeit war, welches die Rohheit und Unwissenheit überwand, sondern daß vielmehr die Wissenschaft auf katholischer Seite und die Unwissenschaftlichkeit auf protestantischer Seite stand; wie denn überhaupt die Reformatoren in ihrem Kampfe wider die katholische Kirche sich nicht auf den Standpunkt der Philosophie und der Aufklärung, sondern umgekehrt auf den Standpunkt des Aftermysticismus gestellt und ihre gelehrten Bestrebungen mit Ausnahme der biblischen Exegetik grundsätzlich verläugnet

hatten. Die Parthei, welche in Basel dem Protestantismus den Sieg verschaffte, bestand lediglich aus Bürgern, welche entweder von den religiösen Demagogen bethört und fanatisirt waren, oder unter dem Schilde der Religion politische Pläne auf eigene Hand verfolgten, wie wir später sehen werden. Meister Schmied, Meister Bäcker, Meister Wurstmacher waren es, die hier den Ausschlag gaben. Von Seite der Gelehrsamkeit hatten sie dabei nur die Humanisten zu ihren Bundesgenossen, wie der Verfasser selbst bemerkt, und die Reuchlinisten einen Bund nennt, welcher sich der römischen Verfinsterung entgegenstellte, dabei aber ganz vergißt, daß er kurz vorher die römische Kirche selbst gegen den Vorwurf des Obscurantismus gerechtfertigt hatte. Wir haben hier nicht den Raum, uns über Reuchlin zu erklären; so viel ist aber gewiß, daß jene Humanisten, welche später nach Reuchlins Abgang von Basel daselbst ihr Wesen trieben, eine heillose Rotte bildeten, deren innerste Gesinnung nicht sowohl antikatholisch, als antichristlich und heidnisch war. Der Verfasser selbst erzählt uns Belege dafür. In der Fasten des Jahrs 1522 wollten einige Humanisten, worunter Hermann von Busch, der Freund Ulrichs von Hutten, ihre Verachtung der Kirche öffentlich zur Schau tragen, und veranstalteten am ersten Tage der Leidenswoche, am Palmsonntage einen Schmaus, bei welchem ein Spanferkl das Hauptgericht bildete. Eine wahrhaft bübische Demonstration, welche in ihrem Hintergrunde eine Verhöhnung des ganzen Christenthums verbirgt. Der Verfasser, so sehr er sonst in seinem Werke einen löblichen, sittlichen Ernst beweiset, hat doch dafür keine andere Rüge, als die allgemeine Bemerkung, daß in diesem Jahre die reformatorische Bewegung aus ihrem bisherigen Geleise trat und immer entschiedener, kecker, muthiger wurde, ja bisweilen in Muthwillen überging.

Wenn wir ferner die Zustände des Clerus betrachten, so finden wir vom Anfange des sechszehnten Jahrhunderts und während des ganzen Kampfes auf dem bischöflichen Stuhle

von Basel einen Mann, den bereits genannten Christoph von Uttenheim, dem der Verfasser selbst das ehrenvollste Zeugniß gibt und von ihm sagt: „Er vertritt in der Baselischen Kirche den bessern Geist des Katholicismus und erinnert durch seine aufrichtige Frömmigkeit und strenge Tugend an die bessern Zeiten der Kirche". Gleichen Schritt mit seiner Tugend und Frömmigkeit hielt seine Liebe zu den Wissenschaften und sein thätiger Eifer für die Verbesserung der Kirchenzucht. Im Jahr 1503 versammelte er seine Geistlichkeit zu einer Diöcesansynode. Nach gehaltenem Hochamt richtete er an sie eine Rede voll Leben und Feuer, in welcher er sie ermahnte, mit Fleiß und Sorgfalt über ihre Heerden die Obhut zu führen und ihnen vorzustehen untadelig im Wandel und in der Lehre, auf daß sie mit Recht Hirten und nicht Miethlinge genannt werden möchten, und übergab ihnen hierauf Statuten zur Nachachtung, welche sein ernstes und redliches Streben am sprechendsten beurkunden. Daß er damit auf vielfältigen Widerspruch stieß und nicht allgemein durchdrang, darf uns nicht verwundern; denn so wie es gewiß ist, daß die Kirche damals eine Erneuerung der Zucht vonnöthen hatte, so ist es eben so gewiß, daß kein einzelner Kirchenvorsteher sie für sich allein in seinem Sprengel durchzuführen vermochte, und daß die durchgreifenden Maßregeln nur von der allgemeinen Kirche ausgehen konnten. Der Verfasser belobt zwar diese Synodalstatuten, findet aber, daß sie sich leider fast ausschließlich um Aeußerlichkeiten drehten, ohne das Uebel an der Wurzel anzufassen. „Der ganze Reformationsversuch", sagt er, „ist äußerst wohl gemeint, aber durchaus beschränkter Art. Wie wenig ward die Reformation dadurch gefördert, daß die Geistlichen ermahnt wurden, sich durch Wissenschaft und Tugend vor den Laien auszuzeichnen, und zur Zeit des Gottesdienstes nicht auf den Markt zu gehen, daselbst Lebensmittel zu kaufen, in den Kirchen keinen Lärm anzustiften, keine Weinschenken zu halten und keinen Handel zu treiben, sondern ihrem Mangel

durch Schriftstellerei abzuhelfen, keine Schwerter, Dolche oder Messer zu tragen, außer auf den Reisen, eben so keine buntschäckigen Kleider, noch Schuhe mit langen Schnäbeln und a. dgl."

Daß jede Sittenverbesserung auch das Aeußerliche ja vor allem Andern dasjenige berücksichtigen müsse, was im äußerlichen Leben am meisten Aergerniß gibt, wird wohl kein Vernünftiger verkennen. Wenn aber der Verfasser auch die Auszeichnung durch Tugend und Wissenschaft zu den wenig förderlichen Aeußerlichkeiten rechnet, so gibt er deutlich genug zu erkennen, warum er mit dem Reformationsversuch nicht zufrieden ist. Nach seiner Ansicht hätte der Bischof vermuthlich seine Reformation zum wenigsten im Sinne Wiklefs, da Luther damals noch nicht aufgetreten war, einleiten sollen. Ferner bemerkt er, daß man sich in diesen Statuten unmittelbar nach christlichen Aeußerungen durch solche, welche katholische Irrthümer verrathen, unangenehm berührt fühle. „So werden", sagt er, „die Geistlichen angehalten, daß sie die Kranken ermahnen, alle ihre Hoffnung auf das Verdienst des Leidens Christi zu setzen und ihren Tod Gott freiwillig anzubieten, welches das höchste und besonders Gott selbst angenehmste Opfer seyn werde". Wir haben diese Stelle mehrere Male nacheinander gelesen, hierauf das Verzeichniß der Druckfehler nachgeschlagen, endlich uns den Puls gefühlt, als aber alle diese Proben gegen eine Täuschung ausgefallen waren, uns mit der Beschränktheit unseres Erkenntnißvermögens getröstet. Man sollte ja doch glauben, so dachten wir, daß einem Sterbenden nichts Besseres, Erbaulicheres und Heilsameres gesagt werden könne, als eben das, was jene Statuten den Geistlichen anempfehlen, und daß damit Jeder, der an Christus glaubt, einverstanden seyn müsse. Da nun aber der Hr. Licentiat dessenungeachtet sehr unangenehm davon berührt wurde, so muß denn doch unter der Larve der Frömmigkeit ein sehr verschmitzter Irrthum dahinter stecken, und es liegt nur an unsern blöden Augen der Fehler, daß wir ihn nicht

wahrnehmen. Unsere gläubige Resignation blieb nicht unbelohnt, wir kamen zuletzt doch hinter das Räthsel, und fanden den Schlüssel in einigen spätern Aeußerungen, wo er behauptet, die katholische Kirche habe das Abendmahl als Symbol und Weihe der Selbstaufopferung der Christen an Gott aufgefaßt, und dadurch den Versöhnungstod Christi aus seiner nothwendigen Stellung herausgerückt!

Hatte Basel unmittelbar vor der Reformation einen so ehrwürdigen Oberhirten, so läßt sich mit Grund vermuthen, daß unter einem solchen Haupte auch die untergeordnete Geistlichkeit nicht gänzlich entartet war, daß sich ihrem Haupte ähnliche Glieder darunter befanden, und daß die geistlichen Amtspflichten keineswegs ganz vernachläßigt wurden. In der That gesteht der Verfasser, daß es mehrere würdige Priester in Basel gab, deren er auch mehrere aufzählt, und daß, wie es scheine, regelmäßig gepredigt wurde. Eben so berichtet er, daß an drei Pfarr- und an drei Stiftskirchen ordentliche Schulen errichtet waren, an welchen die Jugend von ihrem achten Jahre an unterrichtet ward. Von dem Regularclerus, besonders von den Mendicanten, erzählt er viel Aergerliches und Unerbauliches, nimmt jedoch drei Ordensgemeinden hievon aus: die Cluniacenserabtei zu St. Alban, das Chorherrnstift zu St. Leonhard und ganz vorzüglich das Kloster der Karthäuser im St. Margarethenthal gestiftet im Jahr 1401 von dem reichen und angesehenen Oberzunftmeister Jakob Zybol, der auf einer politischen Mission zu Nürnberg die Karthäuser kennen gelernt hatte, ergriffen von den guten und reifen Reden dieser Mönche und von dem großen Ernste ihrer Sitten, den Entschluß faßte, in seiner Vaterstadt eine Karthause zu gründen, und diesen Entschluß nicht nur ins Werk setzte, sondern auch selbst in den Orden trat und im Jahr 1414 als Laienbruder darin starb. Die drei letzten Obern dieses Klosters vom Jahr 1449 bis zur Aufhebung hatten sich durch ihren frommen und strengen Lebenswandel eben so wie durch ihre Verdienste um die Wissenschaften allgemeine Ver-

ehrung erworben. Der letzte Prior Hieronymus Zscheggenbürlin war auf ungewöhnliche Weise zu seinem Berufe gekommen. Der Sohn eines reichen Rathsherrn von Basel hatte er während seiner Studien zu Paris und Orleans ein zügelloses Leben geführt, und dasselbe nach seiner Rückkehr fortgesetzt. Plötzlich von ernster Reue bewegt, beschloß er, sein übriges Leben der Buße zu weihen und zugleich für die gegebenen Aergernisse eine öffentliche Genugthuung zu geben. Nach einem heitern Gastmahle, wozu er seine Verwandten und Freunde geladen hatte, schritt der zierlich gekleidete, blühend schöne, junge Mann, begleitet von den Gästen und vielen Zuschauern, am hellen Tage durch die Straßen der Stadt und begab sich in das Kloster, um die Aufnahme anzusuchen. Ueberhaupt bemerkt der Verfasser, daß der Orden der Karthäuser in Basel den ehrenwerthesten Charakter bewahrt habe, wie dieß demselben allenthalben nachgerühmt werde. Aber auch unter den andern Orden führt er einzelne Männer an, welche in jeder Beziehung ein sehr rühmliches Andenken hinterließen.

Wenn wir endlich die religiöse Bildung und das religiöse Leben des Basler Volks im Einzelnen betrachten, so gibt uns der Verfasser selbst eine Menge Thatsachen an die Hand, welche zu einem nichtsweniger als ungünstigen Urtheile berechtigen. Er sagt, daß zur Zeit der Reformation noch immer das Lob gelten konnte, welche Aeneas Sylvius Piccolomini den Baslern gegeben hatte, daß sie nämlich die Religion lieben, der Priesterschaft sonderliche Ehre anthun, Alle zur Messe gehen, nicht nur an Festen, sondern alle Tage. Durch das ganze Mittelalter habe sich in Basel keine Spur von Ketzerei gezeigt. Man begegne wirklich interessanten Lebensregungen. Tauler und andere derselben Richtung angehörende Männer übten auch auf Basel Einfluß. Die Gottesfreunde des Elsasses fanden hier Eingang. Die deutschen Evangelien wurden von den Bürgern fleißig gelesen. Unter denjenigen, welche von ferne her den berühmten Meister Ruys-

brock in Belgien besuchten, befanden sich Basler Bürger. Auch vortreffliche Andachtsbücher waren in den Händen des Volks und der Verfasser hebt darunter zwei besonders hervor; das i. J. 1514 zu Basel gedruckte sogenannte Plenarium, welches eine Uebersetzung aller Gebete und Gesänge der Messe mit beigefügten erbaulichen Anmerkungen enthält, und eine gleichzeitig erschienene Vorbereitung zum heiligen Sacrament mit andächtigen Gebeten vor und nach dem Empfange. Das letztere Buch war ursprünglich von einem Domherrn lateinisch verfaßt und von einem Karthäuserbruder im Auftrage seiner Obern ins Deutsche übersetzt worden. Der Verfasser sagt von demselben, daß es den Geist der reinsten und edelsten Mystik athme, die uns darin, wie in einer verklärten Gestalt entgegentrete, und daß wohl selten ein Communionbuch gefunden werden möchte, welches von gleicher Gluth der Andacht durchdrungen wäre *).

*) Der Verfasser bemerkt, daß, nach gewissen Stellen zu schließen, die Absicht dieses Buches die gewesen sey, die katholische Werkheiligkeit zu bekämpfen. In den Stellen aber, die er anführt, ist hievon keine Spur zu entdecken. Sie sind durchaus katholisch, und wir lassen sie nachfolgen, theils weil sie an und für sich eine Mittheilung verdienen, theils um unsere Leser in den Stand zu setzen, selbst hierüber zu urtheilen.

„Eile Herr, komme her, alle Freude meines Geistes, daß ich mich in dir ergötze; zeige mir den Weg, o du ewige Freude meines Herzens, daß ich dich finde, o Begierde meines Gemüths. Wie der Tagwerker seines Lohns und der Ruhe, also ist meine Seele nach dir begierig. Strecke deine Hand über mich und erlöse mich. Ich bin der arme Pilgrimm, gen Jericho abgegangen, von den Mördern gefangen und übel verwundet; du, milder Samaritaner, nimm mich in deine Pflege; ich habe zu viel gesündigt in meinem Leben; von der Fußsohle bis zu oberst an den Haarscheitel ist keine Gesundheit an mir; hättest du mir nicht geholfen, da du für mich am Kreuze starbst, so wäre meine Seele der Hölle zu Theil geworden. — Nun eile, Liebhaber meiner Seele, sieh nicht an, daß sie schwarz ist von Sünden,

Unsere Leser werden ohne Zweifel begierig seyn, welches Verfahren der Verfasser einschlägt, um den Eindruck dieser

---

zeige ihr dein begierliches Antlitz; deine Stimme töne in ihren Ohren; denn deine Stimme ist süß und dein Antlitz klar und schön, komm, mein Liebhaber, laß uns hinausgehen und sehen, ob die Reben blühen, bekehre mein traurig Weinen in geistliche Freude. O der wunderbaren Süßigkeit, o der süßen freundlichen Liebe, daß Gott als ein kleines Kindlein geboren, eingewickelt und in die enge Krippe gelegt ist. O heilige süße Kindheit, die du dem menschlichen Herzen die rechte, wahre Unschuld eingegossen hast, durch die aller Alter wieder eingehen soll in selige Kindheit. O selige Armuth, du hast kaum so viel Tuch gehabt, daß du bekleidet werden mochtest, du, der du die weite Welt bedeckest, der du den Himmel mit Sternen, das Erdreich mit schönen Blumen, die Thiere mit wunderlichem Unterschied geziert hast. Du liebliches Kind, darum bist du von den Himmeln herabgekommen, daß du uns deine Armuth begierlich machtest. O der wunderbarlichen Gnade, daß Gott der Herr weint in der Wiege, den die Engel anbeten im Himmel; als ob er sterblich wäre, saugt er an den Brüsten seiner Mutter, der das Leben gibt allen Dingen, den wir hören in den Wolken, und der das Erdreich begießt mit Regen. Nimm wahr der hohen Zusammenfügung der niedersten und der höchsten Dinge. O Speise alles Lebens, gespeiset mit kleiner Speise, speise meine Seele mit deiner heiligen Lehre. Lob und Dank sag ich dir, um Aufsetzung deines Namens; mein einig Heil, schreibe deinen heiligen Namen in mein Herz, nicht mit Buchstaben, sondern mit deinem heiligen Geiste, daß er darin hafte ewiglich, daß weder Glück noch Unfall mich von deiner Liebe scheiden möge. O süßer, seliger Name Jesu, der du gesund machst alle Siechen, der erleuchtet die Herzen, vertreibet die Traurigkeit, wirket Frieden in Ewigkeit".

So durchgeht der sinnige Mystiker die Jugendgeschichte des Herrn, bemerkt unser Autor hierüber, und weiß jedem Zuge derselben heilige, liebliche Lehren zu entlocken; aber erst die Leidensgeschichte leitet ihn zu den tiefsten Betrachtungen; bei der Kreuzigung angelangt, nehmen seine Worte den kühnsten Schwung.

Thatsachen, die er mit lobenswerther Treue angeführt hat, zu verwischen, und seine im Allgemeinen aufgestellte Thesis festzuhalten. Seine Taktik hiebei ist eine zweifache. Einerseits steift er sich auf die abgöttischen Gräuel der Messe und der

---

„Nun sieh über dich, getreuer Diener, wie dein Herr und Erlöser zwischen den Hörnern des Kreuzes hängt. Er erwartet deine Zukunft und fordert deinen freien Zugang. Er streckt aus seinen minniglichen Arm, er zeigt seine aufgethanen Wunden, er neigt sein Haupt zum Kusse, er ist bereit, dich zu empfahen und alle deine Sünden ohne allen Verzug zu vergeben. Darum so gehe unerschrocken zu dem heiligen Bilde, umfange ihn lieblich, halt ihn fest, da lege dich nieder, weiche nicht von dem Kreuze, bis du von den herabrinnenden Blutstropfen etwas erworben. Wo er begraben wird, da sey die Stätte deiner Ruhe. Gehe in deines Herzens Heimlichkeit, da laß dich den gekreuzigten Jesum finden, in seine heiligen Wunden verflossen. — Ferne sey alles Vertrauen deines eigenen Verdienens, denn all dein Heil steht allein in dem Kreuz Jesu Christi, darauf du alle deine Hoffnung fröhlich setzen sollst. Siehe an das Holz des heiligen Kreuzes, siehe, seine (des Herrn) klaren Augen sehen nicht, vor denen sich doch Niemand verbergen kann, seine bleichen Ohren hören nicht, die doch alle Dinge wissen, ehe sie geschehen. Seine Nase fasset keinen Geruch, der doch allen Blumen ihren süßen Geschmack verleiht. Seine Wangen als der Turteltauben so lieblich, haben ihre Schöne gar verloren. O Erlöser meiner Seele, wer gibt mir Erfüllung meiner Begierde, daß ich bei dir am Kreuze sterbe. O Tod, was hast du gethan, wie durftest du dich unterstehen, die Hand an den Gesalbten des Herrn zu legen? Du hast getödtet nicht ohne deinen großen Schaden, denn in dem Tödten des Lebens bist du selbst getödtet und zertreten; und mit dem Angel der Gottheit durchstochen, hast du deine tyrannische Herrschaft verwirkt. Darum singt billig die Kirche mit hoher Stimme: „„An dem Holz das Leben stirbt, vom Biß die Höll beraubet wird““".

Am Schluße fügt unser Autor hinzu, daß in dieser Schrift, so sehr sie auch Christum verherrliche, doch auch die ausschweifendste Marienverehrung entgegentrete.

Anbetung Mariens und der Heiligen, um zu beweisen, daß trotz so vieler günstiger Zeugnisse in Basel ein eben so tiefer Verfall des kirchlichen Lebens wie anderwärts herrsche; andererseits rechnet er alle jene Männer, denen er selbst die ehrenvollste Anerkennung ihres Charakters und ihres Wirkens nicht versagen kann, ohne weiteres zu Vorläufern des Protestantismus, oder vielmehr zu Protestanten, die nur durch die Ungunst der Zeit noch nicht zum Durchbruche gekommen waren.

In ersterer Beziehung tritt er nur in ausgetretene Wege ein, und erhebt sich nicht im mindesten über den gemeinsten und beschränktesten Zelotismus eines altlutherischen Pastors. Er flickt sich aus allerhand Lumpen und Lappen einen Popanz zusammen, und nachdem er ihn sorgsam mit Stroh ausgefüllt, und eine häßliche Fratze statt des Gesichtes angemalt hat, klebt er ihm einen Zettel mit der Ueberschrift: Katholicismus an. Ist ihm nun der furchtbare Gegner gegenüber gestellt, so legt er muthig, wie jener berühmte spanische Ritter, seine Lanze ein, sticht den armen Popanz durch und durch, haut mit gewaltigem Schlachtschwert die Fetzen auseinander, und kehrt, die Trophäen vor sich hertragend, siegprangend von der Wahlstatt zurück. Wir übergehen seine Aeußerungen über das Meßopfer, worin er behauptet, daß die katholische Kirche die durch den Opfertod Christi bewirkte Versöhnung als einen ins Unendliche sich ausbreitenden, beständig verschwindenden, vernichtenden, und darum der stets sich erneuernden Wiederholung bedürfenden Akt hinstelle und behandle, und daß daher nach ihrer Lehre die Versöhnung nie vollendet sey. Wir übergehen gleichfalls seine Aeußerungen über die katholische Verehrung der Mutter des Herrn und der Heiligen, die, trotz aller dreihundertjährigen Protestationen, zu einer Anbetung, ja zu einem förmlichen Polytheismus gestempelt wird. Die katholische Wissenschaft befindet sich heut zu Tage in einer ganz andern Position, als daß sie etwa darüber, daß man den Katholicismus noch immer so

verkenne, wehmüthige Lamentationen anstellen, und Dinge widerlegen sollte, die bereits millionenmal widerlegt sind und die jeder Katechismus widerlegt. Vor solcher Zeitverschwendung soll uns der Himmel bewahren. Nur das Eine können wir uns nicht versagen, eine äußerst scharfsinnige Construction, die der Verfasser über die Marienverehrung gibt, wörtlich aufzuführen, weil sie eine Probe ist, wie glücklich er alten Brei in moderne Modelle zu gießen weiß.

„Es ist hier nicht der Ort," sagt er, „die Entstehung diese sonderbaren Abirrung des christlichen Geistes zu erklären. Es genüge zu bemerken, daß sich in der Marienverehrung die katholische Auffassungsweise des Christenthums eigenthümlich ausgeprägt und anschaulich darstellt. Maria ist Symbol der Kirche, das irdische Gefäß, durch welches das Heil der Welt dargeboten wird; sie trägt es schützend und pflegend auf dem Arme; sie ist auch genannt die gemeinsame Mutter der Christenheit, der Kanal, durch welchen die göttliche Gnade der Menschheit zufließt. So wie nun die Gläubigen um solcher Eigenschaften willen der Kirche anbetende Verehrung darbringen, der Mutter in blindem Gehorsam sich unterwerfend, so ist auch Maria von der anbetenden Verehrung der Gläubigen umgeben. Ihr bloß mittelbares, durch die Kirche vermitteltes Verhältniß zu Christo ist in der Maria dargestellt, zu der die Gläubigen ihre Gebete richten, um zu Christo zu gelangen, zu der sie sich nahen, um durch sie Christo sich zu nahen. Sie wurde, seitdem Christi menschliche Natur über die göttliche im Glauben des Volkes wie vergessen worden, die eigentliche Vermittlerin Gottes und des Menschen; und als Vermittlerin mußte sie nothwendig der göttlichen Natur theilhaftig gemacht werden. In geheimnißvollem Bunde mit der Marienverehrung stand auch das durch die Kirche nicht beschwichtigte, geheime Gefühl der Schuld, das Bewußtseyn einer unversöhnten zürnenden Gottheit, welches zwischen diese und den Menschen eine gnadenreiche Vermittlerin stellte".

Die Kirche wird also von den Katholiken angebetet, und

den Hrn. Licentiaten, der besser we
dabei doch heimlich die Gräuel der
Damit war aber der Gräuel noch kein
Abgötterei wuchs noch eine andere
bemerkten, daß Maria Eigenschaften
gen, um welcher willen sie der Kirch
darbringen, ganz ähnlich sind. Flugs
ein Symbol der Kirche, und wie den
schen oft das Symbol und das Symbol
wechseln, trugen sie die anbetende
über. Von einer andern Seite her
Volks Christi menschliche Natur über
gessen worden, und dieses einseitige
chen Natur Christi bewirkte, daß man
Geschöpfe, und zwar eben der Mutter d
die göttliche Natur zuschrieb. Doch ge
des Verfassers hat keine Illustration ni
selbst. Eine so heillose Verwirrung un
Begriffe, ein solches Durcheinander ist
Ketzerkirchlichen Literatur, so bald nicht v
Hr. Licentiat,

lichen Gnaden und Vorzügen ausgeschmückt hat? Scheint es Ihnen nicht, daß dieß sogar in der Schrift angedeutet seyn dürfte, in den Worten des Engels, der sie als die Gnadenvolle begrüßte? Scheint es Ihnen nicht, daß Christus seine Mutter mehr als irgend ein Geschöpf liebte und liebt, und daß hienieden Maria ihn als ihren Gott, als ihren Sohn und als ihren Erlöser mehr liebte und liebt, als irgend ein anderes Geschöpf? Scheint es Ihnen nicht, daß eben diese Liebe sie antreiben muß, alle diejenigen, für welche ihr göttlicher Sohn in unendlicher Liebe sein Blut vergossen, mit der zärtlichsten Liebe zu umfassen, für ihr ewiges Heil unabläßig besorgt zu seyn und für sie in mütterliche Fürbitte sich zu ergießen? Scheint es Ihnen nicht, daß Christus diese Fürbitten seiner Mutter unmöglich anders als mit Wohlgefallen aufnehmen und annehmen kann? Scheint es Ihnen nicht, daß derjenige, welcher Jemanden um seine Fürbitte bei einem Andern bittet, eben dadurch anzeigt, daß er die gewünschte Gnade nicht von dem Fürbittenden, sondern von diesem Andern erwarte? Scheint es Ihnen nicht, daß wir Katholiken, so oft wir Maria loben und preisen, den Herrn loben und preisen, der ihr so große Gnade verliehen hat? Scheint es Ihnen endlich nicht, daß die katholische Glaubenslehre von der Gemeinschaft der Heiligen und von dem lebendigen, liebenden Verkehr der streitenden, leidenden und triumphirenden Kirche eine der tiefsten, zartesten und tröstlichsten Lehren ist, welche eben so den gesunden Verstand wie das gesunde, religiöse Gefühl befriediget? Wie Sie sich diese Fragepunkte beantworten werden, wissen wir nicht; schwerlich so, wie wir es wünschen. Wir sind aber auch noch nicht zu Ende. Unser eigentlicher Vorschlag kömmt erst. Er ist gewagt, das verkennen wir nicht. Wir setzen damit das bischen Reputation, das wir uns vielleicht bei Ihnen erworben haben dürften, auf das Spiel; aber heraus muß er doch. Wir nehmen an, daß dieser unser Aufsatz Ihnen zu Gesichte kömmt. Dieses angenommen: wie wäre es, wenn Sie von selbigem Tage an sich

entschließen wollten, die gnadenreiche Mutter zu verehren, und sie um ihre Fürbitte anzurufen, damit ihr göttlicher Sohn, falls Sie denn doch im Irrthum und nicht auf dem rechten Wege des Heiles wären, Ihnen das Licht der Erkenntniß und die Kraft, der erkannten Wahrheit zu folgen, verleihe. Uebrigens mögen Sie, um sicher zu gehen, alle erdenklichen Protestationen vorausschicken, daß Sie mit dieser Andacht den Verdiensten des Erlösers keinen Abbruch thun wollen, daß Sie auf Christus Ihr ganzes Vertrauen setzen, daß Sie seine heiligste Mutter nur unter der Voraussetzung, daß dieß Ihm selbst angenehm und wohlgefällig sey, um ihre Fürsprache anrufen. Wir könnten Ihnen mehrere Beispiele erzählen von Männern, geboren und erzogen im Protestantismus wie Sie, geistreich und gelehrt wie Sie, welche, dem innersten Drange ihres Herzens folgend, die Mutter der Barmherzigkeit zu verehren und anzurufen begannen, und zuletzt zu sehr merkwürdigen Resultaten gelangten. Thun Sie desgleichen, Hr. Licentiat, und wir werden bald viel leichter mit einander reden.

Was aber die zweite Art von Taktik belangt, so besteht dieselbe darin, daß der Verfasser, wo er irgendwo ein gläubiges Vertrauen auf die Verdienste Jesu Christi ausgesprochen findet, sogleich einen geheimen oder doch unbewußten Gegner der Kirche wittert, indem er es als ausgemacht annimmt, daß dieses Vertrauen in der katholischen Kirche völlig verschwunden und als Ketzerei verpönt war, und alle Welt meinte, man könne nur durch die eigenen Werke und durch den polytheistischen Cultus der Heiligen das Heil erwerben. Wir haben schon oben angeführt, welche Tendenz er jenem Communionbuch unterlegt. Auf ähnliche Weise rühmt er die geläuterten Erkenntnisse des Bischofs von Basel, weil derselbe unter sein vor einem Crucifixe knieendes Bild die Worte setzen ließ: Meine Hoffnung ist das Kreuz Christi, Gnade suche ich, nicht Werke*). Er führt in weiterem Verlaufe

*) Spes mea crux Christi, gratiam quaero non opera.

selbst an, daß dieser Spruch eigentlich dem Kanzler Gerson angehöre. Hätte er noch weitere Nachforschungen angestellt, so würde er ihn in wenig veränderten Ausdrücken bei dem heil. Bernard*), und noch mehr zurück bei den Vätern und im Wesen bei den katholischen Schriftstellern aller Jahrhunderte gefunden haben, da Werke und nicht Gnade suchen offenbarer Pelagianismus ist, dagegen aber auch wer die Gnade sucht, schon darnach strebt, sich die Gnade der Erlösung anzueignen, oder mit andern Worten, zu seinem Heile mitwirkt. In demselben Geiste erzählt und erklärt er folgende Thatsache: Als man vor ungefähr hundert Jahren die Zellen des ehemaligen Karthäuserklosters in Basel abbrach, fand man unter einem Balken ein lateinisches Glaubensbekenntniß, welches auf rührende Weise den Glauben an Christum und das Verdienst seines Leidens ausspricht. Ein Bruder Martin hatte dasselbe im dem Jahr 1456, wo er die feierlichen Ordensgelübde ablegte, aufgesetzt und in eine hölzerne Kapsel verschlossen in seiner Zelle eingemauert. Auf den ersten Blick fährt unser Autor fort, möchte man glauben, daß Bruder Martin aus Furcht vor Verfolgung sein der mönchischen Werkheiligkeit entgegengesetztes Bekenntniß der stummen Mauer anvertraut habe und diese Auslegung hat auch bis jetzt gegolten. Sie ist aber deßhalb unzulässig, weil Bruder Martin ausdrücklich sagt, daß er in dem Glauben, welchen er hier bekenne, geboren und erzogen, ferner die größte Ehrfurcht vor seinem Orden an den Tag legt, sich des Namens eines Karthäusers unwürdig erachtet und von erstem Eifer mönchischen Lebens ergriffen wünschet, zum Zeichen wahrer Zerknirschung blutige Thränen zu vergießen für seine Sünden sowohl als für die Sünden der ganzen Christenheit. Die Erklärung, die der Verfasser gibt, besteht demnach darin, daß derselbe sich mit diesem Bekenntnisse gegen künftige Anfechtungen verwahren wollte, daß jedoch dem Bekenntnisse allerdings ein unbe-

*) Bekannt ist, was der heil. Bernard auf dem Sterbebette ausrief: Vulnera Christi merita mea!

wußter Widerspruch gegen die katholische Werkheiligkeit zu Grunde liege, und da, wie schon oben angeführt, die christliche Wahrheit in der katholischen Kirche nie völlig geläugnet, sondern nur verdeckt und gelähmt werde, so erscheine der Glaube des frommen Bruders in einem Dämmerlichte von Wahrheit und Irrthum. Wir haben uns bei der Taktik des Verfassers nur deßhalb länger aufgehalten, weil sie charakterisch ist für eine ganze Richtung des heutigen gläubigen Protestantismus, und beweiset, wie derselbe rathlos hin und her schwankt zwischen alter Vornirtheit und moderner Verstiegenheit. Wir säumen nicht länger, uns über die religiösen Zustände in der Reformationszeit im Allgemeinen auszusprechen, und damit den Uebergang zu dem Leben und Wirken Oekolampadius zu vermitteln.

Die historische Wahrheit ist ein Palladium, welches die katholische Wissenschaft auf das treuste bewahren, und unter keiner Bedingung verläugnen oder verkümmern darf. Wäre ihr dieß nicht schon durch ein höheres sittliches Gesetz verboten, so würde sie schon das Gesetz der Klugheit hiezu verbinden; denn eben die Geschichte liefert ihr das Erz, aus welchem sie sich die schneidendsten Schwerter und die undurchdringlichsten Schilde bereitet, und es muß ihr alles daran liegen, dieses Erz von dem Roste der Verfälschung rein zu erhalten. Es kann und darf daher auch nicht geläugnet werden, daß zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts große Mißbräuche und Aergernisse sich eingeschlichen hatten. Der Kirche schadet dieses Bekenntniß so wenig, daß vielmehr eben darin eines der schlagendsten Zeugnisse für ihre göttliche Stiftung und für ihre höhere Leitung liegt, weil jede andere religiöse Gesellschaft unter der Last der Aergernisse, die sich schon so oft durch ausgeartete Glieder in ihrem Schooß gebildet hatten, schon längst hätte erliegen, und entweder gänzlich zu Grunde gehen, oder unter der äußerlichen Form in etwas ganz Anderes sich hätte verwandeln müssen, während die katholische Kirche aus allen diesen Proben geläutert und neu belebt her-

vorging, und das blieb, was sie in ihrem Ursprunge war. So groß aber auch der Verfall in jener Periode war, so darf doch auch hierin über die historische Wahrheit nicht hinausgegangen werden, und der richtige, die Gesammtheit der Erscheinungen würdigende Blick des Historikers muß auch hierin Maaß und Gränze bestimmen. Wir halten diese Bemerkung für sehr wichtig, denn, wie uns dünkt, haben in neuester Zeit sogar einige katholische Schriftsteller das Maaß überschritten, und um die Kraft des historischen Beweises für den höhern Beistand, welcher der katholischen Kirche vermöge der Verheißung ihres göttlichen Stifters beiwohnt, um so mehr hervorzuheben, das Verderbniß viel zu grell und zu einseitig geschildert. Selbst die Zeugnisse gleichzeitiger kirchlichgesinnter Schriftsteller, welche wieder das Sittenverderbniß des Volkes und der Geistlichkeit eifern, sind mit Umsicht zu gebrauchen; denn ist auch Alles wahr, was sie berichten, so fehlt doch ihren Berichten die Allseitigkeit, weil sie für ihren Zweck nur das Schlimme aufnehmen, das Gute aber übergehen. Es ist aber eben dieß die Aufgabe der Geschichtsforschung, das Gegebene in seinem ganzen Umfange aufzunehmen und zusammenzustellen, um ein der Wahrheit getreues Bild hervorzubringen.

Der größere Theil der Weltgeistlichkeit war allerdings in Unwissenheit, Sittenlosigkeit und weltliches Streben versunken; jedoch gab es darunter noch immer viele vortreffliche Prälaten und Priester, welche einen ihres erhabenen Standes würdigen Wandel führten, und ihre heiligen Pflichten mit aller Gewissenhaftigkeit erfüllten. Eben so fanden sich allenthalben noch Klöster und fromme Genossenschaften, welche ihrem ursprünglichen Eifer treu geblieben waren, den Ruhm unbefleckter Ordenszucht bewahrten, und die Anerkennung christlicher Tugend und Vollkommenheit eben so, wie das Streben darnach in dem Volke wach erhielten *). Hatte in

*) Diese Wahrheit wird sich durch historische Detailstudien immer mehr herausstellen. Es ist uns unlängst eine „Geschichte des

einzelnen Bisthümern, Landstrichen und Provinzen die Masse von Aergernissen sich zu einer schauderhaften Höhe aufgehäuft

---

Christenthnms in Oesterreich nnd Steiermark von A. Klein" in sieben Bänden Wien 1840 bis 42 zu Handen gekommen. Der Verfasser derselben hat mit einem Fleiße, welcher die größte Anerkennung verdient, ein weitschichtiges Material gesammelt, es sich jedoch zum Gesetze gemacht, die strenge Enthaltung von aller und jeder Pragmatik zu üben. Er erzählt in Art einer Chronik das Gute und Böse, Günstige und Widrige. Er berichtet, wie die Klöster eines nach dem andern durch den frommen Sinn großmüthiger Stifter und Stifterinnen entstanden, und welche Schicksale sie erfuhren, und er berichtet mit derselben Ruhe und Treue, wie sie dem größeren Theile nach von K. Joseph II. wieder aufgehoben wurden, ohne hierüber eine Bemerkung zu machen. Er ist also ein ganz unbedenklicher Zeuge. Wir haben nun aus eben diesem Werke ersehen, daß während des fünfzehnten und bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in den meisten Klöstern Oesterreichs und in vielen der Steiermark die Ordenszucht sich keineswegs in einem üblen Stande befand. Seit dem Hussitenkriege hatten unter thätiger Mitwirkung der Bischöfe nnd der Landesherren die meisten sich reformirt. Zu Melk hielt der Abt Ludwig Schanzler, welcher 1480 starb, strenge auf Beobachtung der Ordensregel. Einer seiner Mönche, Stephan Kolb wurde 1470 von den Schotten in Wien zu ihrem Abte verlangt. Hier und ohne Zweifel in allen übrigen Benedictinerklöstern Oesterreichs wurde bis zu Ende dieses Zeitraumes im Winter nicht einmal die Wohnung des Prälaten geheitzt. Der Abt Benedict von Seitenstätten, der 1440 starb, war wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften von Herzog Albrecht V. zu seinem Hofcaplan ernannt worden. Von riesenmäßiger Statur und furchtbarem Aussehen hatte er früher auf ähnliche Weise, wie Hieronymus Zscheggenbürlin ein sehr wüstes Leben geführt. Seine Schwester, die aus einem ähnlichen Sündenleben in das Haus der Büsserinen zum h. Hieronymus in Wien gegangen war, flehte unaufhörlich zu Gott um die Bekehrung ihres Bruders, und erlangte wirklich die Gnade, um welche sie bat. Er änderte nicht nur seinen Sinn, sondern beschloß auch, in den Ordensstand einzutreten, ward aber wegen des bösen Rufes, der ihm vorausging, überall abgewiesen, bis

so waren wieder andere, worin die Erbauung und das gute Beispiel um so dichter gedrängt waren. Kurz, es gab auf

---

endlich die Schotten in Wien ihm die Aufnahme ertheilten. Hier war er ein eifriger Beobachter der Ordensregel und ein eben so eifriger und beliebter Prediger, und ward endlich zum Prior erwählt, von wo ihn die Seitenstätter zum Abte verlangten. Ungefähr gleichzeitig stand dem Stifte Admont in Steiermark mit gleichem Ruhme der Abt Hartneid vor. Er genoß wegen seines strengen Wandels, seiner Klugheit und Gelehrsamkeit eines solchen Ansehens, daß K. Sigmund ihn zum Taufpathen seines Sohnes wählte, und starb im Rufe der Heiligkeit. Um dieselbe Zeit erwirkte der Abt von St. Lambrecht in Steiermark, Heinrich Mecker von Heinzheim, der dem Concilium von Basel beigewohnt hatte, seinen Untergebenen von dem heil. Stuhle die Erlaubniß, dreimal in der Woche Fleisch essen, und leinene Kleider statt der wollenen tragen zu dürfen. Aber unter dessen Nachfolger, Johannes Schachner ward das Kloster von so vielen und großen Unglücksfällen, Feuerbrünsten, Wassergüssen u. dgl. heimgesucht, daß die Mönche sie für eine Strafe ansahen und wieder zur genauen Beobachtung der Ordensregel zurückkehrten, in der sie auch bis zu Ende dieses Zeitraumes verharrten. Am längsten und strengsten erhielt sich der ursprüngliche Geist bei den Cisterciensern sowohl in Österreich als in Steiermark, so daß sie einer Reform gar nicht bedurften. Die Zugabe eines Eies zur gewöhnlichen Abendkost vom Dreifaltigkeitssonntage bis zum Feste der Kreutzerhöhung war eine Milderung, die ein Abt von Lilienfeld im vierzehnten Jahrhundert nur mit Zustimmung des Generalabtes zu Heiligenkreuz einzuführen sich getraute. Im Jahre 1382 hatte der päpstliche Legat zu Wien, Cardinal Pileus dem Abte Stephan die Erlaubniß gegeben, durch Aufführung einer Mauer ihren großen Speisesaal für Sommer und Winter abzutheilen, und die Winterabtheilung mit einem Ofen zu versehen, weil ihnen manchmal im Winter die Speisen auf dem Tische gefroren. Die Lilienfelder machten aber von dieser Erlaubniß erst nach 66 Jahren Gebrauch, nachdem sie ihnen nämlich von einem Generalkapitel ihres Ordens im Jahr 1448 bestätigt worden war. Ein solches Kapitel im Jahr 1440 gestattete auch, daß in jedem Kloster in einer von dem Abte zu bestimmenden Zeit abwechselnd der dritte Theil der Mönche Fleisch essen dürfe.

den Leuchtern der Kirche noch immer des Lichtes genug, welches in näheren oder weiteren Zwischenräumen aufflammend und weithin strahlend allen denjenigen, welche eines guten Willens waren, zur Leuchte dienen konnte. Im Allgemeinen stand der religiöse Sinn und Geist des Volkes auf einer viel höhern Stufe, als gewöhnlich angenommen wird. Wenn man die Predigten liest, die Tauler in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hielt, so kann man nur staunen, daß solche Mystik und Ascetik nicht vor einem kleinen Kreise von Auserwählten, sondern öffentlich von der Kanzel vorgetragen wurden, und doch ist nicht zu zweifeln, daß sie von dem Volke verstanden wurden. Dieß erhellet schon aus der Thatsache, daß eben diese Predigten einen ganz außerordentlichen Zulauf hatten. Im fünfzehnten Jahrhundert waren die Schriften des Tauler, des Heinrich Suso, des Johannes Ruysbrock, des Thomas von Kempen allgemein und die Schriften des heil. Bernard, des heil. Bonaventura, des Hugo und Richard von St. Victor, des Kanzlers Gerson wenigstens unter den wissenschaftlich Gebildeten verbreitet, und daß es auch diesem Jahrhunderte an einem ähnlichen Productionsgeiste nicht mangelte, bezeugt das obengedachte Communionbuch, welches durch die Zartheit und Innigkeit und durch die heilige Poesie, die darin weht, ganz an Heinrich Suso erinnert. Es gab aber auch noch viele andere Schriften dieser Art. Auch die herrlichsten und großartigen Werke christlicher Kunst, welche das Mittelalter hervorgebracht hat, und das allgemeine Interesse daran und die volksthümliche Begeisterung dafür sind redende Zeugnisse, daß damals ein geistiges Verständniß des Christenthums in seinen tiefsten Bedeutungen die Massen des Volks durchdrungen hatte, wovon wir heut zu Tage keine Ahnung mehr haben. Und wenn unser Autor, diesen Gegenstand berührend, sagt, daß der Gottesdienst nicht gewürdiget werden könne ohne den wundervollen und mit allem Glanze der Kunst geschmückten Leib, womit die Symbolik des Mittelalters ihn umgab, so hat er ein sehr wahres Wort gespro-

chen, und ein ihm unwillkührlich abgedrungenes Zeugniß abgelegt. Soll aber die religiöse Entartung schon dadurch dargethan seyn, daß die katholischen Priester allenthalben Messe lasen, und das Volk zu dem Opfer der heiligen Messe eine eine große Andacht trug, so haben wir hierüber weiter nichts zu sagen; denn der Vorwurf trifft auch uns Katholiken der Gegenwart, und wir können nur staunen über die Gewalt eines dem Irrthum zugefallenen Partheigeistes, welcher selbst Solche, die als christlich und gläubig gelten wollen, dahin reißt, über das tiefste und heiligste Geheimniß unserer heiligen Religion mit der rohsten und geistlosesten Oberflächlichkeit zu urtheilen. Ein Gleiches gilt für die Verehrung der seligsten Jungfrau und der Heiligen. Es mag wohl hie und da, wo der Unterricht des Volkes am meisten vernachlässiget war, vorgekommen seyn, daß diese Verehrung aus Unwissenheit über ihre Gränze hinausgetrieben ward; wir sind jedoch überzeugt, daß dieß nicht sehr häufig der Fall war, weil das innerste Gefühl Jeden, der nur die Elemente des christlichen Glaubens begriffen hat, belehrt, daß wir in den Heiligen nur Gott selbst, der sich durch sie verherrlicht hat, lieben und ehren. Die größten und verderblichsten Mißbräuche waren ohne Zweifel diejenigen, welche sich in die Art und Weise, die Ablässe zu ertheilen und zu verkündigen, eingeschlichen hatten; es ist jedoch auch in dieser Beziehung gewiß, daß der schädliche Einfluß derselben auf die Sittlichkeit und Religiösität des Volks gewöhnlich viel zu hoch angeschlagen wird; denn auch hier ist das sittliche Gefühl viel zu tief in die Herzen der Menschen eingegraben, als daß irgend ein Mißbrauch dasselbe in ihnen auslöschen und sie überzeugen könnte, daß man ohne innerliche Sinnesänderung und sittliche Erneuerung durch bloße äußerliche Werke Gott wohlgefällig werden könnte. Den besten Beweis dafür gibt uns der Protestantismus selbst an die Hand. Statt der einzelnen Ablässe, welche die katholischen Ablaßprediger verkündigten, hatten die Reformatoren mit der Rechtfertigung durch den bloßen Glau-

den eine General-Absolution, einen wahren Monster-Ablaß, welcher alle übrigen Ablässe in sich verschlang, proclamirt. Wohin eine solche schauerliche Abirrung des menschlichen Geistes in ihrer consequenten practischen Durchführung bringt, zeigen diejenigen, welche Luther die Schwärmgeister zu nennen pflegte. Daß sie aber nicht den ganzen Protestantismus in diesen Abgrund mit sich fortrissen, und daß in dem äußerlichen Leben bald wieder Alles in die gewöhnlichen Geleise eintrat, ist außer den politischen Einflüssen nur der Unverwüstlichkeit des sittlichen Gefühles zu danken. Im Ganzen genommen war der Verfall zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bei Weitem nicht der größte, welchen die Kirche bis dahin schon erlebt hatte. Als z. B. im eilften Jahrhundert Gregor VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, waren die Zustände noch viel schlimmer, die Aergernisse noch viel tiefer und allgemeiner eingewurzelt. Damals bediente sich der Herr einer großen Persönlichkeit, die in der Weltgeschichte wenige ihres Gleichen hat, um seiner Kirche Hülfe zu senden. Jetzt ließ er es zu, daß durch eine innerliche Empörung die Lebenskräfte zur Reaction geweckt wurden, und die dadurch bewirkte Spaltung den Krankheitsstoff aus dem lebendigen Organismus hinausleitete. Wir müssen die göttlichen Rathschlüsse anbeten, aber so viel ist gewiß, daß auf dem einen und dem andern Wege die Heilung herbeigeführt wurde.

Es ist ferner eine eben so unbestreitbare Thatsache, daß in der Zeit, von welcher wir sprechen, die besten und edelsten Geister für eine Reformation waren; allein was wohl zu unterscheiden ist, nicht für eine Reformation im Glauben, sondern nur in der Disciplin; nicht für eine Reformation durch Auflehnung gegen die rechtmäßige kirchliche Gewalt, sondern für eine Reformation, die im Schooße der Kirche selbst vorgenommen werde. Wir können die Männer, welche an dem Kampfe Theil nahmen, füglich in drei Klassen theilen, in Solche, welche gleich zu Anfang Luther und seine Gesellen mit klarem, scharfem Blick durchschauten und erkann-

ten, daß sie nicht von dem Geschlechte derjenigen seyen, von welchen das Heil für Israel zu erwarten ist; ferner in Solche, welche sich anfänglich im guten Glauben der Bewegung geneigt zeigten, weil sie ihren eigentlichen Charakter verkannten, und erst, als dieser sich vollständig entwickelt hatte, sich feierlich von aller Theilnahme lossagten; endlich in Solche, die verblendet von ihren persönlichen Interessen und Leidenschaften auch dann noch in der einmal betretenen Bahn fortschritten, und mit dem völligen Abfalle von der Wahrheit endeten. Wir haben nicht nöthig, über die Gränzen der Schaubühne, welche uns das vorliegende Werk eröffnet hat, hinauszugehen, um die lebendigen Beispiele für diese dreifache Eintheilung aufzufinden. Zu der ersten Klasse gehört der Doctor und Professor der Theologie, Ludwig Ber. Unser Autor berichtet über ihn Folgendes: „In Basel geboren, erhielt er seine Bildung in Paris, und zeichnete sich so sehr aus, daß ihm unter den Mitbewerbern zur theologischen Doctorwürde die erste Stelle zu Theil ward, was kaum sonst irgend einem Deutschen widerfahren mochte. Er ergab sich mit vielem Eifer der scholastischen Theologie, deren Fesseln er sich auch niemals ganz entwinden konnte, wenn er gleich für andere und bessere Gestaltungen der Theologie offenen Sinn behielt. Doch war er von dem Geiste der Universität, der er seine Bildung und seinen Ruhm verdankte, zu sehr eingenommen, als daß er in die eigentlich reformatorische Bahn hätte eintreten mögen. Er erkannte manche Mißbräuche und wünschte deren Abstellung, doch wollte er keine Veränderung, als eine solche, die vom Haupte der Kirche ausginge. Im Jahre 1512 nach Basel zurückgekehrt, wurde er Statthalter des Bischofs als Kanzler an der Universität und Professor der Theologie; er bekleidete zweimal die Würde eines Rectors (1514 und 1522), und wurde Probst des reichen, angesehenen Stiftes zu St. Peter. Groß war sein Ruf als Theologe und überragte weit den aller seiner Collegen. Dieß, wie sein achtungswerther Charakter, sein

Eifer für die Wissenschaft, für die er bedeutende Opfer von seinem Vermögen zu bringen im Stande war, machten ihn bei Vielen zum Gegenstande der höchsten Verehrung: die meisten der Prediger, welche in Basel die Reformation später einleiteten, hörten bei ihm Vorlesungen" *). Dieß war also der Mann, in dem die römische Verfinsterung in Basel eine ihrer stärksten Stützen hatte, und der die Seele des Widerstandes war, welchen die Universität der Einführung der Reformation entgegensetzte. Wir brauchen dieser Charakteristik aus gegnerischem Munde nichts beizusetzen, als daß er mit ungebeugtem Muthe in diesem Widerstande verharrte, und Basel erst verließ, als die protestantische Parthei völlig die Oberhand gewonnen hatte. Zu der zweiten Klasse gehört der Bischof Christoph von Uttenheim. Der Verfasser berichtet von ihm, daß er sich anfänglich für den kühnen Bestreiter des Ablasses günstig ausgesprochen habe, bemerkt aber bald darauf, daß er schon im April 1519 (also anderthalb Jahre nach Anschlagung der Thesen zu Wittenberg) an Luther irre geworden sey; im weiteren Verlaufe endlich erklärt er unverholen, daß der Bischof, je muthiger Luther vordrang, desto mehr sich von ihm entfernt habe, und zuletzt gänzlich wieder in den Katholicismus zurückgefallen sey, indem er sich im Jahre 1524 sogar verleiten ließ, an dem Bündnisse katholischer Fürsten und Bischöfe Theil zu nehmen. Das Wahre an der Sache ist leicht auszumitteln, wenn man nur die unrichtigen Ausdrücke richtig stellt. Der edle Bischof ward nicht irre an Luther, sondern er ward über Luther enttäuscht; er fiel nicht in den Katholicismus zurück, denn er hatte ihn nie verlassen, sondern er erkannte nur den praktischen Irrthum,

*) Er schrieb Commentare zu den Psalmen, eine Abhandlung über die Vorbereitung zum Tode, und eine andere über die Frage: Ob es erlaubt sey, zur Zeit der Pest zu fliehen; die beiden letzteren Schriften nach seinem Abgange von Basel. Der Verfasser bemerkt darüber: „Sie athmen fromme Resignation, sind aber mehr philosophisch als christlich gehalten".

eine Reformation zu begünstigen, die nicht von den rechtmäßigen Gewalten der Kirche selbst ausgeht, nachdem ihn die Erfahrung belehrt hatte, wohin unberufene, von Stolz, Anmaaßung und Selbstsucht geleitete Reformationsversuche führen. Zu dieser Klasse kann auch noch Erasmus von Rotterdam gerechnet werden, oder wenigstens ist ihm sein Platz zwischen dieser und der folgenden Klasse anzuweisen. Es ist nicht zu läugnen, daß Erasmus sich viel schwankender benommen, und in der That manchmal auf zweideutige und unverantwortliche Weise geäußert hat; so viel ist jedoch gewiß, daß er sich als Katholik bekannte, als er auf das Aeußerste gedrängt wurde, und im katholischen Glauben bis zu seinem Ende verharrte. Der Verfasser gesteht selbst, daß jeder Schritt, den Oekolampadius auf der Bahn der Reformation vorwärts that, mit einem Rückschritte des berühmten Humanisten zusammengefallen sey. Die Abreise desselben von Basel erzählt er auf folgende Weise: „Erasmus, da er die Reformation durch eine Reihefolge von durchgreifenden Gesetzen sich befestigen sah, fing an, ernstlich an die Abreise zu denken: in seinen Briefen an katholische Freunde äußert der unredliche Mann, daß er eine Stätte suchen müsse, wo er, unbeschadet des Rufs, seiner katholischen Rechtgläubigkeit leben könne, und wo das Meßopfer nach altem Gebrauche dargebracht werde. Zuletzt entschloß er sich, nach Freiburg im Breisgau zu wandern, wohin ihm seine Freunde, Ber und Glarian, vorangegangen waren; ungern begab er sich in die bigott-katholische Stadt: wie viel lieber wäre er in Basel geblieben! Mit schwerem Herzen und unter einem großen Zulauf von Menschen bestieg er in den letzten Tagen des Aprils 1529 das Schiff, welches ihn fortbringen sollte. Sein Verhältniß zu Oekolampad hatte sich nicht gebessert; er gestand zwar, daß er bescheidener als andere Vertreter der Reformation sey, aber er vermißte an ihm evangelische Lauterkeit. Seinerseits bedauerte Oekolampad, daß Erasmus mehr darauf ausgehe, den Großen dieser Erde zu gefallen, als der

regeln abgerathen. Wenn ich, ohne die Menschen zu beschädigen, ihre Fehler erwürgen könnte, solltest du sehen, was ich für ein Henker seyn würde, am eigenen Heerde beginnend" *). Was er hier schrieb, bewährte er auch durch die That. Als Paul III. damit umging, ihm zum Cardinal zu ernennen, und ihm allmählig mehrere Pfründen verleihen wollte, um das erforderliche Einkommen von dreitausend Dukaten zu decken, verharrte er darauf, daß er weder Pfründen noch Ehrenstellen suche, sondern nur den Tod erwarte, und bisweilen wünsche. Zur dritten Klasse endlich gehört der Held des vorliegenden Werkes, Johannes Hausschein, oder wie er sich nach damaliger Sitte in griechischer Uebersetzung nannte, Oekolampadius, geboren zu Weinsberg im Jahre 1482, gestorben zu Basel im Jahre 1531. Seine innerliche und geistige Lebensgeschichte nicht so sehr nach den äußerlichen, als nach den innerlichen Momenten im Umrisse zu entwerfen, ist die Aufgabe, die wir uns gesetzt haben.

LI.

Literatur.

Examen de l'ouvrage de M. le Marquis de Custine intitulé la Russie en 1839; par N. Gretsch. Traduit du Russe par Alexandre Kuoznetzoff. A Paris, au comptoir des imprimeurs-unis 1844.

La Russie en 1833 *rêvée par M. de Custine*, ou lettres sur cet Ouvrage écrites de Francfort. P. J. Yakovlef. Paris, chez tous les libraires. 1844.

Das Werk des Marquis von Cüstine, man mag sonst darüber denken wie man will, hat sich jedenfalls das Ver-

*) Siehe K. A. Menzels neuere Geschichte der Deutschen I. Band S. 148.

dienst erworben, die forschenden Blicke des europäischen Abendlandes dem russischen Morgenlande zugewendet zu haben. Und dieß ist kein geringes Verdienst einer Politik gegenüber, die es mehr wie irgend eine andere liebt, Alles mit tausend Argusaugen auszukundschaften und auszuforschen, selbst aber geräuschlos und unbeachtet, ohne irgend ein Aufsehen zu erregen, auf der Bahn ihrer „Erwerbungen" voranzuschreiten. Man denke nur an die ungeheuern Schwierigkeiten, mit welchen sogar der heilige Stuhl, das selbst von der russischen Regierung als legitim anerkannte geistliche Oberhaupt so vieler Millionen russischer Katholiken, zu kämpfen hatte, um sich auch nur die dürftigsten Nachrichten und Documente über Ereignisse, ja über Ordonnanzen, nicht etwa politischer, sondern ganz geistlicher Natur, zu verschaffen, die das Schicksal von Hunderttausenden betrafen, und die in keinem andern europäischen Lande mit solchem Erfolge hätten verheimlicht werden können.

Nun aber ist das Werk des französischen Marquis gleich nach den ersten Monaten in seiner zweiten französischen Originalausgabe erschienen; Belgien veranstaltete vier Nachdrücke, England und Deutschland übersetzten dasselbe, und keines der größeren Tagsblätter oder Zeitschriften aller Länder, wo die Presse irgend einiger Freiheit genießt, ging wohl mit Stillschweigen daran vorüber. Es konnte daher nicht fehlen, daß man auch russischer Seits gegen den neuen Gegner in die Schranken treten mußte; an dienstfertigen, wetteifernden Federn hat es ihm ohnehin nie gefehlt, und so wird allgemach eine Literatur entstehen, bestimmt, den Eindruck, welchen das Werk des Franzosen machte, zu verwischen.

Aus diesem ephemeren Geschlechte wählen wir zwei heraus, deren Titel am Eingange dieser Betrachtungen steht.

Was uns hier zuerst seltsam in die Augen fällt, ist, daß die beiden russischen Schriften nicht in Rußland, wie man nach ihrem Geist, noch in Frankreich, wie man nach ihrer Sprache hätte glauben sollen, sondern in unserem Vaterlande,

in Deutschland geschrieben sind! Ja das von Gretsch ist blos ins Französische übersetzt, es wurde russisch gedacht und geschrieben, nicht etwa an der Newa, oder an der Duina, sondern an unserem Neckar, in der docte ville de Heidelberg, wie der Verfasser selbst sich ausdrückt; ja es will uns auch der Name Gretsch als ein deutscher bedünken. Das zweite Pamphlet hat gar den Sitz unseres deutschen Bundesstaates, die freie Stadt Frankfurt am Main, zur Geburtsstätte!

Ueberhaupt scheint nicht leicht ein Land der Gegenstand so vieler wissenschaftlichen Erforschungen und Untersuchungen von Seiten der Russen zu seyn, als gerade unser Vaterland und namentlich jene durch ihre Naturschönheiten und ihre romantischen Erinnerungen berühmten Gegenden an der Gränze zwischen Frankreich und Deutschland; denn während der eine am Neckar, der andere am Main die russischen Interessen vertritt, finden wir einen dritten dieser wissenschaftlichen Dilettanten, Goldmann, in Neuwied, er, von dem eine jüngst in der russischen Frage erschienene Broschüre wissen will, daß er für seinen Antheil an der Pentarchie die runde Summe von 3000 Dukaten erhalten habe. Dürfen wir an diese Daten anknüpfen, so wird es auch in Mannheim, dem tragischen Wohnort Kotzebues und in Baden-Baden u. s. f. den Rhein auf und ab, nicht an Männern von gleichen wissenschaftlichen Bestrebungen und Meriten fehlen; ein Grund mehr, daß die Errichtung einer russischen Kapelle in der freien Stadt Frankfurt, von der bereits die öffentlichen Blätter melden, uns wenig verwunderlich erscheinen darf.

Uebrigens sind uns die Persönlichkeiten der Verfasser jener beiden Flugschriften gänzlich unbekannt; ja wir haben ihren Namen hier zum erstenmal nennen hören. Nur in einer englischen Zeitschrift, in dem Edinburgh Review vol. 79. Januar bis April 1844 Seite 361 finden wir in einer Note, die von seiner Glaubwürdigkeit handelt, im Vorübergehen folgende Notiz: The last time he was in Paris, some mi-

schievous person circulated his cards every-where, as M. Gretsch-Conseiller d'Etat et Grand Espion de Russie; er selbst spricht in seiner kleinen Schrift von verschiedenen Reisen, die er gemacht, und zur Rechtfertigung der russischen Polizei wegen der an Cüstine gestellten Fragen, erzählt er Seite 24: Bei meiner Ankunft in Wien war ich genöthigt mich auf der Polizei zu stellen, und auf ähnliche Fragen zu antworten. Mehr noch, man zog bei meiner Gesandschaft Erkundigungen über mich ein und erhielt die Antwort, daß ich weder gefährlich noch verdächtig sey. Da ich keine schlimmen Absichten hegte, so unterwarf ich mich ohne Murren diesen Nachforschungen. Wäre ich nach Oesterreich gekommen, um zu spioniren oder das Land zu insultiren, so hätten die Fragen der Polizei mich natürlich in Verlegenheit setzen können".

Beide Flugschriften sind übrigens nicht blos in Deutschland, sondern auch für Deutschland geschrieben. Gretsch sagt ausdrücklich, in Frankreich habe man nach den ersten drei Wochen, troz der zweiten Ausgabe, nicht mehr von Cüstine gesprochen, seinen geringen Werth erkennend. Welches aber ist das deutsche Publikum, das er im Auge hat? Wie er sagt, schrieb er seine Kritik ursprünglich für ein deutsches Journal, das er aber nicht nennt, — vielleicht eines der freien Stadt Frankfurt? Seine Bemerkungen wuchsen aber zu einer eigenen Schrift an. Indessen stimmte, seiner Versicherung nach, das schwerfälligere Deutschland dem französischen Verdammungsurtheil bei; Seite 7 sagt er selbst darüber wörtlich: „bei allen Leuten von gründlichen Kenntnissen und höherem Charakter in Deutschland erweckte das Buch des M. de Cüstine nur Indignation. Die Directoren des Museums von Heidelberg haben beschlossen dasselbe nicht zu kaufen". Hienach zu urtheilen, schrieb er also blos für schlecht unterrichtete Leute von niedrigem Charakter. Das heißt für die Plebecula. Auf die Gefahr hin, dieser zugezählt zu werden, haben wir seines und seines Landsmannes Schrift gele-

sen, wobei es uns indessen bedünken möchte, daß wenn man die Directoren des Heidelberger Museums als die obersten Repräsentanten von Allem gibt, was in Deutschland gründliche Kenntnisse und einen höheren Charakter besitzt, man alsdann kein Recht hat sich über französische Uebertreibungen zu beklagen.

In Betreff des allgemeinen Charakters dieser Kritik, so ist sie ein neues Beispiel, wie die Russen es damit zu halten pflegen. Man greift untergeordnete Punkte und Nebendinge an, um an der Hauptsache vorbeizugehen, oder diese damit selbst fallen zu machen. Dringt irgend eine Nachricht durch die vielen Cordons durch, so beweist eine dieser dienstfertigen Federn, daß kein Ort, kein Mann in Rußland existire, dessen Name so geschrieben werde, oder das, was hier als eine Strafe oder eine Gewaltthat ausgegeben werde, sey umgekehrt eine Gnade gewesen, für welche sich die betreffende Person bedankt habe, oder auch eine solche Atrocität könne nicht vorgefallen seyn, da sie schnurstracks dem Gesetze zuwiderlaufe; man citirt auch zum Ueberfluß einen Ukas, um zu beweisen, daß es höchstens eine einzelne Ausnahme seyn könne. Und in der That, die Kritik hat in allen diesen untergeordneten Punkten recht, und dennoch ist das angegebene Factum wahr, und vielleicht nicht einmal, sondern hundertmal, in noch grellerer Weise, geschehen. Aber, entgegnet man uns, die Ukase und der Wille des Kaisers, von denen ihr, die Ankläger, selbst sagt, seine Macht sey unumschränkt und die heroische, consequente Energie seines Willens, die keinem Zweifel unterworfen ist! — wir erwidern hierauf: wie beschränkt auch die scheinbar unumschränkteste Macht durch die bestehenden Verhältnisse einer gegebenen Stellung sey, davon hat erst ganz kürzlich Rußland vor den Augen Europas ein großes Beispiel gegeben, das keine seiner offiziösen Federn in Zweifel ziehen wird. Wir wollen uns näher erklären.

Bekanntlich laufen die staatsökonomischen Ansichten, welche dermalen in dem Kabinete von St. Petersburg herrschen,

darauf hinaus: daß das Bestreben aller russischen Handelspolitik darauf gehen müsse, das Kaiserreich so viel wie möglich nach Westen hin, gegen das europäische Abendland, zu sperren, und ihm dafür die Märkte des asiatischen Ostens zu öffnen. Hierin erkennt man das vorzüglichste Mittel zur Hebung der russischen Industrie und des Nationalreichthums; für diese Politik hat man kein Opfer gescheut. Wie gegen eine feindliche Nation, so hat man sich gegen Deutschland hin durch prohibirende Zollansätze abgeschlossen. Weder die verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem preußischen Hofe, noch auch der Verlust der öffentlichen Meinung in Deutschland, namentlich in den Gebieten des Zollvereins, konnten das Ministerium bestimmen, eine Milderung in diesem Absperrungssystem eintreten zu lassen, und doch hatte man zur Zeit der polnischen Revolution es wohl erfahren, was ein freundnachbarliches Verhältniß zu Deutschland werth sey. Allein man hielt sich verpflichtet, dieses Opfer als etwas Unvermeidliches der Wohlfahrt des Reiches zu bringen.

Nun sollte man aber freilich glauben, eine Macht, wie die kaiserliche in Rußland, so unumschränkt und mit solchen Mitteln ausgestattet, müsse ein Ziel, das sie so ernstlich wolle, nach dem sie mit solchen Opfern strebe, mit Leichtigkeit erreichen. Deutschland ließ sich in der That die russische Handelspolitik gefallen, wie hart es sich auch durch sie in jeder Hinsicht verletzt fühlte; allein die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung des kaiserlichen Willens boten, waren keine auswärtigen, es waren innere. Das unermeßliche Hinderniß, welches sich in Rußland der Vollstreckung auch den wohlgemeintesten Absichten des Monarchen entgegenstellt, ist die Corruption in der Beamtenhierarchie, es ist die Veruntreuung der öffentlichen Gelder und die Bestechlichkeit von unten bis oben hinauf, womit der Kaiser unaufhörlich zu kämpfen hat.

Er ist allerdings einziger Ausfluß allen Gesetzes, der unumschränkte Gebieter über Gut und Blut und Freiheit seiner

Unterthanen, sein Wille kann jede Strafe bestimmen, und seinem Arm fehlt nicht die Macht, sie zu vollstrecken; der Kaukasus, Sibirien und jede körperliche Züchtigung hangen von seinem Winke ab; und dennoch erweisen sich alle diese Waffen und Zwangsmittel durch jene Verderbniß in der zur Ausführung bestimmten Werkzeugen nur zu oft erfolglos und nichtig. Mit einem Worte, es ist den kaiserlichen Ministern noch nicht gelungen, dem in größter Ausdehnung betriebenen Schleichhandel Schranken zu setzen.

Das Petersburger Ministerium erlag in diesem Kampfe gegen die furchtbare Corruption seiner Beamten; es glaubte zuletzt zu dem äußersten Mittel greifen zu müssen und auf die Gefahr hin, den Unwillen der gesammten europäischen Presse auf sich zu laden, erfolgte nun der bekannte Ukas, der in kurz bestimmter Frist die gewaltsame Uebersiedelung aller an der Gränze wohnenden Juden ins Innere verordnete. Den Schleichhändlern dachte man so ihr Handwerk zu legen und die Behörden ferneren Versuchungen jüdischer Silberlinge zu entheben. Allein die Maaßregel gegen die Stammesgenossen des Hauses Rothschilds war so extremer Natur, sie wurde mit einem solchen Schrei allgemeiner Entrüstung aufgenommen, sie machte in der Ausführung solche Atrocitäten nothwendig, daß den Israeliten das gelang, worauf der päpstliche Stuhl bis jetzt vergeblich gehofft, die eiserne Consequenz ließ sich erweichen, der Ukas wurde in seinen wesentlichsten Bestimmungen zurückgenommen. Allein nichtsdestoweniger ist er zur Kenntniß des dortigen Rechtsstandes und zur moralischen Charakterisirung russischer Zustände im höchsten Grade lehrreich. Und zwar sind es zwei Punkte, die dabei vorzüglich in die Augen springen und welche wir hier den russischen Panegyrikern zu Gemüthe führen wollen.

Wenn nämlich in Dingen, die dem Kaiser so sehr am Herzen liegen, wofür er so Vieles geopfert, wobei seine Ehre als Autokrat so wesentlich betheiligt ist, sein Wille an den ausführenden Behörden in dieser Weise scheitert, und seinem

Herzen solche Maaßregeln abnöthigt, welche furchtbare Mißbräuche werden dieselben Behörden, die Vertreter dieses unumschränkten Herren, sich nicht in Dingen erlauben, wobei der Monarch nicht so unmittelbar betheiligt ist, ja wo Nationalvorurtheile ihre Mißbräuche noch beschönigen. Wer aber wird es wagen, die Klagen über Bedrückung, Ungerechtigkeit und Mißbrauch der Gewalt jeder Art in einem Lande zu den Ohren des höchsten Richters zu bringen, wo auch nicht ein Schatte von Preßfreiheit besteht, und wo Alles im Namen des Alleinherrschers vollzogen wird, und die ungetreuen Vollstrecker seines Willens daher in ihrem eigenen Interesse auch jede Klage, jede Beschwerde als eine Majestätsbeleidigung mit eiserner Ruthe zum Schweigen bringen. Diesen Voraussetzungen entsprechend, entwirft eine neuere, über die Verhältnisse von Rußland, Frankreich und Deutschland, in Frankreich erschienene Schrift*) uns folgendes Bild der russischen Administration, was mit anderweitigen Nachrichten unpartheiischer Berichterstatter vollkommen übereinstimmt: „Eine Controlle existirt hier so gut wie nicht, und ist unmöglich. Eine allgemeine Corruption, die in die Sitten, in Mark und Blut übergegangen, lastet auf allen Zweigen der Administration, und die Versuche, dieselben zu bekämpfen, sind für die oberste Gewalt eben so gefährlich, als erfolglos und nichtig für die Bedrohten. Alles ist zu kaufen und zu verkaufen. Der niederste Beamte, wie der höchste, ist zu gewinnen. Da ist ein unaufhörliches Markten, eine Wechselhalle für die Gewissen und die Gunstbezeugungen. Die Audienz hat ihren Preis, die Protection hat ihren Preis, der Richter hat seinen Preis, Alles ist Gegenstand des Schachers, Alles hat seinen Cours. Die Polizei selbst treibt die Käuflichkeit bis zur äußersten Gränze der Möglichkeit und darüber hinaus. Ein Umstand,

*) Russie, Allemagne et France, révélations sur la politique russe, d'après les notes d'un vieux diplomate par Marc Fournier. Troisième edition. Paris 1844.

sam und biegsam das Gewissen ein
höre er nun zum Civil oder Militä
Vorstellungen in dieser Beziehung
gende Anekdote erzählt: „Eines Ta
telbar Klage vor dem Kaiser Alexa
tigung eines Urtheils nicht erwirken
ungesetzliche Summe zu zahlen, wor
daß er in der That nicht wisse, wa
selbst, sagte der Monarch, muß für
einem Tarif zahlen, von dem ich
nie verordnet habe“. Ein anderes Z
sondern historische Wahrheit: Dersel
schenkte, zum Zeichen seiner dankba
russischen Dichter mit einem kostbar
man, worin er diese Dieberei in alle
Staatslebens mit freimüthigen Farbe
ches unumschränktes Verdammungsur
wärtige Kaiser über diese Reichspest
gesprochen, ist nicht minder eine in D
kannte Thatsache. Welches aber das
nen sey solch gränzenlosem Mißbrauc
hörden ... sich ... den

den von der Gränze verordnete, war er nach den in Rußland bestehenden Rechtsbegriffen vollkommen in seinem Rechte: denn er ist unumschränkter Autokrat und sein Wille wird Gesetz; es ist auch dieß in der That nicht das einzige Beispiel einer solchen Verpflanzung ganzer Völkerschaften; die russische Geschichte bietet uns, ihrem orientalischen Geiste gemäß, andere ähnliche, nicht nur befohlene, sondern wirklich ausgeführte Verpflanzungen dar. Allein wenn dieser oberste Wille um bloßer materieller Zwecke, um seinem Reiche sehr zweifelhafte Handelsvortheile zu sichern, Tausende und aber Tausende, Schuldige und Unschuldige, durch einen einzigen Federstrich, unter Erleidung des größten Verlustes an Hab und Gut, ihrer Heimath entreißen kann: was wird dann hier dieselbe Macht sich nicht für erlaubt halten, wo es gilt, ihrer Ueberzeugung nach, unendlich höhere Interessen zu fördern, wie z. B. die Ausbreitung russischer Nationalität, die Kräftigung der Einheit des weiten Reiches, und die Propaganda der orthodoxen russischen Kirche, deren Oberhaupt der Kaiser ja ist. Wo wird hier die unumschränkte Macht vor der Freiheit des Einzelnen zurücktreten und was wird die Corruption der Behörden, zur Befriedigung jeder schlechten Eigenschaft, erst wieder aus solchen in diesem Geiste erlassenen Ukasen bei der Ausführung machen? Wird heute des Schleichhandels und der Bestechlichkeit der Behörden wegen vielen Tausenden von Juden die Auswanderung befohlen, was sichert die polnischen oder russischen Katholiken oder die Protestanten der Ostseeprovinzen Morgen vor dem gleichen Schicksale, wenn es sich um Förderung der allgemeinen Russifizirung handelt? haben ja die Schismatiker der russischen Kirche, die Raskolniken, in der That, unglücklicher hierin als die Juden, ihre Heimath schon früher verlassen müssen. Und wer wird dort der begründetsten Beschwerde Gerechtigkeit widerfahren lassen, wo Richter und Parthei sich in der gleichen unumschränkten Person vereinigen? Der päpstliche Stuhl hat ja seine wohldokumentirte Klagschrift über die vielfache schreiende Verletzung der be-

schwornen Rechte der katholischen Kirche der öffentlichen Meinung schon längst vorgelegt, er hat aber seit zwei Jahren wenigstens öffentlich noch keine andere Antwort von jenem souveränen Willen erhalten, als daß man mit stummer Verachtung auf dem einmal betretenen Weg der Gewaltthat und Knechtung voranschreitet. Welches moralische und materielle Gut wird daher irgend Jemand, wer es auch sey, unter solchen Verhältnissen mit Sicherheit überhaupt noch sein nennen können?

Ohne übrigens die gegenwärtige Generation allein für diesen, aus der historischen Entwicklung früherer Jahrhunderte hervorgegangenen Zustand verantwortlich zu machen, fassen wir Alles zusammen, so lautet die Formel, welche ihn, seinem orientalischen Charakter gemäß, bezeichnet also: es ist Einer, der die Macht hat, Alles zu befehlen, was er will, denn sein Wille ist Gesetz; allein nur zu oft thun die Behörden, die Werkzeuge dieser seiner Allmacht, in seinem Namen und gedeckt durch sein Ansehen, was ihre Corruption ihnen eingiebt, während bei ihrer Bestrafung die unumschränkte Macht des Einen, bei jedem mangelnden Gegengewicht, sich in der Ueberwachung und Züchtigung der eigenen Werkzeuge auf das Höchste beschränkt und eingeengt findet, und daher geschehen lassen muß, was sie nicht zuerst verschuldet hat und nun auch nicht ändern kann.

Bei so bewandten Umständen können wir, ohne irgend eine Regung des Neides zu empfinden, die Worte von Hrn. Gretsch wiederholen, wenn er die Segnungen dieser Verfassung uns anrühmend, sagt: Nous dormons tranquilles dans nos maisons, convaincus de la sécurité parfaite, qui nous entoure, convaincus que notre vie, notre honneur et nos biens sont sacrés et inviolables! Wäre er einer der polnischen Gränzjuden, oder der dortigen Katholiken, oder einer an den Rechten und der Bildung seiner Stammgenossen hangender Bewohner der Ostseeprovinzen gewesen, er würde wohl nicht so ruhig geschlafen haben, wie er es an den Ufern

des Neckars that, als er diese Worte für sein „schlecht unterrichtetes“ deutsches Publikum, zur besseren Aufklärung, schrieb.

Daß eine Regierungsweise, wie die oben geschilderte, für uncivilisirte Länder, wie viele Provinzen Asiens es noch immer sind, vielleicht die einzig mögliche, ja beziehungsweise noch ein Glück sey: darüber wollen wir hier nicht rechten; daß man ihr aber, unter dem Beifallrufen feiler Publizisten, im vermeintlichen Interesse des Russenthums, die höhere Bildung Polens und der Ostseeprovinzen und der katholischen Kirche zum Opfer bringt, das können wir nur beklagen, denn das Gelingen wäre kein wirklicher Sieg Rußlands, sondern ein Sieg orientalischer Despotie über europäische Freiheit, asiatischer Barbarei über abendländische Civilisation, ein Sieg, der uns einer neuen Invasion blind gehorchender Horden bloßstellen würde.

Uebrigens bedarf es dieser russischen Kritiker nicht, um das Werk von Cüstine nach seinem wahren Gehalte zu schätzen. Der Marquis portraitirt sich selbst darin nur allzu sehr. Ein Franzose von dem Scheitel bis zur Fußsohle, voll Widersprüche in sich selbst; besuchte er ein Land, das halb civilisirt halb barbarisch, halb europäisch halb asiatisch, nicht minder die grellsten Widersprüche darbot; so durcheilte er in aller Hast einen Theil desselben in nicht ganz drei Monaten, und heimgekehrt, schrieb er, anknüpfend an die flüchtigen Noten, die er heimlich in Rußland geschrieben und dort im Hut und Stiefel versteckt gehalten, während er lobende Briefe öffentlich auf die Post gegeben, vier Bände über die kurze Reise. Es konnte daher nicht fehlen, daß die eigenen Widersprüche mit den Widersprüchen des Landes sich vervielfältigten. Ohne Kenntniß der Sprache und der einheimischen Literatur, ein Fremdling im Orient, dafür aber nach französischer, leichtfertiger Art bereit, augenblicklich aus jedem einzelnen Factum, zu dessen Ergründung ihm die Zeit fehlte, eine allgemeine Folgerung zu ziehen: so erklärt sich leicht,

schüchternen Heerde Christi". Unter der schüchternen Heerde Christi sind hier diejenigen gemeint, welche so eben die Bilder gestürmt, und die empörendsten Gewaltthaten gegen ihre katholischen Mitbürger sich erlaubt hatten. Wenn daher Erasmus an Oekolampadius die evangelische Lauterkeit vermißte, so hat er die Sache mit dem mildesten Ausdrucke bezeichnet; er hat sich aber noch viel bestimmter ausgedrückt, und geradezu erklärt, daß sein Freund Oekolampadius seit seinem Abfalle von dem katholischen Glauben nicht mehr zu kennen sey, und seine frühere Aufrichtigkeit völlig eingebüßt habe. Unser Verfasser will dagegen aus Erasmus einen Heuchler machen, der, im Herzen Protestant, das Bekenntniß seiner Ueberzeugung zeitlichen Vortheilen aufopferte. Damit verhält es sich aber wieder umgekehrt. War Erasmus unredlich, lastet auf ihm der Vorwurf, seine innerliche Ueberzeugung verleugnet zu haben, so geschah dieß gewiß nur zu Gunsten der tonangebenden Reformatoren. Der Reformatismus nahm damals ungefähr dieselbe Stelle ein, welche heutzutage der Radicalismus einnimmt. So wie heutzutage wer immer etwas in die Welt hinausredet, schreibt oder singt, was der radikalen Parthei zu Ohren klingt, wie mittelmäßig auch seine Persönlichkeit und sein Talent seyn möge, dennoch sicher ist, zahlreiche Freunde und Pathen zu finden, welche ihn in der öffentlichen Meinung, die sie unermüdlich bearbeiten, möglichst emporzutragen streben, und so wie jeder Andere, der im entgegengesetzten Sinne sich zu äußern wagt, ungehört von ihnen verurtheilt und unter die Servilen eingereiht wird, so geschah es damals in ganz ähnlicher Weise. Wer in jener Zeit sich erkühnte, für die alte Kirche aufzutreten, und den Reformatoren seine Huldigung zu versagen, ward von ihnen ohne weiteren Proceß als ein den Fürsten und Pfaffen Verkaufter ausgeschrieen, während sie selbst in der servilsten Weise um die Gunst des Volkes und der Fürsten, die sie zu bethören hofften, sich bewarben. Erasmus war in Allem, was seinen Ruhm und die allgemeine Verehrung, deren er sich

bis zum Ausbruche der Reformation zu erfreuen hatte, empfindlicher, als er es hätte seyn sollen. Er wollte eigentlich nur den Studien leben, und erklärte öfters sein Bedauern, daß so Viele ihre Kräfte und Talente dahin anwendeten, den alten Glauben zu erschüttern und Zwietracht in der Kirche zu erregen, statt sie der friedlichen Pflege der Wissenschaften zu weihen. Er bemühte sich, so viel an ihm war, sich hinter eine gewisse Neutralität zu verschanzen; allein die Reformatoren gönnten ihm diese Ruhe nicht. Es lag ihnen zu viel daran, eine so große Autorität für sich zu gewinnen, und Erasmus hatte nicht Muth und Charakterstärke genug, sich über ihren Tadel eben so, wie über ihr Lob hinauszusetzen. Gegen den Vorwurf des Ehrgeizes und der Habsucht hatte er sich schon vor seiner Abreise von Basel in einem Schreiben an Melanchthon vertheidigt. Er schrieb darin: „Was mich betrifft, so läßt mich mein Gewissen ohne Furcht, wie sehr auch andere mit meiner Kleinmüthigkeit groß thun. Mein Alter und meine Leibesschwachheit kann mir weder der Kaiser, noch der Papst nehmen. Ich habe genug, um meine geringen Bedürfnisse zu bestreiten. Nach Ehrenstellen und Reichthümern sehne ich mich so wenig, als ein kraftloses Pferd nach Gepäck. Des Ruhmes bin ich längst satt, wenn es überhaupt einen Ruhm gibt. Auch hat es mir nicht an Gefahren gefehlt, die selbst einen Kühnherzigen hätten schrecken können. Und doch wird der, welcher dieß alles verachtet, furchtsam genannt! Du lässest dich von den Meinungen, die du angenommen hast, nicht losreißen, und ich soll gegen meine Ueberzeugung Sätze bekennen, die mir Schande und gewisses Verderben bringen würden? Nichts ist für mich leichter, als das Leben verachten, das nur noch in einem kleinen Theile übrig, und so vielen Krankheiten unterworfen ist, daß ich mir sogar den Tod wünschen würde, wenn ich mit diesem Gedanken Christo wohlgefallen könnte. Mein Zögern und meine Mäßigung hat nur die Absicht gehabt, beiden Partheien zu nützen. Ich hasse den Aufruhr' und habe den Fürsten immer von harten Maaß-

regeln abgerathen. Wenn ich, ohne die Menschen zu beschädigen, ihre Fehler erwürgen könnte, solltest du sehen, was ich für ein Henker seyn würde, am eigenen Heerde beginnend"*). Was er hier schrieb, bewährte er auch durch die That. Als Paul III. damit umging, ihm zum Cardinal zu ernennen, und ihm allmählig mehrere Pfründen verleihen wollte, um das erforderliche Einkommen von dreitausend Dukaten zu decken, verharrte er darauf, daß er weder Pfründen noch Ehrenstellen suche, sondern nur den Tod erwarte, und bisweilen wünsche. Zur dritten Klasse endlich gehört der Held des vorliegenden Werkes, Johannes Hausschein, oder wie er sich nach damaliger Sitte in griechischer Uebersetzung nannte, Oekolampadius, geboren zu Weinsberg im Jahre 1482, gestorben zu Basel im Jahre 1531. Seine innerliche und geistige Lebensgeschichte nicht so sehr nach den äußerlichen, als nach den innerlichen Momenten im Umrisse zu entwerfen, ist die Aufgabe, die wir uns gesetzt haben.

LI.

Literatur.

Examen de l'ouvrage de M. le Marquis de Custine intitulé la Russie en 1839; par N. Gretsch. Traduit du Russe par Alexandre Kuöznetzoff. A Paris, au comptoir des imprimeurs-unis 1844.

La Russie en 1833 *rêvée par M. de Custine*, ou lettres sur cet Ouvrage écrites de Francfort. P. J. Yakovlef. Paris, chez tous les libraires. 1844.

Das Werk des Marquis von Cüstine, man mag sonst darüber denken wie man will, hat sich jedenfalls das Ver-

*) Siehe K. A. Menzels neuere Geschichte der Deutschen I. Band S. 148.

dienst erworben, die forschenden Blicke des europäischen Abendlandes dem russischen Morgenlande zugewendet zu haben. Und dieß ist kein geringes Verdienst einer Politik gegenüber, die es mehr wie irgend eine andere liebt, Alles mit tausend Argusaugen auszukundschaften und auszuforschen, selbst aber geräuschlos und unbeachtet, ohne irgend ein Aufsehen zu erregen, auf der Bahn ihrer „Erwerbungen" voranzuschreiten. Man denke nur an die ungeheuern Schwierigkeiten, mit welchen sogar der heilige Stuhl, das selbst von der russischen Regierung als legitim anerkannte geistliche Oberhaupt so vieler Millionen russischer Katholiken, zu kämpfen hatte, um sich auch nur die dürftigsten Nachrichten und Documente über Ereignisse, ja über Ordonnanzen, nicht etwa politischer, sondern ganz geistlicher Natur, zu verschaffen, die das Schicksal von Hunderttausenden betrafen, und die in keinem andern europäischen Lande mit solchem Erfolge hätten verheimlicht werden können.

Nun aber ist das Werk des französischen Marquis gleich nach den ersten Monaten in seiner zweiten französischen Originalausgabe erschienen; Belgien veranstaltete vier Nachdrücke, England und Deutschland übersetzten dasselbe, und keines der größeren Tagsblätter oder Zeitschriften aller Länder, wo die Presse irgend einiger Freiheit genießt, ging wohl mit Stillschweigen daran vorüber. Es konnte daher nicht fehlen, daß man auch russischer Seits gegen den neuen Gegner in die Schranken treten mußte; an dienstfertigen, wetteifernden Federn hat es ihm ohnehin nie gefehlt, und so wird allgemach eine Literatur entstehen, bestimmt, den Eindruck, welchen das Werk des Franzosen machte, zu verwischen.

Aus diesem ephemeren Geschlechte wählen wir zwei heraus, deren Titel am Eingange dieser Betrachtungen steht.

Was uns hier zuerst seltsam in die Augen fällt, ist, daß die beiden russischen Schriften nicht in Rußland, wie man nach ihrem Geist, noch in Frankreich, wie man nach ihrer Sprache hätte glauben sollen, sondern in unserem Vaterlande,

in Deutschland geschrieben sind! Ja das von Gretsch ist blos ins Französische übersetzt, es wurde russisch gedacht und geschrieben, nicht etwa an der Newa, oder an der Duina, sondern an unserem Neckar, in der docte ville de Heidelberg, wie der Verfasser selbst sich ausdrückt; ja es will uns auch der Name Gretsch als ein deutscher bedünken. Das zweite Pamphlet hat gar den Sitz unseres deutschen Bundesstaates, die freie Stadt Frankfurt am Main, zur Geburtsstätte!

Ueberhaupt scheint nicht leicht ein Land der Gegenstand so vieler wissenschaftlichen Erforschungen und Untersuchungen von Seiten der Russen zu seyn, als gerade unser Vaterland und namentlich jene durch ihre Naturschönheiten und ihre romantischen Erinnerungen berühmten Gegenden an der Gränze zwischen Frankreich und Deutschland; denn während der eine am Neckar, der andere am Main die russischen Interessen vertritt, finden wir einen dritten dieser wissenschaftlichen Dilettanten, Goldmann, in Neuwied, er, von dem eine jüngst in der russischen Frage erschienene Broschüre wissen will, daß er für seinen Antheil an der Pentarchie die runde Summe von 3000 Dukaten erhalten habe. Dürfen wir an diese Daten anknüpfen, so wird es auch in Mannheim, dem tragischen Wohnort Kotzebues und in Baden-Baden u. s. f. den Rhein auf und ab, nicht an Männern von gleichen wissenschaftlichen Bestrebungen und Meriten fehlen; ein Grund mehr, daß die Errichtung einer russischen Kapelle in der freien Stadt Frankfurt, von der bereits die öffentlichen Blätter melden, uns wenig verwunderlich erscheinen darf.

Uebrigens sind uns die Persönlichkeiten der Verfasser jener beiden Flugschriften gänzlich unbekannt; ja wir haben ihren Namen hier zum erstenmal nennen hören. Nur in einer englischen Zeitschrift, in dem Edinburgh Review vol. 79. Januar bis April 1844 Seite 361 finden wir in einer Note, die von seiner Glaubwürdigkeit handelt, im Vorübergehen folgende Notiz: The last time he was in Paris, some mi-

schievous person circulated his cards every-where, as M. Gretsch-Conseiller d'Etat et Grand Espion de Russie; er selbst spricht in seiner kleinen Schrift von verschiedenen Reisen, die er gemacht, und zur Rechtfertigung der russischen Polizei wegen der an Cüstine gestellten Fragen, erzählt er Seite 24: Bei meiner Ankunft in Wien war ich genöthigt mich auf der Polizei zu stellen, und auf ähnliche Fragen zu antworten. Mehr noch, man zog bei meiner Gesandschaft Erkundigungen über mich ein und erhielt die Antwort, daß ich weder gefährlich noch verdächtig sey. Da ich keine schlimmen Absichten hegte, so unterwarf ich mich ohne Murren diesen Nachforschungen. Wäre ich nach Oesterreich gekommen, um zu spioniren oder das Land zu insultiren, so hätten die Fragen der Polizei mich natürlich in Verlegenheit setzen können".

Beide Flugschriften sind übrigens nicht blos in Deutschland, sondern auch für Deutschland geschrieben. Gretsch sagt ausdrücklich, in Frankreich habe man nach den ersten drei Wochen, trotz der zweiten Ausgabe, nicht mehr von Cüstine gesprochen, seinen geringen Werth erkennend. Welches aber ist das deutsche Publikum, das er im Auge hat? Wie er sagt, schrieb er seine Kritik ursprünglich für ein deutsches Journal, das er aber nicht nennt, — vielleicht eines der freien Stadt Frankfurt? Seine Bemerkungen wuchsen aber zu einer eigenen Schrift an. Indessen stimmte, seiner Versicherung nach, das schwerfälligere Deutschland dem französischen Verdammungsurtheil bei; Seite 7 sagt er selbst darüber wörtlich: „bei allen Leuten von gründlichen Kenntnissen und höherem Charakter in Deutschland erweckte das Buch des M. de Cüstine nur Indignation. Die Directoren des Museums von Heidelberg haben beschlossen dasselbe nicht zu kaufen". Hienach zu urtheilen, schrieb er also blos für schlecht unterrichtete Leute von niedrigem Charakter. Das heißt für die Plebecula. Auf die Gefahr hin, dieser zugezählt zu werden, haben wir seines und seines Landsmannes Schrift gele-

sen, wobei es uns indessen bedünken möchte, daß wenn man die Directoren des Heidelberger Museums als die obersten Repräsentanten von Allem gibt, was in Deutschland gründliche Kenntnisse und einen höheren Charakter besitzt, man alsdann kein Recht hat sich über französische Uebertreibungen zu beklagen.

In Betreff des allgemeinen Charakters dieser Kritik, so ist sie ein neues Beispiel, wie die Russen es damit zu halten pflegen. Man greift untergeordnete Punkte und Nebendinge an, um an der Hauptsache vorbeizugehen, oder diese damit selbst fallen zu machen. Dringt irgend eine Nachricht durch die vielen Cordons durch, so beweist eine dieser dienstfertigen Federn, daß kein Ort, kein Mann in Rußland existire, dessen Name so geschrieben werde, oder das, was hier als eine Strafe oder eine Gewaltthat ausgegeben werde, sey umgekehrt eine Gnade gewesen, für welche sich die betreffende Person bedankt habe, oder auch eine solche Atrocität könne nicht vorgefallen seyn, da sie schnurstracks dem Gesetze zuwiderlaufe; man citirt auch zum Ueberfluß einen Ukas, um zu beweisen, daß es höchstens eine einzelne Ausnahme seyn könne. Und in der That, die Kritik hat in allen diesen untergeordneten Punkten recht, und dennoch ist das angegebene Factum wahr, und vielleicht nicht einmal, sondern hundertmal, in noch grellerer Weise, geschehen. Aber, entgegnet man uns, die Ukase und der Wille des Kaisers, von denen ihr, die Ankläger, selbst sagt, seine Macht sey unumschränkt und die heroische, consequente Energie seines Willens, die keinem Zweifel unterworfen ist! — wir erwidern hierauf: wie beschränkt auch die scheinbar unumschränkteste Macht durch die bestehenden Verhältnisse einer gegebenen Stellung sey, davon hat erst ganz kürzlich Rußland vor den Augen Europas ein großes Beispiel gegeben, das keine seiner offiziösen Federn in Zweifel ziehen wird. Wir wollen uns näher erklären.

Bekanntlich laufen die staatsökonomischen Ansichten, welche dermalen in dem Kabinete von St. Petersburg herrschen,

darauf hinaus: daß das Bestreben aller russischen Handelspolitik darauf gehen müsse, das Kaiserreich so viel wie möglich nach Westen hin, gegen das europäische Abendland, zu sperren, und ihm dafür die Märkte des asiatischen Ostens zu öffnen. Hierin erkennt man das vorzüglichste Mittel zur Hebung der russischen Industrie und des Nationalreichthums; für diese Politik hat man kein Opfer gescheut. Wie gegen eine feindliche Nation, so hat man sich gegen Deutschland hin durch prohibirende Zollansätze abgeschlossen. Weder die verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem preußischen Hofe, noch auch der Verlust der öffentlichen Meinung in Deutschland, namentlich in den Gebieten des Zollvereins, konnten das Ministerium bestimmen, eine Milderung in diesem Absperrungssystem eintreten zu lassen, und doch hatte man zur Zeit der polnischen Revolution es wohl erfahren, was ein freundnachbarliches Verhältniß zu Deutschland werth sey. Allein man hielt sich verpflichtet, dieses Opfer als etwas Unvermeidliches der Wohlfahrt des Reiches zu bringen.

Nun sollte man aber freilich glauben, eine Macht, wie die kaiserliche in Rußland, so unumschränkt und mit solchen Mitteln ausgestattet, müsse ein Ziel, das sie so ernstlich wolle, nach dem sie mit solchen Opfern strebe, mit Leichtigkeit erreichen. Deutschland ließ sich in der That die russische Handelspolitik gefallen, wie hart es sich auch durch sie in jeder Hinsicht verletzt fühlte; allein die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung des kaiserlichen Willens boten, waren keine auswärtigen, es waren innere. Das unermeßliche Hinderniß, welches sich in Rußland der Vollstreckung auch den wohlgemeintesten Absichten des Monarchen entgegenstellt, ist die Corruption in der Beamtenhierarchie, es ist die Veruntreuung der öffentlichen Gelder und die Bestechlichkeit von unten bis oben hinauf, womit der Kaiser unaufhörlich zu kämpfen hat.

Er ist allerdings einziger Ausfluß allen Gesetzes, der unumschränkte Gebieter über Gut und Blut und Freiheit seiner

Unterthanen, sein Wille kann jede Strafe bestimmen, und seinem Arm fehlt nicht die Macht, sie zu vollstrecken; der Kaukasus, Sibirien und jede körperliche Züchtigung hangen von seinem Winke ab; und dennoch erweisen sich alle diese Waffen und Zwangsmittel durch jene Verderbniß in der zur Ausführung bestimmten Werkzeugen nur zu oft erfolglos und nichtig. Mit einem Worte, es ist den kaiserlichen Ministern noch nicht gelungen, dem in größter Ausdehnung betriebenen Schleichhandel Schranken zu setzen.

Das Petersburger Ministerium erlag in diesem Kampfe gegen die furchtbare Corruption seiner Beamten; es glaubte zuletzt zu dem äußersten Mittel greifen zu müssen und auf die Gefahr hin, den Unwillen der gesammten europäischen Presse auf sich zu laden, erfolgte nun der bekannte Ukas, der in kurz bestimmter Frist die gewaltsame Uebersiedelung aller an der Gränze wohnenden Juden ins Innere verordnete. Den Schleichhändlern dachte man so ihr Handwerk zu legen und die Behörden ferneren Versuchungen jüdischer Silberlinge zu entheben. Allein die Maaßregel gegen die Stammesgenossen des Hauses Rothschilds war so extremer Natur, sie wurde mit einem solchen Schrei allgemeiner Entrüstung aufgenommen, sie machte in der Ausführung solche Atrocitäten nothwendig, daß den Israeliten das gelang, worauf der päpstliche Stuhl bis jetzt vergeblich gehofft, die eiserne Consequenz ließ sich erweichen, der Ukas wurde in seinen wesentlichsten Bestimmungen zurückgenommen. Allein nichtsdestoweniger ist er zur Kenntniß des dortigen Rechtsstandes und zur moralischen Charakterisirung russischer Zustände im höchsten Grade lehrreich. Und zwar sind es zwei Punkte, die dabei vorzüglich in die Augen springen und welche wir hier den russischen Panegyrikern zu Gemüthe führen wollen.

Wenn nämlich in Dingen, die dem Kaiser so sehr am Herzen liegen, wofür er so Vieles geopfert, wobei seine Ehre als Autokrat so wesentlich betheiligt ist, sein Wille an den ausführenden Behörden in dieser Weise scheitert, und seinem

Herzen solche Maaßregeln abnöthigt, welche furchtbare Mißbräuche werden dieselben Behörden, die Vertreter dieses unumschränkten Herren, sich nicht in Dingen erlauben, wobei der Monarch nicht so unmittelbar betheiligt ist, ja wo Nationalvorurtheile ihre Mißbräuche noch beschönigen. Wer aber wird es wagen, die Klagen über Bedrückung, Ungerechtigkeit und Mißbrauch der Gewalt jeder Art in einem Lande zu den Ohren des höchsten Richters zu bringen, wo auch nicht ein Schatte von Preßfreiheit besteht, und wo Alles im Namen des Alleinherrschers vollzogen wird, und die ungetreuen Vollstrecker seines Willens daher in ihrem eigenen Interesse auch jede Klage, jede Beschwerde als eine Majestätsbeleidigung mit eiserner Ruthe zum Schweigen bringen. Diesen Voraussetzungen entsprechend, entwirft eine neuere, über die Verhältnisse von Rußland, Frankreich und Deutschland, in Frankreich erschienene Schrift*) uns folgendes Bild der russischen Administration, was mit anderweitigen Nachrichten unpartheiischer Berichterstatter vollkommen übereinstimmt: „Eine Controlle existirt hier so gut wie nicht, und ist unmöglich. Eine allgemeine Corruption, die in die Sitten, in Mark und Blut übergegangen, lastet auf allen Zweigen der Administration, und die Versuche, dieselben zu bekämpfen, sind für die oberste Gewalt eben so gefährlich, als erfolglos und nichtig für die Bedrohten. Alles ist zu kaufen und zu verkaufen. Der niederste Beamte, wie der höchste, ist zu gewinnen. Da ist ein unaufhörliches Markten, eine Wechselhalle für die Gewissen und die Gunstbezeugungen. Die Audienz hat ihren Preis, die Protection hat ihren Preis, der Richter hat seinen Preis, Alles ist Gegenstand des Schachers, Alles hat seinen Cours. Die Polizei selbst treibt die Käuflichkeit bis zur äußersten Gränze der Möglichkeit und darüber hinaus. Ein Umstand,

---

*) Russie, Allemagne et France, révélations sur la politique russe, d'après les notes d'un vieux diplomate par Marc Fournier. Troisième edition. Paris 1844.

à Francfort. Le gros Comte S**. en a tant ri, que j'ai craint un instant pour lui l'apoplexie.... Et cependant quelle fin heureuse! mourir de rire... Si ce malheur fût arrivé, j'aurais envoyé un billet de faire part... devinez a qui? Wir wollen unsere edle Sprache nicht mit der Uebertragung solcher „Betisen", die man im Französischen de mauvais goût nennt, entweihen, ja wir hätten sie gar nicht hierher gesetzt, wenn sie uns nicht ein recht anschauliches Beispiel von dem gäben, was wir oben gesagt: europäischer Firniß auf der Oberfläche, und im Inneren Brutalität und Barbarei.

Komisch ist es, daß auch dieser Frankfurter Russe wie der Heidelberger, die Beschuldigung religiöser Verfolgung mit einer Frage, nicht beantwortet, sondern umgeht. „Rußland", ruft er aus, „dessen vereinigte Ländergebiete beinahe eben so viele Religionen als Nationalitäten umfassen, sollte die Ungeschicklichkeit begehen, intolerant zu seyn! In der That eine russische Weise auf begründete Beschwerden zu antworten, die so kurz ist, daß sie beinahe der halsbrecherischen Argumentation seines Landsmannes gleich kömmt. Mit solchem geistlosen Plunder unsere Leser noch länger behelligen zu wollen, hieße ihre Zeit mißbrauchen. Allein am Schlusse dieser Anzeige ist uns noch eine dritte Schrift in die Hand gefallen, die sich durch ihren Inhalt den beiden vorangehenden anreiht, sie führt den Titel:

Un mot sur l'ouvrage de M. de Custine intitulé: La Russie en 1839; par un Russe. Seconde edition, revue et corrigée. Paris 1843.

Was Styl und Haltung, Kenntnisse und Mäßigung, politischen Takt, Schärfe der Dialektik und Feinheit des Humors betrifft: so gebührt ihr bei weitem der Vorzug. Man fühlt, daß man hier in besserer Gesellschaft ist. Die Uebereilungen und Widersprüche des eiligen Franzosen, seine Manier zu generalisiren und symbolisiren, seine wechselnden Launen, seine Unbekanntschaft mit der Luft und Weise des Lan-

des, seine Uebertreibungen und seine Phrasenmacherei werden ihm mit lächelndem Munde, in der Weise einer leichten Ironie, bitter und schonungslos vorgehalten; kurz die Blößen des Gegners werden meisterlich aufgedeckt; dabei zeigt sich in der Lobpreisung russischer Zustände auch eine gewisse Mäßigung, die den maaßlosen Tadler an die Schwierigkeiten einer gegebenen Stellung erinnert, und vielleicht nicht abgeneigt wäre, einen Theil seiner Rügen zuzugeben. Wir haben die Schrift daher mit aller Aufmerksamkeit durchlesen, können aber, was die Hauptsache betrifft, nicht das Mindeste an unseren obigen Betrachtungen über die Moralität des dortigen Zustandes ändern. Das Princip, das Alles beherrscht, und die Beschwerden über religiöse Unterdrückung umgeht auch er, aber doch mit kaum verkennbarer Verlegenheit: „Ich werde in Betreff der Religion", sagt er, „kurz seyn, da ich nicht die Ehre habe, *in sacris* zu seyn, und sehr wenig Geschmack für theologische Controversen in mir fühle". Statt inzwischen die Beschwerden kurz zu widerlegen, begnügt er sich damit, blos vor Uebertreibungen und allzu großer Verbitterung des Streites durch Leidenschaftlichkeit zu warnen.

Dieß ist also gewissermaaßen ein stillschweigendes Zugeständniß seiner Lojalität, das alle Anerkennung verdient.

Nicht das Buch des Marquis de Cüstine, die Maaßregeln, welche Rußland vor den Augen der Welt verfolgt, sind es, die uns bei seiner Beurtheilung zur Richtschnur dienen.

Wer stellt sich uns feindlich gegenüber? Verbinden wir einer Seits die auf dem Weg einer unumschränkten Gesetzgebung gewaltsam bewirkte und von Jahr zu Jahr fortschreitende Russifizirung der Ostseeprovinzen und Polens, mit der Erschwerung des Eintrittes deutscher Reisender und Waaren durch Paß- und Mauthabgaben. Nehmen wir hiezu nun noch die erst neulich erfolgte Erhöhung der Auflage für russische Reisende selbst, die das Ausland besuchen wollen, wonach eine Familie von fünf Personen jährlich nicht weniger als

tausend Gulden zu zahlen hat *). Betrachten wir diese Umstände: so kann kein Zweifel walten, daß Rußland es ist, welches sich mehr und mehr abschließt, und alle Thüren und Thore verriegelt, statt uns brüderlich die Hand zu reichen. Eine solche Entfremdung kann uns aber nicht gleichgültig seyn, einem wachsenden Staate von der Macht Rußlands namentlich gegenüber, und dem das Prinzip unumschränkter Autokratie zur Grundlage dient. Was sichert denn Europa davor, daß nicht der nächste oder der folgende Nachfolger des gegenwärtigen Herrschers einer jener orientalischen Eroberer werden möchte, der in der Verfassung des Reiches auch nicht ein einziges Gegengewicht besäße, das ihn hinderte, gegen Europa jedem seiner ehrgeizigen Gelüste freien Lauf zu lassen. Unter solchen Umständen gebietet uns das Gesetz der Selbsterhaltung, wie unsere eigene Würde, dem sich also abschließenden Nachbaren gegenüber eine Stellung anzunehmen, die allen Wechselfällen zuvorkommt. Preußen und Oesterreich liegt hier zunächst diese Pflicht ob, und was sie zum Schutze unserer östlichen Marken thun werden, wird in allen Ländern deutscher Zunge gewiß mit Dank aufgenommen werden, und zur Behauptung unserer Würde, wenn die Gefahr Männer verlangen sollte, wird je-

*) Gibt diese Auflage nicht wieder einen neuen Beleg dafür, in welchem ganz orientalischen Sinne man praktisch die Lehre von der unumschränkten Aristokratie in Rußland versteht; wird die weit größere Majorität der Russen nicht dadurch wie glebae adscripti angesehen. Ich weiß es gar wohl, man wird einwenden, das Gesetz gestatte Ausnahmen in Betreff solcher, die in Handelsgeschäften, zur Herstellung ihrer Gesundheit oder zur Ausbildung in einer Kunst reisen. Aber werden die Ausnahmen bei der bekannten Moralität der Beamten nicht eine unerschöpfliche Quelle von Erpressungen, und wird den minder Bemittelten, die keinen solchen Grund anführen können und zu arm sind zur Bestechung, das Reisen in gebildeteren Ländern dadurch nicht ganz unmöglich gemacht? So schließt sich dieß Gesetz in seinem Geist dem Ukase über die Juden vollkommen an, die Freiheit der Person kennt es nicht.

des deutsche Schwert ihnen auch zu Gebote stehen. Hinsichtlich der Frage unserer Bundesgenossen nicht nur für den traurigen Fall eines nordischen Krieges, sondern noch mehr zur Verhütung eines so beklagenswerthen Aeußersten, beschließen wir diese Betrachtung mit der Anzeige einer vierten, oben schon erwähnten Schrift über die russischen Verhältnisse, welche den Titel führt:

Russie, Allemagne et France par Marc Fournier. III. edition. Paris 1844.

Sie ist weniger für Deutschland als Frankreich geschrieben. Sie sucht die Franzosen über die öffentliche Meinung Deutschlands in der russischen Frage aufzuklären; sie zeigt ihm, wie und warum hier alle Sympathie für den nordischen Nachbarn erloschen; zugleich legt sie Frankreich ans Herz, daß ein näheres Anschließen an Deutschland, gegenüber der russischen und englischen Weltmonarchie, sein höchstes Interesse verlange, und daß es daher seinen thörichten Träumen des veralteten Liberalism von rheinischer Propaganda, die ihm die Herzen der Deutschen entfremdeten, aufgeben müsse, um einen loialen Bund mit Deutschland zu schließen.

Ohne Zweifel ist der Grundgedanke dieser Schrift durchaus richtig; zu wünschen aber wäre gewesen, daß seine Ausführung nicht in so leichtem, oberflächlichen, wir möchten fast sagen anekdotenmäßigen Tone eines ephemeren Pamphletes gehalten wäre.

LII.

Der Weihefrühling.

Als das römische Heer unter dem Consul Flaminius am Trasimenischen See von Hannibal geschlagen war, schritten die Decemvirn zu den Sibyllinischen Büchern, um aus ihnen zu erforschen, was zu thun, um die Republik vom Untergange zu retten. Da brachten sie die Antwort, das römische

Volk solle einen „Weihe=Frühling" geloben und Alles, was im nächsten Jahre zwischen März und Mai vom Schweine=, Schaaf=, Ziegen= und Rindergeschlecht geboren würde, dem großen Jupiter zum Opfer bringen. Das Alles war freilich nur Wiederholung altsabinischer Sitte, nach welcher das Gelübde sich aber nicht bloß auf die Thiere, sondern auch auf die Menschen bezog, welche im kommenden Jahre geboren würden; indeß ward dieß nicht gleich dem Gelöbniß Jephtha's in Wirklichkeit vollzogen, sondern man widmete die Kinder dem Mars und entsendete sie der Heimath. So gelobte auch das junge Rom gar oft ein Ver sacrum, und es zogen hinaus seine rüstigen Schaaren, die in blutigem Kampfe die Völker besiegend, dann Colonien gründend, Roms Weltherrschaft befestigten. Schön ist es doch, daß das Gelübde des heiligen Frühlings selbst auch noch in unserer Zeit solchen Anklang findet. Da hat sich ein rüstiger Kämpe, wie sein Name Wig=and (der Kriegende) selbst es schon besagt, aufgethan, und ruft das junge Deutschland auf zu einem „Weihefrühling", denn

— „was sich jung und kräftig fühlt, herbei,
Die Fahne weht; Euch Alle ruft der Mai".

Otto Wigand nämlich, der Buchhändler von Leipzig, dessen „Name dem Publikum alle diejenigen Garantien bietet, deren es hier bedarf", hat den Frühling nicht an dem Favonius, auch nicht an irgend einem Gestirn, aber auch nicht an der Rose erkannt *), sondern an einer königlich sächsischen Verordnung, welche, vom 1. Mai dieses Jahres an, das Recht der freien Presse für Bücher über zwanzig Bogen gestattet. Da nun der Frühling gekommen, zieht Wigand mit seiner Gefolgschaft, die um ihn als den sie Alle beschützenden und ihnen mit lohnender Beute garantirenden Heerführer sich geschaart, auf die Maifahrt hinaus; den alten Franken gleich, die jährlich ihr Maifeld hielten und dann ihre Heeresfahrt begannen. Indessen, die Franken zogen doch nur einmal im

*) Cic. Verr. II. 5, 10.

Jahre hinaus, und bisweilen berichten die Chronisten von ihnen: „in diesem Jahre ruhten die Franken", das große Unternehmen aber, zu welchem Wigand das Banner aufgesteckt und Alles, was sich jung und kräftig fühlt: „zum Opferdienste des Geisterkönigs Mai" einladet, soll alle Vierteljahre ausgeführt werden. Einige der Gefährten, Bekannte und Unbekannte, K. Nauwerk, G. Alberti, J. Julius, W. Jordan, L. Meyer und A. Ellissen werden genannt, das Unternehmen selbst aber soll den Namen des Gefolgsherrn führen; es heißt: „Wigand's Vierteljahrsschrift": Diese soll den durch die erwähnte königliche Verordnung gestatteten Raum nach Kräften ausbeuten, und tritt in die Welt mit einem poetischen Prolog, der unter der Ueberschrift Ver sacrum den Maimonat begrüßt:

„Doch nicht ein Mai für Gras und Blumen bloß:
Ein andrer reißt, ersehnt mit tausend Schmerzen
Ein Frühling heut der Geister und der Herzen
Sich aus dem Grund der Zeiten los.

Er grüßt auch uns mit Nachtigallenschlägen,
Er streckt auch uns ein sprossend Reis entgegen.
Nun, was sich jung und kräftig fühlt, herbei,
Zum Opferdienst dem Geisterkönig Mai".

Die Gestattung der freien Presse für Bücher über zwanzig Bogen ist es aber nicht an sich, welche den Herausgeber der neuen Vierteljahrsschrift begeistert, sondern vielmehr die Hoffnung, daß der Mai sich bald in einen Sommer verwandeln, d. h., daß die Presse völlig frei gegeben werde, daß „jener Tag nicht mehr fern sey, der diese Gabe" — „mit welcher der Reigen einer neuen Literatur eröffnet wird" — „zur vollen Frucht reifen läßt", denn:

„ — — die Knospe muß ja reifen,
Es muß der Kern die Hülle von sich streifen,
Der Wille führt die Thaten doch herbei,
Und immerdar ein Sommer folgt dem Mai".

Daher begnügt man sich einstweilen mit dem Blumenkranz, ihm folgenden Sinn beimessend:

„Auf seine Früchte deute dieser Kranz,
Voll junger Knospen, sprossender Gedanken
Soll er sich kühlend um die Schläfe ranken,
Des wundgetretenen Vaterlands“.

„Ueber Zweck und Richtung des Unternehmens hier eine besondere Erklärung abzugeben, erscheint überflüssig“, sagt der Herausgeber; wir glauben, nach den vorhin mitgetheilten poetischen Ergüssen auch unsern Lesern zur Genüge den Zweck und die Richtung des Unternehmens angedeutet zu haben, so daß es überflüssig seyn möchte, dieß näher zu berühren. So sehr nun auch eine auf wahrhaft liberalen Principien beruhende Ordnung der Censur durch ganz Deutschland hindurch zu wünschen wäre, so kann unmöglich eine solche Preßfreiheit als etwas Erfreuliches betrachtet werden, die von der Grundlage ausgeht, daß dem „wundgetretenen“ Vaterlande eine Kühlung verschafft werden müsse. Im Gegentheile fürchten wir, daß unter solchen Constellationen der Geisterkönig Mai gar leicht einen bösen Spuck treiben könnte, so daß wegen der erhitzten Köpfe (— glücklicherweise bietet Sachsens Bodencultur eine Garantie gegen den lieblich mundenden Maiwein —) andere abkühlende Mittel angewendet werden müßten. Fast sollte man an eine neckische Prophetie glauben, die unwillkührlich an jenen Geist und die Birkenreiser in Blumauers Aeneide *) erinnert, indem der Mai die Maifahrtsgenossen nicht bloß mit Nachtigallen-Schlägen begrüßt, sondern ihnen auch ein sproßend Reis entgegenstreckt; sollte wirklich zuletzt die Censur in der Gestalt des Aeneas herbei kommen müssen, um den Maigeist zu beschwören? Doch Scherz bei Seite, das eben ist das Betrübende an diesen Dingen, daß, so sehr eine größere Freiheit der Presse in Deutschland zu wünschen wäre, die eingeräumte Freiheit so bald gemißbraucht wird, und immer nur wieder dazu führt, die Beschränkungen zu vermehren.

Doch schauen wir den Weihefrühling näher an? was bringt er vom Schweine-, Schaaf-, Ziegen- und Rindergeschlecht

*) Buch 3, Strophe 14.

dem Geisterkönig zum Opfer. Von wo ziehen die Malfahrtsgenossen aus? wo geht denn die Fahrt hin? Um das zu erforschen, bedarf es nicht, daß man die Sibyllen befragt; wer irgend noch zweifelt, braucht nur die sechszig ersten Blätter des Kranzes zu befragen, den diese Priester an dem Altare des Vaterlandes um die Schläfe desselben winden wollen. Ihr Maifeld liegt außerhalb des Christenthums, gegen dieses, wie gegen alles göttliche und menschliche positive Recht geht der Zug hinaus. Die Kirche, das Reich Gottes, die göttliche Ordnung auf Erden, und der Staat, die menschliche, umgestürzt und ausgerottet sollen sie werden, ein anderes Reich, das Reich des freien, losgelassenen Geistes soll gegründet werden. Wer aber ist dieser Geist? Kennet Ihr ihn nicht? Es ist unschwer, ihn zu erkennen, lange hat er die Unwahrheit geredet, jetzt aber wirft er die Maske ab, jetzt spricht er seinen Willen frei und unumwunden aus, er gesteht selbst die frühere Lüge, darum wird er mächtiger seyn als Alle, die ihm und der göttlichen Wahrheit gegenüber noch lügen; er wird sie mit seinen Schaaren zu Boden schlagen, und nur was in der Wahrheit ist, wird ihn bestehen. — Aber das ist denn doch dem Leipziger Buchhändlerlein, wenn auch kriegerischen Namens, mit seiner Gesellenschaar zu viel Ehre angethan, daß man ihn gar zum Gründer eines großen Geisterreiches erklärt, oder gar auf ihn die Verheißungen der Propheten und Apostel anwendet, dem ja mit Blumauer schon hinlänglich gedient ist. Dennoch dürfen wir ihn mit seinen Genossen unbedenklich als eine, wenn auch kleine, über ihren Zweck vielleicht selbst unwissende Vorläuferschaar des großen Geisterkönigs betrachten, denn sie haben mit diesem die Wahrheit und Lüge der Negation gemein; die Lüge, denn wer ist der Lügner, als Der, welcher da leugnet, daß Jesus Christus seye, die Wahrheit, weil sie ihre Leugnung nicht verhehlen, sondern wahr bekennen, daß sie leugnen.

Doch länger wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten, was denn eigentlich Wigands Vierteljahrsschrift

bringt. Da sind denn zuerst von Berlin her große Opfergaben gekommen, diese wie alle, sauber aufgeputzt; die erste bringt Nauwerk in seinem Neuwerk der Geschichte der philosophischen Staatslehre, die zweite, ein anderer Berliner Doctor Alberti in einer Abhandlung über das Wesen der Erziehung dar. Jener ist ganz Theoretiker, er spricht in einem eignen Paragraphen von der Inhaltsfülle der hohlen Theorien; folgen wir ihm schrittweise von dem ganz zahmen Anfange bis zum Resultate; er sagt: „die abstracten Theorien, ja schon die Theorien überhaupt, die sogenannte Schulweisheit, die politischen Träumereien und wie die tausend Namen sonst lauten, sind bekanntlich bei vielen Menschen übel angeschrieben, nicht etwa aus flüchtiger Mode; es ist zu allen Zeiten so gewesen. Die Inhaber der positiven Macht lieben es nicht, daß räsonnirt wird". Aber „man kann einer politischen Theorie oder einer Staatslehre überhaupt keinen leichtsinnigeren Vorwurf machen, als sey sie hohle Theorie"; und es „gibt uns die Weltgeschichte schon reichliche Beispiele, aus welchen hervorgeht, daß die für die hohlsten Theorien verschrieenen Theorien, sobald sie zur Anwendung kamen, und sich durchsetzten („sich durchsetzten"*), die allerpraktischsten („allerpraktischsten") waren". Als Selbstsucht wird die Feindschaft gegen die Theorie bezeichnet, „sie ist meistens das Nilpferd, durch welches die Flintenkugeln der Theorie nicht dringen können. Aber Kanonenkugeln („aber Kanonenkugeln") dringen durch. Trägheit, Unwissenheit und Böswilligkeit sind die mächtigen Ursachen, welche sich der Ausführung der geistigen Schöpfungen („geistigen Schöpfungen") so lange als möglich wiedersetzen. Daher kommt es, daß die Theorie immer der Praxis voraus ist, namentlich in den Lebensangelegenheiten der Gesellschaft. Allerdings gibt es großartige Ka-

*) Wir bekennen uns dankbar gegen den Autor der zweiten Abhandlung wegen seiner Methode, die hervorzuhebenden Worte statt zu unterstreichen, resp. gesperrt drucken zu lassen, sie mit Anführungszeichen zu wiederholen; dieß ist auch sehr praktisch.

tastrophen und Krisen in der Weltgeschichte, welche ihrerseits der Theorie Zuwachs, Macht und Vertiefung bringen, zum Danke für die Wirksamkeit der Theorie. So z. B. die Amerikanische Unabhängigkeit und die französische Revolution. Solche Ereignisse wirken mit außerordentlicher Kraft, und ihre Tragweite ist unberechenbar; sie bringen die Gemüther weit, und die Köpfe noch weiter (der Verfasser meint wohl: durch die Lostrennung von dem Leibe vermittelst der Guillotine?). Allein die Thatsache bleibt doch aufrecht stehen, daß auch die weitgreifendsten Ereignisse noch nicht („noch nicht") die vorhandenen Theorien erschöpfen". Die Frage nach dem Ursprunge des Staats wird als eine für das praktische Leben der Gegenwart müssige verworfen, damit aber zugleich alles historisch Gewordene, denn: „für alle Zukunft hin kann ein Volk nicht seine Verfassung machen: die Verbindlichkeit einer solchen hört im Allgemeinen mit jeder Generation auf und mit der neuen Generation erneuert sich auch das Recht zur Abänderung. Ja dieselbe Generation kann mit vollem Rechte („kann mit vollem Rechte") ihr eigen Werk zerstören oder verbessern. In jedem Augenblick ist der Fortschritt berechtigt, gerade wie das Leben selbst. — Das Historischgewordene, die Einrichtungen der Altvordern verpflichten uns rechtlich zu Nichts". Wenn diese Theorie sich geltend macht, so fragt sich kaum mehr, auf welche Ereignisse der Verfasser wohl zum Danke für seine Wirksamkeit hofft, und es versteht sich die Aeußerung desselben um so mehr, daß Leibnitz für ihn von sehr geringer Bedeutung sey, Thomas Payne aber einen sehr starken Knoten in dem Faden seiner Erzählung bilden müsse.

Die seichte historische Uebersicht der ältesten Staatszustände, die dieser große Liebhaber der Geschichte gibt, können wir füglich übergehen und uns zu dem vorhin bezeichneten Aufsatze über das Wesen der Erziehung wenden, der mit der Klage anhebt, daß allein die Pädagogik zu ihrem großen Nachtheile von den Umwälzungen, welche die Philosophie in neuerer

Zeit in allen Wissenschaften hervorgerufen hat, fast unberührt geblieben sey. Sie sey offenbar zurückgeblieben, daher bedürfe es einer Reform des gesammten Erziehungswesens, und zwar dem Princip nach, wie es der Idee der Freiheit, des Rechtes und der Humanität angemessen ist. Um diesen Zeitpunkt herbeizuführen, will dann der Autor nach seinen Kräften beitragen. Die Erziehung soll nun zur Freiheit des Geistes führen, und „es ist das Ziel jedes Geistes, daß er sich befreit", woraus dann weiter folgt, „daß er diese Freiheit nur durch sich selbst erreichen kann". „Die Freiheit hat und besitzt nur der, der sie sich gegeben, der sie sich erworben hat und, kann man hinzufügen, sie sich fortwährend gibt und erwirbt". „Um frei zu seyn, braucht man es nur zu wollen, der Wille ist schon die That, aber um frei zu seyn, muß man es auch wollen. Was heißt aber frei seyn? Frei ist, wer sich selbst bestimmt. Freiheit ist Selbstbestimmung". „Der Mensch soll sich daher als Geist wissen, der aber sich selbst als Geist weiß, stellt sich in seinen Handlungen ganz, als Totalität, dar, sie sind buchstäblich sein alter ego, und in ihnen beruht allein seine Unsterblichkeit". So wäre man also mit dem Dogma der Unsterblichkeit fertig, welches in einer Note wegwerfend als: „die gewöhnliche Vorstellung der persönlichen Unsterblichkeit" bezeichnet wird. Bei dieser Gesinnung darf man sich daher über die Manier nicht wundern, mit welcher die heilige Schrift, ja Gott behandelt wird. So heißt es unter Anderm von dem Kinde: „Sein bloßer Wunsch, die bloße Berührung verwandelt den Stock in ein Pferd, und es bedarf nicht einmal, wie in der Bibel („wie in der Bibel"), „„des Hauches seines Mundes"", um seine Puppe mit Leben zu erfüllen". Nachdem der Verfasser den Satz, daß das eigentliche und allein wahre Ziel aller Erziehung die vollkommene und absolute Freiheit des Geistes ist, zu mehreren Malen wiederholt, und alle Wahrheit überhaupt für Menschenwerk erklärt hat, folgert er aus jenem Ziele der Erziehung, daß diese nicht eher für vollendet zu erachten ist,

als bis sie selbst aufgehört hat, für den Geist etwas Aeußeres zu seyn, bis selbst sie dem Drange seiner Dialectik erlegen ist, und selbst ihr Einfluß und seine Abhängigkeit nunmehr als solche aufgehoben und als sein eigenes Thun anerkannt worden ist. Näher aber als das Bisherige bezeichnen das Verhältniß des Verfassers zum Christenthum nachfolgende Stelle (S. 41):

„Andererseits stellt sich als Ergebniß heraus, daß die Vollendung der Erziehung oder alle wahre Erziehung mit der Religion überhaupt — der eigentlichen Stufe des Bewußtseyns — und also auch mit der christlichen schlechterdings unvereinbar ist. Denn alle Religion hat ihr Wesen in dem Abhängigkeitsgefühl und beruht auf der perennirenden Täuschung des menschlichen Geistes, sein eigenes Wesen außer sich zu setzen, und sich dasselbe, sich selbst als göttliches Wesen gegenüber zu stellen. Sie ist deßhalb als Moment in der Geistesentwickelung anzuführen. Dieß Moment darf aber nicht zum Ganzen, zum Zweck erhoben werden, wie denn auch die christliche Religion in Wahrheit als das zu bezeichnen ist, was vorzugsweise die ächte Erziehung hemmt“.

„Wenn daher namentlich in neuester Zeit die „„christliche Erziehung““ das Schlagwort einer gewissen Parthei geworden ist, so kann man dieß nur aus einer unbegreiflichen, erstaunenswerthen Unklarheit über das was Christenthum und was Erziehung heißt, erklären, so sehr es sonst dem Princip derselben gemäß ist, der ächten menschlichen Natur entgegen zu treten. Was ist das Wesen, das Princip der Erziehung? — Vernunft, Freiheit. Was ist das Princip der Religion? — Offenbarung, Glaube, Gehorsam. Daß aber Vernunft und Offenbarung, Glaube Gehorsam und Freiheit im unversöhnlichsten Widerspruche stehen, muß das erst noch erhärtet werden? — Das Christenthum bildet für den Himmel, die Erziehung für die Erde, das Christenthum kennt nur Gnadenwirkungen Gottes, die Erziehung nur eigene Thaten, das Christenthum nur Gehorsam gegen Gott, die Erziehung nur den eigenen Willen. Des Menschen höchste Angelegenheit, sagt das Christenthum, ist Gott, Christus, Erlösung aus den Sünden dieser Welt und die himmlische Seligkeit; des Menschen höchste Angelegenheit, sagt die Erziehung, ist er selbst, die Welt, die menschliche Gesellschaft und seine Seligkeit auf Erden. Die Erziehung macht den Menschen zum Menschen, das Christenthum zum Christen, d. h. zum Unmenschen, der alles ächt Menschliche für unrein, verwerflich, unchristlich hält. Alles für den Himmel, sagt das Christenthum, je mehr Du Dich der Erde und dem Irdischen entziehst, desto höher wirst Du in jenem Leben stehen. Alles für dieses Leben, für diese Welt, sagt die Erziehung, und wenn Du etwas leisten willst, so wirf Dich in den Kampf der Gegenwart und warte nicht erst „„bis nach dem Tode;““ hic Rhodus, hic salta. In der That, daß dieser Widerspruch verborgen bleibe, das erfordert entweder eine Ignoranz oder eine Heuchelei ohne Gleichen“! —

„In allen Staatsverhältnissen sind wir längst über das Christenthum hinausgegangen. „„Man mag unserm Staate““, sagt schon der Würtembergische Minister des Innern in den Verhandlungen der Kammern der Abgeordneten des Königreichs Würtemberg in den Jahren

1823 und 1824 „„den Charakter eines christlichen beilegen, weil seine Genossen sich zum Christenthume bekennen; die innere Einrichtung desselben, die Thätigkeit der Staatsgewalt, ist durch dieses Bekenntniß keineswegs bedingt. Es gibt keine christliche Rechtspflege, keine christliche Polizeiverwaltung, keine christliche Staatswirthschaft; sondern alle diese Gegenstände sind dieselben, es mag sich dabei von Christen oder von Juden handeln"". Freilich bemüht man sich nach Kräften, dieß in Abrede zu stellen, und scheut weder Anstrengungen noch Kosten, um dem christlichen Staate eine festere Grundlage zu geben, als er an sich haben kann; aber in der Civilehe ist dennoch unläugbar die christliche aufgehoben, in der Emancipation der Juden das christliche Staatsbürgerthum und in der Emancipation der Schulen von der Kirche der christliche Unterricht, und dieß sind Thatsachen, die ihrer Beseitigung durch Ministerialrescripte, Cabinetsordres und Reden annoch immer entgegensehen; denn die Thatsachen sind brutal, wie Talleyrand sagt. Wie es mit der christlichen Kunst, der christlichen Poesie und der christlichen Wissenschaft steht, ist bekannt genug. Nur der Pädagogik allein muthet man noch die Fabel einer christlichen Erziehung zu! Indem wir gegen diese Zumuthung hier im Namen der Vernunft und der Humanität auf das Entschiedenste protestiren, können wir zugleich den Wunsch nicht unterdrücken, daß jene „„christlichen Erzieher"" doch endlich einmal versuchen mögen, sich klar zu machen, was Christenthum ist, und was Erziehung".

Das Resultat dieser Lucubration ist dann die absolute Unvereinbarkeit der Zwecke von Kirche und Schule; indem diese also nach vollkommener Emancipation strebt, so liegt hiebei eine dunkle Ahndung ihres wahren Zweckes zum Grunde. Nun ist aber „nicht der einzelne Mensch als solcher, in seiner Einzelheit Zweck der Erziehung, sondern als Gattung, d. h. mit andern Worten, die wahre Erziehung ist nur möglich da, wo vollkommen so wirklich, als der sich frei wissende Mensch auch die Idee, der Begriff der Gattung in das Daseyn getreten, realisirt ist, oder im Staate. Der Staat ist die verwirklichte Idee der Freiheit, der wirkliche sittliche Geist". Wie gut nun der Verfasser es mit den bestehenden Staaten meint, beweist folgende Note (S. 45):

„Obwohl wir uns zur Bezeichnung derjenigen Sphäre, in welcher der Mensch als solcher wirklich ist, des Wortes „„Staat"" bedienen, so ist wohl nicht das Mißverständniß zu besorgen, es sey damit etwa das Ideal eines der jetzt existirenden Staaten gemeint, oder der Staat, wie er sich in der Hegel'schen Rechtsphilosophie entwickelt findet. Die bestehenden Staaten — d. h. die Staatsverfassungen, denn nur von diesen kann die Rede seyn, die anderen beruhen auf der Willkühr — gründen sich alle auf das Recht des Eigenthums, des Vermögens, nicht auf das der Person. Während sie die Rechtsgleichheit der letzteren behaupten, und die Aeußerlichkeit des Besitzes als untergeordnet zu betrachten

vorgeben, tritt dennoch die Rechtsgleichheit der Personen nur in soweit in Wirklichkeit, als die Gleichheit des Eigenthums vorhanden ist, was sich politisch an dem Wahlcensus, auf dem Gebiete des Rechts an den zu zahlenden Sporteln, bei der Erziehung am Schulgelde u. s. w. zeigt. Wenn man nun in neuester Zeit, wie bekannt, zu der Erkenntniß dieses Truges gekommen ist, so haben die bestehenden Regierungen allerdings das Recht der Selbsterhaltung auf ihrer Seite, wenn sie dergleichen Ideen und Ansichten polizeilich verfolgen. Es hängt ihre Existenz — die des Rechtstaates — davon ab, daß die Ungerechtigkeit aufrecht erhalten werde. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, welche der beiden Seiten sich des Rechts der Vernunft bedient, und da dieses einmal vermöge seiner Natur das stärkere ist, so ist daraus leicht zu ersehen, daß das bestehende Unrecht so lange das sich geltend machende Recht bekämpfen wird, bis es demselben unterliegt. Was aber den Hegel'schen Staat betrifft, so finden sich hier dieselben Widersprüche, die in der Hegel'schen Religionsphilosophie bereits dargelegt worden sind, dieselbe Heuchelei, dieselbe Vernichtung der Theorie durch die Praxis. Die speculative Theologie ist den Schlägen der Philosophie und der Kritik erlegen, und hat in ihrem Falle die unspeculative mit zu Boden geworfen, und die Religion ist wiederum geworden, was sie in Wahrheit ist, Angelegenheit des einzelnen Herzens, des persönlichen Bedürfnisses. Es bleibt demnach nur noch übrig, in gleicher Weise die Widersprüche der andern auf Hegel'scher Speculation gebauten praktischen Disciplinen zu Tage zu fördern. Uns wenigstens ist es außer allen Zweifel, daß, wie es heutigen Tages erwiesenermaßen eine Unmöglichkeit ist, daß die Idee Gottes sich in einem Individium verwirkliche, es sich auch als eine Unmöglichkeit (nämlich als eine Unwahrheit) herausstellen wird, daß sich die Idee des Staates in einem Individuum verwirkliche. Die absoluten Monarchien haben für sich die aufrichtige Consequenz des Katholicismus, und müssen de jure katholisch — (noch besser griechischer Religion) — seyn; die constitutionellen Monarchien repräsentiren in der Politik die Lüge der protestantischen Kirche (kein übles Compliment) mit ihrer auf eigener Ueberzeugung beruhenden Gewissensfreiheit derselben zu halten, eben so wird es sich zeigen, daß politische Freiheit ein Unding ist, überall, wo das politische Recht geknüpft ist an den Zufall des Besitzes".

Von dem Staate fordert nun der Verfasser, er solle dafür sorgen, daß alle Menschen eine gleiche, nicht durch den Besitzstand, also auch nicht von der Entrichtung des Schulgeldes bedingte Erziehung erhalten, „denn heutigen Tages ist noch das Schulgeld das peculium, womit sich jeder seine Geistesfrechheit zu erkaufen genöthigt ist". Der Verfasser erklärt daher (S. 54):

„Jede Einrichtung, wodurch die Theilnahme an Unterricht und Erziehung, die der Staat zur Bedingung macht, eine von dem Besitzstande abhängige Vergünstigung, und somit dem größten Theile der Mitglieder die Möglichkeit, Erziehung und Bildung zu erlangen, geraubt wird, für eine Ungerechtigkeit ohne Gleichen und für absolut unvereinbar mit dem Vernunftstaate, und erkennt als die Einzige

wahrhaft freie, vernünftige, und ihren Zweck erreichende Erziehung diejenige an, zu welcher in Wahrheit Alle gleich berechtigt sind, und die in Wahrheit für Alle eine gleiche ist, d. h. die unentgeltlich in öffentlichen Staatsanstalten aller Grade von der Elementarschule bis zur gelehrten Schule und dem Gymnasium gewährte. Hier wird man vielleicht einwenden, daß hierdurch wenig gebessert sey, da die Kosten für die sonstige Unterhaltung die des Unterrichts — und um diesen handelt es sich hier — bedeutend übersteigen, und wer jene bestreiten müßte auch diese leicht aufbringen könnte. Das mag seyn, aber daraus scheint uns noch nicht zu folgen, daß unsere Ansicht falsch sey. Wäre es unsere Aufgabe, über die gleichmäßige und gerechte Vertheilung der Steuern — das Schulgeld ist geistige Salzsteuer — oder über die andern Gebrechen unseres Gesellschaftszustandes Untersuchungen anzustellen, so würden wir obigen Einwand erschöpfend zu widerlegen suchen. Wer uns aber bemerklich macht, daß die Durchführung unseres Princips eine Auflösung und gänzlichen Umsturz der bestehenden Verhältnisse zur Folge haben würde, der sagt uns nichts Neues. Wir wissen selbst sehr wohl, daß jeder Versuch, unsere Ansichten auszuführen — in den jetzigen Verhältnissen — mißlingen müßte, eben weil es sich nicht um eine einzelne zweckmäßige Einrichtung handelt. Es kommt lediglich darauf an, ist unser Prinzip das richtige und wahre; und ist dies der Fall, und es ist mit den gesellschaftlichen Zuständen der Gegenwart unvereinbar, so erlaube man uns den Schluß, daß diese nicht einer Reform, sondern *eines totalen Umsturzes* dringend bedürftig sind".

Darin nun, daß diese Erziehung nicht eine solche gleichmäßige ist, findet der Verfasser „die Wurzel des ganzen übrigen Elends, des Druckes und des Verbrechens". An diese Entdeckung schließt sich dann folgende Argumentation an:

„Auch hier ist dem Egoismus und der Heuchelei das weiteste Feld geöffnet. Welcher Staat trägt Bedenken, einen Verbrecher auf dem Wege Rechtens zu bestrafen? Keiner! Dem Rechte der verwirklichten Idee der Sittlichkeit weicht das Recht der Persönlichkeit, der Einzelheit. In der unsittlichen Handlung hat das Individuum von selbst auf den vernünftigen Willen, d. h. sein Recht Verzicht geleistet, demnach spricht ihm der Staat von Rechtswegen das Recht der Persönlichkeit ab. Der Verbrecher konnte auf seinen vernünftigen Willen Verzicht leisten, denn er hatte ihn, wo aber hat der Staat den vernünftigen Willen, das Recht der Persönlichkeit des Verbrechers anerkannt? — Nirgends, ausgenommen, wo er die indirekten Steuern mitzuentrichten das Recht hatte. Und wie? das Recht, das der Staat in ihm vorher nie anerkannt, nie geachtet hat, das will er sich anmaßen, durch richterliches Urtheil ihm abzusprechen? — Sollte man einen solchen Widerspruch, eine solche Ungerechtigkeit für möglich halten, wenn sie nicht in praxi existirte? — Nein so lange ihr nicht jedem Unterricht und damit die Erziehung und Bildung zugänglich macht, so lange ihr nicht hierdurch das absolute Recht der Person als solcher ausdrücklich anerkennt, so lange habt ihr nicht das Recht, das Verbrechen zu bestrafen. Weit entfernt sie zu verhindern, habt ihr sie mit begangen, ja mehr als mitbegangen, ihr habt sie durch die unmöglich gemachte Befreiung des Geistes von dem Triebe erzwungen. Alle eure Vereine zur Besserung der Gefangenen, zur Abschaffung der Todesstrafe sind nur Spie-

gel für eure christliche Eitelkeit und Tummelplätze für eure Heuchelei. Gebt ihnen, was ihnen von Rechtswegen zusteht, die Erziehung, die sie als vernunftbegabte Menschen fordern können, und ihr werdet die Todesstrafe nicht abzuschaffen brauchen"! —

Zu eben diesen Resultaten glaubt der Verfasser auch aus der Betrachtung der Geschichte gelangen zu dürfen. Nachdem er von dem Alterthum bemerkt, daß der Bürger das, was er für den Staat brauchte, nicht durch das Mittel der Schule, „sondern unmittelbar im Verkehr mit Staatmännern" lerne, und „„gleichsam vom Spazierengehen und von der Luft gescheidt"" werde, geht er zu den Einflüßen des Christenthums und zu seinen Erwartungen von der Zukunft über (S. 57).

„Diesem Zustande machte das Christenthum ein Ende. Mit ihm trat die Einheit und Gleichheit des Menschen mit dem Menschen ohne Unterschied der Geburt, des Volkes, indem er lebte, ohne seine partikularen Verhältnisse ins Dasein, und diese Gewißheit wurde die Grundlage der neuen Lehre. Dieses Prinzip konnte seiner eigensten Natur nach nur negativ auftreten. Alle Kunst, alle Wissenschaft, alle Kultur mußte verschwinden vor dem negativen abstrahirenden Geiste, dem rein allgemeinen. Nur die Religion, nur das religiöse Leben war das einzig wahrhafte, und ihm gegenüber konnte und durfte sich kein anderes geltend machen; die Religion und religiöse Gesinnung war das Eine „„was Noth that"".

„Die nothwendigsten Folgen waren der Verfall der Wissenschaft und Kunst einerseits, aber andrerseits, daß man den unendlich berechtigtigten Menschen auch nun in seinem Rechte anerkannte, und die neue Lehre einem Jeden zugänglich machte, andre als die antiken Mysterien. Den Armen ward das Evangelium gepredigt, für welche ihre Berechtigung als Subject und Person eine Wahrheit war; und damals konnte es mit Recht heißen: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Andere zufallen. Damals war dieser Ausspruch verwirklicht. Aus diesen Zeiten des wahren ächten Christenthums ist es bis heute noch geblieben, daß die Thüren der Kirchen einem Jeden ohne Unterschied offen stehen. Aber dies ist nur die Außenseite der Sache, und deshalb bedeutungs- und werthlos. Die andere innere, daß wir nur nach dem „„Reiche Gottes"" zu „„trachten"" brauchen und dann uns „„solches Alles"" zufalle, ist verschwunden. Die Forderung, daß man zu einer „„der drei christlichen Confessionen"" gehöre, um ein öffentliches Amt zu bekleiden, oder in den Staatsdienst treten zu können, ist wohl vorhanden, aber keinesweges die einzige; und selbst der orthodoxeste Christ würde sich heute schwerlich einfallen lassen, sich zu einem Examen zu melden im Bewußtseyn seines Glaubens. An die Stelle des Glaubens, der ehedem herrschte, ist das Wissen getreten, nur mit dem Unterschiede, daß man den Zugang zu der Wissenschaft zu einem Vorrechte des Besitzes macht, und selbst dem „„absolut Berechtigten"" verschließt. Vergebens würde man es leugnen wollen, daß an die Stelle der Kirche größentheils die Wissenschaft — und zwar behufs der Erziehung in Form der Schule — schon getreten ist, und in immer höherem Grade treten wird, bis sie

endlich sich völlig in diese anflöst. Daß die Kirche noch als Staatsanstalt besteht, und als solche Geltung hat, ist lediglich eine aus dem Mittelalter noch überkommene Reliquie, die weit entfernt den einmal entschwundenen Glauben wieder hervorzurufen, vielmehr diesen als nothwendige Bedingung voraussetzt, und ihm daher jedenfalls über kurz oder lang nachfolgen wird. Deshalb sollte man aber auch nicht zögern, was nicht nur mit Recht, sondern als solches in der Kirche auch noch geltend ist, auf die Schule nun überzutragen; und der Staat sollte je eher je lieber die christliche Ehe, in der er mit der Kirche lebt, auf Grund des geistlichen Standes, in den diese getreten ist, so wie der unüberwindlichen Abneigung und unversöhnlichen Feindschaft trennen und mit Verzichtleistung auf ihre Heiligkeit und ihren Segen mit der Wissenschaft eine Civilehe schließen".

„Nun aber angenommen, dies Prinzip macht sich geltend, was würde die Folge davon seyn? — Wir können es kurz aussprechen: „„die Verwandlung der Kirche in die Schule und — die Lösung eines großen Problems — eine wirkliche, allen Pöbel absorbirende Volkserziehung““.

„Und daß dieß nicht ausbleiben wird, ist so gewiß, als daß der Vernunft, der Macht des Geistes und der Idee auch der sprödeste Stoff endlich weichen muß. Unwillkührlich werden wir versucht; die Worte des Sokrates zu widerholen. Daß wir Schweres fordern, geben auch wir zu, daß es aber nicht unmöglich gewesen ist, wird die kommende Zeit lehren".

„Von den Regierungen ist eben nicht zu erwarten, daß sie hierin irgend etwas thun werden; sonach muß es dem Einzelnen überlassen bleiben, der Wahrheit möglichst allgemeine Anerkennung und auf diese Weise Wirklichkeit zu verschaffen".

So weit der Berliner Doctor, welcher auf solche Art die Erziehung kuriren will. Es mangelt uns für heute an Raum, auch aus dem übrigen Inhalte dieser Vierteljahrsschrift Mittheilungen zu machen. Der Geist, der in dem Nachfolgenden weht, ist derselbe; er ist derselbe, nur das Gewand, worin er sich kleidet, ist verschieden, aber vermummt ist er nicht, offen gibt er sich überall zu erkennen. Je deutlicher er aber sich zu erkennen gibt, je mehr vielleicht seine, die göttliche Wahrheit leugnende Lehre sich ausbreiten wird, desto näher ist auch der Zeitpunkt, wo er Einen senden wird — der Buchhändler Wigand ist dieß aber noch nicht — der in seinem Namen herrschen soll. Diesen aber, dessen Ankunft sonst noch näher bezeichnet ist, wird der Herr der Heerschaaren in dem Glanze Seiner Ankunft mit dem „Hauche seines Mundes" tödten*). Dieß wird aber seyn, „wie in der Bibel"! —

*) Siehe oben S. 778, Z. 7 v. u.



LIII.

Die Kirche und die Kirchen.

Vierter Artikel.

England.

Die Anglokatholischen.

(Fortsetzung.)

Der entscheidende Hauptpunkt in dem Systeme der Orforder Schule muß natürlich ihre Lehre von der Kirche und dem Verhältnisse der heiligen Schrift zur Kirche seyn. Sie begann damit, daß sie, an die gewöhnliche hochkirchliche Auffassungsweise sich anlehnend, diese nur consequent zu entwickeln, und den ganzen Umfang der darin enthaltenen Postulate und Ansprüche zum öffentlichen Bewußtseyn zu bringen trachtete. Hier ergaben sich aber sogleich ganz unauflösliche Schwierigkeiten.

Im zwanzigsten unter den neununddreißig Artikeln heißt es: „Die Kirche hat die Gewalt, Gebräuche und Ceremonien festzusetzen, und Authorität in Glaubenssachen“. Für die Hochkirchlichen ist dieser Artikel stets der Atlas gewesen, auf dessen Schultern ihr ganzes System ruht. Gleichwohl unterliegt er durch seinen Ursprung sowohl, als durch seine vage Zweideutigkeit den stärksten Bedenklichkeiten. Erstens nämlich ist es ziemlich gewiß, daß die angeführten Worte durch Interpolation der Bekenntnißformel hineingekommen sind, da sie sich weder in dem Lateinischen von den Prälaten im Jahre 1562 unterzeichneten Original, noch in dem englischen Text

von 1571 finden*). Sodann ist absichtlich verschwiegen, welches denn die Kirche sey, der diese Authorität zukomme, und worin sie bestehe, oder wie weit sie sich erstrecke. Freilich würde eine nähere Bestimmung hierüber in der Zeit der Reformation in die schlimmsten Widersprüche verwickelt, und schon damals eine Trennung aller eifrigeren und ihres Gegensatzes gegen die alte Kirche bewußten Protestanten herbeigeführt haben.

Seit der Restauration behalf man sich nun mit der bequemen Auslegung: die Kirche, welche dem Artikel zufolge in Glaubenssachen Authorität habe, sey eben die Englische Staatskirche, und ihre Authorität erstrecke sich doch jedenfalls so weit, daß jeder gute Englische Staatsbürger sein individuelles Urtheil in religiösen Dingen dem der Kirche unterzuordnen bereit seyn werde. Auf nähere Bestimmungen pflegte man sich nicht einzulassen; es genügte, daß man gegen die Katholiken das „unveräußerliche Recht des religiösen Privaturtheils", gegen die Dissenter aber die Authorität der Englischen Kirche geltend machte.

Wir haben schon erwähnt, welch großes Gewicht die Kirchlichen seit Laud's Zeiten stets auf die ununterbrochene Succession des Episcopats, auf die Continuität der Englischen Kirche vor und nach der Reformation gelegt haben. Sie erkannten wohl, daß alle höheren Attribute und Gewalten der Kirche an diese untheilbare Identität ihrer permanenten Existenz geknüpft seyen, daß die Verheißungen, die den Aposteln und ihren Nachfolgern gegeben worden, nur an dieser Kette sich fortleiteten. Daher ihre Abneigung, der Reformation, die doch offenbar, in England so gut als anderwärts, den ganzen Stand der Kirche unterbrochen, eine völ-

*) Man glaubt, die Königin Elisabeth selbst habe die Stelle eingeschaltet in einem Exemplare, welches bereits von der Convocation unterzeichnet war, und hierauf mit der königlichen Interpolation gedruckt wurde.

lige Umwälzung herbeigeführt, und auf den Trümmern des alten Kirchenwesens ein neues aufgerichtet hatte, in dieser Beziehung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man berief sich gerne auf die Erklärung des Erzbischofs Bramhall, daß die reformirte Kirche von England wesentlich Eins mit der alten unreformirten sey, eben so wie ein Garten ein und derselbe Garten sey und bleibe, bevor man das Unkraut in ihm ausgejätet habe, und nachdem dieß geschehen. Mit Wohlgefallen wurde die Antwort angeführt, die ein Englischer Protestant einem Katholiken gegeben, als dieser ihn gefragt: Wo war Deine Kirche vor Luther und Cranmer? Jener stellte bloß die Frage entgegen: Wo war Dein Gesicht, ehe Du es heute Morgen gewaschen hast? Die Illusion, die hierin liegt, kann freilich mit Händen gegriffen werden, denn das Wesen der Kirche liegt ja nicht in dem Grund und Boden, auf dem sie äußerlich und materiell da oder dort ruht, sondern nur in dem gemeinschaftlichen Glauben, der Verfassung, und dem Gottesdienste, der durch jenen Glauben bedingt, gestaltet und beseelt ist. Da nun aber durch die Reformation Alles dieß theils vernichtet, theils verstümmelt und umgewandelt worden ist, so versteht es sich von selbst, daß die neuen Kirchen mit ihren neuen Bekenntnissen auch mit der alten Kirche in keinem Zusammenhange irgend einer Art mehr stehen. Sollte der bloße Umstand, daß die protestantischen Gesellschaften noch einige Lehrpunkte aus der katholischen Kirche beibehalten haben, zur Begründung einer Kircheneinheit hinreichen, so müßte am Ende auch der Islam als ein integrirender Bestandtheil der Einen Kirche gelten können, da er ja auch in mehreren Dogmen mit der Kirche übereinkommt.

Nun hängt aber die Bemühung, der Englischen Staatskirche eine Authorität in Glaubenssachen zuzueignen, auf's Engste mit jenen Ansprüchen auf kirchliche Continuität und bischöfliche Succession zusammen, denn was kann eine solche Authorität, wenn es überhaupt mit ihr ernstlich gemeint seyn soll, anders seyn, als ein Ausfluß aus der der ganzen Kir-

che verheißenen und gegebenen Vollmacht und doctrinellen Sicherheit? Und wie kann die Englische Kirche an dieser göttlich verliehenen Vollmacht Theil nehmen, als nur in so fern sie ein lebendiges Glied an dem kirchlichen Leibe geblieben wäre, und diese Authorität selbst fortwährend anerkannt hätte? Allein die Gründer der neuen Englischen Kirche hatten gerade das Gegentheil gethan; sie hatten ja selber in den klarsten und entschiedensten Ausdrücken das Ansehen der alten Kirche und ihre Glaubensbestimmungen verworfen. So verwickelte man sich in ein Gewebe widersinniger Behauptungen, und hob immer wieder den Vordersatz durch den Nachsatz auf. Die Gegner säumten nicht, diese Blößen auszubeuten. Was wollt ihr denn — sagen sie — mit eurer Berufung auf das Ansehen der katholischen Kirche? Gehört denn ihr dazu? Ihr meint durch einen Taschenspielerkunstgriff ganz leise den Leser oder Hörer dahin zu bringen, daß er sich die Unterschiebung eurer blos lokalen, vor dreihundert Jahren gegründeten Kirche an die Stelle der alten und allgemeinen gefallen läßt. Jede Authorität, die ihr eurer Kirche zueignen möchtet, müßt ihr, und in weit höherem Grade jener, von der ihr euch getrennt habt, zugestehen, und hiemit euch selbst als Schismatiker und Häretiker, oder doch als Glieder einer nur durch Spaltung *) und Irrlehre zu Stande gekommenen Kirche erkennen. Ihr huldigt der Prärogative der Kirche dem Principe nach, läugnet sie aber in der Praxis; während ihr von den Rechten der Kirche im Allgemeinen viel zu sagen wißt, gebt ihr selbst das Beispiel der Empörung und Auflehnung gegen sie.

---

*) S. die Essays on the Church, by a Layman, 1840, p. 158 sqq. Das Buch ist von Bickersteth, einem der angesehensten Geistlichen von der Parthei der Evangelicals, herausgegeben. In ähnlicher Weise deckt der Verfasser des Artikels Anglo-Katholicism im British and Foreign Review, Octob. 1843, p. 20 die Schwächen des anglokatholischen Systems auf.

Bis in die neueste Zeit war die ganze Frage von der Authorität der Kirche in Glaubenssachen, abgesehen von der Stellung gegen die Dissenter, in England mehr theoretisch; sie bot fast nur ein Interesse für die Schule und das theologische System dar; denn es war allgemein anerkannt, daß die Staatskirche kein Gesammtorgan, durch welches sie ihre Entscheidungen verkündigen könnte, besitze, ja daß sie, besonders seit dem Aufhören der Convocationen, nicht einmal im Falle eines Bedürfnisses einen gemeinschaftlichen Beschluß zu fassen im Stande sey; denn seit der Reformation ist es nie zu einer Nationalsynode gekommen; und obgleich das Englische Episkopat nur aus 24 Individuen besteht, die sich leicht in wichtigeren Fällen schriftlich unter einander verständigen könnten, so ist doch nie auch nur ein auf solche Weise gefaßter Beschluß zu Stande gekommen. Wie wäre dieß auch möglich gewesen, da seit zwei Jahrhunderten unter den Bischöfen, wie unter der Geistlichkeit eine völlige Anarchie der Lehre und der schroffste Gegensatz bald calvinischer bald arminianischer Principien und Dogmen herrschte. Daher pflegten auch die Hochkirchlichen die in Anspruch genommene kirchliche Authorität, auf die Geltung der neunundreißig Artikel und allenfalls noch der Liturgie zu beschränken, d. h. die Kirche hatte eine Authorität im Jahr 1562 gehabt und ausgeübt; in den folgenden Jahrhunderten hatte sie troß der vielen und dringenden Aufforderungen und der kläglichen Zerrissenheit von ihrer Vollmacht keinen Gebrauch mehr zu machen für gut befunden, vielmehr factisch jedem gestattet zu lehren und zu schreiben, was ihm beliebte, vorausgesetzt, daß er nur nicht etwa geradezu die Gottheit Christi oder das Ansehen der heiligen Schrift u. dgl. läugnete.

Nicht geringere Schwierigkeit liegt für die Orforder Schule in der Lehre von der kirchlichen Einheit, welche, wie sie anerkennen *), in der heiligen Schrift so deutlich vorge-

*) Brit. Critic 1842. April, p. 279.

tragen ist, und deren Verwirklichung von dem ganzen kirchlichen Alterthum einstimmig als völlig unerläßlich gefordert wird. Viele von ihnen suchten sich hier lange mit dem Beispiele der griechischen Kirche zu helfen; diese sey doch gewiß eine ursprüngliche, in ununterbrochener Folge von den Aposteln abstammende Kirche, die mit unerschütterlicher Festigkeit und Treue an der alten Lehre und dem alten Ritus hänge, und gleichwohl schon seit fast tausend Jahren von Rom und dem Occident getrennt sey. Man sprach daher gerne von verschiedenen Zweigen der katholischen Kirche, und meinte drei Hauptzweige derselben, die Römischkatholische, die Griechische und die Englische, annehmen zu dürfen. „Nach der Lehre unserer Theologen, heißt es im British Critic*), besteht eine mystische Einheit unter den getrennten Zweigen der katholischen Kirche mittels der apostolischen Abstammung; wir sind, wenn der Ausdruck erlaubt ist, wie Vettern wenn nicht wie Brüder vereinigt. Hiebei wurde freilich übersehen, daß Zweige, wenn sie nicht verdorrt sind, einen gemeinschaftlichen lebenden und grünenden Stamm voraussetzen, durch den sie zu Einem Ganzen verbunden sind, und daß die bloße Thatsache der gemeinschaftlichen Abstammung, wenn sie auch hinsichtlich der Englischen Kirche zugegeben werden könnte, noch keine kirchliche Einheit zu begründen im Stande ist, die nur bei gleicher Lehre und Verfassung möglich ist. Der Ausdruck: mystische Einheit, ist daher offenbar ein Nothbehelf, der keine Prüfung und genauere Bestimmung zuläßt; eine mystische Einheit ist hier eine Einheit, die in der That und Wahrheit gar nicht, vielmehr in der Einbildung, ja eigentlich nur in den Wünschen einiger Personen existirt.

Hier also ist der wunde Fleck für alle Vertheidiger kirchlicher Principien, den keine Sophistik zu verdecken, keine Kunst zu heilen vermag. Die Gegner, die Evangelicals in der Kirche und die Dissenter außerhalb derselben, würden

*) April 1842, p. 279.

diese Blöße noch weit kräftiger angreifen, wenn sie nur selber in Beziehung auf Kirche und kirchliche Einheit irgend etwas Haltbares und Vernünftiges zu bieten hätten. Ihre Wortführer, besonders die der ersteren, pflegen sich zu der Behauptung zu flüchten, daß kirchliche Einheit nur so viel als wechselseitige Duldung und Liebe bedeute*); daß die verschiedenen Partheien, falls sie nur in einigen wenigen Hauptpunkten einig und hinsichtlich der übrigen nicht allzu gebieterisch und eigensinnig seyen, sich recht wohl zur gemeinschaftlichen Erreichung gewisser lobenswürdiger Zwecke verbinden könnten. Auf dieser Ansicht ruhen die beiden großen religiösen Vereine Englands, die Bibelgesellschaft und die Tractatengesellschaft (Religious Tract Society). „Wir sind einig in der Uneinigkeit (we agree to differ), einig in der Gesinnung bei allen dogmatischen Differenzen", ist der Wahlspruch, der auf dieser Seite gilt. In der Wirklichkeit steht diese Sectenliebe freilich auf sehr schwachen Füßen; die Dissenter beklagen sich bitter, daß die Evangelischen der Staatskirche ihnen bei öffentlichen Zusammenkünften wegen religiöser oder politischer Zwecke wohl allenfalls auf der Tribüne eine ceremoniöse Verbeugung machten, übrigens aber jeden Verkehr mit ihnen sorgfältig vermieden**); und erst vor einigen Jahren versicherte die Hauptzeitschrift der Dissentirenden, das Eclectic Review***), die Evangelicals benähmen sich in manchen Fällen mit größerer Heftigkeit und verletzenderem Hochmuth gegen sie, als selbst die Hochkirchlichen.

Was aber diese letzteren betrifft, so beginnen diejenigen unter ihnen, die nicht ganz abgestumpft und verweltlicht sind, allmählig zu fühlen, was Alles in einer solchen Trennung

---

*) To agree to unite, means to agree to differ. — Charity, not Communion, is the unity of the Church. s. den Christian Remembrancer, 1842, Vol. I p. 428.

**) Christ. Remembrancer, 1842, I, 430.

***) Vol. XIII. p. 253.

von der ganzen Christenheit liege. Jene insularisch-schismatische, wesentlich antichristliche Gesinnung des großen Haufens der Anglicaner, die den Hochmuth zum Vater und die Unwissenheit zur Mutter hat, wird nun mit scharfen Worten gezüchtigt. „Im ächten Geiste des Judenthums setzen Viele unter uns noch ihren Stolz darein, daß sie von allen andern Nationen der Erde kirchlich getrennt sind. Aber ist denn das gut, ist es auch nur gleichgültig, daß wir das große Band der Verbrüderung mit andern Nationen verloren haben? und darf eine solche Zerstückelung des Leibes des Herrn, die selbst sein letztes rührendes Gebet zu nichte macht, anders als mit Thränen betrachtet werden" *)? Auch Newman hat kürzlich diesen protestantischen Dünkel mit grellen Farben geschildert: „Wie die Juden kurz vor ihrer Verwerfung zwei finstere Kennzeichen hatten, das eine, bittere Verachtung gegen die ganze Welt, und das andere, vielfältige Spaltungen und wüthende Streitigkeiten im eignen Hause — so verachten wir Engländer — als ob ein Gräuel der Verwüstung auch über uns kommen sollte — fast die ganze Christenheit bis auf unsere eigene Kirche. Und doch haben wir nicht Ein Evangelium, sondern hundert Evangelien, von denen jedes seine hitzigen Vertheidiger hat; und so sind wir dahin gekommen, daß die Zwietracht wie unser gemeinsamer Ritus und unser unterscheidendes Symbol ist; wir hadern und klagen einander an, und nennen das Leben; aber vom Frieden, vom Glauben und der Liebe wissen wir nichts" **). Der Graf Maistre hatte einmal geäußert, man scheine in England zu wähnen, daß Gott bloß für die Engländer Mensch geworden sey; die Orforderschule findet, daß diese Worte ganz charakteristisch zur Bezeichnung des Englisch-schismatischen Dünkels seyen, der noch immer so viele Gemüther gefangen halte ***). Und in der

*) Christ. Remembrancer 1843, I. p. 13.

**) Newman's Sermons, London 1843 p. 379.

***) S. z. B. British Critic 1843. January, p. 212.

That werden selbst die Einsichtigsten und Gelehrtesten in dem Conflict ihrer anglicanischen Vorurtheile mit ihren kirchlichen Principien unaufhörlich zu den seltsamsten Behauptungen und wahrhaft lächerlichen Widersprüchen verleitet; denn ihre gegenwärtige Lage nöthigt sie bei jedem Schritte, das was nur der ganzen katholischen Kirche verheißen ist, und nur von ihr gelten kann, auf ihre abgerissene Lokalkirche anzuwenden. So sagte z. B. kürzlich der Oxforder Theologe Jelf*). Unsere Kirche wird mehr und mehr geeinigt, erleuchtet, geläutert und geheiligt werden in dem Lichte, der Kraft und Gegenwart unsers Erlösers, der verheißen hat, daß „die Pforten der Hölle nichts wider sie vermögen werden". — Aber haben denn wir Engländer das Monopol dieser Verheißung? Hat denn der Herr den südlichen Theil der britischen Insel unter dem Felsen gemeint, auf dem er seine Kirche bauen wolle — das waren die Fragen, die sich bei so seltsamen Geistessprüngen jedem Besonnenen aufdrängten **).

Selbst einer der Bischöfe, Denison von Salisbury, hat neuerlich offen erklärt, daß man in England der Trennung als eines großen Uebels bewußt zu werden beginne. „Eine Reihe von Menschenaltern hindurch — sagt er — hat unser Zweig der Kirche wohlgefällig und selbstzufrieden in der Trennung von der übrigen Christenheit verharrt, in die er durch unglückliche Umstände versetzt worden ist; jetzt aber ist ein wachsendes Gefühl der Unzufriedenheit über diese Isolirung, und eine Sehnsucht der Gemüther nach den lange verlorenen Segnungen geistlicher Gemeinschaft unverkennbar" ***). — Einige Jahre lang gab man sich in England dem Wahn hin,

---

*) In der Schrift: Via Media, or the Church of England our providential path between Romanism and Dissent. Oxford, Parker, p. 13.

**) S. British Critic 1843, Jan. p. 212.

***) The Unity of the Church, the Condition of the Conversion of the World. By the Right Rev. *Edward Denison*, Lord Bishop of Salisbury, 1842, p. 12.

am ersten noch und auf die wohlfeilsten Bedingungen zu einer Vereinigung mit der Griechischen Kirche gelangen zu können. Man meinte, der Mangel eines Papstes werde die Sache schon sehr erleichtern; man berechnete, daß diese Kirche von den großen Kämpfen des sechszehnten Jahrhunderts ganz unberührt geblieben sey, daher auch keine solche Scheidewand aufgerichtet habe, wie die abendländische Kirche in ihren Trienter Beschlüssen gethan; um so eher werde sie mit sich handeln lassen, werde Abweichungen in der Lehre und dem Ritus an der andern Kirche wenigstens dulden, und Zugeständnisse machen, welche zu gewähren die Römische Kirche sich selbst in die Unmöglichkeit versetzt habe. Dabei hoffte man auch, daß die gedrückte Lage der Griechischen Kirche ihr die großen Vortheile, welche ihr aus einer Union mit der politisch-mächtigen Britischen Schwester erwachsen könnten, um so fühlbarer machen würde. Es ist bekannt, wie sehr dergleichen Pläne und Hoffnungen auf die Theilnahme des Englischen Episcopats an der Bildung des protestantischen Bisthums zu Jerusalem eingewirkt haben. Indeß scheinen derartige Illusionen bereits großentheils wieder verschwunden zu seyn. „In der Griechischen Kirche“ — sagt F. W. Faber *) — „ist zu viel Verfall und Erstarrung, und zu viel wohlgegründetes Mißtrauen gegen alle äußeren Bewegungen. Unsere auswärtigen Sympathien müssen sich hauptsächlich der lateinischen Kirche zuwenden, und mit ihr eine Gemeinschaft aufzurichten, muß unser Streben seyn. Denn die erste und oberste Bitte in dem Gebete jedes guten Christen sollte gegenwärtig die seyn, daß Gott seiner Kirche wieder äußerliche Gemeinschaft gewähren und uns unter uns selbst Friede geben wolle“.

Leider ist es nur ungemein schwer, aus dem vitiösen Cirkel, in dem sich die Kirchlichen hier herumtreiben, herauszukommen, und das scheinen die Oxforder mehr und mehr zu

---

*) Sights and Thoughts in foreign churches, Lond. 1842, p. 597.

fühlen. Um an Herstellung äußerer Gemeinschaft ernstlich zu denken, müßte die Englische Kirche doch vor Allem innerlich gefestigt und geeinigt seyn, sie müßte stark genug seyn, die Masse von Irrthümern und Widersprüchen im eignen Schooße zu überwinden und auszustoßen; die Ohnmacht aber, in der sie sich gegenwärtig befindet, in der sie nicht einmal wagt oder vermag, die offenbarsten Häresien zu verwerfen *) — was ist sie anders als das Ergebniß der Isolirung und Losreißung? So wenig trägt dieses Staatskirchenwesen den Charakter einer wahren inneren Einheit an sich, daß es vielmehr nach Faber's Bemerkung mehr eine Sammlung von Diöcesankirchen ist, die dasselbe Ritual gebrauchen, einen Titular-Primas (den Erzbischof von Canterbury) und eine — nicht kirchliche sondern politische — Einheit haben, damit man sich ihrer um so bequemer als Staatsmaschine bedienen könne **).

Eine der neuesten Schriften über diese an sich eben so einfache, als für einen Engländer schwierige und unauflösliche Frage ist das Buch des Archibiaconus Manning: „Die Einheit der Kirche" ***). Aber bei allem Bestreben, entschieden kirchlich zu seyn, und sich der Alles zersetzenden Lehren der Evangelischen und Dissenter zu erwehren, trifft er doch am Ende nahe genug mit ihnen zusammen; auch er weiß statt der nun einmal verlorenen wirklichen Einheit nur das Surrogat einer Neigung und Stimmung zur Einheit (moral habit of unity) zu empfehlen, die zwar nicht auf eine Uebereinstimmung der Lehre und des Glaubens sich gründe, aber doch eine solche (mit der Zeit vielleicht) hervorbringe. In der jetzigen Lage der Kirche könne der einzelne Christ (in England) nichts anders thun, als sich an seinen Bischof halten,

*) Your church cannot excommunicate, and shrinks, very uncharitably, from anathematizing heresy — heißt es bei Faber p. 363.

**) L. c. p. 366.

***) London, Murray, 1842. Es ist dem schon erwähnten Handelsminister Gladstone gewidmet.

mit ihm, als dem Repräsentanten der kirchlichen Einheit, eng vereinigt bleiben. Nach dieser Ansicht müßte ein Engländer, der aus der Diöcese eines calvinisch-gesinnten Bischofs in die eines Arminianers zöge, gleichfalls in aller Schnelligkeit seine religiöse Ueberzeugung, und zwar gerade in den allerwesentlichsten, das ganze gläubige Bewußtseyn des Christen beherrschenden Punkten, von Grund aus ändern. Auch Manning schließt übrigens sein Werk mit der Hoffnung, „daß die unserer Sünden wegen kläglich zerrissene Kirche doch noch wieder vereinigt werden möge" *).

Wir wenden uns zu den Erörterungen über die Quellen christlicher Erkenntniß, Bibel, Tradition und kirchliche Unfehlbarkeit. Bekanntlich ist der große Impuls zur Verbreitung der Bibel von England ausgegangen, und dort allein ist für diesen Zweck mehr geschehen, als im ganzen übrigen protestantischen Europa zusammengenommen. Hie und da machte Jemand auf die Gefahr aufmerksam, welche aus einer so blinden und rücksichtslosen Profusion des heiligen Textes, ohne die Basis einer eben so verbreiteten, fest ausgeprägten Glaubenslehre entstehen müßte; warnend wurde bemerkt, daß furchtbare Mißachtung der heiligen Schrift die natürliche Folge eines solchen Verfahrens seyn werde; aber solche Stimmen wurden überhört oder überschrieen. Doch die Saat, die man ausgestreut, ist nun aufgegangen, und sie hat wesentlich dazu beigetragen, den Männern der Oxforder Schule die Augen

*) Auch der Christian Remembrancer, 1843, Vol. I, p. 14 — weiß nichts Anderes zu empfehlen; man möge nur, meint er, in Gedanken von seinem Bischofe aus an der Kette der Succession zurückgehen bis in jene frühere Zeit, wo es wirklich Ein Episcopat und eine Einheit der Kirche gegeben habe. Gewiß werden Viele in England finden, daß es doch gar zu trostlos sey, wenn man für den Mangel der wirklichen Einheit und ihrer Segnungen keine andere Entschädigung als die bloße leere Erinnerung an eine vor dreihundert Jahren da gewesene Einheit zu bieten habe.

über die Lage des Christenthums in England und über die unheilbaren Mängel und Verkehrtheiten des gegenwärtigen Systems zu öffnen.

Fast die ganze Bevölkerung unserer Städte, sagen sie, verachtet wenigstens zum großen Theile die geheiligten Wahrheiten, welche sie in ihrer Jugend hochzuhalten gelehrt worden war. Die Bibel wird bei Seite gelegt, oder verkehrt oder entweiht. So viel aus ihr wird im Gedächtniß bewahrt, als dazu dienen mag, ein sicheres und indolentes Vertrauen auf Gottes Langmuth und auf seine Gnade, eine Gleichgültigkeit gegen alle äußerlichen und regelmäßigen Religionshandlungen zu entschuldigen. Man merkt sich jene Stellen, welche bei Gegenständen des Tagesgesprächs eine bequeme Phrase darbieten, oder die dem Demagogen zur populären Ausschmückung seiner verderblichen Reden behülflich sind, oder die einen profanen Scherz, eine Verwünschung energischer machen. Wer nur mit den Chartisten und ihrer Ausdrucksweise bekannt ist, der kann die traurigen Früchte eines großen Theils unserer biblischen Erziehung wahrnehmen. In vielen großen Städten sind sie als religiöse Secte aufgetreten. Ihr System, ihre Sprache, ihre Grundsätze und Erwartungen sind mit zahllosen Bruchstücken der heiligen Schrift ganz durchwebt und überzogen. — Wir leben in einer Zeit des Predigens und nicht des Betens, der Bücher und nicht der Sacramente, geöffneter Bibeln und verschlossener Kirchen *).

Und selbst bei dem religiösen Publikum — was ist denn die Frucht unseres Bibellesens? Um nur der Evangelien zu gedenken, bringen es die Allerwenigsten nur zu einer klaren und bestimmten Auffassung und Anschauung der irdischen Geschichte unsers Herrn; die Wenigsten versuchen es auch nur, die wahre Kraft der Worte, die er gesprochen, zu erfassen; mit einer wirklich staunenswerthen Trockenheit und Gleichgültigkeit werden die

*) Brit. Critic 1842, Januar, p. 237.

Evangelien gelesen. Wie hoch stand das Mittelalter in dieser Beziehung über uns *).

Die gewöhnliche protestantische Theorie, daß das aufmerksame Lesen in der Bibel das einzige sichere und göttlich geordnete Mittel zur Erlangung religiöser Erkenntniß sey, haben die Oxforder freilich mit leichter Mühe widerlegt; in England, wo die praktischen Wirkungen dieses Princips in so vielen Secten und deren innerem Zustande täglich jedem Beobachter vor Augen schweben, mußten ihre Gründe um so überzeugender seyn. Aber wie es überhaupt leichter ist niederzureißen, als aufzubauen, so war und ist auch hier eine viel schwierigere Aufgabe, an die Stelle des falschen protestantischen Princips das wahre der lebendigen kirchlichen Autorität zu setzen, und dessen praktische Geltung auch in der gegenwärtigen Lage der Englischen Kirche nachzuweisen. Die Hochkirchlichen hatten sich bisher begnügt, Tradition und Lehre der Kirche dem Texte der Bibel bald bei-, bald unterzuordnen, und Behauptungen hierüber aufzustellen, die jedem Versuche, sie in Zusammenhang zu bringen, Hohn sprachen. Die Oxforder haben dieß wohl erkannt; sie führen den Hochkirchlichen zu Gemüthe, wie verwirrt und unpraktisch alle ihre Erklärungen über diese erste und wichtigste Frage, die vom Princip des Glaubens, seyen. „Das Privaturtheil in Glaubenssachen ist verwerflich — die Englische Kirche hat eine Lehr- und Entscheidungs-Autorität — sie macht aber keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit"; diese Behauptungen werden von einem Ende Englands zum andern wiederholt. Aber was ist denn das für eine Autorität, die weder selbst gegen einen seelenverderblichen Irrthum gesichert ist, noch von einer anderen höheren, wahrhaft irrthumslosen Autorität getragen und im Nothfalle rectificirt wird? Und wird nicht durch diese Verzichtung die Entscheidung in letzter Instanz doch immer wieder dem Privaturtheile des Einzelnen anheimgegeben?

*) Brit. Critic 1841, Octob., p. 303.

Palmer (von Magdalen-College) hat neuerlich die Theorie entwickelt, dogmatische Unfehlbarkeit komme allerdings dem Gesammt-Episcopat der Kirche zu; seitdem aber zuerst die Griechische, dann die Englische Kirche sich von der Abendländischen getrennt, sey diese Infallibilität erloschen, und erst wenn die drei Theile der Kirche, die Griechische, Englische und Römische sich wieder vereinigten, würden die Christen wieder einen unfehlbaren Führer in Glaubenssachen erlangen *). Andere, wie z. B. Jelf, weisen auf die älteren Theologen und Lehrer der Englischen Kirche hin, deren Führung man sich anvertrauen sollte. Die consequenteren Männer der Schule erblicken darin natürlich einen kläglichen Nothbehelf. Abgesehen von der großen Differenz, die unter diesen Theologen selber herrscht, sind es ja vorzugsweise die jeglicher Zeit eigenthümlichen Fragen und Schwierigkeiten, welche einem gewissenhaften Christen das Verlangen nach kirchlicher Authorität und Entscheidung erwecken; über diese aber bei den Theologen der Stuarts Auskunft suchen, wäre, als wenn man den heiligen Chrysostomus über einen Gegenstand der politischen Oekonomie befragen wollte **). Ueberhaupt aber ist es ein lebendiger Führer, den Gott der christlichen Kirche zu geben beabsichtigte, und den wir Engländer um unserer Sünden und der Sünden unserer Väter willen verloren haben. Einer lebendigen Authorität zu folgen, ist demnach dem Willen Gottes und dem Entwurf der Kirche, die er gestiftet, am angemessensten. Unsere Kirche freilich hat überhaupt in ihrem gegenwärtigen, elend zerrissenen Zustande und ihrer dogmatischen Haltungslosigkeit keine auf Authorität ruhende und mit Authorität vorgetragene Lehre (no authoritative teaching); sie kann daher auch keineswegs implicite Annahme ihrer Bekenntnisse von ihren Gliedern begehren; so lange sie nicht so weit erstarkt und gebessert ist, daß

*) Brit. Critic, Jan. 1843, p. 207.

**) L. c. p. 221.

wieder eine, in allem Wesentlichen gleiche Lehre in ihrem Schooße vorgetragen wird, darf sie nicht daran denken, eine solche Zumuthung zu machen.

Man sieht daß wenigstens ein Theil der Oxforder Schule von dem sonst in England so gewöhnlichen übermäßigen Lobpreisen der eigenen Kirche weit entfernt ist, vielmehr die Mängel derselben recht gut erkennt. Weniger bestimmt und klar sind freilich ihre Aeußerungen über das Verhältniß der Englischen zu der Kirche, deren Mittelpunkt Rom ist, und über die Pflicht, welche sich in dieser Beziehung für die erstere ergeben könnte. Doch bezeichnen sie bereits nicht undeutlich die Trennung von Rom als eine Strafe und Sünde zugleich*); sie gedenken jener „ernsten und hingebenden Seelen in der Englischen Gemeinschaft, welche täglich um eine Wiedervereinigung der Christenheit als das große Heilmittel für unsere Schäden und Bedrängnisse beten"; sie scheinen selbst zuzugeben, „daß Einigung mit Rom in abstracto wesentlich, und die natürliche Folge und Belohnung eines heiligen Lebens sey" **); aber sie behaupten zugleich, daß Einzelne aus der Englischen Kirche zu der Römischen jetzt nicht übertreten sollten, daß die Pflicht, die ein in der Nationalkirche Geborner und Erzogener gegen diese habe, nicht eigenmächtig von ihm hintangesetzt werden dürfe. Zugleich verkennen sie nicht, daß jener Widerwille und Argwohn, mit welchem in England die Römischkatholische Kirche und Alles was von ihr kommt, betrachtet wird, noch immer sehr tief eingesenkt sey in die nationale Gesinnung, und daß es daher allzu sanguinisch seyn würde, einen sehr schnellen Umschwung der jetzt noch vorherrschenden Ansicht zu erwarten***).

---

*) Brit. Critic, April 1842, p. 290.

**) The natural corona of holy living l. c. p. 294.

***) Brit. Critic, Octob. 1842, p. 402.

Es läßt sich erwarten, daß es auch hier die Angriffe und Einwürfe der Gegner, der Evangelicals insbesondere, gewesen seyen, welche nicht wenig dazu beigetragen, die Erkenntniß dieser Männer zu größerer Reife zu bringen. Die Verfasser der Tracts hatten sich große Mühe gegeben, das Gewicht der Tradition der ersten Jahrhunderte und des Zeugnisses der älteren Väter wieder zur Geltung zu bringen; die späteren Corruptionen der Römischen Kirche, hieß es damals, könnten nicht besser als durch diese Stimme der alten Kirche aufgedeckt und widerlegt werden. Dagegen riefen sofort die Evangelischen, der Verfasser der Versuche über die Kirche, z. B.: „Solche Berufung auf das Alterthum ist zuletzt nichts anderes, als eine Berufung auf das Papstthum in seiner Kindheit; Cyprian's System ist bereits voll Irrthümer und Corruptionen, und in den Zeiten des Hilarius und Theodoret (im vierten und fünften Jahrhundert) waren die Fundamente des Papismus schon fest und vollständig gelegt *). Man muß es den Oxfordern nachrühmen, daß sie gutwillig hierüber Belehrung angenommen haben, und sich gegenwärtig gegen die Einsicht, die Kirchenlehre des dritten und vierten Jahrhunderts sey mit der des Tridenter Conciliums wesentlich identisch, nicht mehr hartnäckig verschließen.

In ähnlicher Weise hat sich der Streit über den Cardinalpunkt des Christenthums, die Lehre von der Rechtfertigung, entwickelt. Newman und ihm folgend Pusey hatten noch in den Jahren 1838 und 1840 große Mühe auf die Nachweisung verwendet, daß ihre, die Oxforder Rechtfertigungslehre zwar der Lutherischen und Calvinischen völlig entgegengesetzt, aber dabei doch auch von der Katholischen wirklich verschieden sey. Die Sache lief theils auf ein Mißverständniß des katholischen Dogma, theils auf theologische Subtilität hinaus. Da kam der Amerikanische Bischof, M'Ilvaine von Ohio, ein eifriger Evangelical, und bewies ganz

*) Essays on the Church, by a Layman; Lond. 1840, p. 189, 219.

richtig, daß hier keine reelle oder haltbare Verschiedenheit sey *). Die Oxforder haben sich auch hier gelehrig gezeigt, und in einem Artikel des British Critic, der gegen den Bischof Summer von Chester gerichtet ist, haben sie unbedenklich die Beschlüsse der Synode von Trient über die Rechtfertigung zur Basis genommen **).

Ueberhaupt hat die alte Erfahrung, daß in dem System der Kirche Alles innig und wesentlich zusammenhänge, und daß nur Inconsequenz einzelne aus der Harmonie des Ganzen herausgerissene Lehren willkührlich verwerfen oder annehmen könne, auch durch die Entwicklung der Oxforder Schule eine glänzende Bestätigung erhalten. Pusey hatte in einer sehr umfassenden und durchdachten Arbeit im Gegensatz gegen die Evangelischen und Dissenter die Lehre durchgeführt, daß die Wiedergeburt und Rechtfertigung der Menschen nicht durch den bloßen Glauben geschehe, sondern ein sacramentaler, durch die Taufe zu vollziehender Akt sey. Da aber die Taufe nur Einmal empfangen werden kann, und Pusey die gewöhnliche protestantische Lehre, daß die Sünden nach der Taufe jedesmal durch einen einfachen, sich immer erneuernden Geistesakt der gläubigen Aneignung des Verdienstes Christi vollständig vergeben würden, natürlich verwarf, so schien es, als ob nach dieser Lehre der Mensch die ganze Last des Bewußtseyns, im Zustand der Sünde und außerhalb der göttlichen Gnade zu seyn, fort und fort tragen müsse; und die Evangelischen ermangelten nicht, ihren Gegnern die Trostlosigkeit und Härte einer solchen Ansicht vorzuwerfen. Die einfache Lösung dieser Schwierigkeit lag in der Anerkennung, daß es eben nebst der Taufe noch ein Sacrament der Sündenvergebung gebe. Die

*) Oxford Divinity compared with that of the Romish and Anglican Church, with a special view of the Doctrine of Justification by Faith. By the Rt. Rev. Charles P. *M'Ilvaine*, Bishop of the Episcopal Church in the Diocese of Ohio. London, 1841, p. 155.

**) July 1843, p. 63 ss.

Oxforder sind bereits auch zu dieser Einsicht gekommen. „Es ist unmöglich", sagen sie *), „den Eintritt in den Stand des Heils an einen Akt, ein Sacrament der Kirche zu knüpfen, ohne auch die Wiederherstellung in diesen Stand zu einem sacramentalen Akte zu machen; die Lehre von der kirchlichen Absolution und Schlüsselgewalt ist daher unentbehrlich, diese Lücke auszufüllen, und den wahrhaft Bußfertigen in den Stand der göttlichen Kindschaft zurückzuführen".

Man sieht, daß hier auch das mächtigste Werkzeug der Kirche, das Institut der Beicht, seine Würdigung und Anerkennung finden muß. Einer der Begabtesten aus dieser Schule, Oakley, hat neuerlich die schlechthinige Nothwendigkeit des speciellen Sündenbekenntnisses mit so schlagenden Gründen dargethan **), daß man in England auf eine Erwiederung, welche die Hochkirchlichen oder die Evangelischen dagegen ausgehen lassen würden, gespannt war; es ist indeß keine erfolgt. Und doch hat Oakley der ganzen Englischen Kirche wegen des Mangels der Beichte mit scharfem Tadel zugesetzt. „Ein solcher Zustand", sagt er, „ist völlig beispiellos in der Kirche Christi seit den Tagen der Apostel. Man muß zu unserer Demüthigung daran mahnen, wie sehr wir unser Recht, uns katholisch und apostolisch zu nennen, beeinträchtigt haben, wenn wir in einem höchst wesentlichen, für das Heil der Seele entscheidenden Punkte, mit der katholischen Kirche aller Zeiten und aller Orte in Widerspruch stehen, und eben so wohl von der Regel des ersten Jahrhunderts, als von der des neunzehnten abgewichen sind". So lange dieser Zustand und dessen natürliche Folge, der gänzliche Abgang eigentlicher Seelenleitung, fortdaure, werde, meint er, die bloße Vervielfältigung der Kirchen und Geistlichen wenig nützen, da die Hauptgebrechen der gegenwärtigen Generation durch bloßes, wenn auch noch so eindringliches Predigen nicht er-

*) Brit. Critic, July 1842, p. 238.
**) Brit. Critic, April 1843, p. 295 — 347.

reicht werden könnten. — Dabei verhehlt sich indeß Oakley nicht, daß die Wiederherstellung der Beichte ein höchst schwieriges, nur allmählig durchzuführendes Werk sey, ein Werk, das nur gelingen könne, wenn zugleich noch manche andere analoge kirchliche Restaurationen und Veränderungen vorgenommen würden. Er sieht wohl, daß der Englische Clerus, so hoch er in der gesellschaftlichen Rangordnung steht, doch lange nicht jenes Vertrauen des Volkes genieße, welches dazu unumgänglich erforderlich seyn würde; daß die Erziehung und Bildung desselben, wenn er für das schwierige Amt des Beichtstuhls befähigt werden solle, ganz anders werden müsse, als sie gegenwärtig ist. Und endlich hat er auch das große Hinderniß, welches in dem Abgange des Cölibats liegt, nicht verschwiegen. Daß ein Geistlicher, der noch nicht verheirathet ist, seine Stellung zu den weiblichen Gliedern seiner Gemeinde zur Anknüpfung eines zärtlichen Einverständnisses benütze, gehört in England zu den alltäglichen Dingen, und erregt, sobald er dabei eheliche Absichten hegt, keinen Anstoß. Damit ist aber auch schon die Unmöglichkeit gesetzt, eine Annäherung, wie sie der Beichtstuhl gebietet, zuzulassen; es sey schlimm genug, meint Oakley, daß selbst in der Kirche und während des Gottesdienstes Heirathswünsche und Pläne zwischen dem Geistlichen und dieser oder jener Dame gewechselt würden, aber der Gedanke, daß durch solche Beziehungen auch die Heiligkeit des Beichtstuhls entweiht werden sollte, sey vollends unerträglich. Nur ein zum Cölibat Verpflichteter oder ein Verheiratheter könne daher Beichtvater seyn. Doch muß auch er gestehen, daß das eheliche Verhältniß des Geistlichen eben nicht geeignet sey, ihn zum Beichtvater zu befähigen. Ueberhaupt aber ist, so lange die Geistlichen in England „gentlemanlike" sind und seyn sollen, an Wiedereinführung des Beichtinstituts nicht zu denken.

Am ersten war zu erwarten, daß man in England, im Lande der Secten, der Dissenter, der künstlichen Uebervölkerung und kirchlichen Ohnmacht, die Vorzüge der kirchlichen

Corporationen und geistlichen Orden wieder anerkennen werde. Man konnte es nicht läugnen: die Englische Kirche hat ihre völlige Unfähigkeit, die religiöse Erziehung der Volksmassen zu besorgen, augenfällig erwiesen. Hunderttausende, in den großen Städten sowohl, als in den Manufacturdistricten, sind in gänzlicher Verwahrlosung und Entfernung von aller Religionsübung alt geworden; eine Menge von Laien-Vereinen hat dessen, was der Kirche zu thun obläge, diese aber vernachläßigt hat, sich bemächtigt, und beutet nun das Gebiet aus zu ihren oft bedenklichen und unkirchlichen Zwecken, immer aber in Unabhängigkeit von der Kirche. So ist z. B. das Begräbnißwesen großentheils in die Hände eigner Gesellschaften (der cemetery Companies) gekommen, welche das, was sonst bei allen Christen, und selbst bei Juden und Türken ein religiöser Akt ist, zu einem Gegenstand blos commercieller Speculation gemacht haben *).

„Vor zehn Jahren“ — sagt Faber **) — „würde es in England als der wildeste Traum geachtet worden seyn, wenn Jemand es nur für möglich gehalten hätte, daß die Glieder der Englischen Kirche jemals Wünsche für die Herstellung von Klöstern hegen würden; und jetzt sehen wir Männer, die in Lehre und Sinnesweise weit wie die Pole von einander geschieden sind, einig in dem Verlangen nach männlichen und weiblichen Klöstern, und dieses Verlangen öffentlich aussprechend“. — Freilich, die Englische Kirche darf es nicht einmal wagen, die religiösen Gefühle und Instincte des Volkes ernstlich zu wecken und zu beleben, wenn sie dieß auch vermöchte, weil sie fürchten muß, daß jede derartige Bewegung sie bei ihrer Kraftlosigkeit sogleich überflügle, und Hunderte, ja Tausende aus den Schranken der Kirche hinaus andern Partheien zuführe. Deshalb äußerte schon vor einigen

*) British Critic, April 1843, p. 373.

**) Sights and Thoughts p. 353.

Jahren eine vielgelesene Zeitschrift *): „Eines von beiden müßt ihr haben: entweder Dissenterism oder Mönchsthum; also wählet“!

Die Oxforder Schule weiß es übrigens wohl, daß es etwas anderes ist, Klöster, Selbstverläugnung und ernste Ascese auf dem Papiere und als kaum erreichbare ethische Ideale recht schön zu finden, und etwas anderes, sie zu verwirklichen, und ihnen in der gegenwärtigen Lage die gebührende Sphäre ihrer Thätigkeit anzuweisen. Es ist für jetzt noch nicht abzusehen, wie in einem Lande, welches der klassische Boden des „Comfort“, des Luxus und der raffinirtesten Behaglichkeit ist, in einer Kirche, in der die protestantischen Elemente noch so überwiegend sind, solche Institutionen sich bilden oder gedeihen sollen. Auch dürfte das Beispiel der Griechischen Kirche nicht geeignet seyn, zu dem Versuche einzuladen, ob die Stellung eines verheiratheten Parochialclerus neben einem in der Predigt und Verwaltung der Sacramente concurrirenden Mönchsstande haltbar sey. Uebrigens mag es hier gleich bemerkt werden, daß ein gewisser religiöser und kirchlicher Dilettantismus, wie wir ihn früher einmal in Deutschland erlebt, sich auch in England an die große katholische Bewegung hingedrängt hat. Auch in England fehlt es nicht an solchen, welche aus einer blos ästhetischen Vorliebe für die schöneren Formen des katholischen Cultus sich auf die Seite der anglokatholischen Richtung schlagen. Sie bewundern den Gothischen Kirchenstyl und verabscheuen den widerwärtigen Anblick einer Englischen, mit Logen (pews) gefüllten und sonst nichts als kahle Wände aufweisenden Kirche. — Freilich, sagt der British Critic **), ist der Protestantismus, wie sich bei einer falschen Religion nicht anders erwarten läßt, eben so sehr unsern Wahrnehmungen des Schönen, wie denen des Guten und Wahren, entgegengesetzt, und

*) British Magazine, Vol. IX, p. 366.

**) Octob. 1842, p. 392.

eine Reaction gegen ihn wird daher unvermeidlich eben so gut eine Protestation zu Gunsten des ästhetischen, wie des moralischen und religiösen Sinnes seyn. Wenn aber Männer sich dieser Bewegung nicht aus reiner Gewissenhaftigkeit und lebendigem Glauben, sondern nur um ihren Schönheitssinn und ihre künstlerischen Neigungen zu befriedigen, anschließen, dann sind sie, so lange sie sich in unserem Lager befinden, unsere gefährlichsten Feinde.

Wir haben hiemit, auch ohne daß wir gerade alle wichtigeren, zur Doctrin und dem Bekenntnisse der Oxforder Schule gehörigen Materien näher erwähnt hätten, doch den gegenwärtigen Standpunkt dieser Schule hinlänglich bezeichnet; was wird die weitere Entwicklung, der Ausgang seyn? — so fragt Jedermann, in Deutschland wie in England, und pflegt die Frage nach seinen Wünschen zu beantworten. Daß hier ein Kampf auf Leben und Tod gekämpft werde, daß an eine Versöhnung dieser feindlichen Elemente innerhalb der Staatskirche nicht mehr zu denken sey, ist unverkennbar. Der Streit ist bis in die entlegensten Dörfer gedrungen, und nur Wenige haben sich des Partheinehmens zu enthalten vermocht. Die anglokatholische Parthei ist durch ihr Uebergewicht an theologischer Wissenschaft und ihren Einfluß auf die jüngere Generation des Clerus so furchtbar, daß die verschiedenen Sectionen des Protestantismus immer deutlicher die Nothwendigkeit einsehen, sich synkretistisch zur Unterdrückung des gemeinschaftlichen Feindes zu verbünden. Hören wir die Ansicht eines talentvollen Dissenters, der freilich die hochkirchliche Parthei mit der anglokatholischen identifizirt, wohl darum, weil er meint, daß alle Lebenskräfte der ersteren in die letztere übergegangen seyen, und nur noch ein caput mortuum von jener zurückgeblieben sey. „Eine Aussöhnung zwischen den beiden Schulen ist nicht möglich; daß die traditionelle Schule zur Herrschaft gelangen werde, ist wahrscheinlich, und der evangelische Clerus muß binnen Kurzem gänzlich erliegen.

Die Zeitschrift „Record", das Organ der sehr gemischten Parthei, die man aus Courtoisie die evangelische nennt, denuncirt die Schule der „Tractators" offen als eine „hassenswürdige und antichristliche". Wir sehen, die Dinge kommen zu einer Crisis, und jetzt, nach drei Jahrhunderten einer unruhigen Existenz, befindet sich die Kirche von England in der außerordentlichen Lage, daß ihr eigener Clerus über die ersten Principien entzweit ist; äußerlich und scheinbar Ein Regiment in der Uniform des Chorrocks, bildet er dennoch in Wahrheit zwei Heerschaaren, welche schlachtfertig dastehen, um den Kampf über die christlichen Grundlehren auszukämpfen" *).

Ein bedeutsames Zeichen, welchen Gang dieser Kampf noch nehmen werde, bot die Sache des Dr. Hampden dar. Diesen Mann hatte das Whig-Ministerium zum königlichen Professor der Theologie in Oxford ernannt, die Universität aber hatte ihn im Jahre 1836 wegen offenen und erklärten Rationalismus und Latitudinarianismus förmlich verdammt; es hieß in ihrer Censur: „seine Schriften enthielten Grundsätze, die nicht nur zum Umsturz der Authorität der Kirche, sondern auch zur Auflösung des ganzen christlichen Lehrgebäudes führen müßten". Aber im Jahre 1842 wurde diese Censur, ohne daß Hampden einen Widerruf geleistet oder nur eine mildernde Erklärung gegeben hätte, von einer großen Versammlung zu Oxford zurückgenommen; und zwar wurde die Stimmenmehrheit durch eine Coalition der Hochkirchlichen mit den Evangelicals herbeigeführt. Die Evangelischen und ihre Verbündeten fühlten sich, im ächten Geiste des Protestantismus, dem die Grundlehren des Christenthums untergrabenden Rationalisten näher verwandt, als der altkirchlichen Lehre und ihren Vertheidigern. Der Kampf, hieß es bei diesem Anlaß in den evangelischen Blättern, sey ja zwischen denen, deren Zweck es sey, die Nationalkirche zu be-

*) The Church of England examined by Scripture and Tradition. By R. *Mackenzie Beverley*. London 1843. Preface p. 5.

protestantisiren, und denen, welche die Sache des Protestantismus gegen sie behaupteten *).

Seitdem haben nun auch die meisten Bischöfe sich gegen die Oxforder Schule, oder doch gegen das, was sie ihre Uebertreibungen nennen, erklärt; selbst in Oxford sind ihre Gegner, da sich die einflußreicheren Stellen in ihren Händen befinden, die stärkeren. Sie haben bekanntlich Pusey's Rede verdammt, obgleich sie nur behauptete, was eine lange Reihe Englischer Bischöfe und Theologen im ganzen siebenzehnten Jahrhunderte, Andrewes, Montague, Overall, Laud, Forbes, Thorndyke u. A. gelehrt hatten. Die protestantische Reaction segelt mit vollen Segeln und günstigem Winde; die Anglokatholischen aber haben einige ihrer Positionen aufgegeben, einige ihrer über die allzuraschen Fortschritte erschrockenen Bundesgenossen verloren; eine ihrer Zeitschriften, der British Critic, der, auch nur von wissenschaftlicher Seite betrachtet, weitaus die beste unter den kirchlichen Zeitschriften Englands war, ist mit Anfang dieses Jahres unterbrochen worden. Auch die Regierung, in deren Händen ein so umfassendes Patronat und die Besetzung aller Bisthümer liegt, kann ihnen nur ungünstig seyn, denn die Oxforder haben die „Tyrannei der Staatsgewalt über die Kirche“ für eine Hauptursache des Verfalls der letzteren erklärt **); sie betrachten auch darum eine Wiedervereinigung mit der Römisch-katholischen Christenheit als eine große Wohlthat für England, weil eben dadurch der Englische Zweig der Kirche erstarken, und das drückende Joch des Regierungsdespotismus gebrochen, wenigstens erleichtert werden würde. Die nächste Zukunft muß nun lehren, welches der beiden großen Principien das innerlich mächtigere sey. Die Anglokatholischen haben die jüngere Generation des Clerus und nicht wenige der jüngeren aus dem höheren Laienstande für sich, sonst aber freilich fast alle Interessen gegen sich. (Schluß folgt.)

*) Worte des Record, June 9, 1842.

**) Brit. Critic, Octob. 1842 p. 411.

LIV.

Das Leben Oekolampadius bis zu seinem Austritte aus dem Ordensstande.

Zweiter Artikel.

Jeder Mensch erhält bei seiner Geburt ein gewisses Maaß von geistigen und sittlichen Anlagen, von gewissen vorherrschenden Neigungen zum Guten und zum Bösen, von Keimen zu Tugenden und zu Lastern. Den natürlichen Gaben nach hat also der Eine einen leichtern, der Andere einen schwereren Lebenskampf; diese natürliche Ungleichheit wird aber dadurch ausgeglichen, daß das Maaß der Gnaden sich nach dem Bedarfe richtet, und daß die göttliche Vorsehung die entscheidenden Lebensproben in allen scheinbar zufälligen Umständen so ordnet und leitet, daß Niemand über seine Kräfte versucht wird. Mag also Einer auch noch so ungünstig bedacht seyn, so kann er doch die Krone erringen, wenn er treu mit den ihm verliehenen Gnaden mitwirkt. Mag Einer noch so günstig bedacht seyn, so kann er doch das Ziel verfehlen, wenn er mit dem ihm gegebenen Pfunde nicht wuchert, und den Antrieben der Gnade hartnäckigen Widerstand leistet. Zu den am günstigsten bedachten Menschen gehört ohne Zweifel Oekolampadius. Er hatte von der Natur, oder um genauer zu zu sprechen, von der göttlichen Vorsehung die schönsten und herrlichsten Anlagen empfangen. Zwischen ihm und Luther besteht in den äußern Lebensumständen eine große Aehnlichkeit. Beiden war die Weihe des Priesterthums geworden, beide hatten die Würde eines Doctors der Theologie erwor-

ben, beide in einem strengen Orden die feierlichen Gelübde abgelegt. Desto größer ist aber ihre innerliche Verschiedenheit. Luther war eine harte, stolze, jähzornige, leidenschaftliche und zugleich höchst rohe und gemeine Natur. Zeuge dafür sind so viele seiner Schriften, wo er sich bald einer, alle Gränzen der Besonnenheit übersteigenden Wuth hingibt, bald sich in einem Unflathe der niedrigsten Zoten wälzt. Oekolampadius war in allem dem das Gegentheil. Er besaß eine zarte, reine, jungfräuliche Natur, ein tiefes, sinnendes, poetisches Gemüth, ein sanftes, demüthiges, für alles Gute offenes und empfängliches Herz. Die schwächsten Seiten seines Charakters waren diejenigen, welche Gemüthern dieser Art am häufigsten eigen sind, nämlich eine zu große Empfindsamkeit und ein Hang zur Eitelkeit. In intellectueller Beziehung waren seine Gaben ein glückliches Gedächtniß, eine reiche Phantasie, eine leichte Auffassung, eine sinnige Anschauungs- und eine lebendige Darstellungsgabe. Was ihm mangelte war, was Geistern dieser Art gewöhnlich zu mangeln pflegt, die Gabe des klaren und scharfen Denkens und des gründlichen Forschens. So ausgestattet, betrat Oekolampadius die Kampfbühne dieses Lebens, und die Vorzüge und die Schwächen seines Geistes und seines Herzens spiegeln sich schon in den Bestrebungen seiner Jugend und seiner ersten Lebensperiode, die bis zu seinem Eintritte in den Ordensstand reicht, sehr deutlich ab. Schon von Kindheit an zeigte er eine entschiedene Neigung zu den Wissenschaften und zu dem geistlichen Stande. Vorzugsweise betrieb er die philologischen und humanistischen Studien, und außer den beiden alten Hauptsprachen auch das Hebräische. Neben diesen ernsteren Beschäftigungen liebte und übte er auch mit beharrlicher Anhänglichkeit die Dichtkunst. Schon in seinem zwölften Jahre machte er Verse; späterhin, im reiferen Mannesalter, arbeitete er mehrere größere Gedichte und Tragödien aus, deren eine bis zu sechstausend Versen angeschwollen war. Die scholastische Theologie hingegen, die damals nicht bloß die positive Dogmatik, sondern auch die spe-

culative Philosophie in sich begriff, ward desto mehr von ihm vernachlässiget, und seinen natürlichen Anlagen folgend, beschränkte er sich hierin auf die Lesung der Mystiker, besonders des Richard von St. Victor und des Kanzlers Gerson *). Dieser Umstand ist von großer Bedeutung. Die Scholastik und die Mystik standen im Mittelalter in einer unzertrennlichen Verbindung, und ergänzten sich wechselseitig. Ein einseitiges Hinwenden zur Mystik, mit absichtlicher Hintansetzung der wissenschaftlichen Theologie, mußte damals nothwendig den Gefahren einer Täuschung des Gefühles und der subjectiven Willkühr aussetzen. Hätte Oekolampadius sich einem gründlicheren Studium ergeben, so wäre er vielleicht auf andere Irrwege gerathen, nachdem sein freier Wille einmal die Wahl getroffen hatte; allein in der reformatorischen Aftermystik wäre er gewiß nicht untergegangen. Die schriftstellerischen Arbeiten, die er in dieser Periode in den Druck gab, sind, außer einigen Predigten und einer Abhandlung über das Ostergelächter, worin er einen damals üblichen Mißbrauch, in der Osterzeit auf der Kanzel Mährchen und Schwänke in die Predigt einzuflechten, strenge rügte, eine griechische Grammatik und mehrere Uebersetzungen einzelner kleiner Schriften griechischer Kirchenväter. Seine Sitten waren durchaus rein, sein Wandel ernst, sein Streben würdig, und belebt durch eine zarte, ungeheuchelte Frömmigkeit, die einen so ascetischen Charakter an sich trug, daß sie seinen gelehrten Freunden sogar

*) Wir führen hierüber das Zeugniß des Verfassers wörtlich an: „Mit den Scholastikern gab er sich wenig ab; er studierte zwar die Schriften des Thomas von Aquin, worin er manche bessere Anregung finden konnte; aber den Dun Scotus ließ er ganz bei Seite. Er fühlte sich weniger berufen zum streng systematischen, abstrakten Denken und dialektischen Aneinanderknüpfen der Gedanken. Doch wandte er vielen Fleiß auf das Studium der Schriften Richards von St. Victor und des Kanzlers Gerson. Dieser schien ihm vorzüglich geeignet, den frommen Sinn zu beleben“.

zu hoch gespannt erschien *). Ganz besonders war ihm eine innige, kindliche Liebe und Verehrung der heiligsten Jungfrau und Mutter des Herrn eigen. Er hatte sogar zu ihrer Verherrlichung eine Tragödie in lateinischen Versen verfaßt, welche er im Jahr 1516 nach Basel mitbrachte. Ein treues Bild seiner religiösen Gesinnung gibt uns die erste Schrift, welche im Jahr 1512 von ihm veröffentlicht ward. Es ist dieß eine geistliche Rede, die er zu Heidelberg am Charfreitage über die sieben Worte des Herrn am Kreuze hielt, und dann für den Druck weiter ausführte. Diese Rede ist durchaus katholisch, von dem lebendigsten Glauben, dem reinsten Eifer und der glühendsten Andacht durchdrungen, und zeigt zugleich von seiner mystischen und poetischen Anschauung der Glaubensgeheimnisse. Es werden darin die heiligen Gewande, deren sich der Bischof bei feierlicher Darbringung des Meßopfers bedient, die Alba, die Stola, die Casel, die Infel, der Hirtenstab u. s. w. in symbolischer Deutung auf das Leiden des Herrn angewendet. Es wird gezeigt, wie erhaben die Würde der Gottesmutter sey, und wie groß unsere kindliche Liebe zu ihr und unser Vertrauen auf ihre mütterliche Fürbitte seyn müsse, da der sterbende Heiland am Kreutze sie uns Allen in der Person seines Lieblingsjüngers zur Mutter gab. Auch des Genusses des hochheiligen Sacramentes und der wunderbaren Wirkungen desselben gedenkt der Redner. Wir heben hiezu folgende schöne Stelle aus: „In den Worten:

*) Unser Autor sagt hierüber, indem er von Oekolampadius Aufenthalt zu Basel in den Jahren 1515 und 1516 spricht: „Der wissenschaftlich aufgeklärte Mann und biblische Theologe hatte dem ungeachtet ein mönchisches Wesen an sich, und wurde Erasmus und seinem Verein durch seinen Aberglauben, wie Erasmus selbst es nennt, etwas beschwerlich“. Daß Erasmus den Ausdruck Aberglauben entweder nur scherzhaft gebrauchte, oder mit dem lateinischen Superstitio den Sinn der Alten verband, wird sich aus dem Briefe zeigen, den er seinem Freunde schrieb, als derselbe bereits in den Ordensstand eingetreten war.

culative Philosophie in sich begriff, ward desto mehr von ihm vernachlässiget, und seinen natürlichen Anlagen folgend, beschränkte er sich hierin auf die Lesung der Mystiker, besonders des Richard von St. Victor und des Kanzlers Gerson *). Dieser Umstand ist von großer Bedeutung. Die Scholastik und die Mystik standen im Mittelalter in einer unzertrennlichen Verbindung, und ergänzten sich wechselseitig. Ein einseitiges Hinwenden zur Mystik, mit absichtlicher Hintansetzung der wissenschaftlichen Theologie, mußte damals nothwendig den Gefahren einer Täuschung des Gefühles und der subjectiven Willkühr aussetzen. Hätte Oekolampadius sich einem gründlicheren Studium ergeben, so wäre er vielleicht auf andere Irrwege gerathen, nachdem sein freier Wille einmal die Wahl getroffen hatte; allein in der reformatorischen Aftermystik wäre er gewiß nicht untergegangen. Die schriftstellerischen Arbeiten, die er in dieser Periode in den Druck gab, sind, außer einigen Predigten und einer Abhandlung über das Ostergelächter, worin er einen damals üblichen Mißbrauch, in der Osterzeit auf der Kanzel Mährchen und Schwänke in die Predigt einzuflechten, strenge rügte, eine griechische Grammatik und mehrere Uebersetzungen einzelner kleiner Schriften griechischer Kirchenväter. Seine Sitten waren durchaus rein, sein Wandel ernst, sein Streben würdig, und belebt durch eine zarte, ungeheuchelte Frömmigkeit, die einen so ascetischen Charakter an sich trug, daß sie seinen gelehrten Freunden sogar

*) Wir führen hierüber das Zeugniß des Verfassers wörtlich an: „Mit den Scholastikern gab er sich wenig ab; er studierte zwar die Schriften des Thomas von Aquin, worin er manche bessere Anregung finden konnte; aber den Dun Scotus ließ er ganz bei Seite. Er fühlte sich weniger berufen zum streng systematischen, abstrakten Denken und dialektischen Aneinanderknüpfen der Gedanken. Doch wandte er vielen Fleiß auf das Studium der Schriften Richards von St. Victor und des Kanzlers Gerson. Dieser schien ihm vorzüglich geeignet, den frommen Sinn zu beleben“.

zu hoch gespannt erschien *). Ganz besonders war ihm eine innige, kindliche Liebe und Verehrung der heiligsten Jungfrau und Mutter des Herrn eigen. Er hatte sogar zu ihrer Verherrlichung eine Tragödie in lateinischen Versen verfaßt, welche er im Jahr 1516 nach Basel mitbrachte. Ein treues Bild seiner religiösen Gesinnung gibt uns die erste Schrift, welche im Jahr 1512 von ihm veröffentlicht ward. Es ist dieß eine geistliche Rede, die er zu Heidelberg am Charfreitage über die sieben Worte des Herrn am Kreuze hielt, und dann für den Druck weiter ausführte. Diese Rede ist durchaus katholisch, von dem lebendigsten Glauben, dem reinsten Eifer und der glühendsten Andacht durchdrungen, und zeigt zugleich von seiner mystischen und poetischen Anschauung der Glaubensgeheimnisse. Es werden darin die heiligen Gewande, deren sich der Bischof bei feierlicher Darbringung des Meßopfers bedient, die Alba, die Stola, die Casel, die Insel, der Hirtenstab u. s. w. in symbolischer Deutung auf das Leiden des Herrn angewendet. Es wird gezeigt, wie erhaben die Würde der Gottesmutter sey, und wie groß unsere kindliche Liebe zu ihr und unser Vertrauen auf ihre mütterliche Fürbitte seyn müsse, da der sterbende Heiland am Kreutze sie uns Allen in der Person seines Lieblingsjüngers zur Mutter gab. Auch des Genusses des hochheiligen Sacramentes und der wunderbaren Wirkungen desselben gedenkt der Redner. Wir heben hiezu folgende schöne Stelle aus: „In den Worten:

*) Unser Autor sagt hierüber, indem er von Oekolampadius Aufenthalt zu Basel in den Jahren 1515 und 1516 spricht: „Der wissenschaftlich aufgeklärte Mann und biblische Theologe hatte dem ungeachtet ein mönchisches Wesen an sich, und wurde Erasmus und seinem Verein durch seinen Aberglauben, wie Erasmus selbst es nennt, etwas beschwerlich". Daß Erasmus den Ausdruck Aberglauben entweder nur scherzhaft gebrauchte, oder mit dem lateinischen Superstitio den Sinn der Alten verband, wird sich aus dem Briefe zeigen, den er seinem Freunde schrieb, als derselbe bereits in den Ordensstand eingetreten war.

reicht werden könnten. — Dabei verhehlt sich indeß Oakley nicht, daß die Wiederherstellung der Beichte ein höchst schwieriges, nur allmählig durchzuführendes Werk sey, ein Werk, das nur gelingen könne, wenn zugleich noch manche andere analoge kirchliche Restaurationen und Veränderungen vorgenommen würden. Er sieht wohl, daß der Englische Clerus, so hoch er in der gesellschaftlichen Rangordnung steht, doch lange nicht jenes Vertrauen des Volkes genieße, welches dazu unumgänglich erforderlich seyn würde; daß die Erziehung und Bildung desselben, wenn er für das schwierige Amt des Beichtstuhls befähigt werden solle, ganz anders werden müsse, als sie gegenwärtig ist. Und endlich hat er auch das große Hinderniß, welches in dem Abgange des Cölibats liegt, nicht verschwiegen. Daß ein Geistlicher, der noch nicht verheirathet ist, seine Stellung zu den weiblichen Gliedern seiner Gemeinde zur Anknüpfung eines zärtlichen Einverständnisses benütze, gehört in England zu den alltäglichen Dingen, und erregt, sobald er dabei eheliche Absichten hegt, keinen Anstoß. Damit ist aber auch schon die Unmöglichkeit gesetzt, eine Annäherung, wie sie der Beichtstuhl gebietet, zuzulassen; es sey schlimm genug, meint Oakley, daß selbst in der Kirche und während des Gottesdienstes Heirathswünsche und Pläne zwischen dem Geistlichen und dieser oder jener Dame gewechselt würden, aber der Gedanke, daß durch solche Beziehungen auch die Heiligkeit des Beichtstuhls entweiht werden sollte, sey vollends unerträglich. Nur ein zum Cölibat Verpflichteter oder ein Verheiratheter könne daher Beichtvater seyn. Doch muß auch er gestehen, daß das eheliche Verhältniß des Geistlichen eben nicht geeignet sey, ihn zum Beichtvater zu befähigen. Ueberhaupt aber ist, so lange die Geistlichen in England „gentlemanlike“ sind und seyn sollen, an Wiedereinführung des Beichtinstituts nicht zu denken.

Am ersten war zu erwarten, daß man in England, im Lande der Secten, der Dissenter, der künstlichen Uebervölkerung und kirchlichen Ohnmacht, die Vorzüge der kirchlichen

Corporationen und geistlichen Orden wieder anerkennen werde. Man konnte es nicht läugnen: die Englische Kirche hat ihre völlige Unfähigkeit, die religiöse Erziehung der Volksmassen zu besorgen, augenfällig erwiesen. Hunderttausende, in den großen Städten sowohl, als in den Manufacturdistricten, sind in gänzlicher Verwahrlosung und Entfernung von aller Religionsübung alt geworden; eine Menge von Laien-Vereinen hat dessen, was der Kirche zu thun obläge, diese aber vernachläßigt hat, sich bemächtigt, und beutet nun das Gebiet aus zu ihren oft bedenklichen und unkirchlichen Zwecken, immer aber in Unabhängigkeit von der Kirche. So ist z. B. das Begräbnißwesen großentheils in die Hände eigner Gesellschaften (der cemetery Companies) gekommen, welche das, was sonst bei allen Christen, und selbst bei Juden und Türken ein religiöser Akt ist, zu einem Gegenstand blos commercieller Speculation gemacht haben *).

„Vor zehn Jahren“ — sagt Faber **) — „würde es in England als der wildeste Traum geachtet worden seyn, wenn Jemand es nur für möglich gehalten hätte, daß die Glieder der Englischen Kirche jemals Wünsche für die Herstellung von Klöstern hegen würden; und jetzt sehen wir Männer, die in Lehre und Sinnesweise weit wie die Pole von einander geschieden sind, einig in dem Verlangen nach männlichen und weiblichen Klöstern, und dieses Verlangen öffentlich aussprechend“. — Freilich, die Englische Kirche darf es nicht einmal wagen, die religiösen Gefühle und Instincte des Volkes ernstlich zu wecken und zu beleben, wenn sie dieß auch vermöchte, weil sie fürchten muß, daß jede derartige Bewegung sie bei ihrer Kraftlosigkeit sogleich überflügle, und Hunderte, ja Tausende aus den Schranken der Kirche hinaus andern Partheien zuführe. Deshalb äußerte schon vor einigen

*) British Critic, April 1843, p. 373.

**) Sights and Thoughts p. 353.

Jahren eine vielgelesene Zeitschrift *): „Eines von beiden müßt ihr haben: entweder Dissenterism oder Mönchsthum; also wählet"!

Die Oxforder Schule weiß es übrigens wohl, daß es etwas anderes ist, Klöster, Selbstverläugnung und ernste Ascese auf dem Papiere und als kaum erreichbare ethische Ideale recht schön zu finden, und etwas anderes, sie zu verwirklichen, und ihnen in der gegenwärtigen Lage die gebührende Sphäre ihrer Thätigkeit anzuweisen. Es ist für jetzt noch nicht abzusehen, wie in einem Lande, welches der klassische Boden des „Comfort", des Luxus und der raffinirtesten Behaglichkeit ist, in einer Kirche, in der die protestantischen Elemente noch so überwiegend sind, solche Institutionen sich bilden oder gedeihen sollen. Auch dürfte das Beispiel der Griechischen Kirche nicht geeignet seyn, zu dem Versuche einzuladen, ob die Stellung eines verheiratheten Parochialclerus neben einem in der Predigt und Verwaltung der Sacramente concurrirenden Mönchsstande haltbar sey. Uebrigens mag es hier gleich bemerkt werden, daß ein gewisser religiöser und kirchlicher Dilettantismus, wie wir ihn früher einmal in Deutschland erlebt, sich auch in England an die große katholische Bewegung hingedrängt hat. Auch in England fehlt es nicht an solchen, welche aus einer blos ästhetischen Vorliebe für die schöneren Formen des katholischen Cultus sich auf die Seite der anglokatholischen Richtung schlagen. Sie bewundern den Gothischen Kirchenstyl und verabscheuen den widerwärtigen Anblick einer Englischen, mit Logen (pews) gefüllten und sonst nichts als kahle Wände aufweisenden Kirche. — Freilich, sagt der British Critic **), ist der Protestantismus, wie sich bei einer falschen Religion nicht anders erwarten läßt, eben so sehr unsern Wahrnehmungen des Schönen, wie denen des Guten und Wahren, entgegengesetzt, und

*) British Magazine, Vol. IX, p. 366.

**) Octob. 1842, p. 392.

eine Reaction gegen ihn wird daher unvermeidlich eben so gut eine Protestation zu Gunsten des ästhetischen, wie des moralischen und religiösen Sinnes seyn. Wenn aber Männer sich dieser Bewegung nicht aus reiner Gewissenhaftigkeit und lebendigem Glauben, sondern nur um ihren Schönheitssinn und ihre künstlerischen Neigungen zu befriedigen, anschließen, dann sind sie, so lange sie sich in unserem Lager befinden, unsere gefährlichsten Feinde.

Wir haben hiemit, auch ohne daß wir gerade alle wichtigeren, zur Doctrin und dem Bekenntnisse der Oxforder Schule gehörigen Materien näher erwähnt hätten, doch den gegenwärtigen Standpunkt dieser Schule hinlänglich bezeichnet; was wird die weitere Entwicklung, der Ausgang seyn? — so fragt Jedermann, in Deutschland wie in England, und pflegt die Frage nach seinen Wünschen zu beantworten. Daß hier ein Kampf auf Leben und Tod gekämpft werde, daß an eine Versöhnung dieser feindlichen Elemente innerhalb der Staatskirche nicht mehr zu denken sey, ist unverkennbar. Der Streit ist bis in die entlegensten Dörfer gedrungen, und nur Wenige haben sich des Partheinehmens zu enthalten vermocht. Die anglokatholische Parthei ist durch ihr Uebergewicht an theologischer Wissenschaft und ihren Einfluß auf die jüngere Generation des Clerus so furchtbar, daß die verschiedenen Sectionen des Protestantismus immer deutlicher die Nothwendigkeit einsehen, sich synkretistisch zur Unterdrückung des gemeinschaftlichen Feindes zu verbünden. Hören wir die Ansicht eines talentvollen Dissenters, der freilich die hochkirchliche Parthei mit der anglokatholischen identifizirt, wohl darum, weil er meint, daß alle Lebenskräfte der ersteren in die letztere übergegangen seyen, und nur noch ein caput mortuum von jener zurückgeblieben sey. „Eine Aussöhnung zwischen den beiden Schulen ist nicht möglich; daß die traditionelle Schule zur Herrschaft gelangen werde, ist wahrscheinlich, und der evangelische Clerus muß binnen Kurzem gänzlich erliegen.

Die Zeitschrift „Record", das Organ der sehr gemischten Parthei, die man aus Courtoisie die evangelische nennt, denuncirt die Schule der „Tractators" offen als eine „hassenswürdige und antichristliche". Wir sehen, die Dinge kommen zu einer Crisis, und jetzt, nach drei Jahrhunderten einer unruhigen Existenz, befindet sich die Kirche von England in der außerordentlichen Lage, daß ihr eigener Clerus über die ersten Principien entzweit ist; äußerlich und scheinbar Ein Regiment in der Uniform des Chorrocks, bildet er dennoch in Wahrheit zwei Heerschaaren, welche schlachtfertig dastehen, um den Kampf über die christlichen Grundlehren auszukämpfen" *).

Ein bedeutsames Zeichen, welchen Gang dieser Kampf noch nehmen werde, bot die Sache des Dr. Hampden dar. Diesen Mann hatte das Whig-Ministerium zum königlichen Professor der Theologie in Oxford ernannt, die Universität aber hatte ihn im Jahre 1836 wegen offenen und erklärten Rationalismus und Latitudinarianismus förmlich verdammt; es hieß in ihrer Censur: „seine Schriften enthielten Grundsätze, die nicht nur zum Umsturz der Authorität der Kirche, sondern auch zur Auflösung des ganzen christlichen Lehrgebäudes führen müßten". Aber im Jahre 1842 wurde diese Censur, ohne daß Hampden einen Widerruf geleistet oder nur eine mildernde Erklärung gegeben hätte, von einer großen Versammlung zu Oxford zurückgenommen; und zwar wurde die Stimmenmehrheit durch eine Coalition der Hochkirchlichen mit den Evangelicals herbeigeführt. Die Evangelischen und ihre Verbündeten fühlten sich, im ächten Geiste des Protestantismus, dem die Grundlehren des Christenthums untergrabenden Rationalisten näher verwandt, als der altkirchlichen Lehre und ihren Vertheidigern. Der Kampf, hieß es bei diesem Anlaß in den evangelischen Blättern, sey ja zwischen denen, deren Zweck es sey, die Nationalkirche zu be-

*) The Church of England examined by Scripture and Tradition. By R. *Mackenzie Beverley*. London 1843. Preface p. 5.

protestantisiren, und denen, welche die Sache des Protestantismus gegen sie behaupteten *).

Seitdem haben nun auch die meisten Bischöfe sich gegen die Oxforder Schule, oder doch gegen das, was sie ihre Uebertreibungen nennen, erklärt; selbst in Oxford sind ihre Gegner, da sich die einflußreicheren Stellen in ihren Händen befinden, die stärkeren. Sie haben bekanntlich Pusey's Rede verdammt, obgleich sie nur behauptete, was eine lange Reihe Englischer Bischöfe und Theologen im ganzen siebenzehnten Jahrhunderte, Andrewes, Montague, Overall, Laud, Forbes, Thorndyke u. A. gelehrt hatten. Die protestantische Reaction segelt mit vollen Segeln und günstigem Winde; die Anglokatholischen aber haben einige ihrer Positionen aufgegeben, einige ihrer über die allzuraschen Fortschritte erschrockenen Bundesgenossen verloren; eine ihrer Zeitschriften, der British Critic, der, auch nur von wissenschaftlicher Seite betrachtet, weitaus die beste unter den kirchlichen Zeitschriften Englands war, ist mit Anfang dieses Jahres unterbrochen worden. Auch die Regierung, in deren Händen ein so umfassendes Patronat und die Besetzung aller Bisthümer liegt, kann ihnen nur ungünstig seyn, denn die Oxforder haben die „Tyrannei der Staatsgewalt über die Kirche“ für eine Hauptursache des Verfalls der letzteren erklärt **); sie betrachten auch darum eine Wiedervereinigung mit der Römisch-katholischen Christenheit als eine große Wohlthat für England, weil eben dadurch der Englische Zweig der Kirche erstarken, und das drückende Joch des Regierungsdespotismus gebrochen, wenigstens erleichtert werden würde. Die nächste Zukunft muß nun lehren, welches der beiden großen Principien das innerlich mächtigere sey. Die Anglokatholischen haben die jüngere Generation des Clerus und nicht wenige der jüngeren aus dem höheren Laienstande für sich, sonst aber freilich fast alle Interessen gegen sich. (Schluß folgt.)

*) Worte des Record, June 9, 1842.

**) Brit. Critic, Octob. 1842 p. 411.

LIV.

Das Leben Oekolampadius bis zu seinem Austritte aus dem Ordensstande.

Zweiter Artikel.

Jeder Mensch erhält bei seiner Geburt ein gewisses Maaß von geistigen und sittlichen Anlagen, von gewissen vorherrschenden Neigungen zum Guten und zum Bösen, von Keimen zu Tugenden und zu Lastern. Den natürlichen Gaben nach hat also der Eine einen leichtern, der Andere einen schwereren Lebenskampf; diese natürliche Ungleichheit wird aber dadurch ausgeglichen, daß das Maaß der Gnaden sich nach dem Bedarfe richtet, und daß die göttliche Vorsehung die entscheidenden Lebensproben in allen scheinbar zufälligen Umständen so ordnet und leitet, daß Niemand über seine Kräfte versucht wird. Mag also Einer auch noch so ungünstig bedacht seyn, so kann er doch die Krone erringen, wenn er treu mit den ihm verliehenen Gnaden mitwirkt. Mag Einer noch so günstig bedacht seyn, so kann er doch das Ziel verfehlen, wenn er mit dem ihm gegebenen Pfunde nicht wuchert, und den Antrieben der Gnade hartnäckigen Widerstand leistet. Zu den am günstigsten bedachten Menschen gehört ohne Zweifel Oekolampadius. Er hatte von der Natur, oder um genauer zu zu sprechen, von der göttlichen Vorsehung die schönsten und herrlichsten Anlagen empfangen. Zwischen ihm und Luther besteht in den äußern Lebensumständen eine große Aehnlichkeit. Beiden war die Weihe des Priesterthums geworden, beide hatten die Würde eines Doctors der Theologie erwor=

ben, beide in einem strengen Orden die feierlichen Gelübde abgelegt. Desto größer ist aber ihre innerliche Verschiedenheit. Luther war eine harte, stolze, jähzornige, leidenschaftliche und zugleich höchst rohe und gemeine Natur. Zeuge dafür sind so viele seiner Schriften, wo er sich bald einer, alle Gränzen der Besonnenheit übersteigenden Wuth hingibt, bald sich in einem Unflathe der niedrigsten Zoten wälzt. Oekolampadius war in allem dem das Gegentheil. Er besaß eine zarte, reine, jungfräuliche Natur, ein tiefes, sinnendes, poetisches Gemüth, ein sanftes, demüthiges, für alles Gute offenes und empfängliches Herz. Die schwächsten Seiten seines Charakters waren diejenigen, welche Gemüthern dieser Art am häufigsten eigen sind, nämlich eine zu große Empfindsamkeit und ein Hang zur Eitelkeit. In intellectueller Beziehung waren seine Gaben ein glückliches Gedächtniß, eine reiche Phantasie, eine leichte Auffassung, eine sinnige Anschauungs- und eine lebendige Darstellungsgabe. Was ihm mangelte war, was Geistern dieser Art gewöhnlich zu mangeln pflegt, die Gabe des klaren und scharfen Denkens und des gründlichen Forschens. So ausgestattet, betrat Oekolampadius die Kampfbühne dieses Lebens, und die Vorzüge und die Schwächen seines Geistes und seines Herzens spiegeln sich schon in den Bestrebungen seiner Jugend und seiner ersten Lebensperiode, die bis zu seinem Eintritte in den Ordensstand reicht, sehr deutlich ab. Schon von Kindheit an zeigte er eine entschiedene Neigung zu den Wissenschaften und zu dem geistlichen Stande. Vorzugsweise betrieb er die philologischen und humanistischen Studien, und außer den beiden alten Hauptsprachen auch das Hebräische. Neben diesen ernsteren Beschäftigungen liebte und übte er auch mit beharrlicher Anhänglichkeit die Dichtkunst. Schon in seinem zwölften Jahre machte er Verse; späterhin, im reiferen Mannesalter, arbeitete er mehrere größere Gedichte und Tragödien aus, deren eine bis zu sechstausend Versen angeschwollen war. Die scholastische Theologie hingegen, die damals nicht bloß die positive Dogmatik, sondern auch die spe-

culative Philosophie in sich begriff, ward desto mehr von ihm vernachlässiget, und seinen natürlichen Anlagen folgend, beschränkte er sich hierin auf die Lesung der Mystiker, besonders des Richard von St. Victor und des Kanzlers Gerson *). Dieser Umstand ist von großer Bedeutung. Die Scholastik und die Mystik standen im Mittelalter in einer unzertrennlichen Verbindung, und ergänzten sich wechselseitig. Ein einseitiges Hinwenden zur Mystik, mit absichtlicher Hintansetzung der wissenschaftlichen Theologie, mußte damals nothwendig den Gefahren einer Täuschung des Gefühles und der subjectiven Willkühr aussetzen. Hätte Oekolampadius sich einem gründlicheren Studium ergeben, so wäre er vielleicht auf andere Irrwege gerathen, nachdem sein freier Wille einmal die Wahl getroffen hatte; allein in der reformatorischen Aftermystik wäre er gewiß nicht untergegangen. Die schriftstellerischen Arbeiten, die er in dieser Periode in den Druck gab, sind, außer einigen Predigten und einer Abhandlung über das Ostergelächter, worin er einen damals üblichen Mißbrauch, in der Osterzeit auf der Kanzel Mährchen und Schwänke in die Predigt einzuflechten, strenge rügte, eine griechische Grammatik und mehrere Uebersetzungen einzelner kleiner Schriften griechischer Kirchenväter. Seine Sitten waren durchaus rein, sein Wandel ernst, sein Streben würdig, und belebt durch eine zarte, ungeheuchelte Frömmigkeit, die einen so ascetischen Charakter an sich trug, daß sie seinen gelehrten Freunden sogar

*) Wir führen hierüber das Zeugniß des Verfassers wörtlich an: „Mit den Scholastikern gab er sich wenig ab; er studierte zwar die Schriften des Thomas von Aquin, worin er manche bessere Anregung finden konnte; aber den Dun Scotus ließ er ganz bei Seite. Er fühlte sich weniger berufen zum streng systematischen, abstrakten Denken und dialektischen Aneinanderknüpfen der Gedanken. Doch wandte er vielen Fleiß auf das Studium der Schriften Richards von St. Victor und des Kanzlers Gerson. Dieser schien ihm vorzüglich geeignet, den frommen Sinn zu beleben“.

zu hoch gespannt erschien *). Ganz besonders war ihm eine innige, kindliche Liebe und Verehrung der heiligsten Jungfrau und Mutter des Herrn eigen. Er hatte sogar zu ihrer Verherrlichung eine Tragödie in lateinischen Versen verfaßt, welche er im Jahr 1516 nach Basel mitbrachte. Ein treues Bild seiner religiösen Gesinnung gibt uns die erste Schrift, welche im Jahr 1512 von ihm veröffentlicht ward. Es ist dieß eine geistliche Rede, die er zu Heidelberg am Charfreitage über die sieben Worte des Herrn am Kreuze hielt, und dann für den Druck weiter ausführte. Diese Rede ist durchaus katholisch, von dem lebendigsten Glauben, dem reinsten Eifer und der glühendsten Andacht durchdrungen, und zeigt zugleich von seiner mystischen und poetischen Anschauung der Glaubensgeheimnisse. Es werden darin die heiligen Gewande, deren sich der Bischof bei feierlicher Darbringung des Meßopfers bedient, die Alba, die Stola, die Casel, die Insel, der Hirtenstab u. s. w. in symbolischer Deutung auf das Leiden des Herrn angewendet. Es wird gezeigt, wie erhaben die Würde der Gottesmutter sey, und wie groß unsere kindliche Liebe zu ihr und unser Vertrauen auf ihre mütterliche Fürbitte seyn müsse, da der sterbende Heiland am Kreuze sie uns Allen in der Person seines Lieblingsjüngers zur Mutter gab. Auch des Genusses des hochheiligen Sacramentes und der wunderbaren Wirkungen desselben gedenkt der Redner. Wir heben hiezu folgende schöne Stelle aus: „In den Worten:

*) Unser Autor sagt hierüber, indem er von Oekolampadius Aufenthalt zu Basel in den Jahren 1515 und 1516 spricht: „Der wissenschaftlich aufgeklärte Mann und biblische Theologe hatte dem ungeachtet ein mönchisches Wesen an sich, und wurde Erasmus und seinem Verein durch seinen Aberglauben, wie Erasmus selbst es nennt, etwas beschwerlich“. Daß Erasmus den Ausdruck Aberglauben entweder nur scherzhaft gebrauchte, oder mit dem lateinischen Superstitio den Sinn der Alten verband, wird sich aus dem Briefe zeigen, den er seinem Freunde schrieb, als derselbe bereits in den Ordensstand eingetreten war.

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? klagte der Herr dem Vater sein Elend. In Erduldung der Leiden sollen wir in Christi Fußstapfen treten. Dann werden wir seelig seyn, wenn wir am Leiden Christi Theil nehmend von andern verbannt und um des Namens Christi willen von allen gehaßt werden. Wenn die bittere Erkenntniß, daß wir nur wegen unserer Sünden leiden, für unseren Gaumen süß zu werden begonnen und unser Herz zum Himmlischen erhoben hat, dann wird die Liebe der Weisheit Namen sich zueignen, des Friedens höchste Glückseligkeit wird sie begleiten, die nichts Widerstrebendes in uns dulden wird. Alles wird in uns in Harmonie seyn; wir werden Gott über Alles lieben und nach ihm Alles, und beten: dein Wille geschehe, als ob uns kein anderer Wille gestattet wäre. Zum Beistande wird uns gereichen das köstliche Labsal, das Mysterium des hochheiligen Leibes und Blutes Christi, das mit seiner wunderbaren Süßigkeit die Gemüther durchdringt, sie durch die Bande der brüderlichen Liebe verbindet, mit Christo vereint und auf gewisse Weise in ihn selbst verwandelt". Endlich spricht der Redner auch mit Begeisterung von denjenigen, welche aus Liebe zur Vollkommenheit der Ehe entsagen, und preiset dreimal und viermal glücklich die mit Christo getrauten Seelen, die dem Bräutigam überall hin nachfolgend, nicht nur gegen die Lüste, sondern auch gegen die einzelnen Listen des Feindes um so zuversichtlicher kämpften *).

So ascetisch aber auch Oekolampadius Gesinnungen und Bestrebungen waren, so liebte er doch den geselligen Verkehr und den Austausch der Gedanken. Er hatte zu Heidelberg, Tübingen, Stuttgard und Basel viele freundschaftliche Verbindungen mit jüngern und ältern Gelehrten, Humanisten und Theologen, worunter Reuchlin, Capito, Hedio, Za-

*) Das Urtheil des Verfassers über diese Rede ist Folgendes: „Ein frischer Hauch des Geistes ist über diese ganze Schrift ausgegossen, sie trägt aber noch deutliche Spuren des Katholicismus und des Geschmackes der Zeit, der sie angehört".

fi[illegible], Melanchthon, Brenz, Pirkheimer angeknüpft. Die zärtlichste Freundschaft bestand jedoch zwischen ihm und Erasmus, und hatte von seiner Seite in der That etwas Ueberspanntes an sich. „Wo soll ich dich suchen", schrieb er ihm, als er im Jahr 1516 von Basel nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, „du mein Ruhm, mein süßer Schmuck? Die Liebe ist zu heftig, als daß meine thörichten Worte in einer engen Höhle eingeschlossen bleiben sollten. Jetzt erst sehe ich es zu spät bei meinen Phrygiern ein, welchen Reichthum, welche Lust ich in Basel genießen konnte, aber vergebens will ich die Nemesis zurechtweisen. Vor den Augen meines Geistes ist immer gegenwärtig deine, des großen Helden Tugend, deine Wohlredenheit entzückt noch immer mein Ohr". Erasmus hatte ihm beim Abschiede einen kleinen Aufsatz über den Anfang des Evangeliums Johannis zum Andenken mitgegeben. Hierauf anspielend schreibt er: „Wie oft habe ich jenes kleine und doch so süße Denkmahl der Freundschaft geküßt und es, berührend mit dem unter Christen heiligsten Schwure mich dem Erasmus geweiht. — Meinem gekreuzigten Jesus, vor dem ich meine Gebetlein ergieße, hatte ich es angehängt, um nach deinem Wunsche und der Forderung der Liebe gemäß dich und dein Schicksal Jesu zu empfehlen, und auch während der Andacht deiner nicht vergessen zu müssen". Diese Exaltation in der Freundschaft in einem Manne, der das Jünglingsalter längst überschritten hatte, ist für seine Charakteristik von Wichtigkeit; denn sie zeigt, wie sehr er sich von seinem Gefühle hinreißen ließ, welchen großen Einfluß Persönlichkeiten auf ihn ausübten, und wie wenig er in sich selbst festgegründet war. Alle diejenigen, mit welchen er nähere Verbindungen einging, waren reformatorisch gesinnt, jedoch nicht auf gleiche Weise, einige waren es in kirchlichem oder doch gemäßigten Sinne, andere in einer revolutionären und der Kirche feindlichen Richtung. Oekolampadius hatte mit seinem regen an allen Fragen der Zeit theilnehmenden Geiste eine Menge von Ideen aufgefaugt, über

die er nicht Herr zu werden vermochte. Es fehlte ihm allzusehr an einem festen theologischen Grund, als daß er sich eine klare und selbstständige Ansicht hierüber hätte bilden können. Sein gläubiges Gefühl und sein christliches Bewußtseyn leiteten ihn allerdings auf die rechte Spur und warnte ihn vor den gefährlichen Abwegen, die in diesen Ideen verborgen waren, weil er jedoch dadurch mit andern ihm gut und heilig scheinenden Gefühlen und mit der Verehrung für seine Freunde in Widerspruch kam, ohne durch eine gründliche Wissenschaft diese Widersprüche vermitteln zu können, erzeugte es in ihm nur den Zustand einer innerlichen Unruhe, welche zu keinem Resultate führte. Ueberhaupt empfand er es tief, daß sein Herz getheilt sey, daß es nicht Gott allein, sondern auch seinen Freunden und seinen gelehrten Beschäftigungen mit einer nicht ganz geordneten Neigung angehöre, daß sein Wandel obgleich nicht schuldbar, doch nicht jener Vollkommenheit entspreche, die er in seinen Predigten so trefflich zu schildern wußte, und zu der er mittelst eines innerlichen Dranges hingezogen ward. Er faßte dann den Entschluß, der Welt zu entsagen, sich in dem Ordensstande ganz dem Dienste Gottes zu weihen, und in dieser gänzlichen Hingabe seiner Selbst den wahren Frieden zu finden, indem er aber nicht Kraft genug anwandte, sich loszureißen und seinen Entschluß auszuführen, ergriff und quälte ihn neue Unruhe, und ein solcher Gemüthszustand war es auch ohne Zweifel, der ihn zu Ende des Jahres 1516 von Basel hinwegtrieb *). Unter diesen

*) Der Verfasser sagt hierüber Folgendes: „Vielleicht trug er schon damals im Stillen in sich den Gedanken herum, sich einst in die Einsamkeit eines Klosters zurückzuziehen. Er verließ wenigstens bald Basel; welche Ursachen ihn dazu bewogen, ist schwer auszumitteln; des Erasmus Entfernung mag Einiges beigetragen haben. Nach späteren Briefen an ihn zu urtheilen, mochte Oekolampadius sich vielleicht aus der oben angegebenen Ursache nicht mehr ganz heimisch in Basel gefunden haben. Wahrscheinlich beunruhigten ihn schon damals einige Zweifel

Schwankungen kam das Jahr 1517 und der verhängnißvolle 31. Oktober heran, an welchem Luther den ersten Funken in das ausgedörrte und erhitzte, lange schon zum Brande vorbereitete Gebäude der kirchlichen und politischen Zustände Deutschlands warf. Es ist erklärbar, daß Oekolampadius dieser neuen Erscheinung mit Aufmerksamkeit und Theilnahme sich zuwandte. Ein Umstand, wodurch er an dem empfindlichen Punkte seiner literarischen Ehre angetastet wurde, gab die Veranlassung sich entschieden für Luther auszusprechen. Er war im Jahr 1518 als Prediger an der Hauptkirche nach Augsburg berufen worden, und sogleich mit einigen Gönnern Luthers, besonders mit den Brüdern Bernard und Adelmann von Adelmannstetten, welche daselbst Domherren waren, in genaue Berührung gekommen. Eck hatte in seinem Sendschreiben an den Bischof von Meißen behauptet, daß zu Augsburg Niemand auf Luthers Seite stünde als einige ungelehrte Domherrn. Durch diese Behauptung gereizt verfaßte er ein Schriftchen unter dem Titel: Antwort eines ungelehrten Domherrn, worin er sich Luthers mit Wärme annahm und Eck persönlich angriff. In einem Schreiben an Melanchthon, mit welchem er schon früher in Verbindung gestanden war, bekannte er sich als den Verfasser, und kam mit Luther selbst in Briefwechsel. Im Juli 1519 meldete ihm Melanchthon in einem weitläufigen Schreiben den Hergang der Leipziger Disputation. Es hatte allen Anschein, daß er von der einmal begonnenen Richtung nicht mehr ablassen, sich auf das Engste an die Freunde Luthers anschließen und in ihrem Sinne und Geiste fortarbeiten werde, und auch seine Freunde erwarteten nichts Anderes, als sie plötzlich mit der Kunde überrascht wurden, Oekolampadius sey in das Brigittinerklo-

und Aengstlichkeiten. Er war unruhigen Geistes, daher etwas unstet in seinem äußern Leben. Wer möchte es ihm aber verargen, daß der große Riß der Zeit auch durch seine Seele ging"?

ster *) zu Altenmünster nahe bei Augsburg, Freisingerdiöcese, als Noviz eingetreten. Es geschah dieß am 23. April 1520. Kein vorbereitendes Zeichen ging diesem Schritte voraus, als daß er die Ermahnungsrede des heil. Gregorius von Nazianz an eine Jungfrau, worin dieser Heilige die Vorzüge des jungfräulichen Gott geweihten Standes erhebt, aus dem Griechischen übersetzte und einer Tochter des Stadtschreibers Konrad Peutinger, Namens Felicitas, widmete, um sie in ihrem Entschlusse, den Schleier zu nehmen, zu befestigen. Keinem seiner Freunde, als nur dem Erasmus hatte er sein Vorhaben mitgetheilt. Auffallend und überraschend ist dieser Schritt allerdings; nach dem aber, was wir über seine Gemüthszustände bereits vorausgeschickt haben, wird es uns nicht schwer fallen, den psychologischen Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden.

Nachdem Oekolampadius das Ordenskleid wieder ausgezogen hatte, suchte er sich natürlich nach Möglichkeit zu entschuldigen, daß er es jemals angezogen hatte; er war jedoch nicht im Stande, eine so dicke Decke darüber hinzubreiten, daß die Wahrheit nicht allenthalben durchblickte. Vorerst ist gewiß, daß ihn durchaus kein anderer Beweggrund hiebei leitete, als die Sorge für sein ewiges Heil und das Streben nach Vollkommenheit: Er sagte späterhin selbst in einem Schreiben an Pirkheimer: „Ich suchte damals nichts Irdisches; denn ich hätte der Welt nach auch Etwas seyn können". Eben so ist gewiß, daß in dem Kloster zu Altenmünster der beste Geist herrschte, und die Ordenszucht genau beobachtet wurde. Er erwähnt nicht nur keines Aergernisses, sondern er gibt den guten Mönchen selbst das Zeugniß, daß sie ihn nicht getäuscht hätten, als sie ihn bei seiner Aufnahme versicherten, daß man bei ihnen entfernt von dem Geräusche der äußerlichen Dinge, sich ganz dem Göttlichen

*) Dieser Orden, ursprünglich vom Heilande oder vom heiligsten Erlöser de Sanctissimo Salvatore genannt, war um das Jahr 1344 von der heiligen Brigitta gestiftet und von P. Urban V, im Jahr 1370 bestätiget worden.

hingeben könne *). Verbinden wir hiemit noch den Umstand, daß Oekolampadius bald nach der Leipziger Disputation ins das Kloster eintrat, so werden wir uns bald zurechtfinden. Luther hatte die Schule des Irrthums schnell durchlaufen, und war bereits bei Lehren angekommen, die er vor zwei Jahren noch nicht geahnet hatte und damals gewiß auch auf das Bestimmteste zurückgewiesen hätte. Er sprach bereits zu Leipzig Sätze aus, die nicht nur die ganze kirchliche Ordnung, sondern auch das Princip des Glaubens selbst erschütterten, und der gelehrte und scharfsinnige Eck unterließ nicht, sie aufzudecken und in ihrer Blöße hinzustellen. Welche Wendung in dem Streite eingetreten sey, und welchem Ziele die Weise, wie Luther ihn führte, zueile, mußte Jedem aufrichtigen und noch innerhalb des christlichen Bewußtseyns stehenden Gemüthe mehr und mehr aufgehen, und auch Oekolampadius kam zur Einsicht. Vielleicht hat auch der Bericht, den ihm Melanchthon über die Leipziger Disputation erstattete, dazu beigetragen, ihm die Augen zu öffnen. Er blickte vor sich hin, und erblickte den Abgrund, der sich vor ihm aufthat; er blickte ihn sich selbst hinein, und erblickte, was ihn so weit fortgerissen hatte, seine Eigenliebe, seine Empfindlichkeit, seine Anhänglichkeit an seine Freunde und ihr Lob, seine Säumnisse in dem Streben nach Vollkommenheit, seine Schwäche in der Erfüllung seiner Vorsätze. Mit der Gefahr erkannte er zugleich die Mittel, ihr zu entrinnen. Er fühlte, daß es für ihn kein Mittel gebe, als durch einen kühnen Sprung sich in die Freistätte eines Klosters zu retten, und sich durch feierliche Gelübde gegen die Schwäche seines eigenen Herzens zu verwahren. Er fühlte auch, daß dieß ohne Verzug geschehen müsse, und daß seinen Entschluß mittheilen eben so viel sey, als ihn von vornehinein vereiteln. Er schritt also rasch zur Ausführung, und ehe Einer seiner Freunde eine Ahnung

*) Der Verfasser sagt, daß die Brigittiner zu Altenmünster sowohl wegen ihrer Frömmigkeit, als auch wegen ihrer freieren Richtung in der Theologie rühmlichst bekannt waren.

davon hatte, befand er sich innerhalb der Mauern von Altenmünster *). Damit war das Schwerste gethan, und hatte er sich nämlich von Allem, was ihn an die Welt fesselte, losgerissen, hatte er den Einsprechungen der Gnade und der innerlichen Stimme, die ihn schon lange zur Vollkommenheit berief, treue Folge geleistet, so ward ihm auch der gewöhnliche Lohn heldenmüthiger Opfer, ein großer innerlicher Friede zu Theil. Vollendet war aber der rühmliche und siegreich eingeleitete Kampf noch nicht; es handelte sich jetzt darum den Sieg zu befestigen, und in dem einmal gebrachten Opfer zu verharren. Es war zu erwarten, daß seine getäuschten Freunde ihn nicht in Ruhe lassen, sondern alles in Bewegung setzen würden, ihn dem Kloster zu entreißen. In der That stürmten sie von allen Seiten mit Vorwürfen auf ihn ein, sie tadelten nicht nur den Schritt, den er gethan; sondern sie gossen auch über den Ordensstand und das klösterliche Leben im Allgemeinen den bittersten Hohn aus; allein sie erreichten dadurch nicht ihren Zweck. Oekolampadius ließ sich nicht beirren, er hatte einen zu festen Halt in seinem Innern gewonnen, als daß ihn ein vorhergesehener Sturm sogleich hätte erschüttern sollen. Er selbst berichtet hierüber: „In den ersten Monaten gefiel mir die Lebensweise, und mein Geist ward nicht beunruhigt, so sehr auch die Freunde über mich spotteten. Denn ich fing an, selbst dazu zu lachen und die eiteln Gedanken der Menschen über mich zu verachten; denn ich hatte mir vorgenommen, mir selbst zu leben und nicht ferner nach den Meinungen der Menschen mich zu richten". Eine Stütze fand er hierin an Erasmus, der im Gegensatze zu seinen übrigen Freunden seine Standeswahl nicht nur nicht mißbilligte, sondern ihn darin vielmehr bestärkte. „Ferne sey es von mir, geliebter Bruder", schrieb er ihm, „Jemanden von der heiligen Lebensweise abzuhalten, besonders dich nicht, der

*) „Die Freunde staunten, klagten, zürnten, daß er abergläubischer Frömmigkeit huldigend, der Welt seine Dienste entzogen", sagt der Verfasser.

du durch Reife des Alters zum Bewußtseyn deiner selbst gelangt bist und die Lebensart schon kanntest. O der seligen und evangelischen Philosophie, das ernstlich zu bedenken, daß der Geist, von allen weltlichen Begierden gereinigt leicht und frei auf den Ruf Christi von hinnen schwebe". Der Brief ist aus Köln vom 11. November 1520, und es scheint, daß Oekolampadius damals wirklich schon einigen Trostes bedurfte, und daß ihm, obgleich er standhaft blieb, das Benehmen seiner Freunde nach der Hand dennoch einige Kränkung verursachte. Wenigstens beklagte er sich öfters über untreue Freundschaft. Die Versuchung hatte jedoch noch nicht ihren Höhepunkt erreicht. Als die Freunde sahen, daß sie mit Bitterkeit und mit Vorwürfen nichts ausrichteten, schlugen sie einen andern Weg ein, und die Art, wie sie dabei verfuhren, beweiset, daß sie ihren Mann und seine schwachen Seiten sehr gut kannten. Sie zeigten ihm ein besonderes Vertrauen, baten ihn um seinen Rath in den kirchlichen Fragen, und verlangten insbesondere, daß er ihnen seine Ansicht über Luther mittheilen möge, der so eben von dem Papste verurtheilt worden war. Jeder Mensch hat in seinem Leben Stunden schwerer Prüfung, Augenblicke, an welchen sein ewiges Wohl oder Weh hängt, und in welchen es sich erfüllet, was der Prediger sagt: „Vor dem Menschen liegt das Leben und der Tod, das Gute und das Böse, was ihm gefallen wird, das wird ihm gegeben werden" *). Ein solcher furchtbarer Augenblick der Entscheidung war jetzt für Oekolampadius eingetreten, und — er erlag der Versuchung. Er konnte es nicht über sich gewinnen, ein so schmeichelhaftes Vertrauen unbefriediget zu lassen. Er ertrug den Spott über seinen Eintritt in das Kloster, weil er sich bewußt war, daß der Muth und die Thatkraft, die in diesem Schritte lagen, trotz der Verschiedenheit der Ansichten seinen Freunden dennoch Achtung abzwingen mußte, aber in ihren Augen als beschränkt und geistlos

*) Ecclesiasticus 15, 18.

zu erscheinen, war ihm unerträglich. Sein Gutachten fiel günstig für Luther aus, und er überschickte es arglos seinen Freunden in der Meinung, daß diese es nur als eine vertrauliche Mittheilung ansehen, und keinen weiteren Gebrauch davon machen würden. So meinten es aber nicht die Treulosen; sie besaßen nun, um was es ihnen zu thun war, und schlugen die Falle zu, in die sie ihn gelockt hatten. Bernard von Adelmannsfelden schickte die Schrift unverweilt nach Basel an Capito; dieser ließ sie drucken, und bald war es öffentlich bekannt, daß sie von Oekolampadius herrühre. Er selbst erzählt dieß folgendermaaßen: „Ich sollte noch von anderer Seite geprüft werden. Die Freunde, deren Vertrauen ich genoß, baten mich um Rath über die damals mit so viel Eifer und Aufsehen behandelten Fragen. Ich antwortete, wenn auch nicht scharfsinnig, so doch getreulich und freimüthig. Wo aber meine Antworten gelesen wurden, zogen sie mir nicht geringen Haß der Mächtigen zu. Was ich einfältigerweise meinte, nur den verlangenden Freunden zu schreiben, das ward sobald bei den Saxonen und Ubiern bekannt gemacht". Durch diese Publication war ihm der Rückzug abgeschnitten und eine friedliche Vermittelung unmöglich gemacht, und dieß war es gerade, was die Arglistigen beabsichtigten. Er mußte entweder behaupten und vertheidigen, was er geschrieben, und ganz in den Geist und die Gesinnung seiner Freunde eingehen, oder er mußte feierlich widerrufen und es sich gefallen lassen, von ihnen als ein feiger, aus Furcht vor den Folgen eingeschüchterter Schwachkopf verschrieen zu werden. Vor dieser letzteren Alternative schauderte seine Eigenliebe allzusehr zurück; er wählte die erstere. Es ist uns nicht erlaubt zu zweifeln, daß er auch hier noch den Sieg über sich selbst hätte erringen können, wenn er sich mit aufrichtigem Herzen an denjenigen gewendet hätte, der uns stärkt, und in dem wir nach dem Ausspruche des Apostels Alles vermögen, denn, wie derselbe Apostel sagt, Gott ist getreu, und läßt uns nicht über unsere Kräfte versuchen, sondern gibt bei der Versuchung

den Ausgang, daß wir bestehen können *). Nachdem sich aber sein freier Wille einmal entschieden und den Tod statt des Lebens gewählt hatte, ward es in seiner Seele um so finsterer, je größer das Licht der Gnade gewesen war, welches ihn noch kurz vorher erleuchtet hatte. Wer höher steht, fällt tiefer. Die nächste und unmittelbarste Folge seines Falles war innerliche Angst und Unruhe: das Wundfieber des schwer verletzten Gewissens. Ein solcher Gemüthszustand ist jedoch nie von Dauer. Entweder wird der Gefallene dadurch zur Reue, zur Buße und zur Rückkehr getrieben, oder wenn sich der Wille in seinem Falle verhärtet, werden alle Kräfte des dienstbaren Verstandes aufgebothen, die lästige Stimme des Gewissens zu unterdrücken, und die Schuld durch rechtfertigende Gründe zu beschönigen. Was einer solchen Seele früher den größten Trost, die innigste Andacht, die süßeste Nahrung des Geistes gewährte, das verursacht ihr dann die bitterste und schmerzlichste Pein, und sie hat dann nichts angelegentlicheres zu thun, als diese Trümmer ihrer einstigen und nun zerstörten Seligkeit hinwegzuräumen. Wir werden dieß an Oekolampadius vollkommen bestätiget finden. So lange er noch in Altenmünster verweilte, war sein ganzes Streben darauf gerichtet, sich der kräftigsten Stützen des innerlichen und geistlichen Lebens und zwar namentlich der Liebe zur heiligsten Jungfrau, der Andacht zu dem Altarssacramente und der Beicht nach und nach zu entledigen. Die Predigten und Abhandlungen, die er während dieses Zeitraumes drucken ließ, geben uns sehr erwünschte Behelfe an die Hand, um den stufenweisen Gang, den er dabei einhielt, auf das Klarste zu übersehen. Die Grundsätze, die darin aufgestellt werden, sind noch nicht geradezu der katholischen Glaubenslehre entgegengesetzt, sie weichen dem offenbaren theoretischen Irrthum aus, und berühren mehr nur das Practische, allein sie zielen durch die practische Wendung, die ihnen gegeben wird, eben dahin,

*) Cor. 15, 10.

diesen Heils- und Hülfsmitteln des lebendigen Glaubens alle ihre Lebenskraft und Lebenswärme zu entziehen, um sie mit der Zeit als überflüßige ja störende Formen ganz wegwerfen zu können.

Was die Verehrung der Mutter des Herrn betrifft, so besitzen wir drei von ihm an Frauenfesten gehaltene Predigten *). In der ersten, für das Fest Maria-Empfängniß, ist er noch sehr beredt, die Vorzüge der seligsten Jungfrau zu erheben. So sagt er: „In welchem Geschöpfe aber ist Gott mehr zu loben, als in Maria? Die Himmel erzählen die Ehre Gottes; den die Himmel nicht fassen können, ist enthalten im Leibe der Jungfrau; wie viel mehr verkündigt diese die Ehre Gottes. Es höre auf als ein Wunder gepriesen zu werden, daß Gottes Weisheit aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hervorleuchtet; denn heute wird geboren in der Jungfrau und als Kind genährt das allmächtige Wort Gottes. Wie sollten wir um ihretwillen Gott nicht loben, in welcher sich alle göttlichen Vollkommenheiten zeigen? was Wunder also, wenn sie genannt wird der schönste Himmel, so schön wie die Sonne, köstlich wie der Mond, heller als die Sterne, fruchtbarer als die Erde, tiefer als der Abgrund, weißer als die Lilien, wohlriechender als die Rosen, bescheidener als die Veilchen, und wiederum erhöht, wie der Baum an Wasserbächen, erhöht wie die Ceder des Libanon. Wer möchte die Benennungen alle erschöpfen? Die Schrift bezeichnet sie noch anders; mit Recht wird sie verstanden unter Mosis brennendem Busche, der Ruthe Aron's, dem Felle Gideon's, der Lade des Bundes, dem Thurme David's, dem

*) Die chronologische Ordnung dieser Predigten geht sehr gut zusammen. Die erste wurde am 8. December 1520 gehalten, wo er höchst wahrscheinlich in das Garn seiner hinterlistigen Freunde verwickelt war. Sie wurde im Jahre 1521 in Basel bei Kratander gedruckt. Die zweite ward am 2. Februar, die dritte am 2. Juli des Jahrs 1521 gehalten; denn gegen das Frühjahr 1522 hatte er Altenmünster schon verlassen.

Throne Salomo's, dem verschlossenen Garten, dem versiegelten Brunnen, dem Gewande des hohen Priesters. Sie übertrifft an Glauben Abraham, an Geduld und Langmuth Isaak, an Keuschheit Joseph, an Sanftmuth David, an Majestät Salomo, an Frömmigkeit Josias". Wiewohl er gebührend hervorhebt, daß alles Lob der Jungfrau sich auf Gott beziehen müsse, will er doch nicht, daß ihre Verehrung dadurch vermindert würde. „Ich ermahne, sie zu loben", sagt er, „doch so, daß wir von ihr zu Gott, dem Urheber alles Guten, aufsteigen. Ich möchte nicht, daß ihre Verehrung in etwas vermindert würde, nur muß dem wahren Gottesdienste im Geist und in der Wahrheit kein Abbruch geschehen". Dabei bemerkt man aber doch schon, daß er auf übertriebene Weise vor Mißbräuchen warnt, und selbst da Mißbräuche findet, wo keine Mißbräuche sind. So behauptet er, daß die Namen: Heil, Verlangen, Süßigkeit, Hoffnung, Krone, Ruhm u. s. w. eigentlich nur Gott und Christo zukommen, und aus frommem Vorsatze, aber unchristlicher Weise auf Maria und die Heiligen übertragen worden seyen. Eine ganz grundlose Behauptung! Es kömmt ja bei solchen Benennungen Alles darauf an, in welcher Bedeutung und in welchem Zusammenhange sie gebraucht werden. Wenn die Kirche Maria als unser Leben, unsere Süßigkeit und unsere Hoffnung begrüßt, bittet sie dieselbe zugleich, daß sie bei ihrem göttlichen Sohne für uns fürbitten möge. Es ist also für Jeden, der weiß, was fürbitten ist, ein Mißverständniß unmöglich. Die Behauptung ist aber in seinem Munde um so lächerlicher, weil er selbst noch nicht lange vorher Erasmus seinen Ruhm und süßen Schmuck genannt, und den Brief mit den Worten beschlossen hatte: „Lebe wohl, bester Erasmus, Krone meines Hauptes". Dieselben Namen also, die er als Ausdruck zärtlicher Liebe einem Freunde zu geben, keinen Anstand nahm, findet er unchristlich, wenn sie derjenigen gegeben werden, die uns den Heiland der Welt geboren hat. In der zweiten Predigt am

Maria-Lichtmeßtage gedenkt er kaum mehr im Vorübergehen der Jungfrau, und wenn sich dieß auch noch dadurch entschuldigen ließe, daß dieses Fest zugleich ein Fest des Herrn ist, so hebt sich doch jeder Zweifel über seine Gesinnung durch die nachfolgende Stelle: „die Jungfrau Maria, die Heiligen, die Engel rufen wir allein an als Brüder und Schwestern, daß sie uns helfen bitten, wie wir uns auch befehlen in anderer frommen Menschen Gebet; damit so viele für uns bitten, unser Gebet desto eher erhört werde". Da ihm also Maria nur mehr eine Schwester ist, in deren Gebet er sich nicht anders empfiehlt, als in anderer frommen Menschen Gebet, so ist in ihm die Liebe und Verehrung zu Maria nicht bloß erkaltet, sondern offenbar schon erloschen. Dasselbe geht auch aus der dritten Predigt am Feste Mariä-Heimsuchung hervor, wo er Maria lediglich als einen Spiegel des christlichen Lebens hinstellt, weil sie sich Gottes ihres Heilandes freut, und diese Freude allen ihren Handlungen aufdrückt. Es ist zwar ein sehr löblicher Gebrauch katholischer Prediger, die Tugenden der heiligsten Jungfrau auseinanderzusetzen, und davon sittliche Anwendungen zu machen; wenn jedoch dabei geflissentlich vermieden wird, von ihren außerordentlichen Vorzügen und von der Liebe, die wir zu ihr tragen sollen, etwas zu erwähnen, so ist dieß nicht mehr im Geiste der katholischen Kirche geprediget.

Ueber das Altarssacrament sprach er sich in einer am Frohnleichnamsfeste gehaltenen Predigt aus, die er dann lateinisch und deutsch drucken ließ. Er erklärt darin ausdrücklich: Im Abendmahl ist gegenwärtig das allervorzüglichste Schlachtopfer, Hostia hostiarum, wahrer Leib und wahres Blut unseres Herrn Jesu Christi, derselbe Leib, der in Maria vom Worte angenommen, geboren ist und gelitten hat, auferstanden und gen Himmel gefahren ist, es ist gegenwärtig Gott und Mensch. Was er dann von dem Genusse im Glauben sagt, kann noch im katholischen Sinne gedeutet werden. Was aber eine günstige Deutung durchaus nicht mehr

zuläßt, ist die Aeußerung: „Ob nun eigentliche Verwandlung Statt findet, darüber mögen müßige Schulköpfe zanken". Damit ist nun wieder der Glaubenslehre die Lebensader unterbunden. Ist es gleichgültig ob eine Wandlung Statt hat oder nicht, sind die Gnadenwirkungen in dem einem und dem andern Falle dieselben, so wird die Communion zu einem bloß äußerlichen Anhaltspunkte, dessen innerliche und über das Sinnliche erhabene Seelen auch entbehren können, und daß unter solchen Umständen von einer wahren Andacht, von einem festen Vertrauen auf die Wirkungen dieser himmlischen Seelenspeise, von einem lebendigen Bewußtseyn der innigsten Vereinigung mit Christus keine Rede mehr seyn könne, ist klar.

Ueber die Beicht endlich verfaßte er eine eigene Schrift unter dem Titel: Abhandlung von der Beicht, daß sie einem Christen nicht beschwerlich sey. Es war dieß seine letzte Arbeit im Kloster, und wenn unser Autor hierüber sagt, daß dieselbe das letzte Denkmahl seiner innerlichen Ueberwindung des Katholicismus sey, so hat er vollkommen Recht. Die Väter nennen sehr treffend das Sacrament der Buße, das letzte Brett im Schiffbruch. Wer dieses fahren gelassen hat, ist verloren. Daß aber dieser seiner innerlichen Ueberwindung des Katholicismus ein schwerer Seelenkampf vorausgegangen sey, belehrt uns Oekolampadius selbst. Er gibt in dem Anfange seiner Abhandlung vor, daß viele Anforderungen an ihn ergangen seyen, sich über die Beicht auszusprechen und fährt dann fort: „Ich konnte und wollte die Ansinnen nicht abweisen, des Jammers eingedenk, in dem auch ich mich einst befunden. In Hinsicht der Beicht plagte ich mich, wo es am wenigstens nöthig war; und wo es am nöthigsten war die Sache ernst zu nehmen, schonte ich meiner. Es genügte nicht die jedem Tage auferlegte Plage, ich mußte mich noch in freiwillig herbeigerufenen Anfechtungen stürtzen. Ich verlor mich selbst in unnützen Sorgen. Da ich nun durch Gottes Gnade es etwas besser habe, möchte ich auch meinem Todfeinde

jene Qualen des Geistes nicht wünschen. Da ich aber sehe, daß meine Freunde und Brüder an ähnlicher Krankheit leiden, was wäre mein Glaube, wenn ich nicht auch ihnen beistünde"? — Was ist nun das köstliche Mittel, womit er sich von dieser schmerzlichen Krankheit geheilt hat, und auch seine Brüder und Freunde zu heilen gedenkt? Es ist dieß noch keineswegs die Abschaffung des Bußsacramentes im Allgemeinen. Auch hier läßt er noch die Theorie stehen. Er spricht zwar von einer brüderlichen Beicht, die in Ermangelung eines Priesters jedem Gläubigen abgelegt werden könne, es erhellet jedoch nicht deutlich, ob er dieselbe nur als eine fromme Uebung der Demuth empfehlen wollte, oder ob er die von einem Laien im Nothfalle ertheilte Lossprechung für gültig hielt. Der eigentliche Gegenstand seiner Angriffe ist nur das specielle Sündenbekenntniß. Da unser göttlicher Heiland das Sacrament der Buße in Art eines Gerichtes eingesetzt hat, und jedes Gericht eine specielle Anklage und Erforschung mit sich bringt, so ist es schon in Kraft der göttlichen Einsetzung nothwendig, daß der Schuldige, so weit es ihm möglich ist, und kein physisches oder moralisches Hinderniß entgegensteht, Zahl und Gattung seiner schweren Vergehungen und die wesentlichen Umstände angebe, und dem Richter, der ihn hierüber als Stellvertreter Gottes befragt, Rede stehe. Ueberdieß ist das Sacrament der Buße auch eine geistliche Arzenei, ein Mittel der Besserung und eine ascetische Uebung, und das Medicinelle desselben beruht eben auf der Erforschung und auf dem Bekenntnisse der Sünden im Einzelnen. Die Gläubigen werden dadurch genöthiget, in sich einzugehen, sich zu prüfen, die geheimen Wunden ihrer Seele vor sich selbst und vor dem Arzte aufzudecken, und Selbstkenntniß ist der Grundstein alles Strebens nach Tugend und Vollkommenheit. Dieß hatten schon die ehrwürdigsten Weisen des heidnischen Alterthums erkannt, und schon Sokrates hatte das: Γνῶθι σεαυτόν an die Spitze seiner praktischen Philosophie gestellt. Allein gerade dieses Eingehen in sich selbst,

dieses genaue Erforschen des innerlichen Seelenzustandes war es, was Oekolampadius nicht wollte, weil es die Ursache seiner innerlichen Qualen war. Der nagende Wurm seines Gewissens mußte um jeden Preis zum Schweigen gebracht werden, und hiezu gab es kein anderes Mittel, als ihm seine Nahrung, die specielle Erforschung und Anklage abzuschneiden. Der Ausweg aber, den er ergriff, um sich selbst zu täuschen und auf eine andere Spur zu bringen, ist in psychologischer Hinsicht höchst merkwürdig und lehrreich. Er setzte an die Stelle des speciellen ein allgemeines Bekenntniß der Sündhaftigkeit, und steigerte dasselbe bis zum Monstrosen. Er ließ auch nicht eine Faser des Guten in sich übrig, und überschrie das Gewissen, wenn es ihm Einzelnes vorhielt, mit einer offenen Schuld, die noch tausendmal Aergeres enthielt, und ohne allen Vergleich demüthiger zu seyn schien. Das Gewissen sollte dadurch wie ein saftreicher Baum, dem man im Frühjahr alle seine Triebe abschneidet, in sich selbst erstickt werden, und wir erblicken hier eines jener tieferen Momente, wodurch die Lehre von dem allein rechtfertigenden Glauben mit den inneren Seelenzuständen der Reformatoren zusammenhängt. Wie in dieser Art gebeichtet werden solle, zeigt Oekolampadius zum Frommen aller Heilsbedürftigen in einem Musterbekenntnisse, aus welchem wir zur Probe Folgendes mittheilen: „Meiner Sünden sind mehrere als der Haare auf meinem Haupte, als der Wogen des brausenden Meeres als des Sandes am Meeresgestade; und die meisten sind mir dazu unbekannt. Welchen Augenblick meines Lebens selbst am Tage meiner Geburt, habe ich ohne Sünde verbracht. Es beschuldigt mich Alles, was ich ansehe. Es widerspricht mir Alles, was ich lese. In mich selbst fliehe ich, und schaue jenen inwendigen Menschen an, der nach deinem Bilde geschaffen ist; ich schaudere, es zu sagen, wie entweiht und befleckt er ist. Das ist mein größter Schaden und Sünde, daß ich von dir mich losgerissen habe. Die Vernunft widerspricht dem Gehorsam des Glaubens, und höheren Lichtes unfähig, jagt

sie den, von den Sinnen vorgegaukelten Schatten. Der Wille schwankt zwischen Wollen und Nichtwollen. Es ist in mir ein Basiliskenei; der Wille gebiert täglich Basilisken. — Viele Werke, welche nach außen gut scheinen, werden durch die böse, inwendig verborgene Absicht befleckt. Ich habe keine Lust zu den heiligen Studien, zum Gebete; während desselben denke ich an Anderes. Mit dem Fürsten der Finsterniß hochmüthig emporstrebend, erbaue ich den Thron meines Eigenwillens. Ich erbaue in mir einen babylonischen Thurm und suche die Fortdauer meines Namens". So hat er denn seine Aufgabe, die beschwerliche Beichte in eine nicht beschwerliche zu verwandeln, glücklich gelöset. Er klagte, wie alle Reformatoren, daß die katholische eine Folter der Gewissen sey, und mit Recht; ihm und seinen gleichgesinnten Genossen war sie das in der That. Die scharfen Spitzen des Folterwerkzeuges sind nun abgeschliffen, und so gut abgeschliffen, daß das ganze Werkzeug zu gar nichts mehr taugt, als in die Rumpelkammer geworfen zu werden. Mit schauderhafter Wahrheit zeichnet er seinen eigenen Seelenzustand im Allgemeinen in den Worten: Mit dem Fürsten der Finsterniß hochmüthig emporstrebend, baue ich den Thron meines Eigenwillens; aber er erschrickt nicht mehr davor, es ist ja dieß nur eine allgemeine Formel, die für Jedermann paßt, und mit der noch viel zu wenig gesagt ist. Er hat sich im Anblicke des Medusenhauptes schon versteinert, es kann ihm kein Grauen mehr verursachen.

Damit war die große Crisis beendiget. Das Gift hatte sich, statt nach außen hervorzubrechen, in die innersten Tiefen des geistigen Lebens zurückgezogen. An die Stelle des Entzündungsfieber trat die Ruhe und das scheinbare Wohlbefinden eines mit Palliativen Geheilten ein, der nun in die Reihe chronisch Unheilbarer einrückt. Das Ordenskleid konnte ihm jetzt nur mehr als eine Mummerei erscheinen, und es war Zeit, dem Spiele ein Ende zu machen. Er benützte eben die Abhandlung über die Beichte, um sich frei und offen als

einen Verehrer und Anhänger Luthers zu erklären. Er sagt darin: „Dank sey Christo, nachdem viele Jahrhunderte lang ein großer Theil der christlichen Welt durch jene Tyrannei und Finsterniß war erhalten worden, so bricht jetzt mit dem Wiederaufleben besserer Studien das Licht der Wahrheit wieder klarer und freier hervor, indeß jene Seelentyrannen knirschend zergehen. Du hast von unserem Theologen Luther, der treffliche und reinchristliche Gelehrsamkeit mit schmeichellosem Eifer verbindet, einige Büchlein über die Beichte, welche in deutscher und lateinischer Sprache verbreitet sind, und mit deren Hülfe du Dein Gewissen erleichtern magst". Diese Demonstration war unzweideutig, denn Luther hatte bereits die päpstliche Bannbulle verbrannt, und sein Büchlein an Ambrosius Catharinus, worin er das Papstthum als das Reich des Antichrist schilderte, ausgehen lassen. Er konnte darüber nicht in Zweifel stehen, daß diese Erklärung Aufsehen machen und Beschwerden gegen ihn veranlassen würde; allein dieß lag gerade in seinem Plane, denn er wollte als Einer, der für die Wahrheit Alles wage, erscheinen. Er berichtet hierüber selbst Folgendes: „Jene Büchlein brachten Viele gegen mich auf, die mir mit lebenslänglichem Gefängniß und fürchterlichem Tode drohten. Aber Gott sey Dank, es wuchs der Muth desto höher, je mehr mir gedroht wurde; denn mich tröstet ein gutes Gewissen. Es war mir wohl bekannt, welche Nachstellungen während des Reichstages in Worms meine Feinde mir bereitet, ich wußte, was ein gewisser Fürst öffentlich mir gedroht*). — Die Mehrzahl der Ordensgenossen drang in mich, daß ich die Flucht ergreifen möchte; ich bat sie, mehr Vertrauen zu haben; dem Mönchen gezieme es, auch mit Gefahr des Lebens die Wahr-

*) Nach der Meinung des Autors war dieß kein Anderer als der Herzog von Bayern.

... angetragen hatten, ...
nicht gleich, warum er diesen ...
und seine Freunde schon läng...
einem Briefe Adelmannsfeldens ...
worin es heißt: „Unser Dekan ...
doch von vielen Seiten angefoch...
lichen Ahndungen, wodurch er ...
sind ihm äußerst lästig. Er ...
was er gethan. Denn er gesteht ...
sichtigkeit an seinem Unglücke ...
ihm thun könnte, ich würde kein ...
Ich wollte aber auch dich um ...
daß hier zu thun sey. Denn ...
dir einigermaaßen seine Lage zu ...
niß ist auch deßhalb merkwürdig ...
nach seinem Falle das Gebet ...
fahren gelassen hatte, und daß ...
ren.“ Ganz natürlich! Mit einem ...
Vorsatz der Rückkehr, kann man ...
schreiben, man kann sogar predigen ...
eifern; aber man kann sich nicht ...
kann nicht beten in der Ruhe ...

wețen, und seinen Freunden für die Schande und Verdruß, den er ihnen durch seinen Eintritt verursacht hatte, einige Genugthuung geben. Wir lassen ihn selbst erzählen: „Da ich die Brüder zu wiederholtenmalen ermahnte, doch ja ihre Gesetze nicht höher zu achten, als die Gottes, befahlen sie mir, fürchterlich drohend, ich sollte alle ihre Gesetzbücher aufmerksam durchlesen, und mit dem Gewissen, mit dem ich einst dem kommenden Richter Christo Rechenschaft ablegen würde, Alles bezeichnen, was darin Gottes Wort widerstritte. Denn sie zeigten sich bereit, ihre Lebensweise zu bessern, sintemal sie sich der Regel des Erlösers rühmten. Ich glaubte, sie hätten mir in Aufrichtigkeit jenen Befehl gegeben. O allmächtiger Gott! welche Abscheulichkeiten hat Rom in jenen Statuten gebilligt. Kaum hatte ich diese Arbeit angefangen und die Wahrheit etwas verlauten lassen, so zog ich mir Haß zu, und wurde ein Abtrünniger und Ketzer genannt, würdig in lebenslänglicher Gefangenschaft zu sterben, oder nach der Regel aus dem Kloster gestoßen zu werden. Sie wagten es aber nicht, durch die Bewahrung des Herrn, Hand an mich zu legen, hingegen wurde ich von den gemeinschaftlichen Gebetsübungen ausgeschlossen. Auch so wurde der Muth nicht überwältigt, daß ich gelobt hätte, von der erkannten Wahrheit abzustehen, was ihnen nur mürrischer Eigensinn zu seyn schien. Endlich, drei Tage, ehe ich gefänglich eingesetzt werden sollte, wurde ich von den Freunden ermahnt, mich doch ja ihnen zu erhalten und an meine Rettung zu denken; der Liebe sey genug gethan worden; die Gefahr sey größer als ich glaube. Ich theilte die Sache den Brüdern mit und sagte, wie unvortheilhaft es für sie wäre, wenn ich in Gefahr des Lebens geriethe. Ich zeigte wie wahr Alles sey, was ich lehrte; ich bedeutete ihnen, wenn sie mich für unschuldig hielten, so sey es ihnen nicht erlaubt, mich den Mördern auszuliefern, oder selbst Brudermörder zu werden; so ich aber gottlose Lehren verbreitete, und sie mich für einen Ketzer hielten, so sollten sie mich nicht als Bruder behalten, sondern als einen

heit zu bekennen, so daß sich die Mönche selbst darob wunderten, und um meinetwillen für sich selbst zu fürchten anfingen, und ich ihnen bereits beschwerlicher wurde, als sie mir". Die Gefahren, von denen er hier spricht, sind sehr übertrieben. Er wußte sehr wohl, wie damals, zu Ende des Jahres 1521, die Sachen standen, und welche mächtige Gönner und Freunde zu Augsburg ihm den Rücken deckten. War doch sogar Luther ungefährdet und triumphirend von dem Reichstage zu Worms abgezogen. Da die Ordensbrüder selbst ihm angetragen hatten, ihr Kloster zu verlassen, so sieht man nicht gleich, warum er diesen Antrag nicht benützte. Daß er und seine Freunde schon längst damit umgingen, geht aus einem Briefe Adelmannsfeldens vom 30. März 1521 hervor, worin es heißt: „Unser Oekolampad ist zwar gesund, aber doch von vielen Seiten angefochten. Die vielen gottesdienstlichen Uebungen, wodurch er vom Studiren abgehalten wird, sind ihm äußerst lästig. Er fängt endlich an, einzusehen, was er gethan. Denn er gesteht selbst, er sey durch Unvorsichtigkeit an seinem Unglücke Schuld. O daß ich etwas für ihn thun könnte, ich würde keine Mühe noch Kosten sparen. Ich wollte aber auch dich um Rath fragen, was du meinst, daß hier zu thun sey. Denn er hat mir aufgetragen, auch dir einigermaaßen seine Lage zu schildern". — Dieses Zeugniß ist auch deßhalb merkwürdig, weil es beweiset, daß er nach seinem Falle das Gebet und die geistlichen Uebungen fahren gelassen hatte, und daß sie ihm lästig geworden waren. Ganz natürlich! Mit einem zerrütteten Gewissen, ohne Vorsatz der Rückkehr, kann man zwar studiren, man kann schreiben, man kann sogar predigen und für die Ehre Gottes eifern; aber man kann sich nicht in sich selbst versenken, man kann nicht beten in der Ruhe und Einsamkeit des Herzens, ohne von innern Peinen zerrissen zu werden. Warum jedoch Oekolampadius nicht sogleich austrat, klärt sich sogleich auf. Er wollte, wie die Franzosen sagen, mit Eclat und als ein Verfolgter abtreten, um die frühere Scharte wieder auszu-

wetzen, und seinen Freunden für die Schande und Verdruß, den er ihnen durch seinen Eintritt verursacht hatte, einige Genugthuung geben. Wir lassen ihn selbst erzählen: „Da ich die Brüder zu wiederholtenmalen ermahnte, doch ja ihre Gesetze nicht höher zu achten, als die Gottes, befahlen sie mir, fürchterlich drohend, ich sollte alle ihre Gesetzbücher aufmerksam durchlesen, und mit dem Gewissen, mit dem ich einst dem kommenden Richter Christo Rechenschaft ablegen würde, Alles bezeichnen, was darin Gottes Wort widerstritte. Denn sie zeigten sich bereit, ihre Lebensweise zu bessern, sintemal sie sich der Regel des Erlösers rühmten. Ich glaubte, sie hätten mir in Aufrichtigkeit jenen Befehl gegeben. O allmächtiger Gott! welche Abscheulichkeiten hat Rom in jenen Statuten gebilligt. Kaum hatte ich diese Arbeit angefangen und die Wahrheit etwas verlauten lassen, so zog ich mir Haß zu, und wurde ein Abtrünniger und Ketzer genannt, würdig in lebenslänglicher Gefangenschaft zu sterben, oder nach der Regel aus dem Kloster gestoßen zu werden. Sie wagten es aber nicht, durch die Bewahrung des Herrn, Hand an mich zu legen, hingegen wurde ich von den gemeinschaftlichen Gebetsübungen ausgeschlossen. Auch so wurde der Muth nicht überwältigt, daß ich gelobt hätte, von der erkannten Wahrheit abzustehen, was ihnen nur mürrischer Eigensinn zu seyn schien. Endlich, drei Tage, ehe ich gefänglich eingesetzt werden sollte, wurde ich von den Freunden ermahnt, mich doch ja ihnen zu erhalten und an meine Rettung zu denken; der Liebe sey genug gethan worden; die Gefahr sey größer als ich glaube. Ich theilte die Sache den Brüdern mit und sagte, wie unvortheilhaft es für sie wäre, wenn ich in Gefahr des Lebens geriethe. Ich zeigte wie wahr Alles sey, was ich lehrte; ich bedeutete ihnen, wenn sie mich für unschuldig hielten, so sey es ihnen nicht erlaubt, mich den Mördern auszuliefern, oder selbst Brudermörder zu werden; so ich aber gottlose Lehren verbreitete, und sie mich für einen Ketzer hielten, so sollten sie mich nicht als Bruder behalten, sondern als einen

Ansteckenden entlassen. Sie wußten nicht was sie thun sollten; daß ich austreten sollte, wagten sie nicht zu befehlen; aber viel unlieber wollten sie ohne Ursache mich den Feinden ausliefern. Unterdessen schickten die Freunde Pferde, welche mich an einen sichern Ort bringen sollten, und drangen in mich; endlich wurde mir ein Entlassungsschreiben bewilligt mit anständigem Reisegeld. Ich sagte: Lebet wohl und erlangte meine Freiheit wieder". Dieser Verlauf der Sache, wie ihn Oekolampadius selbst beschreibt, gibt uns hinreichende Aufschlüsse sowohl über seine eigentliche Absicht, als auch überdie traurigen Veränderungen, die bereits in seinen sittlichen Zuständen vorgegangen sind. Dieß war also der Dank, den er seinen Ordensbrüdern für so viele Liebe und Schonung erwies. Er konnte ungehindert gehen; sie hatten ihn selbst dazu aufgefordert; aber er geht nicht, er reißt eher noch einen Vorwand vom Zaun, um sie auf wahrhaft muthwillige Weise zu reizen, und auf das empfindlichste zu kränken. O allmächtiger Gott, ruft er emphatisch aus, welche Abscheulichkeiten hat Rom in diesen Statuten gebilliget, er hält es aber nicht für gerathen, die Abscheulichkeiten genauer zu bezeichnen. Es sind dieß dieselben Statuten, in denen er als Noviz unterrichtet wurde, auf die er seine Gelübde abgelegt, in deren Uebung er so viel Ruhe und Trost gefunden, die ihm im Anfange nach seinem eigenen Geständnisse so wohl gefallen hatten. Die Entdeckung daß sie abscheulich seyen, war also erst von gestern her, und er dachte wohl selbst nicht von Weitem daran, seine Ordensbrüder zu bekehren; aber ihr gerechter Unwille über diese unverschämte Aeußerung sollte ihn vor seinen Freunden mit der Glorie des Märtyrerthums umgeben. Wenn er hier wieder die Sache so darzustellen sucht, als habe er in der größten Gefahr geschwebt, und es sey nur durch einen besondern Schutz Gottes verhindert worden, daß sie nicht Hand an ihn legten, so herrscht hier wieder derselbe Geist der Unredlichkeit und Falschheit, der ihn von nun an nicht mehr verläßt. Aus dem Ganzen geht hervor, daß die guten Mönche froh waren,

seiner los zu werden, und mehr Güte und Edelmuth konnten sie wohl nicht beweisen, als daß sie ihm noch ein Entlassungsschreiben und ein anständiges Reisegeld mitgaben *). So

---

*) Unser Autor gibt seinerseits auch eine Erklärung, wie Oekolampadius zum Ordensstande kam, und wieder davon wegkam. Nachdem er erzählt hat, wie Oekolampadius die feierlichen Gelübde ablegte, fährt er fort: „Er gesteht es selbst, daß er damals schon gar nicht wußte, wie fern die Gelübde bindend seyen, woher entstanden, wiefern man mit gutem Gewissen leben und wieder abweichen dürfe. Die eigentlichen Mönchsgelübde sah er als bindend an, so lange und sofern die Beobachtung des Gelobten zum Heil förderlich erkannt wird, so lange man ein Mitglied der Gemeinschaft ist, zu deren Erhaltung, Eintracht und Wohl diese und jene Einrichtungen getroffen worden sind. Immerhin scheint Oekolampadius Schritt, auch so beachtet, auffallend. Doch möchten wir ihn nicht gerade der Unredlichkeit zeihen und ihn eher durch sein eigenthümliches Verhältniß der Kirche gegenüber erklären. Die unter dem Einflusse der katholischen Kirche ganz innerlich in ihm bewirkte Reformation befreite ihn innerlich von den Banden des alten Kirchenwesens; aber noch immer konnte er sich nicht vorstellen, daß dasselbe dem Evangelium im Ganzem widerstreite. Er glaubte, das Licht der evangelischen Ueberzeugung mit dem alten Kirchenglauben, die Freiheit der Kinder Gottes mit dem Mönchsgehorsam vereinigen zu können, und mußte zu dem Ende diesen in seinem Gedanken anders sich vorstellen, als er in Wirksamkeit war, und ihm Gränzen setzen, die er nicht kenne. Oekolampadius handelte also nicht unredlich, aber unklug und ohne gehörige Kenntniß der Sache, wie leicht zu begreifen ist bei einem Manne, der dem bewegten Leben der Gegenwart und dessen wachsenden Anforderungen zu entfliehen sich sehnte. Von Seiten der Mönche ist auch an keine Unredlichkeit zu denken; gerne mochten sie alles Mögliche und Erlaubte anwenden, um den gelehrten, frommen, angesehenen Mann, der ihnen übrigens wegen der Wohlhabenheit seiner Eltern keine ökonomische Last verursachen konnte, zum Uebertritte zu ihrem Orden zu bewegen. Beide Theile handelten unvorsichtig, überschritten in Etwas die Gränzen ihrer Ueberzeugung

verließ er gegen das Frühjahr 1522 das Kloster Altenmünster, nachdem er nicht ganz zwei Jahre das Ordenskleid getragen hatte. Mit ernster heiliger Meinung, rein und lauter wie ein Engel war er über die Schwelle desselben eingegangen, ein gefallener Engel trat er aus demselben in die Welt hinaus. Sein ganzes Leben zerfällt in zwei große Hälften. Die erste bis zu seinem Eintritt ins Kloster ist die Zeit des noch unentschiedenen Suchens, Ringens und Strebens, die Zeit seines Aufenthaltes im Kloster steht in der Mitte und ist die entscheidende Crisis, mit seinem Austritte beginnt die zweite Hälfte; und die stufenweise Entstellung und Entartung einer schönen Seele, die mit der Anlage zur Heiligkeit begabt war, aber die Zeit der Heimsuchung verkannt hatte, wird nun das tiefergreifende, aber warnende und lehrreiche Schauspiel seyn, das sich vor unsern Augen entwickeln wird.

und hintergingen einander unabsichtlich". — Wir haben über diese Erklärung weiter nichts zu sagen, und bedauern nur, daß sich ein kleiner Gedächtnißfehler darin eingeschlichen hat. Der Verfasser bemerkt hier, daß das alte Kirchenwesen dem Evangelium im Ganzen widerstreite, vergißt aber, daß er kurz vorher, wo er von den Karthäusern redete, den Ausspruch gethan hatte, daß die christliche Wahrheit in der katholischen Kirche nie völlig geläugnet, sondern nur verdeckt und gelähmt werde.

LV.

Der Aufruhr in Philadelphia.

Das Ereigniß von Philadelphia ist wohl den Meisten in Deutschland völlig unerwartet gekommen; sie wissen es nicht zu erklären, daß in dem Lande der vollständigsten bürgerlichen und religiösen Freiheit und in einer der größten und blühendsten Städte solche Frevel gegen Personen und Kirchen des katholischen Bekenntnisses ungestört und straflos verübt werden konnten. Ist denn dieß nicht dasselbe Land, in welchem alle Secten und Religionen, auch die frechsten und verkehrtesten, die ungebundenste Freiheit genießen, wo Unitarier, Quäker, Shaker, Universalisten, Mormoniten u. s. w. lehren und treiben, was ihnen beliebt — das Land, wo keine Staatskirche existirt, und keine religiöse Parthei irgend einen gesetzlichen Vorzug, ein politisches Privilegium vor den andern voraus hat, wo daher fast alle jene Veranlassungen, welche sonst religiösen Haß und fanatische Verfolgung zu entzünden pflegen, wegfallen? In der That leben auch alle jene mannigfaltigen Secten trotz der vielen unvermeidlichen Anläße zu Reibungen und Zwistigkeiten in einer gewissen äußeren Verträglichkeit mit einandre; wie weit auch der Abstand der Lehren seyn mag, sie haben doch Einen Berührungspunkt, Ein Allen gemeinschaftliches Gefühl — und dieß ist der Haß gegen die katholische Kirche. Und eben dadurch erlangen die Prediger der Secten einen Einfluß und Wirkungskreis, welcher über die engen Schranken ihrer Parthei hinausreicht. So berichtet J. G. Büttner in seinem

jüngst erschienenen Werke *) als Augenzeuge von einer Versammlung, welcher alle protestantischen Geistlichen Pittsburgs und Alleghanytown's, mit Ausnahme der Episcopalen, beiwohnten. Sie betraf das schnelle Wachsthum der Römisch-katholischen Kirche in den vereinigten Staaten, vorzüglich im Westen, und sollte Mittel und Wege aufsuchen, dasselbe zu hemmen, und ihren Bericht darüber der in kurzer Zeit sich versammelnden General-Versammlung der presbyterianischen Kirche zur Berathung vorlegen. In dieser General-Versammlung selber, „welche aus den ausgezeichnetsten und berühmtesten Geistlichen der presbyterianischen Kirche bestand", wurden folgende Beschlüße (im Jahre 1840) gefaßt:

1) Beschlossen, „daß es das wohlbedachte und entschiedene Urtheil der General-Assembly ist, daß die Römisch-katholische Kirche von der Religion unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi wesentlich abgewichen ist, und daher als eine christliche Kirche nicht angesehen werden kann".
2) Beschlossen, „daß es hiemit allen, die in unserer Gemeinschaft sind, anempfohlen wird, sich zu bemühen, durch Verbreitung des Lichtes von der Kanzel, durch die Presse und alle andere christlichen Mittel der Ausbreitung des Romanismus entgegenzuarbeiten" u. s. w.

So die Presbyterianer; wie sich die Baptisten gegen die Katholiken verhalten, sie, die eben so einflußreich, als die Presbyterianer sind, und alle Religionspartheien an Zahl übertreffen, das mag man aus einem Berichte entnehmen, welchen die American Baptist Home Missionary Society im Jahre 1834 veröffentlichte. In diesem wird ganz nach dem dort herkömmlichen officiellen protestantischen Kanzelstyl von

*) Die vereinigten Staaten von Nordamerika. Mein Aufenthalt und meine Reisen in denselben, vom Jahre 1834 bis 1841; Hamburg 1844. 2 Bde. Der Verfasser war zuletzt „Professor der Theologie am theologischen Seminar der hochdeutsch-reformirten Synode von Ohio".

der katholischen Religion als dem verderblichsten aller Uebel und der äußersten Corruption des menschlichen Geistes, der kaum tiefer mehr fallen könne, geredet. Es werden nämlich die nachtheiligen Folgen hervorgehoben, die der Mangel an gehöriger Verkündigung des „Evangeliums" erzeuge; der Unglaube reife in mehreren Theilen des Landes und trete immer offener hervor; der Irrthum in seinen mannigfaltigen Formen pflanze sich fort; aber das Schlimmste von Allem vielleicht sey, daß der Papismus in raschem Anwachs begriffen sey *). Also besser völlig ungläubig als katholisch seyn, ist hier der Wahlspruch.

Was aber die Presbyterianer und die übrigen „evangelischen" Secten unter „der Verbreitung des Lichtes von der Kanzel und durch die Presse" verstehen, davon gibt die Geschichte der Maria Monk eine Probe. Da die weiblichen Klöster in Amerika eine bessere Erziehung gewähren, als sie sonst dort zu finden ist, deßhalb selbst unter Protestanten der höhern Stände großes Vertrauen genießen, und eine Hauptstütze der katholischen Sache bilden, so kam es darauf an, die Wuth des Pöbels gegen sie zu entzünden. Zu diesem Zwecke erschien zuerst im Jahre 1835 in einem religiösen Blatte zu New-York, dem Protestant Vindicator, dann auch in einem eigenen Buche die Erzählung der Maria Monk. Das Buch, das schnell in vielen Tausenden von Exemplaren im ganzen Lande verbreitet, bald auch in England nachgedruckt wurde, führte den Titel: „Gräßliche Enthüllungen der Maria Monk über ihren siebenjährigen Aufenthalt im Nonnenkloster Hôtel Dieu zu Montreal (in Canada)" **). Die Person, unter de-

*) While there is so much destitution of the saving Knowledge of the truth, infidelity is becoming rife and unblushing in various sections of the country — — and worse than all perhaps, popery is rapidly on the increase. Der Bericht steht in den Essays on the Church, by a Layman, London 1840, p. 110.

**) Awful Disclosures of M. M. as exhibited in a Narrative

een Namen diese Enthüllungen in Umlauf gesetzt wurden, litt an periodischem Wahnsinn, war in diesem Zustande verführt worden, und in Folge davon eines Kindes genesen, und lebte darauf in Concubinat mit einem gewissen Hoyte, der eine Zeitlang Prediger einer protestantischen Secte gewesen. Dieser hatte sie vermocht, sich für eine aus dem Kloster entsprungene Nonne auszugeben, und zu berichten, wie man in diesem Kloster neugeborne Kinder ermorde, und wie in ihrer Gegenwart eine Nonne auf Befehl des Bischofs von Montreal von fünf Priestern und den Schwestern des Convents, weil sie sich der Theilnahme an solchem Kindermorde geweigert, um's Leben gebracht worden sey.

Aehnliche Verläumdungen bewirkten ein Jahr vorher, in der Nacht vom 10. auf den 11. August 1834, die Zerstörung des Ursulerinnenklosters Charleston in Boston, einer Anstalt für Erziehung junger Mädchen, welches von einem fanatisirten Volkshaufen geplündert und in Brand gesteckt wurde. Büttner bemerkt darüber: „Es liegt noch in Trümmern und wird nie wieder aufgebaut werden. Der Haß gegen den römischen Katholicismus, der täglich zunimmt, läßt das Wiederaufbauen nicht zu. Eins jedoch sollte der Staat thun; er sollte den Eigenthümern des Klosters und der zerstörten Geräthschaften den erlittenen Schaden ersetzen und dadurch einen Act der Gerechtigkeit ausüben. Allein auch dazu sind wenig Aussichten vorhanden. Schon im Jahre 1835, also im ersten Jahre darauf, wo die Sache noch neu war, wurde der Antrag des Ausschusses aus dem Unterhause des Staates, auf Leistung eines Ersatzes oder einer Bewilligung zum Besten der so schwer Beschädigten nnd Gefährdeten, mit großer Stimmenmehrheit verworfen, und im Jahre 1842 weigerte sich die Gesetzgebung abermals einen neuen, ebenfalls von einem Aus-

---

of her Sufferings during a Residence of five years as a Novice, and two years as a Black Nun, in the Hôtel Dieu Nunnery at Montreal. Newyork 1835.

schusse entworfenen Antrag auf Entschädigung der Eigenthümer des Klosters in Berathung zu nehmen. Der nagende Zahn der Zeit wird nach und nach das vollends verzehren, was das Feuer übrig gelassen hat, und wohl ist es zu wünschen, daß dieß bald geschehe, denn die Trümmer erwecken bittere Gefühle und gereichen dem Staate nicht zur Ehre". Was den Aufruhr zu Philadelphia betrifft, so ist der Unterschied zwischen der politischen und der religiösen Seite desselben in den Berichten der öffentlichen Blätter, der Augsburger Allgemeinen, wie der Leipziger Zeitung, bereits anerkannt. Man hat es dort hervorgehoben, daß die Zerstörung der Kirchen (und des Klosters) „in Gegenwart der bewaffneten Macht im stillschweigenden Einverständniß heuchlerischer Fanatiker, in Gegenwart eines Magistrats, der die Pöbelbanden kannte", geschehen und ein, von den politischen an den Personen der Irländer verübten Gewaltthaten der Native Amerikan Parthei ganz verschiedenes aus Religionshaß hervorgegangenes Ereigniß sey. Ein protestantisches Blatt, der Philadelphia Mercury, hat bei dieser Gelegenheit das merkwürdige Bekenntniß abgelegt, daß die Opfer dieser Excesse „zu einer Secte gehörten, welche bisher ohne Widerstand mehr Unbilden erduldet habe, als irgend eine andere Gesellschaft im Lande, selbst die Quäker nicht ausgenommen, ertragen haben würde" *).

Auch hier waren es aber die Bemühungen des Bischofs Kenrick und der katholischen Familienväter, ihren Kindern eine eigene Erziehung in besonderen katholischen Schulen zu verschaffen, welche zunächst den Eifer protestantischer Prediger entflammten; schon seit längerer Zeit wurden deshalb auf jeder evangelischen **) Kanzel der Stadt den Katholiken alle

*) They belong to a religious sect, which has borne more wrongs unresistingly, than any other Society in this country would have done, the Quakers not excepted.

**) Evangelisch heißen und nennen sich in Amerika alle Secten, welche, wie sie auch sonst von einander abweichen mögen, die

ersinnlichen Thorheiten und Frevel zur Last gelegt; und noch im März dieses Jahres erklärte der Bischof öffentlich, die Katholiken in Philadelphia dürften es, wegen der durch jene Predigten erzeugten Gährung, nicht wagen, sich zur Berathung ihrer Schul- und Erziehungs-Angelegenheiten zu versammeln.

Ueber die Folgen des Ereignisses Vermuthungen aufzustellen, sind wir nicht geneigt. Das Beispiel von Boston zeigt, daß auch in diesem Falle von dem Rechts- und Sittlichkeitsgefühle der dortigen Protestanten nichts zu erwarten ist; ja nach der Ansicht eines hier weilenden Amerikaners dürften sich leicht ähnliche Scenen in andern Städten des Freistaats wiederholen. Sagt doch auch ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung: „Ein gewisses stilles Wohlgefallen an der Heimsuchung, welche die Anhänger des Papstthums betroffen, sey von vielen Seiten troz angeblicher Zerknirschung, troz der ernsten und scheinheiligen Mienen ganz unverkennbar; dieß sey der wunde Punkt, der für die Zukunft Besorgnisse einflöße". Allerdings, und blos von menschlichem Standpunkt aus angesehen, steht die Sache für die Katholiken schlimm, sehr schlimm. Aber hier ist schon dieß ein Trost, daß es in solchen Ereignissen für die Sache, wie für die Personen unendlich besser ist, der leidende als der handelnde Theil zu seyn. Und dann lehren uns achtzehn Jahrhunderte, daß die Kirche noch nie einen glänzenden Sieg errungen hat, dem nicht schwere Prüfungen und Verfolgungen vorangegangen wären. Quando duplicantur lateres, Moses venit.

Lehre von der Rechtfertigung und Beseligung des Menschen durch die bloße Imputation des Verdienstes Christi vortragen. Dazu gehören der größere Theil der Baptisten, die fünf Hauptpartheien der Presbyterianer, die Congregationalisten, die Lutheraner, ein Theil der Methodisten und die Evangelicals unter den Episcopalen.

LVI.

Dupanloup über den gegenwärtigen französischen Clerus.

Bei Gelegenheit des Kampfes um die Unterrichtsfreiheit, als die französische Geistlichkeit von ihren Gegnern und Vormündern manchen Angriffen ausgesetzt war, namentlich in Betreff ihrer wissenschaftlichen Bildung, erschien auch der vielfach verdiente Abbé Dupanloup, der ausgezeichnete Director des blühenden bischöflichen Collegs von Paris, vor den Schranken der Oeffentlichkeit, indem er an den Herzog von Broglie, in Erwiederung auf seine Vorwürfe, ein Schreiben richtete, welches, auf Thatsachen fußend von dem Zustande der französischen Kirche ein erfreuliches Bild entwirft. Es sey uns daher vergönnt, Einiges daraus unseren Lesern mitzutheilen.

In Frankreich, sagt er, ist, anders wie in Deutschland, nicht ein einziger bischöflicher Stuhl, der unbesetzt wäre, und ich glaube nicht, daß seit Jahrhunderten die Haltung des französischen Episcopates eine kräftigere, eine würdevollere und zugleich eine friedlichere gewesen ist. Einstimmig und ohne Widerspruch gelten unsere Bischöfe für Apostel der Barmherzigkeit: ihre Geduld ist ihrem Eifer gleich; ihre Achtung vor der Regierung ist aufrichtig und gewissenhaft; ihr Gewissen beherrscht ihre Meinungen; die Empfindungen ihres Herzens gehören den heiligen Interessen der Religion; preiswürdig ist ihre evangelische Uneigennützigkeit, ihre mit Würde getragene Armuth, ihre unermüdliche, sinnreiche Großmuth dem Armen und Nothleidenden beizuspringen. Ueberdieß pflegt auch mancher von ihnen ruhmvoll das Erbe kirchlicher Wissenschaft.

Hierauf geht Dupanloup zu dem niederen Clerus über. In kurzer Zeit wird keine einzige Pfarrei in Frankreich ohne Priester seyn, d. h. einen Mann ausgezeichnet durch seine Tugenden, seine Barmherzigkeit, die Unbescholtenheit und Lauterkeit seines Wandels, der seinen Zuhörern das Evangelium verkündet.

Folgendes ist eine ungefähre Uebersicht der französischen Hierarchie. Zuerst: Achtzig Bischöfe mit ihren Generalvicaren und Kapiteln oder

gegen 500 Vicaren, und 12 oder 1500 Titularvicaren, welche den aufgeklärtesten Theil des Clerus und die natürlichen Rathgeber der Bischöfe bilden. Zweitens: die Pfarrer von 40000 Pfareien. Drittens: Vier geistliche Orden, die Sulpitianer nämlich, die Lazaristen, die Priester für auswärtige Missionen und die Brüder der christlichen Lehre.

Die Sulpitianer sind wahre Muster von Bescheidenheit, Weisheit und Mäßigung. Nicht minder zeichnen sie sich durch ihre Wissenschaft aus. Seit dem Concordat von 1802 leiten sie die priesterliche Erziehung in fünf und zwanzig Diöcesen und haben sich so einen großen Einfluß gewonnen; in Paris findet sich kaum ein Priester, der seinen Unterricht nicht von ihnen empfangen hätte; dasselbe mag von den Bischöfen gelten.

Die Lazaristen von Vinzenz von Paul gegründet, stehen an der Spitze von zehn oder zwölf bischöflichen Seminarien; sie sind gleichfall's die unmittelbaren Oberen von fünftausend barmherzigen Schwestern. Endlich dürfen wir ihre wichtigen Dienste im Orient nicht vergessen.

Die Priester der auswärtigen Missionarien sind über alles Lob erhaben; sie haben hundert und zwanzig Missionaire in Indien, China und Cochinchina.

Die Brüder der christlichen Lehre endlich erfreuen sich in Frankreich einer solchen Popularität, daß es ihnen unmöglich ist allen Gesuchen ihres Ordens zu entsprechen. Ihre Anzahl beläuft sich ohngefähr auf 2136, ihre Schulen auf 400, ihre Schüler auf etwa 200000, welche unentgeltlichen Unterricht erhalten, die übrigen ungerechnet. 130 Städte haben sich erboten die Brüder zu unterhalten; allein bis jetzt ist es den letzteren unmöglich gewesen, ihnen diese Wohlthat zu erweisen.

Den Kreis des wissenschaftlichen Unterrichts, welchen der sich heranbildende Clerus durchläuft, übersichtlich darstellend, beschließt Dupanloup denselben mit den sogenannten geistlichen Conferenzen, dem Hauptmittel der geistigen Weiterbildung des Priesterstandes im praktischen Leben. Er sagt: „In einer großen Anzahl von Diöcesen bestehen diese Conferenzen; jeden Monat versammeln sich die Seelsorger eines Kantons am Sitze und unter der Aufsicht ihres Decans. Die Gegenstände der Discussion werden vorgängig von dem Diöcesanbischof bestimmt. Meist betreffen sie Hauptpunkte der Dogmatik, Moral, Disciplin, Liturgie. Zu Anfang jeden Jahres wird ein gedrucktes Verzeichniß der Fragen an alle Kantone gesendet, um dem Studiren die nöthige Zeit zu lassen. Außerdem ist ein Monat zwischen jeder Conferenz zu gehöriger Vorbereitung vorgeschrieben. Die wichtigeren Punkte müssen schriftlich be-

handelt und öffentlich vorgetragen werden; hierauf findet eine mündliche Besprechung über jede Frage statt. Der Decan leitet die Discussion. Jede Conferenz erwählt sich einen Secretär, der nach Lösung der Frage bemüht ist, darüber einen Bericht abzufassen. Durch diese einfache Einrichtung werden dieselben Fragen gleichzeitig von allen Priestern der Diöcese behandelt. Die Berichte werden dem Bischof zugeschickt und in einigen Diöcesen, wie z. B. in Paris, besteht eine Centralconferenz, gebildet aus allen Präsidenten und Secretären jeder einzelnen Conferenz. Hier führt der Bischof selbst den Vorsitz, assistirt von seinen Generalvicaren und seinem Rath. Jede einzelne Auflösung wird hier aufs Neue erwogen und erhält so das Siegel eines definitiven Entscheides. Im Laufe von vier oder fünf Jahren sind auf diese Weise alle Hauptfragen der Dogmatik, Moral, Disciplin und Liturgie ein Gegenstand des Nachdenkens für alle Diöcesen Frankreichs geworden. Ich bin daher nicht im geringsten darüber in Zweifel, daß diese Berathungen nicht einen sehr wesentlichen und wirksamen Einfluß auf die Macht und den geistigen Zustand des französischen Clerus äußern". Diese Worte des französischen Priesters verdienten gewiß auch in Deutschland wohl beherzigt zu werden.

LVII.

Zum Besten von Klee's Denkmal.

Am Schlusse des Jahres 1842 haben wir in diesen Blättern, Band X. Seite 727) bei Gelegenheit des Allerseelenfestes, den Wunsch ausgedrückt, es möge die Dankbarkeit des katholischen Deutschlands die Ruhestätte des um die theologische Wissenschaft und die Erziehung des aufblühenden Priesterstandes so verdienten Klee's mit einem Grabmale, kommenden Geschlechtern zur Erinnerung, ausschmücken, wie der Gottesacker von München bereits eines, seinem Lebensgenossen, dem unvergeßlichen Möhler, aus öffentlichen Beiträgen errichtet, zur Freude aller Besucher unweit des Grabes von Klee besitzt.

Unsere Worte waren nicht in den Wind gesprochen; mancher Schüler, mancher Freund hat in dankbarer Erinnerung seine Hand zu einer frommen Grabspende geöffnet. Die Beiträge, welche bereits an uns unmittelbar eingegangen sind, betragen dermalen die Summe von 291 fl. 45 kr.

Zu gleicher Zeit eröffnete auch die Redaction der katholischen Sonntagsblätter in Mainz, unter H. Pfarrer Himioben, eine Subscription zu dem gleichen Zwecke. Die Liebe, mit welcher Klee an dem Rheine und seinen rheinischen Landsleuten, bis zum Augenblicke seines Todes, gehangen, blieb nicht unerwidert. Laut einer uns von H. Pf. Himioben gemachten Mittheilung betrugen die bis zum 31. Dezember des verwichenen Jahres bei ihm eingegangenen Beiträge die Summa von 335 fl. 28 kr. rhein.

Da auf diese Weise die Ausführbarkeit unseres Wunsches keinem Zweifel mehr unterlag, so wandten wir uns, zur Entwerfung eines Plans des Monumentes, an einen jungen talentvollen Bildhauer, H. Johann Petz, der unseren Wünschen mit uneigennütziger Begeisterung, aus frommer Liebe zur Sache selbst, entgegenkam.

Die Idee des Denkmals entlehnten wir den römischen Katakomben. Dort nämlich, auf den Gräbern der ersten Christen und Blutzeugen, findet sich nicht leicht ein Bild häufiger dargestellt, als das tröstliche des guten Hirten, wie er die verlornen Schäflein mit treuer, aufopfernder Liebe, in sicherer Hut, den Pfad des Heiles führt. Für einen Lehrer, der seinem Heiland in diesem Berufe mit begeisterter Seele und fröhlicher Aufbietung aller seiner Kräfte nachgefolgt, der in einer zerrissenen, irrungsvollen Zeit Vielen ein Wegweiser zur beseeligenden Wahrheit geworden, der als ein treuer, liebevoller Hirte sie auf seinen Schultern, unverdrossenen Eifers, durch das verschlungene Labyrinth des Welt- und Zeitgeistes, für die Ewigkeit gerettet, für einen solchen Mann schien uns dieses Bild kein unpassendes, die Dankbarkeit des katholischen Deutschlandes ihm auf der Gräberstätte zu bezeugen. Der

Grundgedanke war daher, eine schlank aufsteigende, gothische Säule als Trägerin des guten Hirten, zu dessen Füßen ein Weihbrunnen angebracht sey und zu dessen beiden Seiten am Allerseelenfest der Duft der Blumen sich mit dem Gebete dankbarer Freunde vereinigen könnte.

Der junge Künstler hat diese Idee, wie uns scheint, auf eine recht glückliche Weise ausgeführt und wir freuen uns, den Lesern auf dem folgenden Blatte eine Ansicht des einstweilen projectirten, aber noch nicht begonnenen Monumentes mittheilen zu können, um so mehr, da dasselbe durch seinen allgemeinen Sinn auch gewiß für andere Gräber sich eignen und jedem Gottesacker zur Zierde gereichen würde.

Es bleibt nun nur noch ein Punkt, der Kostenaufwand, zu besprechen übrig. Nach einem uns von dem Künstler gemachten Voranschlage würde das Monument, zu achtzehn Fuß Höhe gerechnet, aus schönem gelben Sandstein von Steingaden, sammt Untermauerung und allen übrigen Auslagen, auf Tausend Gulden zu stehen kommen. Würde die Höhe desselben um drei Fuß minder, also zu fünfzehn angenommen werden, so würde der Aufwand sich um hundert Gulden mindern und das Ganze auf 900 Gulden kommen.

Allein nach den vorangehenden Ausweisen fehlen zu der Ausführung in der einen oder andern Weise immer nach einige hundert Gulden. Des zuversichtlichen Vertrauens daher, daß die Freunde des Seligen ein so weit glücklich geführtes Werk nicht durch ihre Theilnahmlosigkeit vor seinem Schluße scheitern lassen werden, ergeht also noch einmal unsere Bitte, des hingeschiedenen Wohlthäters und Freundes eingedenk, das Wenige, welches noch fehlt, um die bescheidenen Ansprüche des Bildhauers zu decken, auf dem Grabe Klee's niederzulegen. Wie sich übrigens von selbst versteht: so wird eine Inschrift über dem Weihbrunnen es den Nachkommen verkünden, daß es die dankbare Liebe des katholischen Deutschlandes war, welche diesen Grabstein errichtete.

